DIE GROSSEN MEISTER

Deutschsprachige Erzähler der Jahrgänge 1850–1900

Herausgegeben von Rolf Hochhuth

II

DIE GROSSEN MEISTER

Deutschsprachige Erzähler der Jahrgänge 1850–1900

Herausgegeben von Rolf Hochhuth

I

DIE GROSSEN MEISTER

Deutschsprachige Erzähler der Jahrgänge 1850–1900

Herausgegeben von Rolf Hochhuth

DIE GROSSEN MEISTER

Deutschsprachige Erzähler
der Jahrgänge 1850–1900

Band 2





DIE GROSSEN MEISTER

Deutschsprachige Erzähler der Jahrgänge 1850–1900

Band 2

Herausgegeben von Rolf Hochhuth

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Verlages Kiepenheuer & Witsch, Köln
für die Bertelsmann Club GmbH, Gütersloh
die Europäische Bildungsgemeinschaft Verlags-GmbH, Kornwestheim
die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien
und die Buch- und Schallplattenfreunde GmbH, Zug/Schweiz
Diese Lizenz gilt auch für die Deutsche Buch-Gemeinschaft
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin – Darmstadt – Wien
Satz: Bercker, Graphische Betriebe, Kevelaer
Druck- und Bindearbeiten: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Germany · Buch-Nr. 07223 1

Inhalt

Robert Musil

Der alte Herr bekommt endlich Ruhe

1880–1942

Die kurze Zeit, die noch bis zum Begräbnis zur Verfügung stand, war von unzähligen ungewohnten kleinen Aufgaben ausgefüllt worden und hatte sich rasch entwickelt, und schließlich war aus den Besuchern, deren Kommen wie ein schwarzer Faden durch alle Stunden lief, in der letzten halben Stunde vor der Abfahrt des Toten ein schwarzes Fest geworden. Die Begräbnisgeschäftsleute hatten noch mehr als vorher gehämmert und gescharrt – mit dem gleichen Ernst wie ein Chirurg, dem man sein Leben anvertraut hat und fortab nichts mehr dreinreden darf – und hatten durch die unberührte Alltäglichkeit der übrigen Hausteile einen Steg der feierlichen Gefühle gelegt, der vom Tor über die Treppe in das Aufbahrungszimmer führte. Die Blumen- und Blattpflanzen, schwarzen Tuch- und Kreppbehänge, silbernen Leuchter und zitternden kleinen Goldzungen der Flammen, welche die Besucher empfingen, kannten ihre Aufgabe besser als Ulrich und Agathe, die im Namen des Hauses jeden begrüßen mußten, der dem Toten die letzte Ehre zu erweisen kam, und die von den wenigsten wußten, wer sie seien, wenn sie nicht der alte Diener ihres Vater in unauffälliger Weise auf besonders hochstehende Gäste aufmerksam machte. Und alle, die erschienen, glitten an sie heran, glitten ab und warfen irgendwo im Raum einzeln oder in kleinen Gruppen Anker, regungslos die Geschwister beobachtend. Steif wuchs diesen die Miene ernsten Ansichhaltens über das Gesicht, bis endlich Schirrmeister oder Inhaber der Leichenbeförderungsunternehmung – jener Mann, der Ulrich mit seinen Vordrucken aufgewartet hatte und in dieser letzten halben Stunde wenigstens zwanzigmal die Treppe hinab- und hinaufgelaufen war – seitlich

an Ulrich heransprengte und ihm mit behutsam zur Schau getragener Wichtigkeit wie ein Adjutant bei der Parade seinem General die Meldung überbrachte, daß alles bereit sei.

Weil der Zug feierlich durch die Stadt geführt werden sollte, wurden erst später die Wagen bestiegen, und Ulrich mußte als erster den übrigen voranschreiten, zur Seite des kaiserlich und königlichen Statthalters, der zu Ehren des letzten Schlafes eines Herrenhausmitglieds persönlich erschienen war, und auf der anderen Seite Ulrichs ging ein ebenso hoher Herr, Ältester einer dreigliedrigen Abordnung des Herrenhauses; dahinter kamen die zwei anderen Standesherrn, dann Rektor und Senat der Universität, und erst hinter diesen, aber vor dem unabsehbaren Strom der Zylinder mannigfaltiger, an Würde langsam von vorn nach hinten verlierender öffentlicher Personen, schritt Agathe, von schwarzen Frauen eingesäumt und den Punkt bezeichnend, wo zwischen den Spitzen der Behörden das zugemessene private Leid seinen Platz hatte; denn die regellose Teilnahme der »nichts als Mit-Fühlenden« begann erst hinter den in amtlicher Eigenschaft Erschienenen, und es war sogar möglich, daß sie aus nichts als dem alten Dienerehepaar bestand, das einsam hinter dem Zuge dahinschritt. So war dieser vornehmlich ein Zug von Männern, und zu seiten Agathes schritt nicht Ulrich, sondern ihr Ehemann Professor Hagauer, dessen rotapfeliges Gesicht mit der borstigen Raupe über dem Mund ihr inzwischen fremd geworden war und vor dem dichten, schwarzen Schleier, der ihr gestattete, ihn verborgen zu beobachten, dunkelblau aussah. Ulrich selbst, der in den vielen vorangegangenen Stunden immer mit seiner Schwester beisammen gewesen war, hatte mit einemmal das Gefühl, daß die uralte Begräbnisordnung, die noch aus der Gründungszeit der Universität stammte, sie ihm entrissen habe, und entbehrte sie, ohne daß er sich auch nur nach ihr umwenden durfte; er dachte sich einen Scherz aus, mit dem er sie begrüßen werde, wenn sie sich wiedersähen, aber seine Gedanken wurden durch den Statthalter ihrer Freiheit be-

raubt, der schweigend und herrscherhaft an seiner Seite schritt, aber doch zeitweilig ein leises Wort an ihn richtete, das er auffangen mußte, wie ihm denn überhaupt von allen diesen Exzellenzen bis zu den Magnifizenzen und Spektabilitäten Aufmerksamkeit erwiesen worden war, denn er galt als der Schatten des Grafen Leinsdorf, und das Mißtrauen, das man dessen vaterländischer Aktion allmählich überall entgegenbrachte, verlieh ihm Ansehen.

An den Straßenrändern und hinter den Fenstern hatten sich überdies Neugierige gestaut, und obgleich er wußte, daß in einer Stunde, einfach wie bei einer Theateraufführung, alles vorbei sein werde, fühlte er doch an diesem Tag die Vorgänge besonders lebhaft mit, und die allgemeine Teilnahme an seinem Schicksal lag ihm wie ein schwerer verbrämter Mantel auf den Schultern. Zum erstenmal empfand er die gerade Haltung der Überlieferung. Die dem Zug wie eine Welle voranlaufender Ergriffenheit der Menschenmasse an den Rändern, welche plauderte, verstummte und wieder aufatmete, der Zauber der Geistlichkeit, das dumpfe Aufs-Holz-Poltern der Erdschollen, dessen Nahen man ahnte, das gestaute Schweigen des Zugs, das griff an die Wirbel des Leibs wie in ein urhaftes Musikinstrument, und Ulrich empfand mit Staunen ein unbeschreibliches Wiedertönen in sich, in dessen Schwingung sich sein Körper aufrichtete, als würde er von der Getragenheit, die ihn umgab, ganz wirklich getragen. Und wie er nun einmal an diesem Tag den anderen näher war, stellte er sich gleich dazu vor, wie anders das noch wäre, wenn er in diesem Augenblick, dem ursprünglichen Sinn des halbvergessen von der Gegenwart übernommenen Gepränges gemäß, wirklich als der Erbe einer großen Macht einherschritte. Das Traurige verschwand bei diesem Gedanken, und der Tod wurde aus einer schrecklichen Privatangelegenheit zu einem Übergang, der sich in öffentlicher Feier vollzog; nicht mehr klaffte jenes grauenvoll angestarrte Loch, das jeder Mensch, an dessen Dasein man gewöhnt ist, in den ersten Tagen nach seinem Verschwinden hinterläßt, sondern schon schritt der Nachfolger an Stelle des Verstorbenen,

die Menge atmete ihm zu, das Totenfest war zugleich eine Mannbarkeitsfeier für den, der nun das Schwert übernahm und zum erstenmal ohne Vordermann und allein seinem eigenen Ende zuschritt. »Ich hätte«, dachte Ulrich unwillkürlich, »meinem Vater die Augen schließen müssen! Nicht seinet- oder meinetwegen, sondern –«, er wußte diesen Gedanken nicht zu Ende zu führen; aber daß weder er seinen Vater gemocht hatte, noch dieser ihn, kam ihm angesichts dieser Ordnung als eine kleinliche Überschätzung der persönlichen Wichtigkeit vor, und überhaupt schmeckte vor dem Tode das persönliche Denken schal nach Nichtssagenheit, während alles, was an dem Augenblick bedeutend war, von dem Riesenleib auszugehen schien, den der langsam durch die Menschengasse dahinwandernde Zug bildete, mochte er auch von Müßiggang, Neugierde und gedankenlosem Mittun durchsetzt sein.
Jedoch, die Musik spielte weiter, es war ein leichter, klarer, herrlicher Tag, und Ulrichs Gefühle schwankten hin und her wie der Himmel, der in einer Prozession über dem Allerheiligsten getragen wird. Zuweilen sah Ulrich in die Spiegelscheiben des vor ihm fahrenden Leichenwagens und sah seinen Kopf mit Hut und Schultern darin, und von Zeit zu Zeit bemerkte er am Boden des Gefährts neben dem wappengeschmückten Sarg wieder die kleinen alten Wachsschuppen von früheren Begräbnissen, die man nicht ordentlich weggeputzt hatte, und sein Vater tat ihm dann einfach und ohne alle Gedanken leid wie ein Hund, der auf der Straße überfahren worden ist. Sein Blick wurde dann feucht, und wenn er über das viele Schwarz hinweg zu den Zuschauern an den Straßenrändern kam, sahen sie aus wie benetzte bunte Blumen, und die Vorstellung, daß er, Ulrich, alles das jetzt sehe und nicht der, der alle Tage hier gelebt hatte und noch dazu das Feierliche viel mehr liebte als er, war so sonderbar, daß es ihm schier unmöglich vorkam, daß sein Vater nicht dabeisein durfte, wie er aus einer Welt schied, die er im allgemeinen gut befunden hatte. Es rührte innig, aber es entging Ulrich darüber nicht, daß der Agent oder Unternehmer der Leichenbestattung, der den katholi-

schen Zug zum Friedhof führte und in Ordnung hielt, ein großer, kräftiger Jude von einigen dreißig Jahren war: er wurde von einem langen blonden Schnurrbart geziert, trug Papiere in der Tasche wie ein Reisebegleiter, eilte vor und zurück und fingerte da am Riemenwerk eines Pferdes etwas zurecht oder flüsterte dort den Musikanten etwas zu. Das erinnerte Ulrich des weiteren daran, daß der Leichnam seines Vaters am letzten Tag nicht im Haus gewesen und erst kurz vor dem Begräbnis dahin zurückgebracht worden war, gemäß einer vom freien Geist der Forschung eingegebenen letztwilligen Bestimmung, die ihn der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hatte, und es war zweifellos anzunehmen, daß man den alten Herrn nach diesem anatomischen Eingriff nur flüchtig wieder zusammengenäht haben werde; da rollte also hinter den Glasscheiben, die Ulrichs Bild zurückwarfen, ein unordentlich vernähtes Ding als Mittelpunkt der großen, schönen, feierlichen Einbildung mit. »Ohne oder mit seinen Orden?!« fragte sich Ulrich betreten; er hatte nicht mehr daran gedacht und wußte nicht, ob man seinen Vater in der Anatomie wieder angezogen habe, ehe der geschlossene Sarg ins Haus zurückkam. Auch über das Schicksal von Agathes Strumpfband bestand Unsicherheit; man konnte es gefunden haben, und er vermochte sich die Witze der Studenten auszumalen. Alles das war überaus peinlich, und so lösten die Einwände der Gegenwart sein Empfinden wieder in viele Einzelheiten auf, nachdem es sich einen Augenblick lang fest zu der glatten Schale eines lebenden Traums gerundet hatte. Er fühlte nur noch das Absurde, wirr sich Wiegende der menschlichen Ordnung und seiner selbst. »Ich bin nun ganz allein in der Welt –«, dachte er, »ein Ankertau ist zerrissen – ich steige auf!« In diese Erinnerung an den Eindruck, den er als ersten bei der Botschaft vom Tode seines Vaters empfangen hatte, kleidete sich jetzt wieder sein Gefühl, indes er zwischen den Menschenmauern weiterschritt.

Erschienen 1930

Leonhard Frank

New Yorker Liebesgeschichte

1882–1961

Seine Freunde, ein Ehepaar, hatten gesagt, sie würden für ihn eine Frau einladen, vielleicht gefalle sie ihm. Ihr hatten sie dasselbe gesagt – ein Mann, der ihr vielleicht gefalle.
›Aus Begegnungen, die zu diesem Zweck von Dritten organisiert werden, entsteht selten etwas‹, dachte er, als er im Lift hochfuhr. ›Du siehst dann eine Frau, die dir im Wesen so fremd ist, daß nichts entstehen kann, und wäre sie auch noch so hübsch. Die Wahl kann nicht organisiert werden.‹ Aber er stand allein im Leben, und er war neugierig auf Frauen und suchte, wie jeder, der allein im Leben steht.
Auch sie war allein. ›Wenn er nicht gut aussieht, ist sowieso nichts möglich‹, dachte sie im Lift. Aber noch während sie von den Gastgebern begrüßt wurde, hatte sie nach einem Blick auf ihn schon gedacht: ›Mit ihm könnte ich mich überall zeigen. Wenn es darauf allein ankäme – – Er sieht auch viel jünger aus, als er ist.‹ Sie hatte in Who's Who nachgesehen und wußte, wie alt er war.
›Zu dick‹, dachte er. ›Sie sollte fünf Pfund abnehmen. Sieben! Aber diese Haut!‹ Er wußte sofort, daß auch die Haut ihres Körpers makellos weiß war, wie die des Gesichtes. Sie hatte dunkelbraunes Haar. Schon beim ersten Blick waren ihm ihre eigenartigen Brauen aufgefallen – enge, hohe Bögen, die fast senkrecht heruntergezogen bis zu den Wänden der Nasenwurzel. An ihrer Unterlippe, ein dünner, rosa Bogen, sah er, daß der kleine Mund weich war.
Es war eine winzige Wohnung, modern möbliert. Sie saß auf der Couch, das Cocktailglas in der Hand – eine überaus gepflegte Frau, an der alles vor Sauberkeit zu blinken schien. Ihr schwarzes Kleid war einfach und teuer.
Er hatte den Eindruck, daß ihre selbstverständlich sichere

Haltung auf persönlicher Leistung beruhe und daß materiell in ihrem Leben vollständige Ordnung herrsche. ›Und zwar eine durch Arbeit erkämpfte Ordnung, die sie durch nichts stören läßt‹, dachte er. ›Sie gibt nicht einen Dollar mehr aus, als sie kann. Sie ist eine genaue Frau. Und abends, nach der Tagesarbeit, lehnt sie sich zurück an ihre teuer erkaufte Ordnung. Mir gegenüber sitzt die personifizierte Rechtschaffenheit. Jetzt kann das Leben kommen, wenn es etwas zu bieten hat, sagen ihre bereitwilligen Blikke, das immer wieder schnell entstehende Lächeln, die beweglichen dünnen Finger und die schmalen Füße in Maßschuhen. Ungelackte Nägel! Selbstverständlich ungelackte Nägel!‹

›Man braucht nur seinen Blick zu sehen – abwesend und dennoch im Zimmer‹, dachte sie. ›Er hat Kraft und Hintergründe und hinter jedem Hintergrund noch einen Hintergrund.‹

Über ihren und seinen Gedanken ging das Gespräch über Nebensächlichkeiten weiter. Sie beteiligte sich frisch und führend daran und strahlte den Optimismus der arbeitenden Amerikanerin aus, für die abends nichts anderes als die Stunde der Gegenwart wichtig ist.

›Als hätte sie ihre privaten Lebensprobleme auf die Seite gestellt wie ein Stück Möbel, das im Weg ist, um Platz frei zu machen für einen angenehmen Abend‹, dachte er.

Unversehens – keiner der Anwesenden wußte, durch was – hatte das Gespräch zu der Frage geführt, welche Voraussetzungen nötig seien für eine dauernde Liebesbeziehung.

»Liebe«, sagte die Gastgeberin scherzend, und ihr Mann sagte: »Geld.«

In gehobener Stimmung hörte die Frau zu, interessiert, was der Mann aus Who's Who, der ihretwegen hier war, zu dem Thema zu sagen hatte.

Er sah sie dabei an. »Eine Liebesbeziehung ist ja das verwundbarste Ding im Leben und beständig in Gefahr, zu zerbrechen. Verglichen mit einer Liebesbeziehung ist ein venetianisches Glas ein eiserner Kochtopf.«

Sie sagte heiter und herausfordernd: »Gewiß gibt es tausendundzehn Gründe, durch die eine Beziehung zerbrechen kann. Aber unser Thema ist ja, unter welchen Umständen sie hält.« Sie lachte grundlos, nur aus reiner Lebensfreude, während sie ihn fragend ansah.
»Eine Voraussetzung jedenfalls ist unbedingt und unter allen Umständen nötig – die Frau muß den Kopf an seine Schulter legen können. Wenn er den Kopf an ihre legt, sollte sie am Morgen nach der Hochzeitsnacht zum Scheidungsanwalt gehen.«
Sie hörte einen tiefen Seufzer der Gastgeberin, während sie dachte: ›Mit ihm bestünde nicht die Gefahr, daß er den Kopf an meine Schulter legen und weinen würde.‹
Er blickte an ihr vorbei zum Fenster, als er fortfuhr: »Auch eine starke und geistig selbständige Frau muß sich aus der Gefühlshöhe schluchzend herabfallen lassen können an seine Brust. So muß er sein, der Mann.«
Sie fühlte, daß er das für ihre Ohren gesagt hatte, und senkte die Lider, als er sie ansah und hinzusetzte: »So eine Beziehung spielt sich hoch oben ab, in dünner Luft, wo wenig Auswahl ist, und könnte nur durch beispiellosen Leichtsinn zerstört werden.«
Unter seinem Blick wurde ihr Gesichtsausdruck tiefernst, als hätte sie einstens diesen durch nichts zu entschuldigenden Leichtsinn begangen. Da entdeckte er eine fingerbreite graue Haarsträhne in ihrer linken Schläfe und war plötzlich bewegt. ›Und daß sie die grauen nicht färbt! Wie gut, daß sie nicht färbt!‹ dachte er und sagte unwillkürlich: »Ein harter Mann, der nicht auch weich sein kann, ist ebenfalls nicht tauglich für das Spiel da oben.«
›Er weiß alles‹, dachte sie. ›Es fragt sich nur, ob er auch fähig ist, zu tun, was er weiß.‹
»Jetzt wollen wir essen«, sagte die Gastgeberin tief seufzend und ging aus dem Gespräch heraus.
Sie hatten im Laufe der folgenden Woche einige Abende in ihrem Wohnzimmer vor dem Kaminfeuer gesessen, auf einem großen Kanapee, jeder in seiner Ecke, und unter langen Gesprächen über Gott und die Welt das Grundgewebe

einer Beziehung entstehen lassen und hin und wieder durch einen Blick, ein Lächeln, eine inhaltvolle Pause einander eingestanden, daß sie sich des heimlichen Vorganges bewußt waren. Jeder kannte jetzt die äußeren Lebensumstände des andern und auch Dinge, die man nur dem anvertraut, dem man vertraut.

Ihr Wohnzimmer war persönlich eingerichtet, weder männlich noch ausgesprochen weiblich. Links und rechts vom Kamin standen Majolikafiguren, auf Säulen, ein fast lebensgroßer Knabe und ein Mädchen, mit hohen buschigen Blätterstauden in den Gärtnerkörbchen. Auf den Möbeln, alten und modernen, lagen kuriose Schmucksachen, auch vergoldete Meermuscheln, und in den Regalen standen die großen Werke der Weltliteratur und ein Brett voll Detektivromanen. Ein paar sehr gute Bilder, französische Impressionisten, fügten sich ganz selbstverständlich in das Gesamtbild. Sie verstand von Malerei alles, was ein Laie noch verstehen kann, und viel mehr, als ein durch Routine abgehärteter Kunstkritiker und ein schlechter Maler verstehen. Er hatte zu ihr gesagt: »Kein Innenarchitekt würde imstande sein, aus diesen verschiedenartigsten Sachen eine so wohltuende lebendige Einheit zu schaffen.«

Sie hatte ihn eingeladen, das Weekend in ihrem Landhaus zu verbringen. Im Taxi bat er sie, bevor es anfuhr, Platz mit ihm zu wechseln, und erklärte scherzend und meinte es ernst: »Meine männliche Seite ist rechts. Wenn Sie links von mir sitzen würden, wäre alles unterbrochen.«

Sie dachte: »Ist das schon eine Liebeserklärung?‹

Es war eine. Als das Taxi fuhr, Richtung Grand Central, fühlten beide, daß nichts unterbrochen war. ›Es täte gut, den Arm um ihre Schultern zu legen. Und welch großes Zugeständnis es wäre, wenn sie es erlauben würde‹, dachte er noch. Da hatte er es schon getan, unwillkürlich, daß ihr Kopf an seine Schulter zu liegen kam. ›Irgendwo muß man daheim sein‹, dachte er.

Im Zug reichte sie ihm eine Anthologie englischer Gedichte und begann einen Detektivroman zu lesen, den sie im Bahnhof gekauft hatten. Als er sie nach einer Weile fragte,

ob sie schon wisse, wer der Mörder sei, schüttelte sie den Kopf und sagte im Ton des Kenners: »Es ist gut gemacht.« Sie lächelte ihn an, strahlend, weil es für ihn so selbstverständlich war, daß sie auch Detektivromane las.
Er sagte: »Der beste Detektivroman, der je geschrieben wurde, ist ›Der Mann, der Donnerstag war‹.«
»Von Chesterton«, sagte sie ohne Besinnen. »Oh, ich kenne ihn.«
Der Zug fuhr den Hudson entlang. Sie deutete auf ein holzgraues Giebelhäuschen auf dem Abhang und sagte: »Schön, nicht wahr? Dieses Häuschen liebe ich.«
Er fragte sich, warum es so bezaubernd sei, daß sie dieses bescheidene kleine Haus am großen Strom liebte.
Ihr Landhaus, weiß mit Giebeldach, stand unter alten Bäumen, von der Straße und anderen Besitzungen weit genug entfernt für Stille und Alleinsein. Während sie vor ihm darauf zuging, plötzlich viel schneller, sah er, daß durch ihren ganzen Körper eine wellenartige Bewegung lief, vor Freude, ihm ihr Landhaus zeigen zu können, das sie durch jahrelange schwere Arbeit erkämpft hatte. ›Ein bißchen mehr Weichheit sollte in ihrem Leben sein‹, dachte er. ›Man sollte sie ein wenig in den Armen halten. Sie braucht es.‹
Es war sechs Uhr, als sie das Haus betraten. Ein paar Minuten später nahm er in der Küche ein Huhn aus ihren Händen und fragte sie, ob er es braten dürfe. In seinem Haus in London habe er für Freunde, die gutes Essen zu würdigen wüßten, immer selbst gekocht. »Auch bei uns in England gibt es Leute, die gerne gut essen.« Er sei ein berühmter Koch. Die Welt wisse es. Selbstverständlich brauche er ein Küchenmädchen. Salat waschen, Gemüse putzen und so weiter sei nicht seine Sache. Er sei der Chef und sie ein Küchenmädchen.
Angesteckt durch seinen Übermut, küßte sie ihn flüchtig auf die Wange und mixte dann die Cocktails, während er auf übertrieben fachmännische Weise das Huhn zusetzte. Der Topf dürfe nicht zu groß sein, sonst trockne das Huhn aus, und der Geschmack der Sauce hänge davon ab, wie hell oder wie dunkel die Butter sei, in der man das Huhn anbrate.

»Bitte erklären Sie mir alles. Ich möchte kochen lernen, ich meine, besser, als ich kann.« Sie hatte vielerlei gelernt, auf verschiedensten Gebieten, und war immer begierig, etwas Neues hinzuzulernen.
Sie trugen die Cocktails ins Wohnzimmer. Sooft er in die Küche ging, begleitete sie ihn und beobachtete, was er tat und wie er es tat.
»Viel Wasser auf einmal darf man nicht zugießen. Nur einen Eßlöffel voll! Sonst hat man am Ende eine gekochte Leiche.«
Er legte den Arm um ihre Taille und führte sie zurück ins Zimmer. Er nahm ihr Gesicht behutsam in die Hände. Er sah sie wortlos an und las in ihren Augen die Antwort auf seine Frage.
Als sie zurückkehrte aus der Erschütterung und sich schluchzend an ihn hinwarf, Kopf an seine Brust, strich er ihr immerzu über Schläfe und Haar und flüsterte: »Weine nur, weine nur, das ist gut. Jetzt ist überhaupt alles gut. Weine nur.«
Sie rührten sich nicht mehr. Es war schon dunkel geworden. Ein scharfer Geruch von verbranntem Fleisch strömte herein.
»Das Huhn! Mein Gott, das Huhn!« Schließlich sprang er auf und rannte in die Küche, wo dicker Rauch aufstieg von dem Huhn, das viel kleiner und schwarz geworden war. Es sah aus wie ein Stück Kohle.
Er ging zurück und blieb vor ihr stehen. »Das Huhn ist verbrannt. Viel hast du diesmal nicht von mir gelernt.«
Sie streckte die Arme nach ihm aus und ließ ungeduldig die Finger zappeln, bis sie seinen Kopf zwischen den Händen hatte. »Oh, sehr viel!« flüsterte sie an seiner Wange. »Sehr, sehr viel!«

Aus der Begegnung in der kleinen Wohnung, von Dritten organisiert, entstand eine Beziehung mit allen beglückenden Merkmalen der Wahl, die ein nie ganz zu ergründendes Geheimnis ist. Beiderseitiges Verstehen der unausgesprochenen Dinge nährte beständig das Grundgefühl und bestätigte den hohen Grad der Beziehung.

Sie erinnerte sich oftmals an sein Wort, daß so eine Beziehung nur durch beispiellosen Leichtsinn zerstört werden könne. Sie waren nicht leichtsinnig.
Nach fünfzehn Monaten mit vielen seltenen Minuten, aus dem Ablauf der Zeit herausgehoben durch ihre Einzigartigkeit, kam plötzlich das Ende. Seine Regierung hatte ihn beauftragt, nach Indien zu gehen. Es werde mindestens zwei Jahre dauern und unter Umständen viel länger. Er wisse es nicht. Niemand wisse zur Zeit, auf welche Weise und wann die Loslösung Indiens von England sich vollziehen werde.
Sie war jetzt siebenunddreißig. Es war die Trennung für immer, durch einen Beilhieb. Sie saßen in ihrem Wohnzimmer auf dem langen Kanapee, jeder in seiner Ecke, verstummt wie ein durch eigenes Verschulden zutiefst entzweites Liebespaar. Nichts als kalte Qual war geblieben.
Die Trennung Indiens von England war schneller vollzogen worden, als die Engländer, die Inder und die Welt geglaubt hatten. Nach einem Jahr telegrafierte er ihr, vom Flugzeug aus, wann er bei ihr sein werde.
Versunken in Gedanken an sie, fuhr er im Taxi zu ihrer Wohnung. Das Endresultat seiner Gedanken war: ›Selbstverständlich konnte sie tun, was sie wollte, sie war frei. Sie hat während dieses Jahres wahrscheinlich nicht wie eine Nonne gelebt. Allright. Das würde kein Gewicht haben. Daß ihr ein Mann begegnete, zu dem sie gehört, ist nicht anzunehmen. Sie ist eine besondere Frau und hat es in dieser Hinsicht nicht leicht.‹
Da sie wußte, daß er lieber bei ihr als in einem überfüllten Restaurant aß, hatte sie eingekauft, ein Huhn und was dazu gehört und eine Flasche Mosel kaltgestellt, einen großen Wein, der zehn Jahre vor dem Krieg gewachsen war.
Als er ihr weißes Gesicht sah, war er daheim. Sie waren nicht getrennt gewesen. In dieser Sekunde des Wiedersehens erinnerte er sich, daß er einmal zu ihr gesagt hatte, sie sei für ihn nicht nur sie, sie sei für ihn Amerika. Sie küßte ihn auf die Wange wie einen guten Freund, und er tat desgleichen.

Er hatte das Huhn angebraten. Sie saßen auf dem langen Kanapee, jeder in seiner Ecke. Er sah an ihrem weichen, leidenden Gesichtsausdruck, daß sie über etwas unglücklich war. ›Es muß ihr sehr weh tun, da sie sogar in dieser Stunde des Wiedersehens daran denkt‹ dachte er. »Was ist mit dir? Was ist dir geschehen? Kannst du es mir sagen?«
Sie bewegte sich nicht, sie hob nur die Lider. »Ich erzählte dir, als wir einander kennenlernten, daß ich zwölf Jahre vorher eine kurze Liebesaffäre hatte« (›da war sie dreiundzwanzig‹, dachte er), »die einzige in meinem Leben, die vollständig schmerzlos endete und keinerlei bitteren Nachgeschmack hinterließ . . . Jetzt war er wieder hier.«
Er dachte: ›Man soll so etwas nicht wiederholen mit achtunddreißig.‹
Sie sagte in einem Ton, als setze sie sein Verständnis voraus: »Du weißt ja, daß in so einem Fall keine lange Ouvertüre nötig ist.«
»Allright! Und?«
»Er ist wieder zurückgefahren nach Paris.« Sie zögerte eine Sekunde. »Ich bin unglücklich. Ich vermisse ihn. Wenn ich abends heimkam, war jemand da, für den ich etwas tun konnte.«
Das tat ihm weh. Es war ihm plötzlich schwer zumute. Zur gleichen Zeit wußte er, daß sie als Frau nicht einmal mehr die Spur eines Gefühls für ihn hatte.
Er fragte so ruhig, wie er konnte:
»So nah ist er dir? So nah? Ist er ein Mann, den du lieben könntest? Ein guter Mann, wie man so sagt?«
Sie lächelte, trotz ihres Kummers. »Gezeigt habe ich mich nicht mit ihm.«
›Sie ist unglücklich eines Mannes wegen, mit dem sie sich nicht zeigen möchte?‹ Er verstand nichts mehr. Er erinnerte sich, daß er immer wieder amüsiert gewesen war und zugleich gerührt, weil sie ihn mit mühsam verborgenem Stolz allen ihren Freunden vorgestellt hatte. »Wie ist er denn? Was denkt er über die Welt und das Leben?«
»Oh, gar nichts! Er ist Maler. Gute französische Familie. Du weißt, daß ich dafür viel übrig habe«, sagte sie mit Wär-

me, die dem Mann galt, nach dem sie sich sehnte. »Er kümmert sich um nichts. Er sagt, wenn die Russen Frankreich besetzen, geht er nach Afrika und malt dort.« Das hatte sie strahlend gesagt, als ob es ein Grund wäre, ihn zu bewundern. »Wir hatten gar keine Zeit für Gespräche«, sagte sie plötzlich noch und errötete.
›Daß sie so etwas ausspricht. Das ist nicht sie. Sie muß in einem desolaten Zustand sein‹, dachte er und bemühte sich wieder, ruhiger zu erscheinen, als er war. Er sah, daß sie die brutale Äußerung bereute, und fragte, ob sie eine Fotografie von ihm habe.
»Es ist eine Fotografie nach einem Selbstporträt«, sagte sie, als sie ihm das Bild reichte. »Zu eitel!«
Es war das akademisch gemalte Porträt eines Mannes mit Palette und einem halben Dutzend exakt gemalter Pinsel, wie es im Kleinkinderbilderbuch abgedruckt ist unter dem Titel »Der Maler«. Er traute seinen Augen nicht. Was ihm die Fassung nahm, war die vollständige Leere des Gesichts, das falsch-kühne Profil eines eitlen Schmierenschauspielers. Er legte das Bild wortlos auf das Kanapee, zwischen sich und sie. ›Wie ist das möglich?‹ dachte er. ›Alterspanik?‹
Sie sagte: »Ich habe sehr gezögert, es dir zu zeigen.«
»Dieses Bild würdest du also nicht in dein Zimmer hängen«, sagte er, schwach lächelnd.
Die Kennerin schüttelte den Kopf. »Oh, er weiß, daß er kein guter Maler ist. Aber er hat eine glänzende Technik. Fabelhaft! Er war hier, um Porträtaufträge auszuführen. Hoch bezahlt! Sehr hoch! Außerdem malt er auch für sich selbst«, sagte sie, wie zu seiner Entschuldigung.
›Wenn dabei Bilder entstehen wie sein Selbstporträt, das er ja wohl nicht für Geld, sondern für sich selbst gemalt hat, braucht er nicht nach Afrika zu gehen, falls die Russen Frankreich besetzen‹, dachte er und sagte, als hätte er seinen Gedanken ausgesprochen: »Aber darum geht es ja nicht. Jemand kann ein schlechter Maler sein und doch ein liebenswerter Mensch. Nach dem, was du selbst von ihm gesagt hast, und nach seinem Porträt zu urteilen, scheint

er, verzeih mir, auch als Mensch ein Niemand zu sein. Was übrigbleibt, ist der Mann im Bett. Das ist allerdings nicht zu verachten.«
›Wie ekelhaft von mir‹, dachte er, gequält und zornig auf sich selbst. Trotzdem sagte er noch: »Ich kann nicht stolz sein auf meinen Nachfolger.«
»Er ist nicht dein Nachfolger«, sagte sie aufs Kinn hinunter und warf plötzlich den Kopf in den Nacken. »Aber du wirst mich nicht dazu bringen, ihn herabzusetzen. O nein!«
›Es kann zu nichts mehr führen. Alles ist kalt‹, dachte er hoffnungslos und kämpfte dennoch weiter: »Ich erwarte nicht von dir, daß du einen Mann, mit dem du warst, herabsetzt. Aber da ich nicht unbeteiligt bin, möchte ich dich etwas fragen, obwohl ich weiß, daß es keine größere Dummheit gibt, als den Mann zu kritisieren, nach dem die Frau sich sehnt. Glaubst du nicht selbst, daß du ein bißchen zu tief heruntergestiegen bist? Daß du eine Art Verrat an dir selbst begangen hast? Nicht weil du mit ihm warst, das ist nicht so wichtig, sondern weil du dich durch dieses Erlebnis so weit von dir selbst entfernt hast, daß du jetzt auch dein Gefühl, dein bestes Gefühl verschwendest an einen Mann, der es offenbar nicht verdient.«
Sie ging entschlossen zum Gegenangriff über und lachte, während sie sprach, zwischendurch das grundlose Lachen, das er so sehr an ihr geliebt hatte: »Was heißt denn Verrat an mir selbst! Ich bin gar nicht die Persönlichkeit, hochgeistig und all das, wie du glaubst. Ich habe tausend Dinge gern. Ich hatte eine wundervolle Zeit mit ihm. Alles, was eine Frau sich wünschen kann, Leichtigkeit, jedes Vergnügen, Luxus! Ich genoß es einfach. Er ist elegant und sehr liebenswürdig und kultiviert. Und er ist ein Mann. O ja! Die Frauen reißen sich um ihn.«
›Und sie war die Siegerin‹, dachte er und hatte das Gefühl, ein lächerlicher Clown zu sein, weil er immer noch um sie kämpfte.
»Er hat Geschmack, oh, und er versteht allerhand. Von französischen Stilmöbeln versteht er viel mehr als ich.«
›Ist auch das ein Grund für eine Frau, einem Mann nachzu-

trauern? Weil er ein Experte in französischen Stilmöbeln ist? Mein Gott, mit welchen Lappalien sie ihn vor sich selbst verteidigt!‹ Er fragte: »Liebst du ihn denn?«
Alles wurde durch eine Pause unterbrochen. Schließlich sagte sie leise und in einem Ton, als fühlte sie den Reflex des Schmerzes, den sie ein Jahr vorher durch die plötzliche Trennung von ihm erlitten hatte: »Dich liebte ich mehr.«
Sie legte die Fotografie auf das Tischchen, mit der Bildseite nach unten, und sagte: »Er kommt wieder.«
»Du wirst wieder mit ihm sein.«
Sie sagte überzeugt: »Nein.«
›Sie weiß nicht, daß sie lügt. Hier sitzt sie und sehnt sich nach ihm. In diesen Fällen belügt auch die wahrheitsliebende Frau sich selbst . . . Warum bin ich noch hier?‹
Da spürte er eine lähmende Kälte in der Gegend des Herzmuskels und hatte, ohne es sich klar bewußt zu sein, unversehens gefragt: »Willst du wieder mit mir sein?«
Sie lächelte erregt und sagte schnell, als hätte sie seine Frage nicht gehört: »Ich habe einen charmanten Brief von ihm bekommen. So etwas freut eine Frau natürlich.«
»Willst du?«
Sie senkte die Lider und sagte erst nach einer Pause ernst und kaum vernehmbar leise: »Es müßte Zeit vergehen. Auf jeden Fall! Sein Brief hat wieder alles aufgewühlt.«
Er dachte erschüttert: ›Auch darin ist sie sauber und rechtschaffen. Wie in allem!‹ Er fühlte keinerlei Eifersucht. Er war viel tiefer verwundet, als Eifersucht ihn hätte verwunden können. Sie hat zu ihm gehört wie er zu ihr. Er sagte mit der Ruhe, die durch den teuer erkauften Entschluß, zu verzichten, in ihm entstanden war: »Jetzt muß ich mein Gefühl für dich zerstören.« Zynismus war seine Medizin. Er dachte: ›Die Moral von der Geschichte ist – geh nicht nach Indien.‹
Als er aufstand, warf sie sich mit dem Gesicht schluchzend in die Kanapee-Ecke. »Du bist grausam.« Ihr Körper zuckte.
Er sagte zu sich: ›Es gilt dem andern!‹ Als verstünde es sich von selbst, ging er zuerst in die Küche und hob den Topf

vom Feuer herunter, damit das Huhn nicht verbrenne, wie jenes in ihrem Landhaus. ›Auch ihr Huhn soll sie haben‹, dachte er und ging langsam an ihr vorüber und langsam zur Tür und hinaus.

›Ich habe mich falsch benommen‹, dachte er. ›Weiß Gott! Ich hätte überhaupt nicht argumentieren sollen. Gegen ein Gefühl gibt es kein Argument und keinen Richter und kein Recht. Ihr Gefühl ist ihr Richter und ihr Recht.‹

Er trat auf die Straße und wurde verschluckt von New York, wo die Menschen einsamer sind als überall auf der Welt.

Geschrieben 1946 in New York

Franz Kafka

Ein Landarzt

1883–1924

Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, großräderig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd. Mein eigenes Pferd war in der letzten Nacht, infolge der Überanstrengung in diesem eisigen Winter, verendet; mein Dienstmädchen lief jetzt im Dorf umher, um ein Pferd geliehen zu bekommen; aber es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da. Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt? Ich durchmaß noch einmal den Hof; ich fand keine Möglichkeit; zerstreut, gequält stieß ich mit dem Fuß an die brüchige Tür des schon seit Jahren unbenützten Schweinestalles. Sie öffnete sich und klappte in den Angeln auf und zu. Wärme und Geruch wie von Pferden kam hervor. Eine trübe Stallaterne schwankte drin an einem Seil. Ein Mann, zusammengekauert in dem niedrigen Verschlag, zeigte sein offenes blauäugiges Gesicht. »Soll ich anspannen?« fragte er, auf allen vieren hervorkriechend. Ich wußte nichts zu sagen und beugte mich nur, um zu sehen, was es noch in dem Stalle gab. Das Dienstmädchen stand neben mir. »Man weiß nicht, was für Dinge man im eigenen Hause vorrätig hat«, sagte es, und wir beide lachten. »Hollah, Bruder, hollah, Schwester!« rief der Pferdeknecht, und zwei Pferde, mächtige flankenstarke

Tiere schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib, die wohlgeformten Köpfe wie Kamele senkend, nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch, das sie restlos ausfüllten. Aber gleich standen sie aufrecht, hochbeinig, mit dicht ausdampfendem Körper. »Hilf mir«, sagte ich, und das willige Mädchen eilte, dem Knecht das Geschirr des Wagens zu reichen. Doch kaum war es bei ihm, umfaßt es der Knecht und schlägt sein Gesicht an ihres. Es schreit auf und flüchtet sich zu mir; rot eingedrückt sind zwei Zahnreihen in des Mädchens Wange. »Du Vieh«, schreie ich wütend, »willst du die Peitsche?«, besinne mich aber gleich, daß es ein Fremder ist; daß ich nicht weiß, woher er kommt, und daß er mir freiwillig aushilft, wo alle andern versagen. Als wisse er von meinen Gedanken, nimmt er meine Drohung nicht übel, sondern wendet sich nur einmal, immer mit den Pferden beschäftigt, nach mir um. »Steigt ein«, sagt er dann, und tatsächlich: alles ist bereit. Mit so schönem Gespann, das merke ich, bin ich noch nie gefahren und ich steige fröhlich ein. »Kutschieren werde aber ich, du kennst nicht den Weg«, sage ich. »Gewiß«, sagte er, »ich fahre gar nicht mit, ich bleibe bei Rosa.« »Nein«, schreit Rosa und läuft im richtigen Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals ins Haus; ich höre die Türkette klirren, die sie vorlegt; ich höre das Schloß einspringen; ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend durch die Zimmer alle Lichter verlöscht, um sich unauffindbar zu machen. »Du fährst mit«, sage ich zu dem Knecht, »oder ich verzichte auf die Fahrt, so dringend sie auch ist. Es fällt mit nicht ein, dir für die Fahrt das Mädchen als Kaufpreis hinzugeben.« »Munter!« sagt er; klatscht in die Hände; der Wagen wird fortgerissen, wie Holz in die Strömung; noch höre ich, wie die Tür meines Hauses unter dem Ansturm des Knechtes birst und splittert, dann sind mir Augen und Ohren von einem zu allen Sinnen gleichmäßig dringenden Sausen erfüllt. Aber auch das nur einen Augenblick, denn, als öffne sich unmittelbar vor meinem Hoftor der Hof meines Kranken, bin ich schon dort; ruhig stehen die Pferde; der Schneefall hat

aufgehört; Mondlicht ringsum; die Eltern des Kranken eilen aus dem Haus; seine Schwester hinter ihnen; man hebt mich fast aus dem Wagen; den verwirrten Reden entnehme ich nichts; im Krankenzimmer ist die Luft kaum atembar; der vernachlässigte Herdofen raucht; ich werde das Fenster aufstoßen; zuerst aber will ich den Kranken sehen. Mager, ohne Fieber, nicht kalt, nicht warm, mit leeren Augen, ohne Hemd hebt sich der Junge unter dem Federbett, hängt sich an meinen Hals, flüstert mir ins Ohr: »Doktor, laß mich sterben.« Ich sehe mich um; niemand hat es gehört; die Eltern stehen stumm vorgebeugt und erwarten mein Urteil; die Schwester hat einen Stuhl für meine Handtasche gebracht. Ich öffne die Tasche und suche unter meinen Instrumenten; der Junge tastet immerfort aus dem Bett nach mir hin, um mich an seine Bitte zu erinnern; ich fasse eine Pinzette, prüfe sie im Kerzenlicht und lege sie wieder hin. »Ja«, denke ich lästernd, »in solchen Fällen helfen die Götter, schicken das fehlende Pferd, fügen der Eile wegen noch ein zweites hinzu, spenden zum Übermaß noch den Pferdeknecht –« Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue ich, wie rette ich sie, wie ziehe ich sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? Diese Pferde, die jetzt die Riemen irgendwie gelockert haben; die Fenster, ich weiß nicht wie, von außen aufstoßen; jedes durch ein Fenster den Kopf stecken und, unbeirrt durch den Aufschrei der Familie, den Kranken betrachten. »Ich fahre gleich wieder zurück«, denke ich, als forderten mich die Pferde zur Reise auf, aber ich dulde es, daß die Schwester, die mich durch die Hitze betäubt glaubt, den Pelz mir abnimmt. Ein Glas Rum wird mir bereitgestellt, der Alte klopft mir auf die Schulter, die Hingabe seines Schatzes rechtfertigt diese Vertraulichkeit. Ich schüttle den Kopf; in dem engen Denkkreis des Alten würde mir übel; nur aus diesem Grunde lehne ich es ab zu trinken. Die Mutter steht am Bett und lockt mich hin; ich folge und lege, während ein Pferd laut zur Zimmerdecke wiehert, den Kopf an die Brust des Jungen, der unter meinem nassen Bart er-

schauert. Es bestätigt sich, was ich weiß: der Junge ist gesund, ein wenig schlecht durchblutet, von der sorgenden Mutter mit Kaffee durchtränkt, aber gesund und am besten mit einem Stoß aus dem Bett zu treiben. Ich bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen. Ich bin vom Bezirk angestellt und tue meine Pflicht bis zum Rand, bis dorthin, wo es fast zuviel wird. Schlecht bezahlt, bin ich doch freigebig und hilfsbereit gegenüber den Armen. Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag der Junge recht haben, und auch ich will sterben. Was tue ich hier in diesem endlosen Winter! Mein Pferd ist verendet, und da ist niemand im Dorf, der mir seines leiht. Aus dem Schweinestall muß ich mein Gespann ziehen; wären es nicht zufällig Pferde, müßte ich mit Säuen fahren. So ist es. Und ich nicke der Familie zu. Sie wissen nichts davon, und wenn sie es wüßten, würden sie es nicht glauben. Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer. Nun, hier wäre also mein Besuch zu Ende, man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin ich gewöhnt mit Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß ich diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß, und ich muß es mir mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise in meinem Kopf irgendwie zurechtlegen, um nicht auf diese Familie loszufahren, die mir ja beim besten Willen Rosa nicht zurückgeben kann. Als ich aber meine Handtasche schließe und nach meinem Pelz winke, die Familie beisammensteht, der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter, von mir wahrscheinlich enttäuscht – ja, was erwartet denn das Volk? – tränenvoll in die Lippen beißend und die Schwester ein schwer blutiges Handtuch schwenkend, bin ich irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben, daß der Junge doch vielleicht krank ist. Ich gehe zu ihm, er lächelt mir entgegen, als brächte ich ihm etwa die allerstärkste Suppe – ach, jetzt wiehern beide Pferde; der Lärm soll wohl, höhern Orts angeordnet, die Untersuchung erleichtern – und nun finde ich: ja, der Junge ist

krank. In seiner rechten Seite, in der Hüftengegend hat sich eine handtellergroße Wunde aufgetan. Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hell werdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelndem Blut, offen wie ein Bergwerk obertags. So aus der Entfernung. In der Nähe zeigt sich noch eine Erschwerung. Wer kann das ansehen, ohne leise zu pfeifen? Würmer, an Stärke und Länge meinem kleinen Finger gleich, rosig aus eigenem und außerdem blutbespritzt, winden sich, im Innern der Wunde festgehalten, mit weißen Köpfchen, mit vielen Beinchen ans Licht. Armer Junge, dir ist nicht zu helfen. Ich habe deine große Wunde aufgefunden; an dieser Blume in deiner Seite gehst du zugrunde. Die Familie ist glücklich, sie sieht mich in Tätigkeit; die Schwester sagt's der Mutter, die Mutter dem Vater, der Vater einigen Gästen, die auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend, durch den Mondschein der offenen Tür hereinkommen. »Wirst du mich retten?« flüstert schluchzend der Junge, ganz geblendet durch das Leben in seiner Wunde. So sind die Leute in meiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren; der Pfarrer sitzt zu Hause und zerzupft die Meßgewänder, eines nach dem andern; aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand. Nun, wie es beliebt: ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen; was will ich Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! Und sie kommen, die Familie und die Dorfältesten, und entkleiden mich; ein Schulchor mit dem Lehrer an der Spitze steht vor dem Haus und singt eine äußerst einfache Melodie auf den Text:

»Entkleidet ihn, dann wird er heilen,
Und heilt er nicht, so tötet ihn!
's ist nur ein Arzt, 's ist nur ein Arzt.«

Dann bin ich entkleidet und sehe, die Finger im Barte, mit geneigtem Kopf die Leute ruhig an. Ich bin durchaus ge-

faßt und allen überlegen und bleibe es auch, trotzdem es mir nichts hilft, denn jetzt nehmen sie mich beim Kopf und bei den Füßen und tragen mich ins Bett. Zur Mauer, an die Seite der Wunde legen sie mich. Dann gehen alle aus der Stube; die Tür wird zugemacht; der Gesang verstummt; Wolken treten vor den Mond; warm liegt das Bettzeug um mich; schattenhaft schwanken die Pferdeköpfe in den Fensterlöchern. »Weißt du«, höre ich, mir ins Ohr gesagt, »mein Vertrauen zu dir ist sehr gering. Du bist ja auch nur irgendwo abgeschüttelt, kommst nicht auf eigenen Füßen. Statt zu helfen, engst du mir mein Sterbebett ein. Am liebsten kratzte ich dir die Augen aus.« »Richtig«, sage ich, »es ist eine Schmach. Nun bin ich aber Arzt. Was soll ich tun? Glaube mir, es wird auch mir nicht leicht.« »Mit dieser Entschuldigung soll ich mich begnügen? Ach, ich muß wohl. Immer muß ich mich begnügen. Mit einer schönen Wunde kam ich auf die Welt; das war meine ganze Ausstattung.« »Junger Freund«, sage ich, »dein Fehler ist: du hast keinen Überblick. Ich, der ich schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen bin, sage dir: deine Wunde ist so übel nicht. Im spitzen Winkel mit zwei Hieben der Hacke geschaffen. Viele bieten ihre Seite an und hören kaum die Hacke im Forst, geschweige denn, daß sie ihnen näher kommt.« »Ist es wirklich so oder täuschest du mich im Fieber?« »Es ist wirklich so, nimm das Ehrenwort eines Amtsarztes mit hinüber.« Und er nahm's und wurde still. Aber jetzt war es Zeit, an meine Rettung zu denken. Noch standen treu die Pferde an ihren Plätzen. Kleider, Pelz und Tasche waren schnell zusammengerafft; mit dem Ankleiden wollte ich mich nicht aufhalten; beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines. Gehorsam zog sich ein Pferd vom Fenster zurück; ich warf den Ballen in den Wagen; der Pelz flog zu weit, nur mit einem Ärmel hielt er sich an einem Haken fest. Gut genug. Ich schwang mich aufs Pferd. Die Riemen lose schleifend, ein Pferd kaum mit dem andern verbunden, der Wagen irrend hinterher, der Pelz als letzter im Schnee. »Munter!« sagte ich, aber munter ging's nicht;

langsam wie alte Männer zogen wir durch die Schneewüste; lange klang hinter uns der neue, aber irrtümliche Gesang der Kinder:

»Freuet Euch, Ihr Patienten,
Der Arzt ist Euch ins Bett gelegt!«

Niemals komme ich so nach Hause; meine blühende Praxis ist verloren; ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn er kann mich nicht ersetzen; in meinem Hause wütet der ekle Pferdeknecht; Rosa ist sein Opfer; ich will es nicht ausdenken. Nackt, dem Froste dieses unglückseligen Zeitalters ausgesetzt, mit irdischem Wagen, unirdischen Pferden, treibe ich mich alter Mann umher. Mein Pelz hängt hinten am Wagen, ich kann ihn aber nicht erreichen, und keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger. Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.

Geschrieben Winter 1916/17

René Schickele

Die Gletscherspalte

1883–1940

Meine Frau erscheint mir nicht mehr im Traum. Unser Junge blickt mich schon lange wieder mit Augen an, in denen ich vergeblich nach einem Vorwurf suche.
Und doch habe ich ihm seine Mutter verloren!
»Verloren?« fragt ihr. Jawohl, auf dem Schneefeld unterhalb des Petergrats zwischen Lauterbrunnen- und Lötschental, genauer gesagt auf dem Wg von der Mutthornhütte zum Tschingelgletscher, dort habe ich ihm die Mutter verloren, ich und kein andrer! Jacquot kennt alle diese seltsamen Schweizer Namen und zeigt sie auf der Karte ...
Nun also, hier auf dem großen, blauweißen Flecken stürzten Doris und ich in eine Gletscherspalte, das heißt, plötzlich sanken wir in den weichen Schnee ein (es war ein heißer Augustmorgen, Föhnwetter), der Schnee sank unter uns, um uns, so fuhren wir in die Tiefe.
Zuerst nahmen wir es von der heiteren Seite, denn obwohl wir gut fünfzehn Meter tief gestürzt waren, hatten wir kaum einige Püffe abbekommen, wir waren sogar recht weich gefallen, in Schnee gepackt, der dann unter unsern Füßen irgendwohin weitergereist war, und standen ziemlich bequem, auf festem Grund, zwischen blaugrünem Eis. Die eine Wand war am Boden ein wenig ausgehöhlt.
Im hellen Himmel über uns hingen winzige goldene Tagsterne ... Sie erinnerten mich an ein Wappen mit goldenen Bienen auf blauem Grund. Nein, jetzt fiel es mir ein, es war kein Wappen, sondern das Schlafzimmer eines reichen Kaufmanns in Berlin. Wir lachten über die Narrheit, unbedingt in einem Bienennest – schlafen zu wollen.
Auch ein Gewitter, das nachmittags mit urweltlichem Ge-

töse über den Gletscher zog, erregte uns mehr, als daß es uns erschreckt hätte. Im Schein eines langen Blitzes, der sich einmal, ein flatternder Flügel, über die Spalte hing, sahen wir uns. Wir standen wie in einem riesigen Spiegelsaal! Entzückt sanken wir einander in die Arme.

Kaum, daß Regen in die Spalte fiel, oder wir waren schon so naß, daß wir ihn nicht spürten. Wir hörten ihn nur! Der Gletscher schien bis in seine Tiefen unter unsern Füßen zu rauschen, und er rauschte noch lange, nachdem das Gewitter sich bereits verzogen hatte und wieder Sonne schien.

Doris hob ihre Armbanduhr. Sie ging. Es war vier Uhr.

Mein Pickel war oben geblieben oder sonstwie verschwunden, aber der Rucksack lag neben uns. Wir tranken heißen Kaffee aus der Thermosflasche, aßen harte Eier und ein Wurstbrot. Lachend stritten wir, wer von uns den andern in dieses kristallene Abenteuer gelockt hatte. Es war Doris, soviel mußte ich zugeben, die keinen Führer hatte nehmen wollen, »um endlich einmal mit mir allein zu sein«, und sie klatschte in die Hände, weil der Streich ihr in ungeahntem Maße geglückt war. Wenn ich aber (so ging ich den Dingen auf den Grund), wenn ich ihren Drängen nicht nachgegeben hätte, was dann? Mochte auch die Idee von ihr sein, so blieb die Ausführung darum nicht weniger mein Werk. In meiner Macht hatte es gelegen, ja oder nein zu sagen. Mit meinem Ja hatte ich die Entscheidung getroffen, ich, nicht sie. »Halt mal«, unterbrach sie mich, und sie stellte mir eine Falle. Hatten wir nicht den Weg zweimal hintereinander mit dem Führer zurückgelegt, ohne auch nur eine Gefahr bemerkt zu haben? Ich glaubte, das spräche zu meinen Gunsten, aber nein, im Gegenteil. Dann durfte ich mir meine Entscheidung auch nicht zum Verdienst anrechnen. Sie hatte keinen Führer gewollt, sie, nicht ich. Wir hatten keinen Führer genommen. Deshalb saßen wir jetzt in einer Gletscherspalte. Ich hatte an keine Gefahr geglaubt? Nun, bitte, da saßen wir. Das wäre uns mit einem Führer nicht passiert. Der hätte uns am Gängelseil brav über den Gletscher gebracht und drunten im Hotel abgeliefert.

»Um 's Himmels willen«, fiel mir ein, »im Hotel wissen sie nicht einmal, wohin wir gegangen sind!«

Ich fühlte, wie sie erbleichte. An ihren Händen fühlte ich es, die ich im Schrecken ergriffen hatte.
Um uns über die gruselige Anwandlung hinwegzuhelfen, begann ich zu schelten.
Was war das aber auch für ein verfluchter Unsinn, allein über die Gletscher spazierenzulaufen, weil es den Kindern, von sicherer Hand geleitet, ein- oder zweimal oder selbst ein dutzendmal gelungen war, unangefochten hindurchzukommen! Und ins Hotel zurückgekehrt, fiel Doris ein, zwischen Suppe und Braten den Eindruck zu besprechen, als sei man, in weißer Unschuld über Täler und Höhen schwebend, im Himmel und jeder Gefahr entrückt gewesen, um sodann plötzlich, zur festgesetzten Zeit, reibungslos am Speisetisch zu landen:
»He, Bürschchen! Jetzt schwärme mir mal was vor, was ein Mensch alles erlebt, wenn er vom Lauterbrunnen- ins Lötschental lustwandelt! ›Das ist ein deutlicher Erdring‹ – nicht wahr? ›Der Äquator ist gar nichts‹ – wie? ›Es gibt keinen Äquator‹ – was?«
Sie zupfte mich abwechselnd an beiden Ohren.
»Wir wollten ja gar nicht bis ins Lötschental«, widersprach ich.
»Nein, wir wollten nur wieder mal zuschauen, was ein Mensch erlebt, der hinübergeht – ›auf gleitender Regenbogenbrücke! Kerle, du bist ein Dichter, obwohl du bei der Infanterie gedient hast. Weißt du jetzt, was er erlebt? Er erlebt, daß seine Frau erfriert! Wer paßt dann in Breuschheim auf, daß die Hühner nicht in den Garten laufen? Komm, wärme mich!«
Ich nahm sie in die Arme. Auf dem Boden der Gletscherspalte war es zu eng, um nebeneinander zu liegen, aber das machte uns nichts, und wir versanken in Liebkosungen, unser Blut, unsre Ohren brausten davon. »Du hast mich noch nie so geliebt!« rief Doris plötzlich, sie schrie auf, noch einmal, ihr Herz wankte im Triumph.
»Ich habe noch nie so gefürchtet, dich zu verlieren«, flog es mir durch den Kopf, und ich weiß, daß sie gleichzeitig dasselbe dachte, ich weiß es, wenn ich es auch damals nicht recht verstand . . .

Entwurzelt und hingerissen, taumelnd in Raum und Zeit, schlug sie mich in Banden, bis ich mich zu fürchten begann. Sie aber hatte aufgehört, sich zu fürchten, mich zu fürchten, sie hatte die Furcht selbst und alles vergessen, alles außer ihrem Triumph.
»Mein bist du, mein – endlich mein. Niemand mehr wird dich mir nehmen. Eher töte ich dich. Ach, Claus, wie hab' ich dich lieb . . .!«

»Siehst du, wie recht ich hatte«, sagte sie, als wir wieder nebeneinander standen. »Ich mußte endlich einmal mit dir allein sein.«
War sie es denn nicht oft genug? Nein, nicht so. »Und wer sagt mir, daß du dann nicht an die wilde Maria Capponi denkst?«
Ich lachte:
»Wilde?«
Sie nickte.
»Aber Doris! Sie ist doch die Vernünftigkeit in Person! Ich schwöre dir, ich habe sie nie wild gesehen!«
Sie schüttelte den Kopf. Sie wußte es besser . . . Dann wußte sie eben mehr als ich!
»Vielleicht«, schloß sie und sah auf die Uhr.
Es war fünf.
Um diese Zeit kamen die Touristen aus dem Lötschental über den Gletscher. Wir beschlossen, von Zeit zu Zeit zu rufen, aber wir erkannten gleich, daß unsre Rufe in der Spalte steckenblieben oder doch nur wenig darüber hinausdrangen. Wir saßen zu tief.
»Sie werden mein Pickel finden«, sagte ich, »oder jedenfalls die Einbruchstelle bemerken. Sie ist ja offen!« Und wir tranken den Rest des Kaffees, weil wir uns heiser gerufen hatten.
»Erzähl mir was!« bat sie müde.
»Hallo, Doris!« Ich ermahnte sie. »Unter keinen Umständen darfst du einschlafen. Hörst du? Unter keinen Umständen einschlafen!«
Sie räkelte sich.

»Ich weiß. Deshalb habe ich dich ja gebeten, mir etwas zu erzählen!«
Ich zog meine Überstrümpfe aus, legte sie ihr über die Schultern und bat sie, sich leicht gegen die Eiswand anzulehnen. So konnte ich sie am besten im Auge behalten. Und ich erzählte.
»Weißt du noch, wie wir mal . . .« »Erinnerst du dich . . .«
Oh, wir wurden immer munterer. Doris erzählte gern, und ich dankte dem Himmel für diese Eigenschaft. Von Zeit zu Zeit riefen wir. Plötzlich sang Doris ein Lied! Das war eine glänzende Erfindung. Denn das vergebliche Rufen hatte unsre Stimmung gedrückt. Wir sangen nur mehr Lieder, allein oder gemeinsam.
Es war acht Uhr.
»Claus, ich erinnere mich an einen Frühlingstag im Winter. Es ging gegen Mittag, ich saß im Hotelzimmer auf dem Sofa. Über dem Fenstersims lief, merkwürdig fern, eine Reihe Schieferdächer. Das war Freiburg. Ich war von Rheinweiler herübergefahren, um mit einem Anwalt zu sprechen. Ich wollte die Scheidung. Ja, Maria Capponis wegen . . . Sie war von Kind auf deine Geliebte, und wenn du schlechter Laune warst, so fuhrst du zu ihr und kamst vergnügt zurück. Und dann warst du auch wieder ganz verliebt in mich und wild und quältest mich – recht eintönig, du mußt schon erlauben. Du ließest mich verstehen, es gebe etwas Großes, Erschütterndes, dem ich ewig verschlossen bliebe: Leidenschaft . . . Trotzdem gingst du mit starken Schlägen gegen das Tor an. Von alledem verstand ich nur so viel, daß wir uns trennen mußten . . . Ich saß also im Hotelzimmer und blickte zum offenen Fenster hinaus. Über den Dächern ragten zwei hohe Pappeln und weiter, weiter entfernt, zwei kleinere. Es lag etwas wie Schweiß der Erde in der Luft. Das kam von der heißen Frühlingssonne. Es war Winter, Claus, mitten im Winter! Höher, in der Bläue, über sie hin, so weit ich blickte, war Wolkenschmelze, die das Blau wässerte, so daß der Himmel in Milde verging . . . Vom Berg, durch die Pappeln, kamst du gelaufen! Claus! Dein kurzes Atemholen an den kleinen, ent-

fernten Pappeln, du hobst den Arm, klang wie ein Traumruf. Du trugst einen weißen Tennisanzug und einen Strauß Veilchen im Gürtel. Kamst gelaufen auf das offene Fenster zu, schnurstracks . . . Ich schloß die Augen. Zog den Duft der Veilchen ein. Sie standen vor mir auf dem Tisch, ich starrte lächelnd auf sie und dann wieder ins Freie, in den Rauch der Kamine, einen Rauch wie von kleinen Opferfeuern, über der besonnten Stadt. Ich ging hinunter in den Salon und musizierte, stundenlang, ich vergaß das Mittagessen, so beschwingt war ich. Traurig? Nein, aber auch nicht froh, eher beides ineinander. Ich wußte nur, daß ich nicht von dir los konnte . . . Nachher suchte ich eine Wahrsagerin auf und erzählte ihr meinen Traum. Ich hätte ›Gesicht‹ oder ›Vision‹ sagen sollen, aber das hätte sie vielleicht nicht verstanden. Ihr Beruf war, sich mit Träumen zu befassen . . . Sie sagte mir, ich würde ein teueres Wesen verlieren, und tröstete mich mit dem Wiedersehn nach dem Tode.«

»Ja, Doris, und ich holte dich in Rheinweiler ab. Die Tante segnete aufs neue unsern Bund. Das heißt, erst warst du noch böse . . .«

»Kerle, du tatst, als ob nichts gewesen wäre! Aber meine bösen Worte, Claus, waren ja nur ein Spiegel, in dem ich mich selbst verzerrt erblickte. Kinder waren wir, immer nur Kinder, obwohl du schon einundzwanzig warst, als wir heirateten. Kinder – bis heute. Warum bestehst du eigentlich darauf, daß wir die Erwachsenen spielen?«

»Vorbei! Bestehe nicht mehr! Aber sag, Doris: erinnerst du dich, wie ich dich zum erstenmal nach Breuschheim brachte . . .? Als Knabe roch ich den Frühling auf den engen Wegen zwischen den Reben, wie man von weitem einen Brand riecht. Fein schmeckt das! Ich lag im Wald, der wiederum anders roch, nach Harz und heißem Tannenreisig, ich sprengte durch die Wiesen, das Gras reichte mir bis an den Mund. In einem Weizenfeld verschanzt, spürte ich zum erstenmal, wie die Liebe zu mir kam. Damals durchwuchs die Heimat mich wie Urwald. Wald, Wiese, Fluß, Reben, Berg und Tal und die Luft, die Tageszeiten, Jahreszeiten, das

lebte alles und gedieh in mir und war da, deutlich, zum Greifen. Die Flut andrer Länder ging darüber. Es blieb da. Ein Gedanke genügte, damit es heraussprang. Dann kam ich wieder: mit dir! Ich schritt wie ein Sieger, der ein Königreich verschenkt – sein größtes, sein schönstes, ach was, sein einziges! Wie war durch dich die Heimat vertieft, bis auf den Grund deines Herzens, und in den Himmel erhoben, dem wir uns maßlos anvertrauten! Die Liebe, deren Atem mich im Weizenfeld angehaucht hatte, hier stand sie bekränzt, ihre starken, klaren Hände hielten mein Herz. Später, in Sommernächten, als wir aneinander litten – standen wir nicht dennoch im Rebengang des Gartens, Leib und Seele verschmolzen? Siehst du ihn noch, den Mondschein auf dem gelben Sand? Den unendlich zarten Schatten der Weinblätter? Die festen Striche der Pfähle? Die weiße, weiße Wand unseres Hauses in der hellen Nacht? Du!! . . . Sie ist nur noch in dir, meine Heimat, soweit du sie besitzest und erhälst. – Ich bitte, bringe den fremden Mann zurück in die Heimat, ich bitte, ich bitte: Gib!«

»Was sollte ich dir denn geben, was du nicht schon besäßest, Claus? Mehr habe ich nicht . . . Mir scheint, diese Worte habe ich genauso schon einmal gesprochen, ich glaube, im Anhalter Bahnhof. Du fuhrst von Berlin fort, ich sollte noch einige Tage bei meinen Verwandten bleiben. Es war eine Belohnung. Ich sollte tanzen dürfen, Museen und Theater besuchen, neue Menschen sehn. Wenn du bei mir warst, wolltest du ja immer allein sein. Kaum war dein Zug aus der Halle gelaufen, da wurde alles um mich zu einem glücklichen Traum. Ich besuchte Museen und Theater, sah Haufen von Menschen, tanzte und lachte – wie im Traum . . . Du hattest mich reichlich belohnt: ich durfte auch noch über München heimfahren. Ach, mein München! Ich hatte ein hübsches Zimmer in den ›Jahreszeiten‹, konnte die Türme der Theatinerkirche sehn und die beiden Zwiebeln der Frauenkirche, alle grün patiniert, große Architekturflächen des Hoftheaters und des Marstalls, und unter dem Fenster lief eine Dorfstraße vorbei, die ein weltkundiger Bürgermeister ganz städtisch hatte pflastern lassen.

Hier wollte ich dich erwarten . . . Mir war zumut wie als Mädchen in den Exerzitien vor Ostern. Ganz war ich auf dich beschränkt und versenkte mich, um dich würdig zu empfangen . . . Ich sah wieder viel Menschen, war abends im Konzert, aber in der Nacht konnte ich nicht schlafen. Mein Herz hungerte nach dir, meine Hände schmachteten nach den deinen. Zärtlich hüllte ich mich in meinen Körper. Die Hände legte ich lautlos an die Hüften, die Beine dicht aneinander: fast war ich du . . . Ich schloß die Augen, um mich ganz in dich zu verwandeln . . . Mein Körper war mir heilig. Nun warst du da . . . Ich hatte lange gewartet mit der alleinigen Kraft meiner Zärtlichkeit, ohne Begierde. Du warst gekommen, wie ein Traum aus dem andern rinnt. Nun war ich du. Wie warst du mein . . .
Sag, Claus, ist das nicht Liebe?«
»Ach, Doris, du! Als ich dich kennenlernte, dachte ich: sie ist, fertig, diesem Frühling entsprungen. Sie riecht wie diese Erde, an einem warmen Tag vor Ostern. Scheu ist sie und herb und grenzenlos in ihrer Hingabe, wenn sie schauert vor der Gewalt der Liebe und in Dumpfheit verfällt – Befangenheit in feuchter Wärme wie die Erde an einem sonnigen Tag vor Ostern. Sie ist treu wie dieser Baum, der sich krampfhaft zusammenzieht vor der Lust der Säfte, die sich in ihm rühren. Ihr Leib bebt in der Umarmung, als zerschlüge ihr Herz sie, ihre Augen weinen vor Glück, sie fürchtet sich, voller Sehnen, nach dem lautlosen Donnerschlag, mit dem die Knospen springen. Wie strafft sich ihr Körper, um sich selbst abzuschnellen! Frühling! Frühling, ich hätte es nicht erfahren, was das ist, wäre ich ihr nicht begegnet . . . So wurde Köln für mich eine heilige Stadt. Dann wandelte der Sommer vor uns, korngelb und groß. Du warst Mutter geworden. Üppigkeit ohne Schwere nistete zwischen deinen Gebärden, du bewegtest eine sanfte Fülle, die dich umgab wie ein schweres Tuch von ganz zartem Gewebe. Du warst wissend, ohne Frechheit. Dein Übermut selbst schenkte von deiner Weisheit und Güte dem, an dem er sich ausließ. Manchmal befiel dich die schwüle Unsicherheit eines Gewittertags – der erste Blitz

riß dich in dein Selbstbewußtsein zurück. Dann hobst du dich wie der Baum im Unwetter, das sich über ihn ausgießt. Bei jedem Blitz maßest du, gleich dem Baum, aufschnellend auf dem durchwurzelten Platz, deine ganze Größe bis zum Scheitel und wichst nicht um eines Fingers Breite von dir ab. Wie bist du schön am Abend, wenn du dich vom Kinde getrennt hast und in deinem Sturmhut von Haaren, mädchenhaft schnellfertig und wie umklingelt von deinem Lachen ein wenig den Kopf neigst, um durch das Tor des Abends in die Nacht zu springen! Siehst du mein großes Zimmer in Breuschheim? die Bücher? die Bilder? meinen Tisch? den Diwan? die Fenster auf den Garten hinaus? im Mondlicht geistern die Berge – wie bist du mein und weißt, königlichen Herzens, was das ist! Wieviel Fülle, Kraft und dreifach in allen Proben gehärtete, ach so lockere Anmut – meine Doris!
Der Frühling heißt jetzt Sommer. Es wäre in jeder Weise voreilig von ihm, sich mit dem Gedanken an den Herbst abzugeben. Er weiß von ihm, wie das eine Ufer des Baches vom andern weiß, wenn sie sich bei besonderen Sonnenuntergängen im Wasser vermischen. Fast zu heftig ist solcher Farbenrausch, zu groß die Stille der Stunde, ein ferner Glockenschlag erschüttert einen bis zu Tränen – als sei das der Tod, der da in der Gestalt eines blauen Falters geflogen käme ... Das sind Dinge, die auf die Nerven gehn, uns allen, Mensch und Tier, Doris, wahrhaft, ich liebe dich über alles. Ich habe immer nur dich geliebt!«
»Danke, Claus, danke!«
Ich war bereit, ihr alles zu sagen von Maria und mir, aber, als erriete sie meinen Gedanken, wehrte sie ab:
»Wenn nicht Maria, wäre es eine andre gewesen. Wir waren Kinder und wollten spielen, ich mit fremden Menschen und Ländern, bei Tanz und Musik, und du, mannshoch, mit Frauen. Ich bin vielleicht nicht für die Liebe geschaffen, Claus, es sei denn, daß du meine Art zu lieben schätzenlernst ... Sie ist bitter, die Liebe. Es lebt sich schwer mit ihr. Man will herrschen und triumphieren. Der andre auch ... Ich verstehe es jetzt. Siehst du, deshalb wollte ich

einmal mit dir allein sein. Es gab zuviel, was ich nicht verstand.«

»Und jetzt verstehst du?«

»Ich fange an ... Aber, nicht wahr, Claus? wir wollen uns nie mehr quälen? Unter keinem Vorwand. Wenn einen von uns der Teufel reitet, so schwenken wir ab und lassen ihn sich austoben, bis er genug hat. Und dann, dann kommen wir wieder und fressen aus der Hand.«

»Doris, ich schwöre, nie mehr!«

Sie hob sich auf den Zehen, streckte sich und legte mir mit ausholender Gebärde die Arme um den Hals:

»Ach, wie ich mich auf das Wiedersehen mit Jacquot freue!«

Leise lachte sie in sich hinein.

Es war neun Uhr. Berauscht von unserer Liebe, hofften wir mit jeder Minute stärker. Wir glitten lange an der Grenze der Gewißheit hin.

Als es aber Nacht wurde und niemand kam, uns zu helfen, als es Nacht geworden war ... verbrachten wir sie entsetzt in den großen, weißglühenden Nachtsternen über der Gletscherspalte. Wir sprachen, sprachen immerzu. Es war herrlich, was wir einander sagten. Es war furchtbar. Wir schrien und küßten, an allen Gliedern bebend, auf dem Marterbett des Todes. Es war furchtbar. Es war *nur* furchtbar.

Mit meinem Taschenmesser stach ich Eisstücke aus den Wänden, denn wir verdursteten, bis es abbrach. Es war mir lieber so ... Ich fühlte mich meiner nicht ganz sicher, wie wir so sprachen, immerzu sprachen und, in eine einzige Fackel, lichtlos im Innern verbrennend, gehüllt – einander würgten und küßten. Die Wände der Spalte schienen immer enger zu werden. Sie erdrückten uns.

Doris hatte es nicht bemerkt, wie die Klinge abgebrochen war.

»Sobald es hell ist, Doris«, stotterte ich, »bald, ganz bald ... will ich mit dem Messer Tritte ins Eis schneiden. Wir klettern heraus. Gestern abend, als mir das mit dem Messer einfiel, gestern hätte es keinen Zweck gehabt. Wir wären doch nicht vor Nacht nach Hause gekommen.«

»Nein«, sagte sie.
Hunger verspürten wir keinen. Es war jetzt ganz hell, aber ich konnte sie nicht mehr hindern einzuschlafen.
Wie ich sie, an mich gedrückt, sie schüttelnd, sie rufend (oh, wie süß klang und wie fern schon ihre Antwort: »Ja, Claus«) am heißesten liebte und dachte, diese Gletscher alle müßten schmelzen in meiner Glut, da spürte ich plötzlich einen kalten Hauch sich auf mein Gesicht legen, und es fiel Schnee. Nein, es war ihr Kopf, der auf meine Schulter gesunken war. Sie schlief! Sie war verloren. Ich ließ sie auf den Boden der Gletscherspalte gleiten und legte mich auf sie.
»Es ist nicht Platz genug, um nebeneinander zu liegen«, murmelte ich zur Entschuldigung und schob ihre Hände unter mich und die meinen unter ihren Kopf, nun würde ich auch gleich einschlafen. Gleich hätte ich sie eingeholt in ihrem Schlaf, und mir war, als schliefe als dritter der kleine Jacquot bei uns, ja, als wäre er noch gar nicht geboren, als träumten wir ihm erst entgegen . . . Ich spürte ihre Hände mild unter mir, an meinem Schoß und mein Gesicht lag so auf dem ihren, daß die Wimpern meines rechten Auges gegen die Wimpern ihres linken Auges strichen, doch diese rührten sich nicht.
Da durchfuhr mich ein Gedanke wie Feuer. Ich lag hier, um sie zu wärmen, ich mußte sie warm halten, damit sie nicht erfor, nur das brauchte ich zu tun, so konnte sie ruhig schlafen, bis Hilfe kam. Wir waren gerettet! Wir lebten! Plötzlich hörte ich Jacquot Vater und Mutter rufen und ich antwortete ihm, wir unterhielten uns – lachend, schreiend, mit allen Flüchen der Hölle und gleich darauf zärtlich, wie ich mich nie gekannt hatte, unter Tränen und wuterstickten Drohungen erzählte ich ihm, was mit seinen Eltern geschehen war, ich erhob mich auf den Knien, um lauter zu sprechen. »Jacquot!« rief ich, »Jacquot!« denn mir kam es vor, als ob seine Stimme sich wieder entfernte. Indem ich die Knie gegen die Wände der Spalte stemmte, versuchte ich, mich mit den Ellenbogen emporzuarbeiten. »Jacquot, hörst du mich?«
Jetzt war seine Stimme ganz nahe, und aufstöhnend ließ

ich mich mit den Knien und Ellenbogen zurückgleiten, langsam und vorsichtig, um Doris nicht wehe zu tun, und ich legte mich auf sie, um sie zu erwärmen. Wieder fühlte ich ihre Hände und streichelte mit meiner Wimper die ihre.
»Schlaf, mein Liebling«, wünschte ich ihr, »schlaf nur! Ich kümmere mich um das Kind, ich halte es da.«
Denn die Unterhaltung mit dem Kind, die wollte ich um nichts in der Welt abreißen lassen. Jacquot mußte, mit Gottes oder des Teufels Hilfe, in der Nähe gehalten werden – und wenn es ihm selbst Tränen und Blut kostete, er mußte bei uns sein.
»Hier, Jacquot, hier!«
Ich brüllte, ich schmeichelte, mit unerschöpflichen Tränenströmen rief ich ihn, ich zerriß ihn mit meinen zornigen Worten in Stücke, je nachdem, ob seine Stimme sich näherte oder entfernte. In gleichem Maße entwand ich mich mit den Knien und Ellenbogen, mit Zehen und Fingern der reglos ausgestreckten Frau und holte Jacquot zurück und ließ ich mich auf sie nieder, um sie zu erwärmen.
Manchmal bedurfte es Stunden besessener Arbeit, bevor ich die Stimme des Kindes wieder vernahm, und ich konnte nicht eine Minute auf Doris liegenbleiben, weil Jacquot gleich wieder davonlief. Dann kam ich fast bis zur halben Höhe des Spalts hinauf, immer bis an die gleiche Stelle, wo die Wände sich einander näherten und ich nicht einmal mit einem einzigen Ellenbogen Platz fand. Andere Male glaubte ich, das Kind an der Hand und auf Doris liegend, einen langen erquickenden Schlaf getan zu haben.
In solch einem Augenblick bemerkte ich, daß Dorisens Augen halb geöffnet waren. Ich erschrak furchtbar, ich glaubte, ich hätte sie mit meinem Geschrei und Getue geweckt. Sie mußte aber schlafen, bis Hilfe kam. Sie durfte nicht vorher aufwachen. Sonst war alles verloren. Sonst starben wir. Ich schloß ihr unter angehaltenem Atem die Augen, mit den Lippen schloß ich sie zu, aber gleich darauf standen sie wieder halb offen.
Da fühlte ich, wie ich verrückt wurde. In meinen rotglü-

henden Kopf griff eine eisige Hand, die suchte zwei, drei Sekunden darin herum, dann drückte sie zu und – und hätte mich beinahe mit einem Ruck mir selbst entrissen! Was wäre zurückgeblieben? Ein Bündel Lumpen und Angst ... Glücklicherweise fiel mir rechtzeitig ein, daß ich Doris schon einmal so hatte schlafen sehn, mit festgeschlossenem Mund und halb geöffneten Augen, sogar sehr oft, im Bett, im Freien, einmal auf dem Pferd, als wir in einer Vollmondnacht dicht nebeneinander nach Hause geritten waren. Ich sah deutlich unsern Schatten auf dem langsam gleitenden Spiegel der Breusch, wie er bald ein Stückchen vor, bald hinter uns mitging. Deutlich sah ich ihr mondweißes Gesicht und einen bläulich silbernen Tropfen in jedem der halb geschlossenen Augen. Und ich schluchzte endlosen Dank. Es war ein stummes Schluchzen des Körpers in seiner Tiefe. Ich hatte weder Tränen mehr noch eine Stimme.
Wie die Sterne des Tages denen der Nacht zu weichen begannen und ich mit tonlos wimmernden Lippen zu Jacquot sprach, vernahm ich ... allmählich ... von weit her ... eine fremde Stimme.
Und da geschah das Wunder. Ich schrie!
Nachdem ich seit Stunden unfähig gewesen war, den leisesten Hauch mit den Lippen zu formen, schoß, ganz von selbst, ein Schrei aus meiner Kehle, ein Schrei, wie ich ihn niemals, weder vorher noch nachher, ausgestoßen habe.
Das Seil, das sie zu mir herabließen, erwies sich als zu kurz. Sie mußten zur Mutthornhütte gehn und Hilfe holen. Als sie wieder riefen, antwortete ich nicht. Ich schlief.
In Tücher gepackt, zwischen Wärmflaschen, mit Wickeln an Händen und Füßen wachte ich auf. Erst sah ich nichts als glühendrote Sonne. Ich lag auf einem Feldbett im Freien. Dann erkannte ich die Mutthornhütte. Ich schaute mich um, ob ich ein andres, gleiches Bett entdeckte. Nein, ich war allein.
Ich fragte nicht. Sie packten mich auf und trugen mich hinunter ins Tal. Ich schlief.

Erschienen 1925

Max Brod

Ein Junge vom Lande

1884–1968

Das kleine tschechische Örtchen Wlaschim hat in seiner Mitte ein gutsherrliches Schloß mit einem schönen Park, und obwohl alle Rechte der Herrschaft seit Jahrzehnten abgelöst sind, ist doch ein guter Teil des alten Respekts in der Landbevölkerung zurückgeblieben, der sich in wunderlichen Sitten ausdrückt, beispielsweise in dem hartnäkkig fortgeerbten Gerücht, der Schloßherr habe es streng verboten, den in der Mitte des Parkes stehenden chinesischen Pavillon jemals zu betreten. Der Schloßherr lebte jahraus, jahrein in Wien und kümmerte sich wenig um seine Besitzungen in Böhmen, die ihn höchstwahrscheinlich nur der Einkünfte wegen interessierten. Aber das volkstümliche Märchen, das aus ihm etwas wie den lieben Gott und aus seinem Park einen zweiten Garten Eden machte, wurde in Wlaschim schon den kleinen Kindern eingeschärft. Alle sollten den strengen gnädigen Herrn fürchten, den sie nie gesehen hatten. Erschien einmal eine weltmännisch gekleidete Person aus dem nahe gelegenen Städtchen Beneschau oder sonstwoher – denn Beneschau liegt an der Bahnstrecke Wien-Prag, somit steht von dieser Seite her die Welt offen –, so traf sie überall im Dorf auf gebückte Rücken und andächtige »Küss'-die-Hand«-Grüße, was man leicht für das Zeichen besonders unmännlicher, schmeichlerischer Gesinnung nehmen konnte, indes es nur eine Huldigung an den unbekannten Fürsten war. Denn die Bauern hatten die Scheu vor ihm aus ihren Kinderjahren weitergehegt, auch als Erwachsene machten sie einen Bogen um den geheimnisvollen Pavillon und betraten überhaupt den Park nur dann, wenn sie Geschäfte mit dem Verwalter oder den Gärtnern hatten; es war allgemeine Übereinkunft, daß man sich dort unbehaglich fühlte.

An den Chinesenturm knüpfte sich die erste starke Erinnerung Viktor Kantureks, der seine glückliche Kindheit in Wlaschim verlebte. Dem wilden Jungen, schrankenlos und gesund, der die höchsten Bäume nicht anders als Leitern erkletterte, stach das Verbot gewaltig in den Sinn. Das Innere des Turmes nicht sehen, dessen Spitze man so harmlos verlockend über die Bäume hinausragen fand, wenn man an gewissen Beeten und Gebüschen vorbeikam – warum? Zudem war es gar nicht sicher, daß irgend jemand den Zutritt verboten hatte; denn auf derartige Befragung erwiderte meist nur ein mürrisches Kopfschütteln und Achselzukken. Über diesen Punkt wenigstens, ob ein solcher Bann überhaupt bestand, wollte Viktor durch kühnen Versuch sich Gewißheit verschaffen. Oder war etwa schon die Neugierde unerlaubt und bös? . . . Von Phantasien geplagt, schlich er oft durch die umgebenden Baumgruppen nahe ans Geländer des Pavillons, wenn auch nicht ganz dicht heran. Der Pavillon war übrigens nichts als eine offene Halle, mit einer Wendeltreppe darin, die bis ans goldverschnörkelte Dach stieg. Gerade dieses Scheinbar-Offenstehen erhöhte den Schauer des Geheimnisses. Gott weiß, welche Dinge man zu sehen bekam, etwa oben am Plafond, wenn man den durch zwei Stufen erhöhten Estrich betrat; denn nur das Betreten war ja verboten, nicht die Betrachtung von außen. Spähend verdrehte das Kind seinen Kopf, legte sich auf die Erde nieder, guckte empor in alle Winkel, ohne etwas Erhebliches zu bemerken. Da kam er einmal auf den Einfall, sich in den Sträuchern zu verstecken und erst spätabends die Stufen zu besserer Kundschaftung hinauf- und sogleich wieder wegzurennen, dann sollte diese Sache abgetan sein. So geschah es denn auch; nur empfing den Kehrtmachenden der Herr Obergärtner, der eben bei seinem letzten Rundgang hier vorbeispazierte, das Kerlchen bei den Ohren schüttelte, nach dem Namen fragte und sofort vor den Vater als den obersten Richter schleppte. Noch in späteren Jahren wußte Viktor, daß er bei diesem Gang durch das Dorf an der Hand des Aufsehers keine Angst verspürt hatte: denn was war denn Böses geschehen,

nichts! Als aber der Obergärtner dem strengen Vater zu berichten anfing und mit fürchterlich drohenden Augen erwähnte, er habe in der Nähe des Pavillons überall Fußangeln gegen Wilddiebe gelegt, denn wer anders als solche Schufte, die nichts heilig achten, konnte die seit alter Zeit der Pagode gewidmete Scheu verletzen – als Viktor bei diesen Worten das Gesicht des Vaters sich ängstlich verfinstern und die Mutter gar weinen sah –, da erst begann er sein Unrecht zu fühlen und ahnte zum erstenmal, daß dem übereinstimmenden Willen einer Gemeinschaft, auch wenn man ihn unverständlich findet, irgendeine heilige, unverletzliche Bekräftigung anhafte, welcher man sich nicht erwehren dürfe ... Er mußte die ganze Nacht lang auf Erbsen knien, während einer Woche an einem niedrigen Nebentischchen seine Mahlzeiten, mit schimpflichen Tränen vermischt, einnehmen. Aber alle Strafen nahm er geduldig hin. Es geschieht mir ganz recht, dachte er, so muß es sein.

Der einzige Schatten dieser wenigen Tage verschwand übrigens schnell aus seiner Jugend und wurde hundertfach überstrahlt auf offener Landstraße, im Wald, von den lärmenden Spielen der Bauernjungen, von ihrem wortlosen Dastehen und Gaffen, wenn es heiß war, von ihrem Waten im strudelnden Bach nach schnell überstandenen Schulstunden – Viktor immer mitten unter ihnen. Das waren Jagden, Überfälle, manchmal auch nur ein schreiendes Marschlied, wenn man abends den Vätern in die Ziegelei entgegenzog und nur um Gottes willen hinter dem Hauptmann mit dem Papierhelm im Schritt bleiben mußte. In diesem Soldatenspiel lag eine selbstauferlegte, freudig ertragene Disziplin, gleichsam ein notwendiges Gegengewicht zur Freiheit des Tages. Nur aus dem Schritt kommen durfte man nicht, sonst alles, alles. Aber wieviel das war, wie weit von jedem noch so niedrigen Hügel der Ausblick über das flache Land, das wußte Viktor ebensowenig wie seine Freunde, denn etwas anderes kannten sie gar nicht. Abgewendet von der Unendlichkeit des Himmels, vergnügte er sich vielmehr damit, aus grünen Weidenzweigen den pas-

sendsten zu wählen, durch kunstgerechtes Beklopfen mit dem Taschenmesser die Rinde abzulösen und mittels eines eingeschobenen Teiles des weißen, glatten Holzes eine gute Pfeife herzustellen. Oft schüttelte der Vater den Kopf über den heranwachsenden Burschen, den er leichtsinnig und verspielt schalt; aber Viktor verstand ihn nicht, was anderes hätte er denn machen sollen? Trat man einmal mit ernsten Anforderungen an ihn heran, so wußte er stets auch diesen mit derselben Lust zu entsprechen, ohne daß sich ihm ein eigentlicher Unterschied zwischen Arbeit und Vergnügen aufdrängte. Schickte ihn die Mutter in den Garten, Raupen vom Kohl abzusammeln, so lag es ohne besondere Absicht in seinem Sinn, dies möglichst schnell und gründlich zu tun, und er hatte Freude, wenn der Kübel gefüllter war als neulich. Manchmal weckte ihn der Vater mitten in der Nacht, er hatte Lärm unten im Stall gehört: »Eine Kuh hat sich losgerissen, schau nach.« Dann setzte Viktor seinen Stolz darein, möglichst jäh sich aus dem Schlaf aufzurütteln, ohne das geringste Zeichen seiner Mühe dabei zu geben, jeden Schmerz zu verbeißen. Die Schuhe mußten geschont werden, also eilte er barfuß, wenig bekleidet, die Stiegen hinunter, über den Hof, oft durch hohen Schnee, drang in den Stall, und in der ihn dort anhauchenden feuchtwarmen Luft verrichtete er ohne jede Erinnerung an sein Bett die aufgetragene Arbeit, indem er das Tier sorgsam wieder an die Kette legte. Er liebte solche Kraftproben, ja seine Gesundheit reizte ihn förmlich zu Gewaltstücken, Nachtmärschen, Raufereien, die aber unschädlich blieben, denn sie waren nichts als Ausbrüche der großen, unbeirrbaren Natur, welche ihn wie alles ringsum in gleichem Maße aufregte und richtig wieder milderte. In jedem Winter mehrmals lief er nachts zum Dorfteich, hackte eine Stelle mit der Holzaxt auf, stieg in das eiskalte Wasser, und nach fünf Minuten langem Prusten und Untertauchen warf er wieder Vaters Pelz um, lief nach Hause und legte sich, ohne sich abzutrocknen, ins Bett, wo er ruhig bis zum Morgen schlief. Im Sommer trieb er schon um drei Uhr früh die Kühe auf die Weide. Vom grauen, unbe-

wölkten Himmel sauste ein Frostwind in die weißen Nebeldämpfe, die über die Wiese hinliefen, wie angespornt von den zitternden Grashalmen unter ihnen. Dann drängte sich Viktor manchmal einer Kuh an die Seite wie an einen Ofen, vergrub seine Hände an ihrem Hals und, wenn er seine Lektion für die Schule noch nicht zu Ende gelernt hatte, legte er wohl dem Tier eines der Bücher auf den Rücken. Der langsame Schritt und das Grasrupfen störten ihn nicht, er blieb an den mächtigen Leib angepreßt, wandelte langsam als Anhängsel mit, und sein Blick war ebenso fest auf die Buchstaben gerichtet wie die großen, glänzenden Augen der Kuh ihrem Futter zu. Im Dorfe aber scherzte man: Kantureks Kühe seien alle studiert, ob das denn der Milch sonderlich nütze ...

Sechzehn Jahre alt, war Viktor ein mächtiger Junge mit abstehenden Ohren, dichten, schwarzen Kraushaaren und riesigen, schwärzlichroten Händen. Er sprach wenig und schon recht tief, die Oberlippe war vom ersten Schnurrbart wie schmutzig. Grob wie sein Auftreten war seine Kost, am liebsten hatte er Knödel, die zum Ersticken dick sein mußten. Und stets hungrig, träumte er von der sauren Milch, die in großen Krügen im Keller stand, so fest, daß man ganze Stücke von ihr in die Hand nehmen und ausschlürfen konnte.

Alles änderte sich, als Vater Kanturek den Sohn nach beendeter Wlaschimer Bürgerschule zu Verwandten in Beneschau brachte und dort in einen Handelskurs einschreiben ließ; denn er wollte, daß Viktor der harten Landarbeit überhoben und etwas Besseres werden sollte. Ein Jahr der Mißerfolge, der Unzufriedenheit, des Zweifels und der festen Hoffnung, daß nun alles bald wieder besser kommen müsse, verging, nach dessen Ablauf Viktor zur Freude seiner Eltern eine Anstellung bei der »Tschechischen Gewerbebank« in Prag erhielt.

Viktor war von der riesigen Stadt nicht überrascht, er kannte sie schon von Eintagsbesuchen, sie regte ihn nicht auf und sie interessierte ihn nicht. Freilich war es etwas an-

deres, sie als Fremder hochnäsig zu durchwandern, als jetzt in ihr festen Fuß zu fassen; als ihm daher die Mutter eine Wohnung gefunden hatte und abgereist war, versuchte Viktor guten Mutes, sich zurechtzufinden, es mußte ja sein. Manches gefiel ihm, zum Beispiel: knapp vor einer heransausenden Elektrischen über die Schienen zu schlüpfen, das erinnerte ihn an die Gefahren zu Hause beim Kirschenstehlen.

Am nächsten Morgen aber, als er sich vor dem mächtigen Institut einfand, dem er jetzt angehörte, und zuerst vom Portier, dann von einigen Dienern über Korridore und Treppen in das ihm bestimmte Büro gewiesen wurde, fühlte er sich verloren in dem kleinen, von vielen Menschen wie mit Dämmerung erfüllten Raum, welche vor hohen Pulten teils standen, teils ihre Beine von beinahe ebenso hohen Bocksesseln hinunterbaumeln ließen. Ratlos sah er von einem zum andern, niemand kümmerte sich um ihn, denn alle waren schon in ihre Schreibarbeit vertieft. Endlich bewegte er sich vorwärts. – Ein junger Mann, der, wie sich nachher herausstellte, den Titel »Adlatus« führte, hatte ihn angesprochen, brachte ihn nun zu einem älter Aussehenden, dem »Saldokontisten«, und stellte ihn als den neuen Beamten vor. Jetzt wurde ihm bedeutet, er sei »Hauptbuchführer«, das seien nämlich alle Anfänger trotz der pompös klingenden Benennung, deren Bestandteil »Haupt« eben zu »Buch« als unerläßliche Zusammensetzung gehöre und, wie man scherzte, nicht etwa einen Haupt- und Obermacher bezeichnen sollte. Er wurde vor sein Stehpult, ziemlich ins Dunkel, gebracht, davor mochte er nun sitzen oder stehen, nach Herzenslust, wie alle anderen. Der Adlatus, der ihn in den Gang der Geschäfte einzuführen hatte, reichte ihm das Materialienbuch: »Da, tragen Sie ein, was Sie brauchen!« Viktor wußte nicht, was man vom ihm wollte, am liebsten hätte er hineingeschrieben: »Frische Luft, Licht!« Dann fragte er lieber und erfuhr, daß er seinen voraussichtlichen Bedarf an Federn, Bleistiften, Löschblättern und ähnlichem verzeichnen solle, sonst nichts. Das Buch ging hierauf an einen Diener. In-

zwischen reichte ihm schon der Adlatus ein zweites Buch, ein »Springer«, so genannt nach der Feder, welche die Mappendeckel um den kostbaren Inhalt, die Kopien der am Vortage ausgegangenen Briefe, zusammenhielt. Nun war es Viktors Pflicht, für das vor ihm schräg hingebreitete riesige Hauptbuch die erforderlichen Daten herauszuziehen. Er sah sofort, daß ihm hierzu alle in der Schule wie im bisherigen Leben erworbenen Kenntnisse unnütz seien; willenlos überließ er sich somit den Weisungen des Adlatus, ließ sich jedesmal Punkt für Punkt die richtige Rubrik in der roten und blauen Rastrierung von seinem Helfer herausfinden, schrieb wie gelähmt bis Mittag, um nach kurzer Pause nachmittags dasselbe Spiel fortzusetzen.
Ein scharfer Strich, das fühlte er, war unter seine Jugend gezogen, etwas Neues, nie Geahntes, hatte er begonnen. Aber nachdem er im Büro seine Kollegen, den Diener, jeden Schrank kennengelernt hatte, überfiel ihn schon eine unmäßige Langeweile. Zu Hause auf dem Lande war er gewohnt gewesen, daß jede Tätigkeit, mit der er sich befaßte, in sich rund und abgeschlossen, mit dem deutlichen Siegel ihres Nutzens versehen war. Hier reichten ihm unsichtbare Hände aus unsichtbaren Etagen des großen Gebäudes herauf Schriftstücke, deren Bedeutung er nicht faßte und die er, nachdem er einen gleichgültigen und, wie ihn dünkte, unwesentlichen Handgriff mit ihnen vorgenommen hatte, wieder weitergab, an andere, die sie in wiederum unsichtbare Zimmer entgleiten ließen. Konnte es einen Menschen unterhalten, durch ein Hantieren, das man nicht verstand, Geld zu verdienen, noch dazu für fremde Leute, die man nicht kannte? Dazu kam, daß er eigentlich wenig zu tun hatte, denn er machte seine Arbeit rasch ab; dieses rasche Erledigen war das einzige, worin er noch seine persönliche Wirkung spürte, und das ihn deshalb interessierte. Um sich über die vielen leeren Stunden hinwegzutrösten (denn an Gesprächen über Theater und ähnliches, was ihn nichts anging, beteiligte er sich nicht, kaufte er sich, durch die Reklame in einem Spielwarengeschäft angezogen, das Geduldspiel »Pythagoras«, welches die Aufgabe stellte, aus

acht einfachen Steinen die komplizierten Figuren eines *bei*gegebenen Büchleins zusammenzusetzen. Die Steine konnte er natürlich nicht ins Büro mitnehmen, aber das Aufgabenbuch verbarg er zwischen zwei Seiten des Hauptbuchfolianten, und indem er sich mit in die Hände gestütztem Schädel den Anschein gab, als denke er über ein kaufmännisches Problem der vor ihm ausgebreiteten Korrespondenz nach, wetzte er seinen Scharfsinn an den kindlichen Rätseln. Hatte er eine Lösung gefunden, so zeichnete er sie in das Büchlein ein . . . Der Bleistift in seiner Hand brachte ihn auf die Idee, auch anderes zu zeichnen, etwa die Fassade der Sparkasse gegenüber mit ihren geschwärzten allegorischen Figuren, die so leer aussahen, wenn die grauen Tauben einmal aufflogen; sonst saßen diese Vögel immer wie dazugehörige Ornamente zwischen Gestalten des »Handels« und der »Industrie«. Sein scharfer Blick, von Jugend an unbewußt auf das Beobachten natürlicher Dinge eingestellt, erleichterte ihm die Anfänge der Zeichenkunst, und, durfte er so in angelegentlicher Bemühung zum Fenster hinausstarren, dann erschien ihm sein Los nicht mehr ganz trostlos, dann kehrte ihm eine glückliche Kinderstimmung wieder, das Liegen im Wald etwa, wobei der Rücken ins Moos gebettet war und die Augen einem Eichhörnchen von Baum zu Baum folgten. Die Äste gerieten beim Sprung des Tieres in solch zartes, kurzes Schwanken.

Es wurde Winter, einmal schneite es. Mit aufrichtiger Verwunderung sah Viktor die großen, ganz reinen Flocken wie Sterne vom Himmel hier zwischen dunkle Mauern hereinfallen, es war ihm, als solle es in der Stadt, wo alles so widernatürlich und abgesperrt zuging, nicht schneien, als sei es schade um den schönen Schnee. Dann aber erblickte er oben das graue Fleckchen Wolke, und, indem er es in Gedanken erweiterte, fand er es bis über seine Heimat hin ausgespannt, machte diesen Himmel gleichsam zu einer Verbindung zwischen Wlaschim und Prag, zeichnete, dieses Einfalls froh, den Schneefall in eines seiner Bildchen mit den Tauben, den Figuren von »Handel« und »Indu-

strie«. Diesem seinem bescheidenen, kindlichen Tupfvergnügen war er so innig hingegeben, daß ihn der Adlatus anstoßen mußte: »Sie, der Chef sieht Ihnen zu.« Wirklich war in diesem Moment der Buchhalter Bjelousch vorbeigegangen.

Viktor erwartete, in das Zimmer des Mächtigen vorgerufen zu werden.

Doch es geschah nichts.

Am nächsten Tage aber sagte ihm der Saldokontist als sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Buchhalter habe sich zu ihm geäußert, er müsse schon zu wiederholten Malen mit Mißvergnügen Viktors geringen Eifer konstatieren, und wenn es so fortgehe, werde er ihn der Direktion zur Verfügung stellen.

Das war Herrn Bjelouschs Art, er tadelte nie direkt, sondern ließ seinen Unwillen stets nur auf Umwegen an den Schuldigen gelangen, so daß dieser außer der Kritik noch das Geheimnisvolle, Entfernte, hoch über ihn Erhabene zu spüren bekam. Am nächsten Tage aber, bei einem geringfügigen Fehleranlaß, pflegte er den Sünder so heftig anzufahren, daß dieser auch ohne besonderen Scharfsinn den Zusammenhang des diesmal nicht gerechtfertigten, mindestens übertriebenen Zornes mit jener Verschuldung wohl fühlte, ohne sich jedoch verteidigen zu können. Durch diesen Kunstgriff erreichte er, was er wollte, und ersparte sich überdies die Aufregung persönlicher Auseinandersetzungen. Die Kollegen nannten die unmotivierten Wutausbrüche des Chefs »Solferino«, nach der bekannten Unglückswalstatt der österreichischen Armee. Auch Viktor erlebte also sein Solferino, beschloß jedoch, da er sich keines Unrechts bewußt war, seine Spielereien nicht aufzugeben. Er war nie im Rückstand, hatte stets noch die letzteingetragenen Posten mit Bleistift aufaddiert, so daß ihm nicht einmal bei Monatsabschluß die Arbeit über den Kopf wuchs. Immerhin versteckte er jetzt seine Kritzeleien, auch die Zeitung, die er sich manchmal kommen ließ, indem er stets ein Löschblatt bereithielt oder die Büroarbeit wie einen Wall ringsum aufschichtete. Oder er legte das Papier in die

Schublade, die er, sobald sich Schritte näherten, mit harmloser Miene zuschob. Im Ernstfall war er darauf vorbereitet, dem Chef die vollständig beendete Arbeit zu zeigen und zu erklären, daß es doch in niemandes Interesse läge, wenn er seine freien Minuten in die Luft verstiere. So wohlüberlegt dieser Plan war, mit etwas hatte Viktor nicht gerechnet: mit diesen Angstanfällen, die ihn jetzt bei jeder Bewegung im Nebenzimmer befielen und seinen Herzschlag sekundenweis absetzen machten. Sei es, daß der Buchhalter das Versteckenspiel merkte, sei es, daß er einen Spion angeworben hatte: von nun an sah er nur mit wütenden Blicken auf Viktor, seine Befehle waren Flüche, seine Auskünfte klangen wie Drohungen. »Er sitzt Ihnen halt auf«, das war die allgemeine Ansicht des Büros. Von nun an war zu der Sinnlosigkeit des Banklebens für Viktor noch die Pein des Hasses hinzugetreten, denn er fühlte sich gehaßt und begann mit aller Kraft seinen Plagegeist wiederzuhassen, wie in eine schwarze Wolke von Stickluft trat er jeden Morgen in das unleidliche Arbeitszimmer, und nachts folgte ihm der Buchhalter noch in seine Träume, der alte Mann mit dem schwarzen, in lange Enden ausgezogenen Schnurrbart, verzerrten Gesichts brüllend, ein Pandur.

Es hielt ihn nicht länger, er wandte sich offen an ihn mit der Anfrage, ob er etwas gegen ihn habe. Mit unvermutetem Schmeicheln lächelte ihm der Chef entgegen: O nein, nur treibe er so Nebengeschäfte, das gehe nicht, das wirke demoralisierend auf die anderen. »Aber bitte, was soll ich machen, wenn ich mit meiner Arbeit à jour bin?« »Ein tüchtiger Beamter hat immer zu tun, lesen Sie die Korrespondenz genauer, da können Sie etwas lernen, lassen Sie sich alte Faszikel bringen. Hören Sie zu, was um Sie herum gesprochen wird. Man soll von allem wissen. Ich rate Ihnen nur zu Ihrem Besten. Ich war ja auch einmal jung. Später werden Sie einsehen, daß das Bankwesen viel wichtiger und interessanter ist als alles, was Sie sonst anfangen können. Man muß eben rechtzeitig seine Nebeninteressen einem Hauptzweck unterordnen lernen. Übrigens werde ich

Ihnen von jetzt an etwas mehr zuteilen.« Viktor stammelte etwas von Dank, im Herzen aber sah er unverhohlene Bosheit in den Worten des ausgemergelten Glatzkopfes, der so offenbar Unnützes anriet und anbefahl, nur um ihn um seine ohnedies so anspruchslose Muße zu bringen. Den Heuchler hätte er in diesem Augenblick kaltblütig ermorden können.

Überdies änderte diese Unterredung nichts von Viktors Leben. Er erwartete, daß man sein Ressort, das bisher die Firmen von O bis Z umfaßte, zur Entlastung der anderen Hauptbuchführer vergrößern würde. Aber nicht einmal das geschah, da Bjelousch seinerseits schon die Mehrarbeit einer neuen Einteilung scheute. Er selbst verbrachte nämlich an seinem enormen Schreibtisch die Zeit mit Faulenzen, Romanlesen und Rauchen, und nur wenn etwas wie von ungefähr seiner Bequemlichkeit in die Quere kam, benützte er seine Solferino-Methode, um sich durch eine Zone von kaltem Grauen alles vom Leibe zu halten. So schoß er auch weiterhin, wie dem Trägheitsgesetz zufolge, giftige Blicke auf Viktor, tadelte ihn hinterrücks, machte ihm bei der geringsten dienstlichen Sache Auftritte, wurde aber sofort süß und feige, wenn man ihm mit einer persönlichen Miene auf den Leib rückte. Viktor fühlte den Druck des Chefs, dem man keinen Gegendruck entgegensetzen konnte, schwer auf sich lasten, er flüchtete auf die Korridore, die er, verzweifelt vor Untätigkeit, durchirrte, oder gar hinaus an einen stillen Ort, in dem er übermäßig lang verweilte und sich in der ganzen Kläglichkeit seiner Existenz fühlte, wenn er sich vorstellte, Gottes Auge könne einmal dieses Gebäude zerspalten und ihn, den Unschuldigen, hier im innersten Winkel würdelos und einsam mit seinem Elend entdecken.

So war er von acht Uhr früh bis zwölf Uhr mittags und von zwei bis sieben Uhr, oft länger, in die Bank wie in ein Gefängnis eingesperrt. Was hätte er alles in dieser Zeit, wäre sie für ihn freie Zeit gewesen, zu seiner Freude machen können, wieviel gab es täglich zu schauen! Er aber hatte seit Monaten die Straßen an Wochentagen nicht anders ge-

sehen als in Morgen- oder Mittagseile und finster im Abendverkehr. Die freie Zeit war offenbar nur so bemessen, daß man sich abends ein wenig erholen konnte, um am nächsten Tage wieder frisch zu sein. Und dazu lebte man? Auf diesen Zweck also hatte sich die sorgsame und oft so überschwengliche Vorbereitung der Jugendjahre bezogen? Ging er einmal abends ins Kaffeehaus oder in einen Garten, so rächte sich das morgen gewiß schon durch Müdigkeit, Unausgeschlafenheit im Büro. Die Sonntage verbrachte er trotzig zu Hause, allein und eingesperrt, vor der kommenden Woche sich ängstigend, oder in wirren Träumen auf dem Kanapee. Unversehens trat ihm eine Biegung der heimischen Landstraße vor Augen, Schotterhaufen, Wagenspuren im Kot, umhergestreute Strohhalme, wie sie von den Wagen gefallen waren, ein bestimmter, niedriger Pflaumenbaum – ach, warum war er nicht dort, wodurch hatte er es verschuldet? Er wollte an seine Eltern schreiben, er sehnte sich nach Hause, nach den jüngeren Geschwistern. Aber wie das in Worte fassen, da ihm doch nichts Außergewöhnliches zugestoßen war, da alle Menschen doch arbeiten mußten und auch wirklich rings um ihn mit Eifer und Selbstvertrauen arbeiteten. Wollte er etwa unserem lieben Herrgott den Tag abstehlen? Was denn eigentlich? . . . So wie es ist, so muß es sein, sagte er sich dann oft mit Resignation, die Welt tut mir zwar Weh und Leid an, aber es geschieht mir nur ganz recht, anders geht es ja gar nicht.

Mit seinem alten Wlaschimer Respekt vor einem unbekannten Fürsten sah er sich bindenden Regeln gegenübergestellt und ergab sich. Die dunklen Gefühle aber in ihm, zurückgedrängt, schwollen nur desto mächtiger, klagten ihn an, daß er geschändet sei, sündhaft, wenn er nichts tat, sündhafter bei Fleiß, und so nahm er das Gehalt von sechzig Kronen monatlich stets mit bösem Gewissen, fast wie eine Bestechung, nicht wie verdientes Geld entgegen, und wenn er die stets neuen Banknoten vierfach faltete, so daß die rote 10 an den Rand kam, schien ihm das Häufchen, von der Seite angeblickt, wie gerötet von seinem Herzblut. Sündengeld war es, Blutgeld.

Ein Halbjahr des Schmachtens verfloß: da ging überraschenderweise Bjelousch in Pension. Das ganze Büro atmete erleichtert auf, denn bei jedem hatte der Heimtückische sich unbeliebt gemacht. Als der neue Buchhalter Dubsky erschien, ein noch ganz junger Mensch, dem man Humanität und Tüchtigkeit nachsagte, ein Mann von schlanker, hoher, eleganter Gestalt, blond, mit nachlässig-feinen Gesichtszügen, erwartete besonders Viktor eine neue Zeit, Rettung. Mit jener schönen Zuversicht, die man gleichaltrigen Menschen von Natur aus entgegenbringt, fühlte sich Viktor zu dem hübschen Herrn hingezogen, förmlich geborgen bei ihm.
Sein Irrtum war vollkommen. Der neue Chef zeigte sich zwar allgemein freundlich, bat in einer humoristischen Antrittsrede alle, ihn nur als älteren Kollegen, nicht als »Wauwau« anzusehen, bei ihm gebe es keine blinde Autorität, nur offene Aussprache und Zusammenarbeiten: »Denn ich bin geradesogut auf Sie alle angewiesen wie Sie auf mich«, er heilt auch in der Folge sein Wort und sagte jedem, was er von ihm wollte, offen ins Gesicht, so daß das unheimliche Spitzel- und Anschwärzesystem schnell in Verfall geriet; aber es war bald klar, daß mit dem neuen Geist auch neue Anforderungen gekommen waren. Dubsky bezeichnete es selbst als seine Hauptfreude, »alte Zöpfe abzuschneiden«, so gab es immerfort Neueinführungen und Verbesserungen, die im wesentlichen auf eine bessere Ausnützung des Personals und in der Folge auf eine Reduktion desselben hinausliefen, wodurch sich Dubsky bei der Direktion ins beste Licht setzte. Aber auch bei den Beamten mochte er nicht unbeliebt sein, er war nie launenhaft, nie schrie er, vielmehr bevorzugte er, trotz seiner noblen, nasalen Stimme, populäre Redensarten, wie »Das ist günstig« oder »So was können Sie Ihrer Schwiegermutter einreden«. Er übte eine scharfe Kontrolle über die Leistungen des einzelnen, aber er verbarg nichts, er zeigte allen mit ehrlichem Lachen, wie er das anstellte. Er schimpfte nicht wie der frühere Chef über Mißstände, die er zufällig im Vorbeigehen antraf, sondern nahm die Sache systematisch, blieb nächte-

lang im Büro. Da er selbst fleißig war, konnte man es ihm nicht übelnehmen, daß er auch die Untergebenen nicht schonte. Übrigens schaffte er nutzlose Arbeiten ab, mit denen Bjelousch, nur um sich selbst einen Federzug oder das geringste Nachdenken zu ersparen, das ganze Büro nach alter Sitte wochenlang in Atem gehalten hatte. So sorgte er für neue Arbeit, blieb aber immer gerecht, ein Musterchef, der sich auch in privaten Gesprächen nicht verblüffen ließ, sondern immer allen überlegen blieb, alle durchschaute, auch diejenigen, die sich durch Gschaftlhuberei das Ansehen von Eifer geben wollten. Wie es vorauszusehen war, ließ er sich gar bald auch die geringe Mühe nicht verdrießen, Viktors Bereich um die Firmen J bis O zu erweitern, wobei er an seine Intelligenz und an seinen Ehrgeiz appellierte. Nun brach für Viktor eine Zeit des Robotens an, er mußte oft bis zehn Uhr nachts dableiben (worin der Buchhalter nichts Besonderes sah), sekkiert fühlte er sich nicht mehr, alles ging vernünftig zu, aber blutlos war er, ausgesaugt und krank, zum erstenmal in seinem Leben bekam er Kopfschmerzen . . . Einmal ließ ihn der Chef rufen: »Nun, wie sind Sie mit Ihrer Leistung zufrieden?« fragte er mit seinem wohlwollend-ironischen, gescheiten Lächeln. Viktor war zufrieden. »So? Ich nicht. Es ist nicht genug, wenn ein junger Mann seine Pflicht tut. Das kann mir jeder Bürokrat. Wir sind ein junges Institut, wir verlangen Initiative . . .« Viktor ging heim, dieses neue Wort wie einen Peitschenschlag um den Kopf. Was wollte man von ihm? In Verwirrung fiel ihm ein, daß Dubsky neulich auch die päpstliche Enzyklika so gelobt hatte, welche einige Feiertage abschaffen wollte! . . . Aber noch während er sich zurückgestoßen und beleidigt fühlte, sagte er sich, daß das alles eben der Lauf unserer Zeit sei, für die Dubsky nichts könne, so müsse es jetzt kommen, und immer noch ärger. Die eigene Auflehnung schalt er kurzsichtig und blöde, verbiß den Haß, den er, stärker als je gegen den wilden Chef, nun gegen den »braven« in sich trug.

An einem Aprilnachmittag wurde er nach Sterbohol zum Inkasso eines größeren Wechsels an die dortige Gutspacht

abgeschickt. Mißmutig machte er sich auf den Weg, die unappetitlichen Stöße angehäufter Arbeit bedenkend, die er bei seiner Rückkehr antreffen würde ... Als er jedoch unterhalb des Friedhofes von der Endstation der Elektrischen aus ins offene Land schritt, hatte er plötzlich die Augen voll Tränen. Seit dem Herbst des vorigen Jahres war er nicht im Freien gewesen, jetzt jagte ihm der Frühling Stöße urgesunder Luft und alle Nässe des aufkeimenden Erdreichs entgegen, mit schrägen Streifen eines Aprilschneegestöbers, das an den hellgrünenden Büschen ganz anders lustig als zwischen öden Mauern einhersauste.
Oh, da war es ja wieder, die Jugend, alle guten Geister, diese Weite von Hügeln – und über ihnen, bis an die Tiefe seiner Augen niederreichend –, wie lange hatte er's nicht gesehen – der Himmel mit seinen Wolken, die einen eisenfarbig, dünn hingestrichen über das Blau, irgendwo ohne Kontur aufhörend, andere als weißlich-braune Lockenköpfe erhoben, schwebende massige Kubeln oder helle Fetzen; da war auch der kaum sichtbare, gleichsam übernächtige, unausgeschlafene Mond, selbst ein solcher Fetzen, eher wie das Skelett eines Mondes, blaß und löcherig im Tageslicht, während die Sonne aus einer finsteren Zusammenballung des Gewölks wie aus einem Krater hervor ihre Strahlen weithin schräg und schräger zur Erde sandte, Strahlen, die man, wie etwas Körperloses und doch wie Metall, hell an Wolken, regnerisch-dunkel am freien Blau vorbeigleiten sah. »Aha, die Sonne zieht Wasser«, sagte sich Viktor, nichts mehr als diese Redensart, wie man sie ihm auf dem Dorfe zu Hause oft vorgesagt hatte; in seinem Herzen aber war ihm zumute, als ginge all der Wolkenschwall noch tiefer, in das Erdreich und unter seinen Füßen vorbei, ja, als sei er, der kleine Mensch, völlig in ein großes, majestätisches Tuch aus Wolken eingeschlagen und in die Luft gehoben.
Lichtfarbige luftige Welt des Vorfrühlings, in die nur ferne, blaue Waldsäume als das einzige Dunkle und Fremde hineinreichten! Die Beleuchtung wechselte, war bald grell, doch ohne Gewitterhitze, junge Pappeln wie einen gelbli-

chen, durchsichtigen Flor durchstrahlend; bald erschienen die Hügel verfinstert und mit kurzen Wolkenschatten falsch modelliert. Dumpf ergriffen blieb Viktor vor einem jungen Felde stehen, dessen grüne, noch ganz kurze Halme wie Gras aussahen, eine schüttere Wiese, aber in sorgfältigen, langen Reihen angepflanzt. Die freien Halme kribbelten wohlig, alles spielte im Wind. Der hellviolette Schatten eines Obstbaumes war deutlich über das Feld hingezeichnet, nun fauchte der Wind stärker, eine Wolke machte das Grün dunkel und verwischte den Schatten; Viktor aber hatte Augen, Ohren und Mund so voll von Wind, daß es ihm vorkam, als habe er selbst den Schatten weggeblasen. Durch ihn hindurch schien die Sonne, wehte Luft, wuchs Korn. Da wurde ihm übermütig zu Sinne, er übersprang den Straßengraben und war mit zwei Schritten auf die Landstraße, dann wieder die Böschung zum Feldweg emporgeklettert. Bei allem Jubel aber war auch sein Kopf tätiger als je in der Stadt. Nichts entging ihm, er prüfte den Stand der Saat und überschlug die voraussichtliche Ernte jedes Feldes, an seiner ruhevollen Beobachtung hatten noch die fern zusammengedrängten Kalkmauern eines Dorfes, ja ein Häuschen Anteil, das mit dem halben rosa Dach irgendwo hinter einem Hügel hervorguckte. Und die blühenden Bäume an der Straße, andere noch nackt wie Stangen, an andere Stangen gebunden, viele schon mit kleinen, hellgrünen Blättchen, all dies Versprengte, Punktierte, Nicht-Zusammengeschlossene, Unentwickelte, fast Unkörperliche, Durchlässige führte seinen Geist wieder zu den weißen Wolken zurück, die da oben selig im Sturmwind prangten und unter dem Kriegsruf aufsteigender Lerchen in Stücke zerstäubt wurden.

Lustig, unter heimlichen Grimassen, machte er sein Inkasso ab. Auf dem Heimwege blies er in die Fäuste wie in eine Trompete. – Da sperrte ihm, als er den Hügel zum Friedhof emporstieg, ein Mann ohne Überrock den Weg, ein blaues Tuch um den Hals, legte die Hand an die Mütze wie zum Gruße, mit bösem Grinsen.

Viktor, alle Sinne erwacht in der frischen Frühlingsluft, er-

kannte in ihm sofort den gefährlichen Burschen, der ihn beim Aussteigen aus der Elektrischen, als er den Wechsel aus dem Portefeuille nahm, um sich seiner Adresse zu versichern, scharf beobachtet hatte. Nun war es Abend; hatte der Mann an dieser menschenleeren Stelle auf seine Rückkehr gelauert? . . . Und schon riß der Ungemütliche einen Revolver aus der Tasche.
Aber Viktor war ihm zuvorgekommen und hatte ihm, ohne den Oberkörper zu bewegen, mit vorgestrecktem Fuß einen tüchtigen Stoß in den Bauch versetzt, der ihn hinstreckte. Sofort beugte er sich über den Gefallenen, suchte ihm den Revolver aus den Fingern zu winden, sie blieben krampfhaft zugekrallt. Aber die Brust atmete, und schon begannen die geschlossenen Augen wieder emporzublinzeln. Da fuhr es Viktor blitzschnell durch den Kopf, daß der Betäubte binnen weniger Sekunden wieder zur Besinnung kommen und seinen Revolver gebrauchen würde, ohne daß die Chance, ihn mit einem Hieb niederzustrecken, sich wiederholen würde. Ein furchtbarer Ringkampf mit ungewissem Ausgang stand bevor. Fliehen? Damit böte er seinen Rücken ohne weiteres als Zielscheibe. Er war wehrlos, trotzdem spürte er keine Angst – im Gegenteil, der Gedanke, daß er diesen Menschen, auf dessen Brust er kniete, jetzt töten müsse, um sich selbst zu retten, daß ihn also die Umstände zu einer grauenvollen Handlung zwangen, dieser immer deutlicher werdende Gedanke erfüllte ihn mit einem seltsamen Gefühl ernster Sicherheit. Jetzt schlug der Überwältigte die Augen auf, hob den Kopf, immer noch wie im Halbschlaf, schon aber ruckte es durch seinen ganzen Körper. Da war keine Zeit mehr zu verlieren. Viktor legte ihm beide Hände fest um den Hals und drückte seine Daumen hart ins Fleisch. Der Kopf des Gegners fiel ohnmächtig zurück.
Wie der nun mit erbarmungswürdigem Laut plump an einen Stein schmetterte, schoß Viktor gleichsam in unvermuteter Erkenntnis alles Blut zu Kopf, wie Frage und Antwort: Was tue ich da? Zornige Vernünftigkeit überwog sofort und flüsterte ihm zu, daß er ja würgen *müsse*, da er

sonst selbst verloren sei. Und verteidigte er nicht auch Werte der Bank, ein Vermögen, das er jetzt in seinem Portefeuille trug! In seiner Brust regte sich etwas wie Ironie: »Ich arbeite ja für die Bank, ich muß ja arbeiten« . . . Gleichzeitig stiegen andere Bilder in ihm auf, begleitet von einer vagen Neugier, die ihm aus seiner ersten Jugend bekannt war, ja, jetzt wußte er es, von der verbotenen Lust, die Pagode von Wlaschim zu betreten. Und da tauchte auch alsbald aus dem Antlitz des Gewürgten, das schon im Todeskampf sich zu verzerren begann, ein anderes, fernes Antlitz verwaschen hervor, er erkannte es, das Gesicht des Obergärtners, der ihn damals im herrschaftlichen Park gefaßt und der Strafe ausgeliefert hatte: der erste Feind in seinem Leben. Oh, aber jetzt konnte er sich rächen, jetzt griff er zu und erwürgte den Herrn Obergärtner, den bösen. Mehr als das: er *mußte* ihn erwürgen. Und in einem ungeheuren Umschwung all seiner Gedanken (da drückte er noch fester, mit aller Energie) fand er plötzlich, wie den Schlüssel zu seinem ganzen Dasein, daß ihn in diesem Augenblick das Schicksal eingesetzt hatte, um nun auch seinerseits jemandem wehe zu tun nach ebendem Gesetz, das er so lange erlitten hatte – um die Gerechtigkeit der Welt so bitter auszuüben, wie sie ihm zuteil geworden war. Ja, wie er bis heute nur Leiden von der Gemeinschaft empfangen hatte und sich doch nicht beklagen und auflehnen durfte, weil er meinte, daß das alles der natürliche Lauf der Dinge war, so war ihm wie zum Lohn für alles heute einer in seine Hand gegeben, dem er das Äußerste, was Menschen einander antun können, den Tod, mit Fug und Recht antun durfte und mußte . . . Viktor hatte jetzt den richtigen Griff gefunden, seine Umschnürung war eisern, ließ nicht nach, er kannte ihn wohl, den Unbekannten, Namenlosen, mit dem er Brust an Brust rang; dieser vom Augenblick zugeführte, vom Augenblick Niedergeworfene, war ihm urplötzlich nicht fremd, nein, näher als alles und wohlvertrauter als alles dünkte er ihn. Als habe er all die Jahre mit ihm, dicht neben ihm gelebt, als sei er nur Schatten gestanden und habe auf den Moment gewartet, um hervorzutreten und heute

sich zu melden. Und wie der Räuber nun in Todesangst noch einmal aufbrüllte, zog sich sein Gesicht wieder zusammen und entfaltete sich neu als das des Buchhalters Bjelousch, dessen Zanken aus dem atemlosen Schnarchen des Sterbenden Viktor heraushörte, und wie dieses Gesicht nun schon erschlaffte, waren es die weichen, friedlichen Züge seines jetzigen Chefs, und wie die Augen nun halb gebrochen, verglast, blaugrün herausquollen, erkannte Viktor auch sie, es waren die Augen eines Mädchens, das er täglich morgens auf dem Wege ins Büro sah und dessen Anblick (aber so mußte es ja sein) ihn tief beunruhigte. Nun ging es schneller, kaum mehr deutlich, zahllose, kleine, schattenhafte Gesichter gebar das eine fruchtbare, künftige Gegner und halb vergessene, und alle erwürgte Viktor, einen nach dem andern, mit allen wurde er fertig. Ihm war, als morde er die ganze Welt, als wachse aus Nebeln neue Feindschaft hervor, und auch diese rottete er aus, als klängen Seufzer von den Sternen gar und der Mondsichel herab. Es war ganz dunkel geworden. Er wußte nicht, wie lange das gedauert hatte, vielleicht eine Minute, vielleicht zwei Stunden. Der Hals in seinen Händen, die nicht mehr geschlossen waren, hing faltig und schlapp, kein Puls schlug, der Leib des Gegners war kalt, das Leben hatte ihn verlassen.

Nun erhob sich Viktor aus der beinahe liegenden Stellung in der er dem letzten Röcheln des Sterbenden nachgelauscht hatte.

Er war froh gestimmt, ja, in einem Anflug von Hohn führte er die Hand an seine Kehle, oh, er atmete, er konnte tief und schön atmen, nichts war versperrt, er lebte. Alles, was ihn in diesem Jahre der Schmerzen belastet hatte, fühlte er von sich abfallen, er war erfüllt von Befreiungswohlbehagen, das nur einen Augenblick lang, da er auf dem Hügel über sich die weiße Friedhofsmauer erblickte, unvermittelt von dem wie aus anderen Gegenden auftauchenden, doch ruhigen Gedanken abgelöst wurde, ob es nicht besser wäre, sofort da oben zur Ruhe zu gehen, als dieses Ziel erst nach einer langen Jahresreihe von Kränkungen und Qualen mühbeladen zu erreichen.

Dieser Anhauch verging. Und nun trieb es Viktor, die Arme auszubreiten, den Kopf ins Genick zu werfen und zu laufen, was ihn die Beine trugen, in der brausenden, hellen Nacht, die dem stürmischen Tage ohne Beruhigung gefolgt war, mit großen Schritten – nach Hause, nach Wlaschim. Ja, dorthin gehörte er, und plötzlich war es ihm, als dürfe er nun auch dorthin zurückkehren, als habe man ihn gegen seinen Willen, wenn auch mit einer gewissen Berechtigung, in der Fremde zurückgehalten, soeben aber habe er gewisse Hindernisse besiegt, die Erlaubnis zur Rückkehr mutig erkämpft, alle würden sein Kommen billigen, alle ihn gut aufnehmen. Oh, wie er sich freute, wieder zu Hause zu sein, bald, sofort, nur eine gewisse Zeit lag noch dazwischen, ein tüchtiges Laufen, sonst aber widerstand nichts, nichts mehr, o das unfaßbare, große Glück! Jetzt ist alles wieder gut, sagte er leise, alles wieder gut. Nur heimkehren, an der Schwelle knien, irgend etwas schnell erzählen, damit es abgetan sei, ein für allemal, dann aber beginnt die gute Arbeit und das gute Leben wie ehemals ... Er merkte kaum, daß er lief, so regelmäßig fielen seine Schritte, so bequem hatte er jetzt die Arme an die Brust gezogen, die Fäuste vorn angelegt. Und ohne Überlegung folgte er der Straße längs der Bahnstrecke, sah die Fabriken nicht, deren immer noch rauchende Schlote die Nacht verfinsterten, wußte nicht, daß er jetzt aus den freien Feldern wieder durch ein Dorf kam, dessen Wirtshausschilder über seinem Kopf knarrten und dessen Pflasterung an seinen Schuhen riß, daß er nun wieder ins Offene, einen Berg hinan entlassen war und jetzt in Straßenkrümmungen einer Serpentine verloren, die mit ihren weißen Steinen wie Drachenkiefer übereinderlagen. Da schwoll ein Lärm und brach als Lokomotive mit vielen, scheinbar sehr leichten Wagen daran aus dem Dunkel hervor. Viktor starrte einen Augenblick lang dem Zuge nach, dann erklomm er den Fahrdamm und lief nun die Schienen entlang, ohne sich über einen dumpfen Instinkt, daß das wohl der nächste Weg nach Hause sei, mehr als unklare Rechenschaft zu geben. Bis ins Unendliche geradeaus waren die vier erhöhten Eisenlinien der

Bahnstrecke gezogen, er glaubte sie bis an den Horizont hin verfolgen zu können, wie er auch rechts und links das ganze flache Land, über das er auf seinem Damm erhaben war, sich vorbeidrehen und in seinem Rücken langsam verschwinden fühlte. Zuerst rannte er innerhalb eines Geleises, wobei der über jede Holzschwelle stolperte, dann fand er zwischen den beiden Strecken einen festgetretenen Boden, den Weg, den wohl auch die Wächter bei ihren Begehungen benützen. Auf dem lief er nun ohne jede Hemmung, Kopf voran, den sausenden Wind im Nacken, dieser leichte, gerade Pfad war förmlich für ihn vorbereitet. So kam er an den beiden Dörfern Mecholup vorbei, an Ourinoves mit seiner Zuckerfabrik, an Kolowrat und Rican. Niemand sah ihn; nur einem Kind vielleicht, das hinter dem Fensterchen eines Wächterhauses, von Träumen geschreckt, aufgewacht war, spukte er im fahlen Mond mit seinen im Sturm geblähten Kleidern wie der leibhaftige Kobold Raraschek vorbei. Und so hielten ihn auch die Signallichter und die Stationen nicht auf, nein, er rannte, bis die Schienen, die gespannten Telegrafendrähte und die Stangen, die mit fürchterlichem Gebrumm immer wieder auftauchten, bis all dies Gleichmäßige, eben weil er so schnell lief, gar nicht mehr von der Schwelle zu rücken schien, so daß er sich wie in einem Käfig hinter Gittern gefangen sah und kaum mehr den Himmel über sich frei. Da fühlte er erst, daß er müde war, zum Sterben müde. In der offenen Halle des Bahnhofs Stranschic brach er zusammen. Es war drei Uhr nachts, er hatte etwa die Hälfte des Heimwegs zurückgelegt.

Allmählich tauchte er aus seiner wilden Erregtheit des Blutes in eine hellere Seelenschicht. Man mußte die Leiche gefunden haben, fiel ihm ein. Was nun? Sah seine Handlungsweise nicht wie Flucht aus? Jetzt erst erinnerte er sich auch, daß er das Geld der Bank noch bei sich trug. Am Ende würde man ihn nun zu Hause in Wlaschim verhaften, bei den Eltern, unter Mordverdacht. Nein, das durfte nicht sein.

Er wartete daher in Stranschic den ersten Wiener Frühzug

ab, fuhr in die Stadt zurück und meldete den Vorfall gleich im nächsten Kommissariat. Dann begab er sich mit freudiger Ruhe ins Büro, nachdem er in einem Kaffeehaus sich gewaschen und ordentlich gefrühstückt hatte. Er lieferte das Geld ab und ging an seine Arbeit, ohne ein unnützes Wort zu verlieren, bis der Chef und die Kollegen im Nachmittagsblatt die erstaunliche Begebenheit gelesen hatten und nun, alle zugleich, mit Fragen und Rufen sich auf ihn warfen.

Sein Zustand von nie zuvor verspürter Elastizität und Selbstzufriedenheit hielt auch bei der Einleitung des Prozesses an, während dessen er übrigens auf freiem Fuße blieb, so deutlich sprachen die Tatsachen für seine Unschuld. Die einsame Gegend, in der der Kampf stattgefunden hatte, der geladene Revolver in der Hand des Erwürgten, der überdies als entsprungener und seit langem gesuchter Zuchthäusler agnosziert wurde, der Zehntausendkronenwechsel: alles lag offen zutage. Zudem fand sich ganz unverhofft noch ein Zeuge für Viktor, der Kondukteur, in dessen Wagen er bis an die Endstation gefahren war und der das verdächtige Spionieren eines mitfahrenden Vagabunden, welchen er im Toten wiedererkannte, bemerkt haben wollte. Überhaupt schien im Leben Viktors, der sich bisher mit einigem Recht für einen Pechvogel gehalten hatte, vom Moment des Überfalls an eine gänzliche Wendung zum Besseren einzutreten. Der Buchhalter fand in dem Geschehnis ein nicht zu übersehendes Zeichen der von ihm so sehnlich gewünschten »Tatkraft und Initiative« seiner Beamtenschaft, er stellte ihm Avancement in Aussicht. Die Kollegen, die bisher den ungeschlachten Bauernburschen sich vom Leibe gehalten hatten, suchten seine Gesellschaft und bewunderten ihn. Alle Zeitungen lobten seinen Mannesmut, brachten sein Bild und eine Lebensbeschreibung. Auf der Gasse grüßte man, fremde Leute sprachen ihn an. Eine hohe Remuneration der Bank sowie der Polizeibehörde war ihm sicher, man redete von einer allerhöchsten Auszeichnung. Die Eltern, erschreckt und gerührt durch die Lebensgefahr, der er so knapp ent-

ronnen war, kamen sofort nach Prag und überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, die ihn ganz überraschten, denn er hatte die beiden stets nur als zurückhaltende, harte, schweigsame Menschen gekannt.

Vor all diesen Gunstbezeigungen des Schicksals empfand jedoch Viktor ein heimliches, von Tag zu Tag sich steigerndes Grauen. Anfangs zwar hatte er bei seiner Prozeßverteidigung dieselbe Rauflust wie beim Kampfe selbst bewiesen: der Feind sollte auch im Tode nicht triumphieren. In demselben Maße jedoch, in dem die Protokolle und die Reden seines für ihn sich erhitzenden Anwalts alle Einzelheiten des Auftrittes ihm wieder vor Augen stellten – er hatte bisher nur eine unklare, freudige Erinnerung daran gehabt –, in demselben Maße sah er seine Seele enthüllt, vor der er sich abkehren mußte. »Gerechte und erlaubte Notwehr«, schrie der Anwalt, »Notwehr« hieß es im einstimmigen Verdikt der Geschworenen – sein Gewissen aber sprach anders. Die Richter konnten freilich nicht ahnen, was während des Erwürgens in seinem Kopf und Herzen vorgegangen war: er aber erinnerte sich nun daran, Zug um Zug, daß er zwar zum Morde gezwungen gewesen war, daß er aber an diesem Zwange nebenbei eine ungeheure Freude gefunden hatte, daß er mit Vorbedacht, mit kaltem Genießen gemordet hatte, oh, nicht nur den einen . . . viele, viele, ohne eine Spur von Erbarmen, einzig der maßlosen Rachgier seiner Seele hingegeben. Und alle die Gemordeten, obwohl sie in Ruhe weiterlebten, ihm traten sie als Gemordete entgegen, mit feurigen Gesichtern, reueheischenden, er sah nun in jeder Falte eines fremden Gesichtes diese verzerrten Todesmienen lauern . . Mit schlotternden Beinen, gebrochen, verließ er den Gerichtssaal, in dem kaum eben zum Applaus der Zuhörer sein Freispruch verhallt war.

Wer das Böse im eigenen Herzen mit solcher Deutlichkeit sich hat entgegengrinsen sehen, für den ist jede Hoffnung verloren. So war denn das einzige, worauf von nun an alle Gedanken Viktors sich richteten, der Tod. Nur besorgte er, daß ein dem Prozeß zu schnell nachfolgender Selbst-

mord als Schuldbekenntnis und Selbstjustiz gedeutet werden und einen Makel auf seinem und seiner Eltern Namen zurücklassen würde. Peinlich war er daher darauf bedacht, obwohl sein tiefstes Ich nach Erlösung vom Dasein drängte, diesem Trieb nicht zur Unzeit nachzugeben, eine angemessene Frist verstreichen zu lassen. Bis zu dem erwählten Tage verbot er sich jede Freude, ja jeden Gedanken an eine Freude, mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit gab er sich von nun an ganz seiner eintönigen Arbeit hin, in deren Langeweile und reizloser Trockenheit er eine Art von Askese und Strafe für sich erblickte. Jetzt erst wurde er – was alle Standreden seiner Chefs nicht erzielt hatten – zum gewissenhaften, gründlichen Beamten, pedantisch hielt er die Stunden ein, kam als erster, ging als letzter, ließ keine Bürozeit unbenützt, wurde berühmt als Schnüffler und Bohrer, der in jedem Brief immer noch einen Fehler zu entdekken oder eine feinere Wendung einzubessern hatte.
So verging ein Jahr, zur Gänze dem ungeliebten, fremden Zwecke dargebracht wie ein Sühnopfer für die Zügellosigkeit seines Herzens. Als nun aber nach Ablauf dieser Zeit der Tag heranrückte, den er zu seinem Ende bestimmt hatte, da zeigte es sich, daß dieses Jahr der stupiden und pflichtgetreuen Ermüdung nicht wirkungslos an seinem Geiste vorbeigegangen war. Statt eines Helden ergriff ein Feigling die Waffe, ließ sie zitternd fallen . . . Unmerklich war mit seinen großen Ansprüchen an das Leben auch sein hoher Sinn, sein Ehrgefühl geschwunden; in der eingefallenen Brust, hinter gebleichten Wangen lebte nicht mehr jener sich selbst unbewußte, edle Wille, der, allem brausend Schönen verschwistert, begehrlich, ja anmaßend, scheinbar ohne zureichende Berechtigung, sich gegen eine allgebilligte, allanerkannte Lebensordnung gewehrt hatte, in dem aber vielleicht doch, ohne daß der Knabe es ahnte, etwas durchgebrochen war, was man als den einzigen Sinn und Urquell dieser Welt verehren muß . . . Doch das war nun vorbei.
Seine restlichen Jahre – es waren noch viele, fünfzig und darüber – verbrachte Viktor Kanturek fleißig im Alltag,

ameisenhaft, kläglich zufrieden, allmählich eintrocknend, ohne Freund und ohne Frau, mit einer etwas sonderlich anmutenden Scheu vor Zugluft und frischem Wind, die besonders zur Zeit des Vorfrühlings den kümmerlichen Pinsel regelmäßig heimsuchte.

Erschienen 1913

Ina Seidel

Zwei Kinder, die ich gekannt

1885–1974

Lusche war klein; aber Wanja war kleiner. Sie hatte die Überlegenheit, die längere Lebenserfahrung verleiht. Sie wußte das. Sie nannte ihn Büdalein. Er nannte sie gar nicht. Sie umfing ihn zart, wenn er auf dem Töpfchen saß und sagte: »Mein Engeli!« Er blickte grüblerisch in die Ferne, von Vorgängen in seinem Inneren beansprucht, die sich mit Zärtlichkeit nicht vertrugen.
Weltall war das Kinderzimmer, der Teppich ein Wiesenplan, geheimnisvoller Schacht voller unbekannter Schätze der Schrank, ein gutmütiges Urweltstier die alte schwarze Truhe, auf der sie gewaschen und angezogen wurden. Tabu war das Heiligtum von Annas hochgetürmtem Bett in der Ecke. Nie sahen sie Anna zu Bett gehen. Frühmorgens aber, in der Dämmerung, wenn Lusche erwachte, kamen aus der Gegend des Gebirges rotgewürfelter Federbetten seltsame Töne. Lusche kletterte hinüber zu Wanja, der sich auch schon ermunterte. Sie flüsterte: »Horch!« und hob einen Finger. Wanja horchte und fing dann an, sich gleichgültig irgendwo zu kratzen.
Lusche flüsterte: »Erst dachte ich, ein Rabe rabte ganz leise. Aber es ist Anna . . .«
Und sie saßen bedrückt beieinander und spielten mit ihren Zehen. Lusche hatte einen großen Zeh, der Maria hieß, weil er so aussah. Aber Wanja verstand das noch nicht. – Später hatten sie weiße Pikeemäntel an, hingen an Annas Händen und trippelten auf den Wegen des Stadtparks spazieren. Anna war ein Turm, eine Festung, eine Arche: Schutz und Zuflucht, was auch geschehen mochte. Ein Platzregen kam, es blitzte, es krachte gräßlich: Anna nahm sie unter ihren Rock. Lusche, voll Fürsorge, hob den Saum

und rief hinauf: »Komm auch runter, Anna, hier ist noch viel Platz!« Aber Wanja umklammerte Annas rechtes Bein und saß wie ein Tier in der Höhle. –
Wanja saß wieder da, wohin er immer gesetzt wurde, wenn er unerklärlich nachdenklich schien. Und das geschah oft. Er saugte am Daumen und befand sich in tiefer Meditation. Lusche aber war unglücklich. In der Küche saß ein schwarzes Tier mit weißen Verbänden um Kopf und Hinterteil und roch nach Klinik. Die Köchin behauptete, es sei ein Hund namens Bob, dem Papa Schwanz und Ohren abgeschnitten hätte. Das konnte nicht möglich sein. Das Tier war eine verkleidete Katze, nahm Lusche an, wenn nicht gar ein Mensch. Aber mit der Köchin zu streiten, war ausgeschlossen. Lusche aß faulige Weinbeeren, die sie im Abfalleimer fand, lief trostlos zu Wanja und untersuchte, wie weit er mit der Lösung seiner Probleme gediehen war. Hierfür bekam sie Schelte von Anna, lief zurück in die Küche und um das leidende Tier herum, ward vom Mülleimer vertrieben und flüchtete schließlich ins Eßzimmer, wo Papa immer noch saß und frühstückte: Eier, Schinken und Käse. Lusche wußte, er wollte auf die Jagd gehn und Enten schießen; da lehnte auch schon das blanke Gewehr. Aber hier saß er nun, sagte nichts, lächelte Lusche an und aß und aß – schweigsam wie Wanja. Lusche sagte weinlich: »Warum gehst du nicht? Die Enten warten und du kommst nicht!«
Da lachte Papa wie ein Berg.

Als der Vater aus Afrika kam – zwei Jahre später –, das war ungeheuer! Da ging Lusche mit Mama auf den Bahnhof, denn sie war groß (sechs!) und Wanja viel zu klein (noch nicht vier!). Da kam ihnen auf der Straße, gleich vor dem Hause, der Telegrafenbote entgegen. Die Mutter nahm ihm seine papierene Botschaft ab, riß sie auf, las und sagte: »Er kommt erst abends nach zehn!« Nun mußten sie wieder umkehren, und das war traurig. Langsam stiegen sie die Treppe hinauf. Oben stand Wanja, steckte sein rundes Gesicht durch die Geländerstäbe und schrie: »Papa!«

Wanja war dumm. Er verstand nichts davon. Und Lusche eigentlich auch nicht. Die Mutter aber sagte: »Nun können wir ihn nicht allein abholen.« –
Des Abends nämlich, um halb neun Uhr, kamen der Onkel Hans, die Tante Emilie, die Tante Martha, die Tante Lulu, der Onkel Eberhard, der Großpapa und auch die Urgroßtante Klothilde. Es war gewiß ihr Recht, den Vater gleich am ersten Abend zu begrüßen, wenn er aus Afrika kam. Und da er nun am Nachmittag nicht angekommen war, ließen sie es sich nicht nehmen, die Mutter nachts um halb zehn auf den Bahnhof zu begleiten. Das war nun erst das Wahre! Nur der Großpapa und Urgroßtante Klothilde blieben zurück. Sie nahmen Platz in dem Lehnstuhl des Vaters und in der Ecke des moosgrünen Kanapees und warteten. Der Großpapa rauchte aus seinem kleinen Pfeifchen, die Urgroßtante Klothilde aber rauchte eine große Zigarre, denn das tat sie oft. Wanja aber, der am Nachmittag nicht mit auf den Bahnhof gedurft hatte, weil er zu klein war, schrie so lange, bis er mitgehen durfte, mitten in der Nacht, am Abend kurz vor zehn. Der Mutter war nun schon alles gleich. Aber Lusche sah es nicht gerne.
Als sie nun alle auf dem Bahnsteig standen, schien der Mond, und Lusche sah, daß Tränen über die Wangen der Mutter rollten, und als sie ihre Hand nahm, zitterte die Hand. Und Lusche blickte auf und sah die Sterne, und es roch wunderbar von jenseits der Schienen her. Jemand sagte: »Das Korn blüht!« – »Und Jasmin und Akazien«, sagte Tante Martha. Aber Lusche hörte die Signalglocke läuten. Bunte Lichter sprangen auf und aus der Schwärze des Waldes brach mit feurigen Augen der Zug und brauste mit Macht in den Bahnhof. Der Vater sprang heraus, mitten unter die wartende Familie, Koffer rollten hinter ihm drein, der Vater war viel größer, breiter, stärker als Lusche ihn in Erinnerung hatte. Er trug einen lichtgrauen Anzug, sein Schnurrbart schimmerte heller als je zuvor, sein großer runder Hut beschattete den Mond. Er küßte die Mutter, er beugte sich nieder zu Wanja, er schüttelte allen lachend die Hände. Plötzlich aber sagte er: »Ach, da bist ja

auch du!« Und er hob Lusche zu sich empor und roch noch immer so fabelhaft, nach Leder, nach Tabak und auch nach Vogelfutter und Gartenerde. Und Lusche lachte und küßte verlegen drauflos, mitten in den Bart hinein. Der Vater sagte: »Ich habe dir eine kleine Gazelle mitgebracht, sie heißt Saïda und ist ganz zahm, sie läuft durch alle Zimmer.« Hierauf setzte er Lusche wieder auf den Boden. Die Mutter aber sagte: »Wirklich, Friedrich?« Und der Vater sagte: »Natürlich! Und für Wanja eine kleine Meerkatze mit schwarzen Händchen und furchtbar großen Augen.« – »Das ist ein Affe, Eugenie!« erklärte Onkel Eberhard schnell und sah die Mutter vergnügt an. Aber die Mutter tat, als hätte sie nichts gehört. Sie ging an des Vaters Arm und an der anderen Hand führte sie Wanja. Lusche aber ging an des Vaters Hand und fühlte ihre eigene Hand so warm und sicher umschlossen. Sie fragte: »Papa, hast du vielen Negern die Hand gegeben?« Der Vater beugte sich nieder und sagte: »Ja, Lusche, aber die andere, die rechte!« Und er faßte ihr Händchen fester, und es schmiegte sich dankbar in seinen Griff. Der Vater wußte alles. Die Onkels aber machten hinten großen Lärm mit dem Dienstmann Trampe, der das Gepäck besorgte. Und auf einmal machte der Vater halt und blickte mit einem halben Lächeln auf die Mutter. Er meinte: »Entschuldige, Jenny, es ist doch wohl besser . . .«, ließ Mama und Lusche los und lief zum Gepäck zurück. Gleich darauf kam er mit einer Kiste zurück. Sie war länger als hoch, und es zeigte sich, daß ihre eine Seite ein Gitter hatte. Der Vater trat unter eine Laterne, blickte in den Kasten und lächelte wieder die Mutter an: »Herrliche Vögelchen!« sagte er und ließ sie hineinschauen. Dann schauten auch Lusche und Wanja. Wanja, natürlich, bohrte gleich seinen Finger zwischen die Gitterstäbe und wurde entfernt; als er dann schrie, guckte Lusche lange und genau die bunten Vögelchen an. Sie saßen zusammengedrängt in einer Ecke, ein Häufchen schillernder Federn mit vielen schwarzen glitzernden Äuglein. Auch hatten sie zwiebelförmige Freßnäpfchen aus blauglasiertem Ton, die mit Draht am Gitter befestigt waren. Der Vater

sagte: »Kommt!«, und noch ehe die Tanten sie eingeholt hatten, und weiter ging's durch die leeren nächtlichen Straßen. Der Vater sagte: »Endlich wieder zu Hause!« – »Ja – endlich!« sagte die Mutter. Dann fragte der Vater: »Sind die Terrarien aufgestellt?« Da dauerte es etwas länger, bis die Mutter antwortete. »Ja, Friedrich!« sagte sie dann. »Und verzeih – Mehlwürmer sind doch besorgt?« Lusche schrie: »Der ganze Kasten sitzt voll, sie essen Flanell, und es raschelt, wenn sie krabbeln!« Lusche hatte die Mehlwürmer ja mit Anna in der Vogelhandlung besorgt. Die Mutter aber sagte nur: »Hast du wirklich einen Affen mitgebracht, Friedrich?«
Der Vater sagte zehn Schritte lang gar nichts. Dann küßte er der Mutter die Hand und sagte leise: »Er kommt per Fracht über Hamburg, vielleicht stirbt er unterwegs!« Und die Eltern blieben stehen und küßten sich, und die Mutter lachte und wischte endgültig Tränen ab. »Und die Gazelle, Papa, die Gazelle?« fragte Lusche dringlich.
»Die kommt bestimmt, du kannst ruhig sein, die wird auch Mama gefallen. Sie ist nicht größer als ein Zicklein und trägt ein buntes Halsband mit Glasperlen dran, das haben ägyptische Kinder ihr umgelegt.«
»Ach!« sagte Lusche leise und glücklich.
Wanja setzte sich nun auf die Erde und schrie, denn er gehörte ins Bett, wie Lusche gleich gedacht hatte. Onkel Hans mußte ihn auf den Arm nehmen, er ging mit ihm voran und sang das Lied mit Tararapumptera, das Wanja sonst so liebte. Diesmal jedoch hörte er gar nicht zu, er schrie viel lauter, als der Onkel sang. Die Fenster gingen auf, es schauten Leute auf die Straße, und aus dem Haus des Klempnermeisters Bollerjahn sagte es: »Das wollen feine Leute sein?« Nun war man glücklicherweise gleich zu Hause, schon hörte man Tyras rasen und jaulen. Der Vater fragte vorwurfsvoll: »Warum habt ihr ihn nicht mitgenommen?« Tante Lulu, die das Wort von den feinen Leuten wohl vernommen hatte, fragte zurück: »Genügt dir der Junge nicht?« worauf der Vater gar nicht antworten konnte, denn nun kam Tyras über die Hecke gesaust und flog

ihm gegen die Brust. Der Vater umarmte und klapste ihn: »Na, altes Tier, na, mein altes Tier!« sagte er, und das dauerte so lange, bis alle anderen vorausgegangen waren. Die Mutter nahm dem Onkel Wanja ab, legte ihn Anna in die Arme, die unter der Haustür stand, und ging mit ihr die Treppe hinauf. Die Verwandten bildeten erst einen Kreis um die Hundebegrüßung herum und Lusche hörte, wie die Tanten wieder einmal flüsterten. Tante Anna sagte: »Haarsträubend!« Tante Lulu: »Erziehung!« Tante Martha aber hauchte: »Armes Kind!« im gleichen Ton, wie sie vorher: »Jasmin und Akazien . . .« gesagt hatte. Lusche wußte, sie meinte Wanja, sie wußte aber wirklich nicht, warum. Indessen sprang Tyras immer noch am Vater auf und nieder und schrie dabei, rein aus Glück. Die Verwandten schickten sich an, ins Haus zu gehen und verschwanden einer nach dem anderen. Endlich ward der Hund ruhiger und für einen Augenblick legte er sich japsend zu seines Herrn Füßen nieder. Nun klopfte auch Lusche ihn und sagte beschwichtigend: »Na, altes Tier, na, mein altes Tier!« Als sie aufsah, stand der Vater ganz still neben ihr; er hatte den Hut vom Kopf genommen, das Gesicht erhoben und atmete lange und tief. Und auch Lusche sah hinauf zu den weißen Sternen, die zu wanken schienen, wie Kerzenflammen. Schatten glitten hinter den erleuchteten Fenstern des Hauses hin und her, die Blätter der Bäume raschelten sacht und in der Kiste piepten fein wie Mäuse die afrikanischen Vögelchen. Da fuhr Tyras plötzlich in die Höhe, denn jetzt trat jemand auf den Balkon und des Großpapas Stimme rief: »Wo bleibt denn die Hauptsache?«

Lusche konnte gerade noch fragen: »Und die Eidechsen, Papa, die Eidechsen für die Mehlwürmer?« und der Vater schnell noch antworten: »Beim Gepäck, Lusche – morgen packen wir sie zusammen aus!« – Dann sprang er in großen Sätzen die Treppe hinauf. Langsam ging Lusche mit Tyras hinterdrein. Tyras keuchte, die Zunge hing ihm heraus, er war zwölf Jahre alt und Aufregungen vertrug er nicht mehr gut.

Lusche hielt sich am Geländer; riß die Augen weit auf und sagte sich, daß sie nicht müde wäre (wie Wanja, welcher übrigens immer noch zu hören war). Lusche überwand erfolgreich die Versuchung, jetzt auch einmal ein bißchen zu weinen. Sie wußte wohl, sie hätte sich auch ins Kinderzimmer und ins Bett verfügen sollen. Aber sie schlich in den Salon, wo die roten Plüschstühle in erwartungsvollen Stellungen umherstanden; die ganze Gesellschaft hatte sich mit dem Vater ins Eßzimmer begeben. Lusche lauschte. Wie sie durcheinanderredeten und lachten, und jetzt rief der Vater nach dem Weinkellerschlüssel. Schnell schlüpfte Lusche hinter einen der großen Sessel vor dem Ofen, denn jetzt kamen Vater und Mutter herein. Die Mutter öffnete ein Fach ihres Schreibtischchens und suchte: »Ach, Friedrich . . .«, sagte sie, und Lusche in ihrem Versteck sah, wie der Vater den Arm um ihre Schultern gelegt hatte und sie küßte – »ach, Friedrich – und ich hatte mich so auf den Abend gefreut!« Der Vater sagte: »Laß nur, die Nacht ist lang. Ich bin so froh – ich werde nicht müde. Rauenthaler, was meinst du?« Er lachte, die Mutter auch: »Aber Friedrich – nicht mehr als vier Flaschen! Hörst du!«
Lusche streckte sich dann auf dem dicken Bärenfell vor dem Ofen aus; den Kopf auf den Arm gelegt, blinzelte sie durch den Türspalt ins Eßzimmer. Da war so wunderschön für den Vater gedeckt mit lauter Sachen, die er gern aß, mit kaltem Roastbeef und Salat von jungen Gemüsen, Chesterkäse und frischen Erdbeeren. Jetzt trat er ein, zwei Flaschen in den Händen und zwei – nein drei! – trug Lina, die Köchin, in ihren roten Armen hinter ihm drein. »Schade, daß es zu spät für eine Bowle ist!« rief er, »na, das holen wir nach.« – »Nun, du weißt ja, mein Teurer, daß mir das Unvermischte lieber ist!« ließ sich der Großvater in seiner russisch-deutschen Sprechweise vernehmen und klopfte den Vater zärtlich, während er kopfnickend das Schild der Flaschen studierte und Urgroßtante Klothilde rollend rief: »Bowle ist Pantscherei oder Blasphemie. Wenn sie nämlich von gutem Wein ist! Finden Sie nicht auch, meine Liebe?« – »Das weiß ich nicht, gnädige Frau. Das überlassen wir in

Deutschland den Herren«, antwortete Tante Lulu, an die die Frage gerichtet gewesen war. »Kinder!« rief der Vater, »ich habe noch den ganzen Wüstendurst in mir!« Er entkorkte die Flaschen. Lusche aber auf ihrem Bärenfell begann darüber nachzudenken, ob der Vater in der Wüste wohl jemals Wasser aus dem Bauch eines toten Kamels getrunken hätte. In dem alten Bilderbuch bei Urgroßtante Klothilde gab es ein Bild, auf dem Menschen sich mit allen Zeichen des Verschmachtens und Messern in den Händen auf ein totes Kamel stürzten. »Das Kamel«, hatte die Urgroßtante hierzu erklärt, »pflegt in seinem Bauche Wasser aufzuspeichern, um die dürren Strecken der Reise gesund zu überstehen. Leider wissen die Menschen um diesen verborgenen Schatz, und wenn sie in der Wüste verirrt sind und vor Durst nicht mehr aus noch ein wissen, so gehen sie dem Kamel zu Leibe und zapfen ihm seinen Vorrat ab, wobei das arme Tier freilich das Leben lassen muß. – Geschmacksache – ich würde ja lieber verdursten.« Während Lusche dies Bild jetzt vor ihrem inneren Auge erstehen ließ, dachte sie leise schaudernd, daß sie den Vater fragen müsse, ob wohl auch er . . . Hier aber schlief Lusche ein, und als sie wieder zu sich kam, war das erste, was sie mit Bewußtsein vernahm, Wanjas krähende Stimme. Verwirrt richtete sie sich auf. Der Kopf war ihr schwer, und sie fror ein wenig. Und Wanja da im Eßzimmer bei den großen Leuten, Wanja, der erst vier Jahre alt war und ins Bett gehörte! Durch die Spalte spähend sah sie, daß der kleine Bruder im Nachtkittelchen auf Mamas Schoß saß, kreuzfidel, und der Vater steckte ihm Erdbeeren in den Mund. Tante Martha hatte sich über Onkel Eberhard gebeugt, der sich ängstlich zurücklehnte, und an ihm vorbei besprach sie sich tuschelnd und kopfschüttelnd mit Tante Emilie. Tante Lulu aber sagte gerade mit sehr hoher Stimme: »Was ich längst schon fragen wollte, lieber Friedrich: Warum um alles in der Welt nennt ihr den Jungen eigentlich Wanja? Er ist doch gut deutsch Johannes getauft und mein Hans ist sein Pate!« Der Großvater rief aufgeregt: »Erstens, meine Liebe, erstens . . .« Aber Urgroßtante Klothilde rief dazwi-

schen: »I wo, Wanja ist viel hübscher und weicher für so einen kleinen Kerl als Hans!« Und sie blies einen großen Rauchring zu Wanja hinüber, dem alles gleich war, außer den Erdbeeren.
»Na, Lulu«, rief Onkel Eberhard, »etwas will Eugenie (er sagte: Eijehnje) doch von ihrer russischen Herkunft haben!« Jetzt aber kam der Großvater zu Worte. Er sagte ganz vorwurfsvoll mit erhobenem Finger: »Erstens ist Johannes ein hebräischer Vorname, also ebensowenig deitsch wie seine russische Form Iwan. Und zweijtens sind wir an der Wolga ebenso gute Deitsche wie ihr, meine Lieben!«
Plötzlich blickten alle nach der Tür zum Salon. Da stand Lusche, und sie weinte laut. Sie wußte es selbst nicht, ob über den traurigen Ton des Großvaters oder weil sie es nicht mehr mit ansehen konnte, wie die Erdbeeren eine nach der anderen in Wanjas Mund verschwanden.
»Aber Lusche«, rief die Mutter, »ich dachte, du schliefst wenigstens! Warst du denn nicht im Bett?« Lusche schluchzte noch ein bißchen, als sie schon auf des Vaters Knien saß. Dann aber aß sie Erdbeeren, und nicht etwa nur einzelne, wie sie kleinen Kindern in den Mund gesteckt werden – nein, sie aß einen ganzen Teller voll! Und als nun alle miteinander anstießen und auf des Vaters Wohl tranken, da hielt der Vater Lusche sein Glas hin: »Trink einen Schluck, mein kleines Mädchen, dann wirst du gut schlafen.« Doch Lusche blickte das Glas an und blickte ihn an. »Ich muß dich erst etwas fragen«, sagte sie. Und die Arme um seinen Hals gelegt, flüsterte sie in sein Ohr. »Ob ich . . . was . . .?« fragte der Vater ganz verstört. Aber gleich darauf antwortete er gefaßt und so leise, daß nur Lusche es hören konnte: »Nein, Lusche, wirklich nicht! Wir hatten immer gutes Trinkwasser bei uns und kamen immer rechtzeitig zu den Brunnen in der Wüste, die man Oasen nennt. Morgen erzähle ich dir davon.« Da trank Lusche aus seinem Glase, und sie und der Vater lachten sich an und gaben sich einen Kuß, der himmlisch nach Wein und Erdbeeren roch. Dann aber versank die Welt für Lusche.

Als sie am andern Morgen in ihrem Bettchen aufwachte, erschrak sie vor dem braunen Tier, das bei ihr lag: es war ein Kamel, kunstvoll aus Kokosfasern angefertigt, mit schwarzen Knopfaugen und einer prächtigen bunten Troddelschabracke. Ungewissen Erinnerungen an einen großen Koffer stiegen in ihr auf, der gestern noch vom Vater hereingeschleppt und geöffnet worden war: Unsagbares war herausgekommen, geflochtene Schilde und Lanzen und Muschelketten, Kürbisflaschen und Kokosschalen, Matten und bunte Zeltdecken, riesige ausgestopfte Eidechsen mit Stachelschwänzen, bei deren Anblick die Tanten gekreischt, farbige Seidentücher und gestickte Decken, die Schreie des Entzückens gelöst hatten. Und jeder hatte etwas bekommen, und sie hatte das Kamel gekriegt und Wanja – Wanja . . . Lusche richtete sich auf und guckte in sein Bett hinüber – ja, Wanja hatte ganz einfach einen großen Gummiball, wie es hier auch welche gab. Denn was wußte Wanja viel von Afrika! –

Es regnete, es regnete, es rauschte sanft auf die Spalierblätter herab und zuweilen rollte es durch den Himmel, als würden mächtige Flügeltüren vorsichtig auf- und zugeschoben. Lusche stieg aus dem Bett und lief zum offenen Fenster, das afrikanische Kamel im Arm. Die Bäume standen dem Regen hingegeben und aufgetan da, wie Menschen mit offenen Armen. Alles glänzte von frischer Nässe, und rings um das große Rasenbeet in der Mitte jagte Tyras ganz toll vor Entzücken im Kreise herum. An dem Rosenbeet aber, nicht weit von den großen gläsernen Terrarien, stand der Vater, barhaupt und ohne Mantel in dem grünen Gartenanzug, der so lange leer im Schrank gehangen hatte. Er rauchte aus der kurzen Pfeife, und sein Gesicht war sehr froh und zufrieden, als er da im sprühenden Regen stand, seine Rosen ansah und den Pirolen lauschte, die sich über die Gärten hin riefen und antworteten.

Erschienen 1940

Gustav Sack

Eva

1885–1916

Trotz dem Zepter der blitzdummsten Kausalität schenkte mir eine gütige Verkettung der Dinge das Erlebnis, das ich hier wiedererzählen will; und daß ich es erlebte und wiedererzählen darf, dafür bin ich dem Leben genauso dankbar, wie ich ihm nach jedem grimmigen Fluch noch für das Erlebnis des Fluchens dankte.

Neun Monate lang hatten wir die möglichen Schattierungen des Schmutzes, der Nässe und Kälte und der grenzenlosen Verlassenheit der Schützengräben in uns gefressen, dann lagen wir für zwölf Tage in der ›Kanzelstellung‹. Der lange Graben voller Blut, der sich vom Meer bis in die Vogesen zieht, hat eine Lücke an der Somme, so daß diese Lücke in dem sumpfigen Ufergelände von fünf Feldwachen gehalten werden kann; am anderen Ufer aber, bei der zu malerischen Trümmern zerschossenen Ferme *Grenouillère,* läuft er wieder weiter, endlos, voller Blut; und den äußersten südlichen Flügel nördlich der Somme bildet die ›Kanzelstellung‹, in Kreide gehauen und mit weitem Blick ins Land. In unserem Rücken, tief in einer Mulde, schmort in der Sonne das Dorf, eine klobige Kirche, braunrote Dächer und Linden, überall Linden; an seinem Rande aber, an der Somme mit ihren Krickenten und ungezählten Aalen langweilen sich träge und üppig fettblättrige, fettglänzende Pappeln und Erlen; und von den östlichen und nördlichen Höhen neigen sich die Felder zu ihm nieder, in langen, breiten Rücken, die tragen hier und dort auf kleinen Satteln Rüstern und Holundergestrüpp, und es muß süß sein, unter ihrem heißen Mittag einer jungen Mäherin das Kleid zu öffnen, daß dir ihre Brüste entgegenquellen, nackt, prall, das köstlichste Ding der Erde. Die Felder

selbst liegen brach, aber ihre Unfruchtbarkeit ist schön, denn dort, wo vor dem Kriege das Getreide stand, wuchert jetzt der rote Mohn, lange glummende Rechtecke roten Mohns, die wie Decken und purpurne Läufer über die Hänge gebreitet sind; und neben ihnen und unter sie verstreut prahlen die gleichen Decken und Rechtecke dunkler blühenden Klees; und trockene Weiden sind dort, wo die Kreideschicht dicht unter dem dünnen Humus liegt; ihr Gras blüht, und ein bläulicher Dunst liegt über dem matten, leise hin und wider wogenden Grün. Über allem aber, dem blendenden Kreidestein, der träge fließenden Somme mit ihrem nächtlichen Batrachiergekrächz und Mückengesumme, dem roten Mohn und blaudunstigen Gras – über dem roten Mohn und der stechend weißen Kreide brennt ein Himmel tiefsten Blaus, hart und blank wie Stahl. Oh, wenn wir die Ohren spitzen und lauschen auf das, was von Daheim herüberklingt, wenn wir uns scheuen Auges zeigen, was ihr daheim schreibt und zeichnet und malt, wenn wir gar eure Gefühle hören und eure Gesichter sehen, so möchten wir uns in den Wahnsinn flüchten: laßt uns für immer ferne von euch, gebt uns für ewig den Krieg, laßt uns nie zurückkehren in euren erbärmlichen Kitsch, in eure erbärmliche Begeisterung, in eure Begeisterung für nichts, in eure Lüge für nichts, in eure Lüge vor euch selber für nichts und ewig nichts, denn ihr wißt, daß ihr nur Mittel seid, aber ihr lügt und tut, als wäret ihr der Sinn, das Ziel, und als wolle es so eine ewige Gerechtigkeit.
Aber die Sonne glüht, Tag für Tag, und stechend weiß werfen die zu meterhohen, unendlichen Kettenhaufen ausgeworfenen Kreidemassen ihr Licht in die strahlende, drohend dunkle Bläue zurück; hüben und drüben, denn die feindlichen Gräben liegen in der Mulde unter uns und weiterhin auf den jenseitigen Höh'n; weiße, blendende Linien in einem blühenden und zum Teil schon verbrannten Gras; schießt du hinüber, so steigt unter dem Geschoß der Kreidestaub in einer mannshohen Puderwolke hoch, um sich erst langsam in der zitternden, ständig flimmernden Luft zu verziehen. Des Abends aber, wenn nach dem westlichen

Wolkenbrand, der Tag um Tag für uns entbrannte, der Himmel als dunkelveilchenfarbene Glocke über unserer Welt liegt, fangen die Minen an, ihren wie Hummeln summenden, in einem infernalischen Aufkrachen endenden Flug zu vollführen, und schwarzer, mißfarbener Rauch wälzt sich schwer und stickend in das Tal.
Und in dem Dorf, das unten in der Sonne schmort, lag ich für einen Tag im Quartier. Dort sah ich sie, schlank, sechzehnjährig, sie benimmt sich wie ein Gassenjunge, mit ihrem kleinen, ständig etwas auf die Seite geneigten Kopf, ihrem ewig zerzausten, nie zu Papilloten zusammengedrehten Haar, ihren grünen Augen und ihrem großen lasziven Mund; ihre Füße sind täppisch und viel zu groß, ihre Brüste klein und spitz und ihre Hände breit und grob, rauh und grob sind sie wie die eines Schifferknechts. Wir waren am Abend eingerückt, und ich hatte sie nur flüchtig angesehen, wie sie mich in mein Zimmer führte und, mir plötzlich ein Gaunergesicht schneidend, mit dem Finger auf die am Fußende meines Bettes aufgestellte Kleiderpuppe wies, deren rohrgeflochtenen Unterleib sie mit einer blutigen Pfingstrose geschmückt hatte. Ich träumte die Nacht wild und zügellos, aber am nächsten Tage, einem schwülen Maitage, mieden wir uns, und nur, wenn ihre Mutter oder eine ihrer sechs dreckigen Schwestern zugegen war, sprachen wir miteinander in einem hastigen anzüglichen Kauderwelsch. Aber beim Abschied, der eher kam, als wir vermutet hatten, und wobei sie mit anderen Dorfschönen – mit hochgezogenen Knien und den Kopf in die flachen Hände gestützt – am Straßenrand saß und sich ein Vergnügen daraus machte, die uns ablösenden Truppen mit Grasbüscheln zu bewerfen, sprang sie hoch, wurde bleich und rot, suchte meine Augen, sah wieder fort und drückte mir dann fast schmerzhaft die Hand. Nach einigen Tagen lagen wir dann in der ›Kanzelstellung‹.
Als am nächsten Mittag von dort mein Bursche in das Dorf hinunterging und ihr in ihrem Garten einen guten Tag zurief, winkte sie ihn heran, fragte ihn mit feuerrotem Kopf nach mir, wo wir lägen, wie es mir ginge, wann wir wieder-

kämen und riß dann hastig einen Riesenstrauß Spiräen und Nelken und üppigsten Jasmins zusammen, den sie mir mit vielen Grüßen zu bestellen bat. Die Straße aber, an der ihr Garten lag, war von uns aus ›eingesehen‹, das heißt, den Abschluß des Straßenbildes machte die Höhe, die ›Kanzelstellung‹, auf deren Kamm sich unser Graben wie eine ferne, dünne Krause entlangzog und der ihr so ständig vor Augen war. Und während in der Nacht, die so rein und sternenklar war, daß die Lichtfetzen der Milchstraße wie blaßweiße Wolken am Himmel hingen, durch das ewige Postengeknalle die Minen hummelten und die Batrachier kantierten, schrieb ich ihr berauscht von dem Hetärengeruch des schneeweißen Jasmins, der schamlos und dick wie Patschuli in meinem Unterstand lag, einen Brief, ich hockte hier oben in meiner Kreidehöhle einsam wie ein brünstiger Uhu – »komm zu mir! mache mir einen Besuch, eine Patrouille in meinen Unterstand!« Und sie wollte; sie wollte zu mir kommen, noch in der nächsten Nacht, im Helm und Mantel und schweren Stiefeln; mein Bursche sollte sie holen.

Stahlblau hängt wieder der Himmel über der Kreide und dem roten Mond und brennt so wütend auf mein unbedecktes Haupt und sticht von dem widerstrahlenden Gestein so beißend in meine geblendeten Augen, daß ich betäubt aus den flimmernden Gräben in meinen Unterstand mich flüchte, und meine Gedanken sehen sie kommen, lachenden grünen Auges in meine kühle Höhle steigen, und – »werfen Sie den Jasmin heraus, ich werde verrückt!«

Aber noch zwei Tage und Nächte ließ sie mich dursten und schickte mir nur ihre Riesensträuße Spiräen und Jasmin, und erst am übernächsten Abend kam sie nur mir. Aber ich zürnte ihr wegen der verlorenen Nächte nicht, denn der Himmel war in diesen beiden Nächten von einer noch größeren Reinheit und Sternenfülle, so daß nun die Milchstraße wie eine geschlossene Kette leuchtend weißer Wolken über mir kreiste; ich mochte nicht schlafen, ich plauderte mit meinen Leuten und nahm selber Pickel und Spaten und ließ sie gegen die harte Kreide klingen, um danach wieder

stundenlang mich gegen die Brustwehr zu lehnen und den Nebelstreifen zu folgen, wie sie langsam über der Somme und in den Mulden krochen. Meine Kameraden hatten gute Nächte, denn ich übernahm ihre Wachen, aber am Morgen legte ich mich, zerschlagen von meinen Wünschen und heißen Bildern – müde und zerschlagen warf ich mich auf meine Pritsche und erwachte schweißgebadet, wenn die Sonne schon wieder hoch aus ihrem stählernen Himmel schien.

Aber an diesem Abend kommt sie zu mir. Ich habe gebeten, meine Wache in die Morgenstunde zu legen und jetzt zeigt meine langsam die Zeit zerhämmernde Uhr zehn; Kerzen brennen; acht, zehn Kerzen habe ich aufgestellt, und zwischen ihnen liegt der Jasmingeruch greifbar wie die Wollust selbst. Ich warte, alle meine Sinne sind weit ausgestreckt, wie große lauschende Ohren und Augen hängen sie bebend über den Gräben, dem Mohn und dem schlafenden Dorf. Und ich fühle sie kommen, und meine Sinne streifen über ihren Leib, der, wie ich weiß, nackt unter dem groben Soldatentuch zu mir kommt. Ich sehe sie, wie sie mit lässigem Gruß die meldenden Posten des Dorfes wiedergrüßt, wie sie unbeholfen in den schweren Stiefeln durch die tiefen Grabengänge zu mir hastet, wie sie erschöpft stehenbleibt und Atem schöpft, wie sie in sich kichert und unter dem rauhen Tuch prickelnde Schauer über sie laufen – jetzt ist sie draußen vor meiner Tür, und mein Bursche bleibt zurück –, sie kommt die Treppe herab, jetzt schiebt sie mit ihrer rauhen Mädchen-Schifferhand das Zelttuch fort, und wir sehen uns an. Haben wir gesprochen, haben wir uns angelacht? Ich weiß nur, ich gab ihr mit zitternder Hand ein Glas roten Wein, und dann schälte sie sich aus ihrer grauen Soldatentugend und gab mir ihren frechen Leib. Als mein Bursche mit diskreter Stimmer herunterrief, die Uhr sei drei und mein Dienst beginne, erhoben wir uns von unserer tief und weich mit Holzwolle gepolsterten Pritsche; noch einmal küßte ich ihre kleinen, zerbissenen Brüste, noch einmal sank sie lechzend an meinem Leib herab, dann zog sie sich mit wütender Hast an,

jagte ohne Abschiedsgruß wie ein Reh die Treppe hinauf, durch den Graben, die Brustwehr hinauf, saust wie ein grauer Spuk auf die Drahtverhaue los, stolpert und reißt sich wieder hoch und fliegt nur noch wie ein grauer Punkt den feindlichen Gräben zu, Schüsse fallen hinter ihr her, aber aus der tiefen Mulde fliegt nur noch ein heller Jauchzer zu mir hoch: »*Mon loup! Au revoir, mon petit loup! Après la guerre*«, und ich habe nichts mehr von ihr gehört.
Jetzt wird es Herbst, und unter grauem Himmel räkelt sich traurig die Welt, die Nächte werden länger, und das Wasser steht schon oft wieder kniehoch in den Gräben, unser Geist zerfällt, die Verblödung beginnt, und die Erinnerung zerbröckelt in bunten, sehnsüchtigen Fetzen, aber die Wiesen der Somme liegen in einem dicken, dunklen Grün, und zwischen dem sich schon färbenden Grün der Bäume erkenne ich mit dem Glas – denn wir haben seit langem eine weiter nördliche Stellung bezogen – die roten Dachfirste des Dorfes, aus dem sie damals zu mir kam; nur die eine Nacht hatte ich ihren jungen Leib. Nun werden die Nächte schnell dunkler, so dunkel, daß ich auf meinen nächtlichen Gängen die Posten abtasten muß, und fluchend werde ich in dem klatschenden Regen durch die Gräben torkeln und Schulterwehr für Schulterwehr aufprallend mein Konterfei in die triefenden Wände drücken. Und die Erinnerung an sie – noch einige Tage Herbst, und es ist, als wäre nichts gewesen.

Geschrieben 1915 in Frankreich

Gottfried Benn

Weinhaus Wolf

1886–1956

Eine bestimmte Zeit meines Lebens verbrachte ich in einer mittelgroßen Stadt, fast Großstadt. Schlechtes Klima, keine Landschaft, flach alles, riesig öde. Mein Beruf hatte mich innerlich nie beschäftigt, hier gar nicht. Gerade an der Stelle, wo die feingeistigen angesehenen Männer ihren Beruf ins Öffentliche, sei es des Politischen, sei es des Weltanschaulichen, übergehen fühlten und sich und ihre Arbeit aufgenommen sahen von allgemeinen und weitverbreitet denkbaren Begriffen, brach bei mir das Berufsinteresse ab. Der größte Teil meines Lebens war den Jahren nach zu Ende, und ich war mir klar darüber, daß eine große Gutwilligkeit dazu gehörte, es als fruchtbar zu erklären. Der Ausfall der meisten Leben verursachte keine Störung, auch des meinen nicht, höchstens eine Verkehrsstörung, gegebenenfalls, gegebenenunfalls, doch alle ordnenden Kräfte waren eingesetzt, eine solche abzuwenden. Reibungslos vollzog sich das Überschreiten der Zu- und Abfahrtsstraßen des Kommenden und des Verströmens.
Eine Wohnung hatte ich mir genommen, die nach hinten lag, zum Hof sah, alle Zimmer. Absicht! Einmal vertrage ich kein Licht, keine Beleuchtung durch die starken natürlichen Strahlen, dann aber auch, um verborgen zu bleiben sowohl im Hinblick auf die Männer wie auf die Frauen. Sehr höflich, war immer meine Devise, aber möglichst selten, und nie unvorbereitet. Darum hielt ich mir auch kein Telefon, um jede Verabredung unmöglich zu machen. Zu den Gesellschaftsabenden ging ich regelmäßig, erhob das Glas auf das Wohl der Herren, besprach mit den Damen die zur Diskussion stehenden Themen und ließ das Blumenmädchen nicht vorbei, ohne den Strauß der Jahreszeit

für meine Nachbarin zu entnehmen. Ich glaube nicht, daß jemand darauf gekommen wäre, mich als unkorrekt zu empfinden. Natürlich war sehr viel Berechnung und Überbau dabei, aber das betraf mich ganz alleine.

Ich stammte aus der Kolonial- und Konsulatssphäre. Ich hatte den Hauptteil meines Lebens in den großen Städten der Erde verbracht, nun erschien mir ein Ort dieser Art mit seinen hunderttausend Bewohnern, drei Straßen, auf denen sich alles traf, dem halben Dutzend Restaurants, wo sich alles wiedersah, einigen Grünflächen, im März mit Krokus, im Herbst mit Geranium stimmungsvoll aufgeheitert, ganz besonders bemerkenswert. So nahe an den bürgerlichen und menschlichen Kern einer Gemeinschaft hatten mich meine Tage nie geführt, so nahe an den geschichtlichen Kern, um diesen Ausdruck einzuführen, auf den ich damals besonders Gewicht legte. Ich ließ daher alle diese Eindrücke aufs nachhaltigste auf mich wirken, bereit, meine Grenzen zu öffnen, mich zu erneuern, noch einmal die Grundfrage der menschlichen Existenz zu überprüfen, die angesichts der geistigen Lage der weißen Völker, auf die ich während meiner Wanderjahre so gleichmäßig gestoßen war, allerdings eine ganz bestimmte Antwort in mir vorbereitet hatte.

Was berechtigte diese Völker, die übrigen zu leiten? Das war es, was ich mich fragte, was in dieser Richtung wiesen sie vor? Welches innere Bild des Menschen hatten sie entwickelt, bis in welche Tiefe des Seins und bis in welchen Umriß des Äußeren hatten sie seine Gestalt geführt? Wo standen ihre überirdischen und reinsten Geister, bis zu welcher Kälte des Urteils, bis zu welcher Härte sittlicher Entscheidungen hatten sich ihre Massen unter ihren imperialen Führern bewegt? Sie verwiesen neuerdings viel auf ihre Geschichte. Aber es gab Größe, die hatte keine Geschichte. Asien hatte keine Geschichte. Die Griechen gingen in dem Jahrhundert zugrunde, als Herodot erschien. Sie verwiesen weiter auf ihr Herrentum – Herrenrasse –, gut, also wer waren diese Herren?

In dieser Richtung zu beobachten wurde ich nicht müde.

Ich darf deutlicher werden und mich in Einzelheiten verlieren. Mein Gang des Abends führte mich häufig in eine kleine Weinstube, alles Stammpublikum, die Wirtin kannte ihre Leute, richtete gelegentlich an sie das Wort, eine angenehme Frau. Da saß ich oft, hinter der Maske Bilder und Erinnerungen an vergangene Jahre, Erinnerungen an Tahitis schmalen Strand, die Hütten in den Brotfruchtbäumen, an die so süße und kühle Frucht der Nüsse und an die nie schweigende Dünung vor den Riffen – Bilder vom Broadway, noch immer im Feuer der Prärie, brandige Sonnenuntergänge am Horizont der Gassen, Erinnerungen und Bilder an alte und neue Welten, Rothäute, braune Perlentaucher, gelbe Schatten.

Es waren keineswegs Romantik, rousseausche Rückstände, ästhetische Lamentos, die hinter diesen Bildern standen, nein, es war im Gegenteil die Vision der hellen Rasse, deren Tragödie ich in mir trug, deren Abründe ich gefühlt hatte, als deren Vertreter ich überall erschienen war, nun hatte meine Rückkehr zu ihr und der inzwischen von ihr so betonte Begriff der Geschichte dazu geführt, sie selber entwicklungsmäßig zu betrachten, ihren Verlauf zu chiffrieren, ihrer Vergangenheit nachzufühlen, und eine Art Revue stieg manchen Abend um mich auf, eine Kulturrevue von mäßig langer Dauer, der erste Akt trug den Falken auf der Faust, der letzte hielt den Sperling in der Hand und pries ihn den Spatzen auf den Dächern.

Ein Kreis weißer Menschen, zeitlich nachantik, gehirnlich geprägt von den Erfahrungen der gräco-latinischen Humanität, Mischblut aus dem zersprengten römischen Imperium, verwilderten Merowingern, entfesselten Christen, erotisierten Päpsten, triebunterlegenen Mönchen, glühenden Mauren, rosenölimportierenden, reiherjagderlegenen, luxusausströmenden Persern beschreitet den unbetretenen Weg.

Nichts in der Gesinnung anzuerkennen, das nicht durch den Gedanken gerechtfertigt ist – so nannte es später die Rasse. Nichts in der Gesinnung, nichts in der Kunst, nichts in der Religion, nichts in der Wissenschaft. Alles unterliegt

den Maßstäben klarer Folgerichtigkeit von Voraussetzung, Behauptung, dann Beweis; wird emotionell geprüft am logischen Satz vom Widerspruch, wird gültig erklärt nur durch die Einsicht von der Unaufhebbarkeit der Übereinstimmung des Ganzen und der Teile. Transzendenz einer das Detail verlassenden, Verwirrung und Überladung abstreifenden, asketischen, einer sich reinigenden, einsiedlerischen Harmonie. Transzendenz aber auch mit Hilfe von Einengend-Überheblichem, Fortschrittlich-Dürrem, Sich-abschnürend-Menschlichem; doch transzendent, und zwar selbst da wo diese Lebensform ihre letzte Höhe nicht erreicht, auch in den Vorstufen und Ablegern, überall stellenweise Schwung, Selbsterregendes, Ent-Leibendes: Transzendenz, Spezialtranszendenz, Sektorenaufbruch; – Sektoren aus dem Rad Sansaras im Rausch des unendlich Möglichen mit den Deutungen in alle Richtungen der nie erkennbaren Schöpfung und der Träume. Abendländischer Sektonaufschwung, westlerisch-nordische Spezialkombination, gehalten an das sanfte Strandleben der Südsee, kompliziert und vorstellungsverfächert, an das Niealternde und Wogenhafte Chinas unaristokratisch und ruhelos. Um diese weiße Rasse handelte es sich, ihr Weitermüssen auf einem nicht zur Rückkehr mehr geeigneten, verlorenen, eisig und glühend verwitterten, von keinem Thalatta mehr umarmten Abstieg und Weg.

Es trieb mich immer näher an die Dinge heran, ihre Atmosphäre, ihre Verwurzelung, ihre Kausalität, ihr Sein. Manchen Abend saß ich da, sah um mich, es war die Weinstube, doch etwas Schräges und Versinkendes lag, schien mir, über dem Raum, er hatte die Form und Täfelung eines Schiffsinnern: Ein Torpedo, das in die Tiefe schoß – ja, dieser Eindruck drängte sich mir auf, etwas Abgleitendes, eine Gemeinschaft, die versinkt, mit Bildern wie Ölflecke, Nachzügler über den Abgründen, schlicht um schlicht.

An einem Nebentisch saßen drei Herren, aßen Ragout aus Muscheln, erzählten, scherzten mit der Wirtin, ein heiterer Kreis. »Lieber gut, aber dafür ein Jahr länger«, äußerten sie, handhabten das Eßgerät, Gabeln, zwischen Brötchen-

abbiß, dazu Pokal, dann wieder bogen sie die Schenkel aufwärts und traten aus. An der Schulter gelöste Gliedmaßen, unten Gamaschen. Ein Hund Krause, der gewaschen werden müsse, zum bevorstehenden Fest sei die Säuberung angezeigt, kehrte immer wieder. Aschenzuwachs am Glimmstengel, Saugen, Bemerkungen hin und her – so verging ihnen der Abend, verteilte sich das Ungewisse, gliederte sich die Zeit.
Dies also waren drei Gegenwartserwählte, Genossen, Geschichtsträger, Leidenschaftsfanale, mit ihren Zügen war ihnen aufgegeben, alles auszudrücken, was die Existenz ihnen entgegenwarf: Genuß, wippiges Lachen, Niederkämpfen der Konkurrenz, wirtschaftliche Triumphe und wiederum vor den Witwen von Geschäftsfreunden Beileid.

Individualitäten! Orgasmus zu seiner Stunde, später Weihwasser, auch Teilnahme an Festen. Berufsgruppen! Besteigen nachmittags einen Zug, Geschäftsreise, Geschmack von Rauch, etwas Kühle im Coupé, Landschaft streicht vorüber, Dämmerung – Tage und Existenzen! Parallele: schuldlos geschiedene Blondine, Mann Syndikus, jetzt Broterwerb, ausgenossene Gattin.
Gespenster! Leere! Gliedloses Gewoge! Cäsarisch am Schlips: rotkariert, nicht Punkte; Eigenblust im Römer: Obstsaft, keinen Federweißen! Reize, Gewohnheiten, Verstimmungen der Höchstfall von Besonderheiten! Fruchtwerdendens, anlagemäßiges Müssen nie.
Daß ein Volk oder eine Rasse degeneriert, schien mir von jeher zu bedeuten, daß in ihnen die Zahl derjenigen Anlageträger zurückging, die mit den Möglichkeiten und in der festgelegten inneren Grundlage geboren waren, das Wesen dieser letzten und späten Art gesetzlich auszudrücken und durch alle Widerstände zu einem unbestimmten Ziel zu tragen. Welcher Art dieses Wesen war, darüber konnten Zweifel füglich nicht bestehen, doch ich will sie hier noch einmal mit meinen damaligen Formeln sagen. Das Wesen des Menschen ist die Gestaltungssphäre. Nur in der Ge-

staltungssphäre wird der Mensch erkenntlich, nur in ihr werden die Gründe und Hintergründe seiner Erschaffung klar, nur aus ihr seine Tierreihenstellung deutlich, Fläche in Tiefe überführen, Worte durch Beziehung und anordnendes Verwenden zu einer geistigen Welt eröffnen, Laute aneinanderketten, bis sie sich halten und Unzerstörbares besingen, dies ist ihre Tat. Völker, die den Geist in dem hausfraulichen Sinne eines durch zentrale Belieferung stillbaren Wohn-, Siedlungs- und Heimtriebs lehren, sind degeneriert. Völker, die ihn ertragen als angreifende, spaltende, lebenszersetzende Sondermacht, stehen rassisch hoch. Völker, die den Geist nur in den Siegen der Geschichte und im Gelingen von Grenzüberschreitungen erblicken, sind niedere Rasse. Völker, die ihn in alle Formen zur Gestaltungssphäre dringen lassen, sind züchterisch groß. Also die Gestaltungssphäre! Soweit hier irdische Äußerungsformen vorlagen, demnach: Individualismus, Formrausch, Differenzierungsstürme. In allen Kulturstufen bisher nur angedeutet, sporadisch in jenen großen Einzeltypen, daher noch eine völlig und tief verhüllte Macht. Spät, nämlich im Menschen erst, erschienen, war ihre Zusammenfassung zur Weltumschaffung erst in Ansätzen kaum im Gange. Hier das Leben mit seinen Manipulationen, sogenannten Handlungen, und dort das Prinzip der neuen Realität. Diesem diente die Einheit der großen, körperlich oft schwachen Rasse, jener außerhalb aller Zeiten und aller Völker. Starb sie in einem Volke aus, schoß das Torpedo in die Tiefe. Vor dem Aufschlagen aber eröffnete sich erst noch mit Festreden die Epoche der Ganzheitstriebe, der Umzüge, der Gemeinschaftskulte, die Epoche der Renaissancen, der Rückwärtsdrehungen, die Epoche der Geschichte. Rohde in »Psyche« hatte den Ausgang des Griechentums auf seinen letzten Seiten so beschrieben. Mitten in einer solchen Epoche schienen sich mir die weißen Völker von neuem zu befinden. Der Entscheidung zu einer neuen Seinsform, nämlich zu dieser Auffassung vom Geist, waren sie alle ausgewichen. Für sie diente er dem Leben, und sie verfaßten Tragödien darüber, daß es an eini-

gen Stellen nicht so schien. Eigentlich war er eine verdorbene Wirklichkeit. Hinunter also mit ihm, und vor der Geschichte, das heißt im nächsten Krieg, da würden sie schon singen.
Vom Tisch der Geschäftsfreunde erhob sich die Wirtin und trat zu mir. »Was zu lesen?« »Danke, nichts zu lesen.« Ich lag wie immer mit dem einen Arm auf der Lehne der Bank. »Immer so schweigsam?« »Gewohnheit!« Ich entspannte eine Muskelgruppe am Schultergürtel. »Immer so untätig?« Ich füllte tagsüber meinen Beruf aus, soll ich abends noch eine besondere Tätigkeit für das Weltall entfalten? »Die Herren meinten das in ganz bestimmtem Sinne.« Ich behauptete mich in der Umwelt, was sollte denn das heißen, ich muß sagen, das war ein starkes Stück. Wenn die Herren dort nach Verlassen ihrer Häuslichkeit betratungsmäßig ins Allgemeine strebten, bitte sehr, aber ohne Bezug auf mich, offen gestanden, ich war verblüfft. Ich ging in der Tat nicht gern zu Fuß und suchte überall die Arme aufzulegen. Oft unterließ ich einen Einkauf, da ich meinen Umriß unter einer Hutkrempe im Augenblick als zu absonderlich empfand. Vielleicht hatte ich also tatsächlich morbide Züge. Von Haus aus wollte ich ja auch Schriftsteller werden, doch um Schriftsteller zu werden, muß man vor allem seine eigene Handschrift lesen können, und daran mangelte es bei mir von je. Hinsichtlich eines Romans mußte man außerdem die Zeit anerkennen, doch das Wort enthielt keine Zeit, und ich liebte es, in Worten zu formulieren. Daher wurde ich Konsularbeamter, Auslandsposten, und Tahiti und die Azoren glitten an mir vorüber. Sollten sie dies von meiner Stirne lesen?
Ich erschrak. Wenn sie noch Tieferes erblickten? Untätigkeit bei günstigen äußeren Lebensbedingungen, das war, wenn ich es so ausdrücken darf, in der Tat mein Ideal. Untätigkeit im allgemeinen Sinn: Kein Büro, kein pünktlicher Dienstbeginn, kein Bezugszeichen links oben auf den Akten. Keineswegs durch die Natur schweifen, ich war kein Rutengänger und Steppenwolf, mehr ein Sichauslegen mit Wurm und Angel, etwas anbeißen lassen, Eindrücke, Träu-

me – die große Vergeudung der Stunden. Daß Goethe und Hamsun die körperliche Arbeit an der Erde als letzte Weisheit priesen, schien mir nicht besonders verbindlich in Anbetracht dessen, daß sie persönlich ihre siebzig Jahre lang sämtliche irdischen und überirdischen Dämonen an allen ihnen zur Verfügung stehenden Drüsenfeldern und Ausführungsgängen mit Hexenmilch gelabt hatten, nun wollten sie zum Schluß ihren Zwieback noch einmal in der Laube vespern – das schien mir weniger eine Weisheit als Ermüdung und ein Gähnen. Es entsprach dem Stil der »Novelle«, dem berühmten Alterswerk: eine Menagerie fängt Feuer, die Buden brennen ab, die Tiger brechen aus, die Löwen sind los – und alles verläuft harmonisch. Nein, diese Epoche war vorbei, diese Erde abgebrannt, von Blitzen enthäutet, wund, heute bissen die Tiger.

Die Wirtin schickte sich an, mir gegenüber Platz zu nehmen, aber ich zögerte, darüber sichtbare Freude zu bekunden. Ich war aufgestört – tätig? – untätig? –: alle diese Tische und Gesichter schienen mir plötzlich eine bestimmte Frage aufzuwerfen, diese Gespräche, Gesten, Ausströmungen – lief denn das alles nebenher? Das Zeitalter nach Goethe, das meines war, Manfred, nicht Faust –: »Ich hab' mich selbst zerstört und werde selbst auch künftig mich zerstören« – Kunst: kein Mittel gegen Räude, sondern die Erklärung des Menschen, die Existenz täglich auf einem Giftpfeil balanciert, sein Fonds ist Krankheit, Unheilbarkeit sein Wesen –; »der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden« – »Leid ist die einzige Ursache von Bewußtsein« – Nihilismus – und: »Nihilismus ist ein Glücksgefühl« – was durch die Gehirne meiner Generation an Auflösung von Substanzen und Inhalten durchgespült war und täglich weiter durchspülte, dies Delta, diese Zerklüftungen, und wenn man dann diese Köpfe ansah: tadellos gefüllte Gewebe; Jochbögen, Kauflächen, nichts Regelwidriges; Haltung, Mienen, Grimassen, alles Aufwärtsbewegungen –: auf welchem dicken Fell saßen eigentlich alle diese Zusammenbrüche? Offenbar lief das alles nebenher.

Die Wirtin bemerkte mein Zögern, witterte, richtete ihre Aufmerksamkeit auf andere Personen, und nun suchten unsere Blicke gemeinsam, doch aus verschiedenen Stimmungen, die einzelnen Gruppen und Tische im Saal. Dort der hervorragende Graukopf, ein alter Oberst, war der unmittelbare Nachkomme jenes Regimentskommandeurs bei Malplaquet, der mit seiner Truppe nach der Passage von drei wasserreichen Kanälen und mit völlig durchnäßter Munition Villars in die hohe empfindliche Flanke stieß, Marlborough belohnte ihn mit einer Tabatière – der Nachfahr schwenkte gerade wie zum Angriff die geballte Hand. Der Stille vor dem Hochburgunder versicherte tagsüber Leben, nachweislich erfolggekrönt, äußerst abschlußreich, Zögernden gegenüber besonders durch das Goethewort wirkend, das im Prospekt seiner Firma einen Ehrenplatz hatte, »was heute nicht gehandelt, ist morgen nicht getan«. Den Lehnsessel vollends füllte eine Persönlichkeit des wissenschaftlichen Gedankenkreises, dem es, wie bekannt, auf Ableitungen ankam: die Schmetterlinge aus den Würmern, die Säulentempel aus den indonesischen Pfahlbauten – eine besondere Äußerungsform höherer Lebenssphäre. Alle diese waren echte Gegenwartserwählte, Erscheinungen, denen eine spätere Zeit nicht vorzuwerfen haben würde, sie seien blind vorbeigegangen beispielsweise an dem neuartigen, wundersamen und großen Geschehen, das die moderne Stoffverwandlung mit sich brachte (aus Luft und Holz glasklare Scheiben, Blöcke, Spinnfasern), lauter fertige Persönlichkeiten, in denen Lebenswendung, Berufung, innerer Wandel immer in gradliniger, einfach zu beschreibender Form vorgegangen war und vor sich gehen würde. Was war demgegenüber die Sphäre, in der ein Leben nach meinen Maßstäben verlaufen wäre? Nichts gegen die Ordnung der Erde – doch wer Leben sagt, ist schon gerichtet –, aus diesem Zwiespalt wird man nicht herauskommen, sagte sich offenbar die Wirtin und ging in die andere Hälfte des Lokals. Doch wenn ich nun weiterdachte und klar und ohne Umschweife auf mein Ziel losging: was diese hier Handeln nannten, Tätigkeit, in die ich

mich gemäß der Wirtin einflechten sollte, womöglich kilometerlang in die Soziologie, wenn man hiervon das abzog, was Geschäft war, blieben nur Reflexe oder was bei den Muscheln nachwächst, um die Gallerte umweltmäßig zu sichern. Notwendigkeit kann ich darin nicht erblicken. Notwendigkeit kann ich in dem erblicken, was ein Zeitalter denkt und wie es sein Denken an die vergangene Epoche anknüpft. Notwendigkeit gibt es offenbar überhaupt nicht in der Natur, sondern nur in der Auflösung der Natur, nämlich im Geist, der ist Zwängen unterworfen, aber Handeln – das ist Vagabondage, Freiluftstil.
Wer auf dem Tiger reitet, kann nicht herab. Chinesisches Wort. Auf Handeln angewendet: es führt zu Geschichte. Handeln ist Kapitalismus, Rüstungsindustrie, Malplaquet – Borodino – Port Arthur –: hundertfünfzigtausend Tote, zweihunderttausend Tote, zweihundertfünfzigtausend Tote – niemand kann die Geschichte mehr anders sehen denn als die Begründung von Massenmorden: Raub und Verklärung –: der Mechanismus der Macht. Und was sie aufzeichnet, ist keineswegs das volkhafte Gedächtnis der Nationen, sondern ihre Witzblätter. Schlägt man sie zwanzig Jahre nachher auf, erinnert man sich an die Moden der Kriegswitwen, doch an den Sinn der Schlachten längst nicht mehr. Ein Granatsplitter als Berlocque am Bauch der Accapareurs, der Haifische, der Kriegswinnler, wenn sie beim Tanztee eine Nutte ködern, das bleibt, das ist Aere perennius, das überhaupt die Generalstäbe, das ist der Fahnennagel der Geschichte. Ah, eine Steingeburt diese Geschichte, Sage, Traum! Was lebt nicht alles schon seinem Bartwuchs in irgendeinem Kyffhäuser: die Mandschu und die Hohenstaufen, die Tennos und Schoguns und die Wollfritzen aus Lancashire, das wächst durch alle Tischplatten ohne Bartwichse, und die Raben haben sich heiser geschrien und haben den Rachen voll und brausen ab hinter die Gebirge –: Geschichte, viel zu klassisch für diese Abstiegvölker, Talmititaniden, mehr Heroin as Heroismus, Schaum vorm Mund vom Medaillenstanzen – Ladenschwengel der Geschichte!

Wer der Gegenwart gar nicht zu bieten vermag, der sagt Geschichte! Alles Rom, alles Rubikon! Die Fresse von Cäsaren und das Gehirn von Troglodyten, das ist ihr Typ! Kriege, Knuten, Tyrannen, Seuchen, um die Massen in Schach zu halten, darin könnte man vielleicht einen gewissen Wurf erblicken, aber Geschichte, das ist nichts für – Helden! Apropos – Siege und Unsiege, Wille und Macht, was für Aufdrucke für diese Bouillonwürfel! Auf dem Tisch gratis Kolonialwaren und unter dem Tisch angeeignete Perserteppiche: das ist das Tatsächliche der Geschichte. Was sie zerstört, sind meistens Tempel, und was sie raubt, ist immer Kunst. Es geht die Reihe herum bei den Firmen und Pharaonen: die Saphire aus den Augenhöhlen der Amphitrite auf den Mantel der Madonna aus getriebenem Gold, dann zurück auf den Schwertknauf eines imperialen Colleoni. Malplaquet – Borodino – Port Arthur – kulturphilosophisch besänftigt: Schwebezustände. Doch dahinter stehen in aller Ruhe die Beauftragten der Formvernunft, die langsamen Sammler und Herbeiführer von Entscheidungen.

Wenn ich die Reihe dieser Abende überblicke, die sich durch einen bestimmten Frühling hinzog, so war es damals, daß eine eigentümliche zusammenfassende Empfindung in mir aufstieg, ich eine Erscheinung näher sah, die seit Jahrhunderten als Vorgang dalag, doch kaum ins sprachliche Bewußtsein gehoben war: Es gab innerhalb der weißen Völker zwei Klassen von Menschen, die handelnden und die tiefen, und Kunst war nichts anderes, als sich eine Methode schaffen, um die Erfahrungen des tiefen Menschen zur Sprache zu bringen, in ihr nur fand er Stillung und Laut. Es gab, mußte man fortfahren, innerhalb der weißen Rasse zwei Klassen von Vokalträgern, und beide Klassen bedienten sich infolge eines seltsamen biologischen Unterlassens vielfach gleicher Worte und Begriffe, füllten sie aber mit gegenseitig unvorstellbar fremdem, nie vermischbarem feindlichen Blut. Wie die männlichen und weiblichen Individuen dem gleichen Zeugungspunkt abwechselnd entstiegen, entstieg dem Keim, der Schöpfung,

der unsäglichen Ferne einmal der Geschichtliche und einmal der Zentrale, einmal der Handelnde und einmal der Tiefe, einmal das Leben und einmal der Geist. Manchmal bemüßigte ich mich, diesen Gedanken morphologisch zu variieren und ihm eine Spitze zu geben. Die Überbauung der niederen durch die höheren Zentren war der Weg der organischen Formung, das bedeutete äußerlich des Herausarbeiten der Längsachse, die immer stärkere Aufrichtung der Wirbelsäule, das bedeutete die Wanderung des Wesens nach dem Haupt. Das bedeutete innerlich die aufsteigende Hierarchie des Nervösen, bedeutete geistig das Bewußtsein und bedeutete hinsichtlich Wertfolge und Perspektive in die Zukunft eine feststehende, außer durch Mutation nicht mehr angreifbare Gliederung. Erlebnis und methodisch erarbeitetes Material wiesen gemeinsam auf das gleiche: den Geist und seine antinaturalistische Funktion. Variationen und Fuge über ein Frühlingsthema! Nicht als ob sie mich beruhigte, mich beruhigte gar nichts mehr, wie mich auch ein unvollständiger Abschluß von Gedankenreihen nicht mehr beunruhigte. Es hätte vielleicht beim nächsten Schluck Spätlese an mir gezerrt, aber es wäre hinuntergespült, versunken, und ich wäre heimgegangen, bereit der Stunde. Zuviel hatte ich abgeschlossen und wieder eröffnet gesehen, bei offenen Türen schlief ich längst, vielmehr lag und dämmerte und zählte die Schläge und die Stunden.

Seltsamer Frühling. Ich erinnere mich mancher Züge. Schwerweichender Winter. Alles immer tief belastet. Fast durch einen Dunst fuhr ich einmal vor die Stadt, ehe ich ins Weinhaus ging. Dunkle beginnende Wärme. Ungewöhnlich verhangener Nachmittag. Alles unendlich schwermütig auf die Erde herabsehend, schwer sich von ihr lösend, kaum zu trennen Laub und feuchtes Land. In der Nähe meines Ganges mußte eine Anstalt sein, deren Inhalt alles noch vertiefte. Viele Krüppel auf der Straße, Bucklige, Mißratene, auch Blinde. Überall ihr Kriechen, scheuer Schritt, Stottern und Suchen mit der Krücke. Beginn der Kastanienblüte. Eine tropische Luft, wie gesagt, stand

lautlos zwischen allen Formen, eine unauflösliche Stille verband die Gestalten, alles sank, was sie erhoben hatte, alles bannte sich dem Niederen zu – Vermischung, rief es auch in mir, sengte es in meinen Augen mit Salz und Feuer, abgeben Brot – verringern Qualen – opfern fleischlich gegen Tränen und Fluch – doch wer sich beugt, was kann der noch tragen, wer sich *diesem* beugt –: es zählen nur die höchsten Sphären, und das Menschliche zählt nicht dazu. Eine erbarmungslose Höhe, unablenkbar fliegen da die Pfeile, es ist kalt, tiefblau, da gelten nur Strahlen, da gilt nur eins: erkenne die Lage, bediene dich deiner Mittel, du bist verpflichtet zu deiner Methode, wo du erschufst, kannst du nicht weichen –: Du stehst für Reiche, nicht zu deuten und in denen es keine Siege gibt.

Abends wieder im Weinhaus. Ich sitze und lausche. Lausche auf das seltsame Sein und Wesen, das aus den Stimmen der Menschen dringt. In Tibet war es der Wind, im Urwald die Insekten, hier die Vokale. Einer wollte an den Rhein, haha machte die Runde, hat viel vor, scheint sehr vergnügungssüchtig zu sein. Dem anderen war im Oktober jemand aus Amerika gekommen – aus USA! erschallte es aus dem Kreis, offenbar hielten sie das für eine Ergänzung. Unbegreiflich, warum sie so gespannt dasaßen, der Inhalt ihrer Reden war doch völlig ausweglos.

Die Bänke mit Tuch bezogen, immer je zwei traulich zu einer Kabine gruppiert, standen sich fremdkörperartig gegenüber. Belastet, umfaßten sie scharnierartig die Gäste, Jugend bei Körperschwäche, Zweifel bei Abschlüssen, Geschäft bei Liebe – Zusammentritte der Notdurft, Zufälligkeiten im Vorbeistreichen.

Seltsam das Ganze! Sie halten ihre Städte von Moskitos frei, jedenfalls habe ich weder in Irkutsk noch in Biarritz einen getroffen. Erfinderisch weisen sie sich bei bestimmten Gelegenheiten mittels Luftdruck freimütig ihre Einfälle zu: der Osten das Maschinengewehr, der Westen den Tank, und die Neue Welt den Tau des Todes, das Gas, das nach Geranium riecht. Der Geist dient dem Leben. Das Ganze nennen sie züchten. Später besuchen sie sich dann

wieder. Im Anfang war die Wollust, später zu erscheinen hatte sie kaum Grund. Frauen, angeschmiegt ans Jackett des Männchens, ins Titanische stilisiert: fordernd und gewährend, gegenständlich gesehen: Möpse im Arm. Die Jakkettträger: knorrig, keine Konzessionen an die Form – »leerer Formelkram« – Wirklichkeiten –! – Pfiff –: Manege frei!

Das hatte mich durch alle Länder der Rasse gejagt, durch alle Lebensgeschichten und Berufe. Ich betrachtete ihre Geltung habenden Kultwerte, sogenannte Theater, und die Foyers allein richteten die ganze Epoche. Ein Publikum, das, um sich von den Schrecken der Tragödie zu erholen, zwischendurch zwanzig Minuten an Ständen mit Schinkenbroten und Weinbrandflaschen vorbeipromenieren muß und dann weitermacht, ist guillotinereif. An ihren Metaphern sollt ihr sie erkennen! Ich belauchte sie in ihren kleinen Zügen, in dem, was sie geistig schon befriedigt: Ein Pilot, das ist ein Marschall Vorwärts der Lüfte; ein pommersches Kossätendorf, das hinter einem Stall einen Entenpfuhl nicht zuschüttet, ein nordisches Venedig. Dann hörte ich auch ihre Lieder – ja die Linde ist ihr Baum: süß, innig und man kann Tee daraus kochen.

Aus mir spricht die Zersetzung, wurde mir öfter erwidert. Nein, antwortete ich, solange ich noch antwortete, aus mir spricht der abendländische Geist, der ist allerdings die Zersetzung des Lebens und der Natur, ihre Zersetzung und ihre Neusetzung aus menschlichem Gesetz, jenem anthropologischen Prinzip, das die Wasser von der Feste schied und die Propheten von den Narren. Wie denn, sagten meine Gegenüber, also doch. Sie wollen die Natur zersetzen, das ist die Höhe! Unser aller Blut und Boden? Ihre Natur, mußte ich erwidern, ist sie denn natürlich? Kann man von ihr ausgehen? Ich kann beweisen, daß sie unnatürlich ist, äußerst sprunghaft, ja, daß sie der Schulfall des Widernatürlichen ist. Sie setzt an und läßt liegen, macht Aufwand und vergißt. Sie ist zügellos und übertreibt mit massierten Fischzügen bei den Lofoten, mit Heuschreckenschwärmen, die sie vorwälzt, und mit Zikaden. Oder es ist Friede

auf der Erde, alles hat die Temperatur der Steine, man kann sich wahrhaft mit dem Klima befassen, plötzlich taucht der Aaronstab auf mit 40° Celsius in seiner Blütenhülle, alles ist aufgestört und die Götter wollen Warmblüter –: geht das von der Natur aus oder von wem? Oder Fältelung, Verdichtung, unausdenkbare Konzentration ist eine ihrer Methoden, ist das eine einfache und natürliche Methode? Oder Transport immenser Spannungen auf mikroskopisch kleinstem Raum ist eine ihre Anwandlungen – ist nun diese gang und gäbe? Das Leben als Erscheinung war doch überhaupt in der Pflanze gut untergebracht, warum es in Bewegung setzen und auf Nahrungssuche schikken – ist das nicht vielleicht ein Vorbild der Entwurzelung? Die menschliche Kreatur vollends wälzt sie doch geradezu in die Unnatur, schleudert Bakterien heraus, um sie zu vernichten, verringert ihr den Geruch, mindert ihr das Gehör, das Auge muß sich durch Gläser denaturieren, der Mensch der Zukunft ist reine Abstraktion – wo wirkt sie, die natürliche Natur? Nein, es drängt sich überall ein anderes Gesicht hervor, in den Steinen schlafend, in den Blumen blühend, in der Spätart fordernd – andere Züge, und ich gelange zu einem fremden Resultat.

Wenn ich eine Theorie entwickeln wollte, würde ich darauf hinweisen, wie die moderne Lebenslehre gerade bei ihrem augenblicklichen Stand dabei ist, das Anorganische und das Organische als zwei rückverbundene Ausdrucksformen einer höheren Einheit darzustellen, zwischen denen es keine Übergänge und Ableitungen, keine »Entstehung« des Lebens »aus« dem Anorganischen gibt oder gab, es sind zwei Kreise, zwei Ausdrucksformen. Das darf heute wissenschaftlich ausgesprochen werden, das heißt, man behält seinen Lehrstuhl dabei und die mit ihm verbundenen Güter, und die Fachzeitschriften nehmen Darstellungen dieses Inhalts auf. Es ist noch nicht Allgemeingut, aber es deutet sich an. Bis vor kurzem verlor man seinen Lehrstuhl dabei. Niemand aber darf sagen, daß ein drittes Reich die gleichen Rechte der Anschauung fordert. Das dritte Reich »dient« dem zweiten und hat sich von selbst aus ihm

heraufmanipuliert. Auf dieser Theorie beruhen Jahrtausende. Es ist keine Theorie, vielmehr eine für Machthandlungen verwendungsfähige Prozeßordnung. Graphisch dargestellt, ergibt sie für das Weinhaus: Stahlstühle, Reich eins, sind belastet mit Reich zwei; Belaster genießen Ragout aus Muscheln und reden als Vokalträger Gruppe Leben; wenn sie nach Natron aufstoßen, geschieht es wissenschaftlich, damit eröffnet sich ihnen Reich drei. Unterschrift: geschichtliche Welt. Ausgangslage. Ausgangslage keineswegs im tragischen Sinne, sondern im Gegenteil: der Geschichtliche soll handeln, und der Handelnde ist gut für die Geschichte, sie sollen handeln und schichten, bis ihnen die Beutel aus den Bruchpforten treten – sie sollen sich erfüllen, sie sollen sich enthüllen – noch eine Stunde, dann ist Nacht – daglüah, gleia, glülala!

Wirft man nun noch einen Blick auf die Führer der Völker, aller und in allen Regierungsformen, so muß man sich vorstellen, sie stünden zeitlich vor dem Auftreten einer der großen Menschheitsbewegungen und hätten machtmäßig die Möglichkeit, sie zu unterdrücken. Wie verhielten sie sich? Hinsichtlich des Christentums würden sie fragen, ob es steuerpolitisch tragbar sei. Vor dem Buddhismus, wie die Schallplatten- und Fahnenindustrie dabei bestünde. Bei Mohammed, ob die Bananenernte nicht litte. Vor der Kunst, ob sie auch die Siedlungsfreudigkeit nicht untergrübe. Vor jeder Religion, ob sie nicht den Kartoffelexport verzögere. Vor der Abstraktion, dem zusammenfassenden Denken, ob es auch dem Kleinbürger die Gießkanne nicht verböge. Protoplasmaanreicherung und Rohstoffe sind ihre Maßstäbe, alles andere ist Aufreizung und erfordert Unterdrückung, übrigens schon bei Plato. Aber immer und zu allen Zeiten hat jeder von ihnen behauptet, er sei die schöpferische Erfüllung der Weltvernunft. Offenbar liegen hier Gegensätze vor – daglüah, gleia, glülala!
Wenn nun die Tische sich gegenseitig einreden wollen, es tröste und erhebe den einzelnen, es vertiefe seine Bedeutung, ja, es verleihe ihm erst Bedeutung, daß andere in der

Zukunft ebenso leben und immer neue Gestalten in dieselbe Geographie hineingeboren würden und an den gleichen Tischen herumkriechen werden und noch jahrhundertelang in den gleichen Etagen siedeln, sogenannte Nachkommenschaft, die doch nur wieder Rezidive desselben Nichts sein und werden können –: dies öffentlich einander einzureden, dies als Lehre zu verkünden, erscheint mir eine geistige Perversität, der gegenüber die verzerrtesten Ausgeburten versengter Landstriche, Fakirkünste, religiöse Bauchrhythmik, indische Eingeweide- und Leberübungen das reine Atmen von Dolden ist.
Ich sah im Weinhaus einen Traum. Ein sehr ruhiger Tierwärter führte menschliche Lebewesen weißer Hautfarbe im Kreise herum, bis sie sich verfärbten. Dann sperrte er ihnen das Gebiß auf und schrie: Geist oder Leben – Verwirklichung von Geist im Leben ist nicht mehr. – Wer ist Geist, röchelte einer? Dieser, der hier spricht, war die Antwort! – Nein, so weit möchten wir nicht gehen, es ist was Wahres dran, aber das fordert berechtigten Widerspruch heraus. – Gebiß zu – also wieder natürliches Weltbild! Da rief einer zwischen schon wieder abgesperrten Zähnen: hast du denn keine Gnade, keine Menschlichkeit, die Menschen wollen doch alle besser und schöner sein? – Die Antwort lautete: die Gnade ist nicht bei mir. Fordert Gnade bei denen, die euch hierhergeführt haben, fordert Gnade bei euch selber, die ihr euch führen ließet, fordert sie von eurer Niedrigkeit und Gier. Immer wieder sind euch Worte gesagt worden, die euch vor dem Leben warnten. Immer wieder kam das Andere und errichtete vor euch seine Bilder – in menschlicher Gestalt, selbst in menschlicher Gestalt! Errichtet vor auch die Bilder jener Kraft, von der es zu wenig wäre zu sagen, daß sie religiöser oder moralischer Natur sei, es ist die allgemeine formenwollende, fordernde, aufrichtende Kraft, von der man allerdings gestehen muß, daß sie in ihrem unendlichen Aspekt den Himmel wie die Hölle umfaßt, und die doch auf alle dämmenden und ordnenden Züge des Menschen so sichtbar blickt und die allmählich ansteigenden und immer so schwer erkämpften Errungen-

schaften des Himmels so besonders beleuchtet. – Habt ihr sie angebetet? Habt ihr sie gehütet? Leben wolltet ihr, euer weißes, erfülltes, sich verwirklichendes Leben im Prunk der Derbys und im Schnee der Regatten – jetzt kommt keine Gnade mehr, jetzt kommt die Nacht.

Jeder sieht, daß die Wahrheit, die hier im Weinhaus zwischen den Fässern auftaucht, eine außermenschliche Wahrheit ist. Sie ist dazu noch in der besonderen Lage, daß sie ihre Verallgemeinerung selbst aufs leidenschaftlichste bekämpfen, ihre Projektion in die Zeit, ihre Überprüfung auf Verwirklichung ist ein Begriff, den sie ausschließt, dem sie sich wissentlich entzieht, wo sie ihn auftauchen sieht, senkt sie den Blick. Ist es also überhaupt eine Wahrheit? Ist sie nicht vielleicht eine Unwahrheit für alle, nämlich eine verfrühte Nachricht und eine Chiffre nur für ganz Bestimmte?

Für ganz Bestimmte? Demnach für Esoterische, Zersetzte, Klüngel, Destruktive, Abgespaltene, Asoziale, Einzelgänger, Intellektualisten, Gezeichnete? Betrachten wir die Frage im Zwielicht der Wahrheit zwischen unseren Fässern. Wenn man die weißen Völker im Verlauf ihrer letzten fünfhundert Jahre überblickt und einen Maßstab sucht für den Rang ihrer großen Geister, läßt sich nichts anderes dafür erkennen als der Grad von Nihilismus, den sie unaufhebbar in sich trugen und durch die Bruchstücke ihrer Werke anfallsweise überdeckten. Alle großen Geister der weißen Völker haben, das ist ganz offenbar, nur die eine innere Aufgabe empfunden, ihren Nihilismus schöpferisch zu überdecken. Dieses Grundgefühl, das sich mit den verschiedensten zeitgebundenen Strömungen durchflocht – mit dem religiösen bei Dürer, dem moralischen bei Tolstoi, dem erkenntnismäßigen bei Kant, dem anthropologischen bei Goethe, dem kapitalistischen bei Balzac –, war das Grundelement aller ihrer Arbeiten. Ungeheuer vorsichtig wird es immer wieder vorgebracht. Mit Fragen zweideutiger Art, mit Wendungen höchst abtastenden, doppelsinnigen Charakters nähern sie sich ihm auf jeder Seite, in jedem Kapitel, innerhalb jeden Strichs. Keinen Augenblick

sind sie sich im unklaren über das Wesen ihrer inneren schöpferischen Substanz. Das Abgründige ist es, die Leere, das Resultatlose, das Kalte, das Unmenschliche. Nietzsche wirkt in dieser Reihe lange als idealistischer Antinous. Noch Zarathustra – was für ein Naturbursche, was für ein Züchtungsoptimismus, was für eine flache Utopie vom Geist und seiner Verwirklichung! Erst im letzten Stadium des Ecce-Homo und der lyrischen Bruchstücke läßt den anderen Tatbestand in seinem Bewußtsein hoch, und das, darf man annehmen, war dann der Zusammenbruch, daß er von der Brücke in jener braunen Nacht in den Abgrund sah, den Abgrund sah, spät – für seinen Organismus und sein Prophetentum zu spät. Auf dieser Brücke und in dieser Nacht erhob sich auf Fledermausflügeln eine Abendgestalt, spaltete sich die Erde, entwand ein Zeitalter dem anderen seine Zeichen, und jene Antithese von Leben und Geist erhob sich, die wir so lange in uns trugen, die wir aber heute schon wieder jenseits der Erde sehen.

Was ist es, das wir jenseits der Erde sehen? Betrachten wir dazu noch einen Augenblick die letzten hundert Jahre, das Jahrhundert um Nietzsche, die Laboratorien und die Kerker zwischen Sibirien und Marokko, so steht doch von Dostojewski bis Céline der Geist in einer reinen Verzweiflungsstellung da, seine Schreie sind furchtbarer, gequälter, böser als je Schreie von Todgeweihten. Sie sind moralischer Art, inhaltsbestimmt und substantiell, immer Schrei »gegen«, im Kampf »mit«, sie wollen einbeziehen »alles« und ehrlich bleiben, bessern, vollenden, reinigen, ja göttlich machen. Es sind lutherische Schreie in einem faustischen Getümmel. Bis in sie hinein reicht Mythenpubertät, Promethidenbiologie. Erst heute dämmert vor so viel Widersinn und Qual die Ahnung davon auf, daß das Leben gar nicht in den Besitz von Erkenntnis gelangen, der Mensch, jedenfalls die höherer Rasse, gar nicht um inhaltliche Stofferklärungen ringen sollte. Es sieht vielmehr alles nach einem versuchsweisen Schritt der Ferne aus, die die Formel für ein ungeheuerliches Alkaloid preisgab, aber die Substanz selber völlig rein bewahrte. Auch heute unverän-

dert völlig rein bewahrt, einen Kampf dieser Art gar nicht vorsah, eine weitere Preisgabe innerhalb der Zeit gänzlich außer Betracht ließ. Auf Abgrenzung sollte der Versuch weisen, abstraktive Ausscheidung, Formel gegen die Natur. Nicht das Leben durch Erkenntnisreize biologisch steigern und züchterisch vollenden, sondern gegen das Leben ansetzen den formenden und formelhaften Geist. Es ist demnach nicht die faustisch-physiologische, sondern die antinaturalistische Funktion des Geistes, seine Expressive, die wir heute über der Erde sehen.
Es ist die Ausgangslage. Wir müssen die Geschichte und die Zeit für diese Feststellung bemühen. Es handelt sich nicht um Züchtung in eine nicht mehr erwartbare und auch nicht mehr verwertbare Zukunft, sondern um Haltung in einer nur noch abstraktiv erlebbaren, finalen Gegenwart. So lautet die Chiffre. Hier halten die Bestimmten: vor den fernen Zeichen, den sich nähernden, als die unsichtbaren Träger der Verwandlung.
Dies sagt ein lebenslänglicher Sachbearbeiter von Wirklichkeiten, Kenner des Körpers, des Krieges und des Todes, Vertreter mehrerer Berufe, alle aus dem Bauchfett des Kapitalismus herausgeschnitten, und jeden durchgearbeitet bis in die letzte handwerkliche Finesse infolge der persönlichen Notwendigkeit, Existenzmittel aus ihnen herauszuholen. Einer, der immer lebte, die Rippen eng angepreßt an bestimmte Aufgaben, Lieferungen, Verträge, konjunkturgegebene Lagen, ohne Raum für Schwärmerei und als Verächter jeder Illusion. Einer, der im gesellschaftlichen Stil seines Jahrhunderts lebte, er hatte Zeiten im Frack und Zeiten in großer Uniform, der im Train bleu reiste und in Karawanen neben ihm ein Rurik und ein Rochefoucauld (kürzlich auf einer Fähre saß neben ihm die letzte Romanow). Der eine Österreicherin liebte, eine Tschechin, Rumänin, Belgierin, Dänin, eine Frau aus Kapstadt, ein Mischblut aus der Südsee, Russinnen an Küsten, Sunden, Salzseen, in vielen Landschaften und aus vielen Stämmen, in Ritzappartements und in Zelten. Also, sagen wir, ein Durchschnittsleben, Arbeit und Mühe und ein zeitge-

bundenes Erkennen – dieses sagt: keine Propaganda kann Exkremente in Maiglöckchen verwandeln. Die weißen Völker sind im Ausgangsstadium, ganz gleich, ob die Theorien über ihren Untergang heute Geltung haben oder nicht. Die Auflösung ist greifbar, eine Rückführung auf frühere Zustände unmöglich, die Substanz ist gegeben, hier gilt das zweite Wärmegesetz. Die neue Macht steht da, die Zündschnur am Feuerzeug. Ob Mondsturz oder Atomzertrümmerung, Vereisung oder roter Hahn – welche Methode immer sie beliebt, die Verwandlung, das Ewige, der Geist, der Gegenspieler der platten Vernünftigkeit und des reinen Konsums, zusammengefaßt: des natürlichen Weltbilds.

Also laßt sie regenerieren vom Volkswirtschaftlichen aus und vom Biologischen aus und von der Rohkost aus, das sind ja alles Schemen der Vernichtung. Die Rasse fühlt weiter, sie paßt sich dem nicht mehr an, sie ist unbeweglich geworden, sie bleibt um ihren Kern herum liegen, und dieser Kern ist der Geist, das heißt der Nihilismus.

Wer diesen Gedanken nicht erträgt, steht unter den Würmern, die nisten im Sand und im Feuchten, das die Erde ihnen auferlegt. Wer sich noch einer Hoffnung rühmt, indem er seinen Kindern ins Auge blickt, deckt den Blitz mit seinen Händen und kann sich doch der Nacht nicht entziehen, die die Völker wegnimmt von ihren Stätten. Dies ist das Gesetz: Nichts ist, wenn je etwas war, nichts wird sein. Der schönste und der tiefste Gott geht vorüber, der einzige, der das Geheimnis des Menschen trug: je größer die Erkenntnis, um so unendlicher das Leid.

Es gibt keine Verwirklichung. Der Geist liegt schweigend über den Wassern. Ein Weg ist ausgegangen, ein Urtag sinkt, vielleicht barg er andre Möglichkeiten als diese Abendstunde, aber nun ist sie da – Ecce-Homo –, so endet der Mensch.

Das waren meine Gedanken in jenem Frühling. Ich wußte, es würden neue Frühlinge kommen, vielleicht würde ich selber noch einen sehen, volle Schönheit auf Wochen hinaus, in großer Vielfalt das Aufblättern und Erschließen, es

würden Rosen für diesen und jenen blühen, aber diese Erkenntnis war nicht mehr zu verdrängen: die Geschichte war machtlos geworden gegenüber dem Menschen, sein Kern war noch einmal auferglüht, der hatte ein Wort geschrieben auf sein Kleid und einen Namen auf seine Hüfte.

Sie werden anrücken, aber er schmilzt sie ein. Sie nahen mit Nägeln und Rückenmessern, und er hebt nur einen Ysop und einen Schierlingsbecher. Weites tausendjähriges Schlachtfeld, und er siegt. Nur nicht handeln! Wisse das und schweige. Asien ist tiefer, aber verbirg es! Stelle dich geistig den Dingen, es wird weitergetragen, es prägt mit am Stein. Öffne deine Blicke nur der Nacht, des Tags erhebe das Glas auf das Wohl der Herren, besprich mit den Damen die zur Diskussion stehenden Themen und laß das Blumenmädchen nicht vorbei, entnimm ihm Sträuße. Lebe und beobachte es zu Ende. Denke immer: die Verwandlung! Auch wir haben Zeichen! Man muß sehr viel sein, um nichts mehr auszudrücken. Schweige und gehe dahin.

Geschrieben 1937

Oskar Jellinek

Valnocha, der Koch

1886–1949

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrelang ins Ungewisse hinab.
Hölderlin

Auf dem letzten Trainwagen der, wie allsommerlich, zu den Schießübungen marschierenden Batterie saß Valnocha, der Koch, und stierte vor sich hin. Durch all den Staub, den die Räder vor ihm aufwirbelten, schaute er immer nur ein einziges Bild, seit dessen wirklichem Anblick erst wenige Stunden verstrichen waren.
Das Regiment war selbstverständlich schon gestern abend marschbereit gewesen, und Valnocha hatte von seiner Zdenka schon gegen acht Uhr Abschied genommen, denn die Erlaubnis des Ausbleibens über die Retraite war für diesen Abend ausnahmslos eingestellt worden. Dann ging er von dem Hause, wo das Mädchen im Dienste stand, in die unweit gelegene Kaserne zurück, mit seinem knieweichen Schritt, den die noch immer herrschende Schwüle nicht gerade beschleunigte. Er hatte nichts mehr zu tun, als sich jetzt schlafen zu legen, um morgen rechtzeitig den Kaffee bereiten zu können, was übrigens seine vorläufig letzte Leistung als Mannschaftskoch sein sollte. Der Batterie stand nämlich abgesonderte Kantonierung in einem südmährischen Dorfe bevor, und dies machte die Etablierung einer eigenen Offiziersmenage nötig. Und da der Haupt-

mann durch den Feuerwerker Zahradnik, einen Feinschmecker, erfahren hatte, daß Valnocha nicht nur die derbe Mannschaftskost zu verfeinern wisse, sondern noch weit mehr könne, war dieser kraft Batteriekommandobefehls für die Dauer der Schießübungen zum Offizierskoch bestimmt und seinem bisherigen Gehilfen das Geschäft des Mannschaftskoches übertragen worden.

In der Tat war dem Valnocha die Zubereitung aller möglichen Speisen von Kindheit an vertraut. Seine Mutter, einst Herrschaftsköchin, hatte später den verwitweten Besitzer eines Dorfwirtshauses geheiratet und den schwächlichen Knaben als uneheliches Kind mitgebracht. Ungleich seinen kräftigen Stiefbrüdern, die ihrem Vater in der mit dem Gasthaus verbundenen kleinen Landwirtschaft halfen, hielt sich der Knabe, den man, wo dies nur anging, beiseite schob, am liebsten in der Küche auf. Dort entfaltete er viel Geschicklichkeit, besonders am Sonntag, wenn die Ausflügler aus der großen Industriestadt, in der er nun sein zweites Militärjahr abdiente, Mittagsrast in diesem Wirtshaus hielten, und die Mutter an Backhühnern, Schnitzeln, Rumpsteaks und Buchteln ihre aus der Schloßküchenzeit stammende stolze Kunst erwies.

In der Kaserne war Valnochas Schlafraum die Küche. Das entsprach wohl nicht ganz der Vorschrift, aber man betrachtete den Koch ebensowenig als Soldaten wie die Offiziersdiener. Valnocha betrat also seine jetzt verhältnismäßig kühle Schlaf- und Arbeitsstätte und begann sich langsam zu entkleiden. Der Geschmack von Zdenkas Abschiedskuß lag noch auf seinen dünnen Lippen. Auch Zdenka war vom Lande gekommen, aber längst hatte sie ihre ursprünglichen Reize mit dem Tändelputz eines städtischen Stubenmädchens verbunden, und die betörten Sinne des armen Valnocha hätten sich nie zu erklären gewußt, ob ihre künstlich gewellten und gebrannten Haare, ihr Häubchen, ihre Spitzenschürze, ihre feinen Schuhe und Strümpfe ihn gefangen hatten oder der dralle bäuerliche Körper, der sich unter dieser adretten Kleidung barg. Valnocha pflegte ihr zu begegnen, wenn er der alten Köchin

Mařenka, die mit Zdenka beim Fabrikanten Löw bedienstet war, die volle Einkaufstasche nach Hause trug – aus Gutmütigkeit und weil ihn die Alte an seine verstorbene Mutter erinnerte. Zdenkas Äuglein und Blinzeln, ihre Art, ihm durch das Guckloch nachzulugen, so daß er ihren kekken Blick im Rücken spürte, ihre aufreizende Manier, sich übers Treppengeländer zu beugen oder, zurückgeworfenen Kopfes, mit einem Mädchen des oberen Stockwerks zu tratschen, ihr wohlberechnetes Zur-Seite-Schauen und Herauslachen hatten sein mattes Blut, dessen bescheidener Durst noch niemals ohne Entgelt gelöscht worden war, in heftige Wallung versetzt. Und so ergab er, dem auch in seinem Dorf nie eine Dirn gut gewesen war (denn jeder winkte Besseres als solch ein »Strohhalm«), sich bald dem überlegenen Werben des Mädchens. Zdenka wußte genau, was sie tat. Durch die Köchin hatte sie erfahren, daß Valnocha ein kleines mütterliches Erbteil besaß, das ihm allerdings seine Stiefbrüder noch nicht ausbezahlt hatten. Bald verstand sie, liebkosend die Rede darauf zu bringen und ihm vorzustellen, wie schön es wäre, ein kleines Vorstadtwirtshaus zu übernehmen: er würde die Küche besorgen und sie die Bedienung. So berauschte sie ihn nicht nur durch wissende Zärtlichkeiten, sondern auch durch Zukunftspläne, deren Verwirklichung in seinem eigenen Interesse lag. Denn seit er im vorigen Jahr seine Mutter verloren hatte, ließen ihn die häuslichen Verhältnisse die Rückkehr nach Hause fürchten. Und so, wie oft reizlose Dienstmädchen ihre Ersparnisse wegen von Männern angelockt und verführt werden, geradeso verführte Zdenka ihn. Sein aufgewühltes Blut, sein Herz, sein enges Hirn gehörten ihr ganz, und er empfand sie als seines Lebens einzigen Besitz.

Aus dem Mannschaftszimmer klang eine Mundharmonika herüber, und Valnocha streckte sich auf seinem Strohsack aus, um zu schlafen. Die ganze Kaserne – Mensch, Tier und Geschütz – umwob in dieser Stunde eine Stimmung des Abschieds, ein auch von Abenteuern, denen man morgen entgegenziehen würde, deren glücklicher Ausgang aber doch allen angenehm bewußt war. Mochte jedoch

mancher Offizier oder Kanonier von dem friedlichen Kriegsspiel der Schießübungen als einer willkommenen Abwechslung träumen – in den Halbschlummer, der nun Valnochas immer etwas gerötete Lider berührte, mischte sich von solcher Vorstellung nichts. Ganz andere Bilder stiegen vor ihm auf: er formte als Kind Kuchen aus Sand, er ministrierte als Knabe in der Kirche und küßte dem Herrn Pfarrer den Saum der Soutane, er half in der Pfarrküche aus, und die Pfarrersköchin belohnte ihn mit einem Honigbrot. Auch unfreundliche Traumgesichte drängten sich heran: Mißhandlungen durch den Stiefvater, die Brüder, die Magd, vor denen ihn die vielbeschäftigte Mutter nicht immer schützen konnte, und die eine Sehnsucht nach Wohlgelittenheit zum Grundgefühl seines Lebens machten. Und Zdenka erschien ihm: in dem kleinen Wirtshaus nächst der Kaserne, das sie nun erworben hatten, bediente sie die Gäste, während er in der Küche Rüben schabte und an sonst nichts zu denken brauchte.

Valnocha war eben daran, vollends einzuschlafen, da hörte er die Türe gehen, und ein gedrungener Körper, auf dem, fast nackenlos, ein runder, kahlgeschorener Kopf saß, schob sich herein.

Valnocha, der träge die Augen öffnete, hielt dies zuerst für eine der quälenden Traumerscheinungen, erkannte aber bald, daß es Bubenik war, der Diener des Herrn Leutnants Wieninger, ein Bursche, der ihm keineswegs freundlich gesinnt war. Denn Bubenik, dessen Herr in demselben Haus wohnte wie Zdenkas Dienstgeber, hatte vergeblich um Zdenka geworben, die ihm rund erklärte, ein Offiziersdiener sei gar kein Soldat, denn er trage keine Waffe. Nun war sich allerdings Bubenik dieses einzigen Nachteils seiner sonst sehr vorteilhaften Stellung bewußt und hätte sich mit dem erhaltenen Korbe abgefunden, wenn etwa einer der strammen Fahrkanoniere, der Kroupa oder der riesige Šileny, sein siegreicher Nebenbuhler bei der Zdenka gewesen wäre. Daß aber dieser Schwächling und Dummkopf, dieser erbärmliche Kochlöffel, der doch ebensowenig Soldat war wie er, ihm den Rang abgelaufen hatte, das erfüllte

ihn mit Haß gegen den Glücklichen. Diese Feindschaft fand allerdings in der Batterie keinen Anklang. Valnocha, den Offizieren fast unbekannt, war wegen seines harmlosen Wesens und vor allem wegen seiner Kochkunst bei der Mannschaft geradezu beliebt. Und wenn die Kanoniere in der Küche sich drängten, um das weichgekochte Rindfleisch, die merkwürdig schmackhaften Linsen oder gar ihr Lieblingsgericht, den »Grenadiermarsch«, in Empfang zu nehmen, dann spottete Bubenik vergeblich über Valnochas strohblondes Haar, das ihm fast bis zu den Augen in die Stirne fiel, über seine schlaffe Haltung und seine etwas täppischen Bewegungen, nannte ihn vergeblich einen Dummkopf. Valnocha, Suppe oder Fleisch austeilend, überhörte es, und von den Kanonieren bekam Bubenik manche derbe Antwort zu kosten, wie die, daß er ein ausgefressenes Schwein sei, das dem Leutnant Wurst und Speck stehle und daher auf die Menage nicht angewiesen sei; wußte man doch, daß der Leutnant Wieninger ein »fescher Herr« war, der gern ein Auge zudrückte, lebte und leben ließ. Dies alles steigerte Bubeniks Haß gegen Valnocha, und er sehnte die Gelegenheit herbei, sich an ihm zu rächen.

Aber Valnocha, als er nun Bubeniks ansichtig wurde, murmelte nur ein schlaftrunkenes »Was willst du hier?«, und da dieser, statt zu antworten, breitspurig seine Pfeife anzündete, drehte er sich auf die andere Seite. Doch Bubenik ließ sich auf dem Fußende des Lagers nieder, und, sich vorbeugend, packte er Valnocha am Arm. »Du, ha, warum schläfst du denn nicht bei ihr, heute – in der letzten Nacht?« Valnocha machte bloß eine unwillige Bewegung und erwiderte: »Laß mich – du weißt, daß ich morgen noch früher aufstehen muß als ihr.« Aber Bubenik ließ ihn nicht los: »Bei ihr würdest du angenehmer schlafen, weicher, haha – wenn sie dich bei sich schlafen ließe, haha!« Valnocha versuchte ihn abzuschütteln, aber Bubenik hielt ihn mit eisernen Armen fest: »Wenn sie dich ließe – aber sie läßt dich nicht! Sie schläft lieber mit einem anderen, und, was glaubst du, mein Lieber, mit wem?!« »Mit dir nicht«, brummte Valnocha, der nur Ruhe haben wollte von diesem

boshaften Geschwätz, das er im übrigen nicht ernst nahm. Doch damit hatte er den wundesten Punkt seines Widersachers getroffen. Bubenik sprang auf. Er war rot geworden wie die Aufschläge seines Kragens, den er aufriß, um sich Luft zu machen. Und, die Fäuste schüttelnd, rief er: »Glaubst du, ich würde mit ihr schlafen – mit so einer Hure?!« Nun, ritterliche Verteidigung seiner Braut war Valnochas Sache nicht. Aber er richtete sich auf und sagte wenigstens mit einer für ihn ungewöhnlichen Energie: »Wenn du nicht sofort gehst, melde ich alles dem Herrn Feuerwerker.« Valnocha nannte alle Vorgesetzten bis zum bescheidensten Fahrvormeister hinab, auch in ihrer Abwesenheit, ja sogar im Selbstgespräch: Herr. »Nichts wirst du ihm melden, mein Lieber«, sagte Bubenik, der plötzlich ganz ruhig geworden war, »gar nichts wirst du ihm melden. Oder willst du ihm deine eigene Schande melden?« Mit höhnischer Ruhe tat er einen Zug aus der Pfeife. Valnocha ward bange. »Komm mit«, sagte Bubenik, »ich werde dir zeigen, mit wem sie schläft.« »Sie schläft allein.« »So? – glaubst du?« Bubeniks Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze, die das Mondlicht grünlich beschien. Valnocha erschrak. Wohl hatte er in den drei Monaten ihres Beisammenseins nie einen Hang zur Untreue an Zdenka wahrgenommen. Er war ja ganz berauscht von dem neuen, ungewohnten Glück dieses Liebesbundes. Aber plötzlich sah er ihr Äugeln und Blinzeln vor sich, und bei dem bloßen Gedanken, daß es nicht ihm oder nicht ihm allein gelte, stieg ihm alles Blut zu Kopf. »Komm mit«, sagte Bubenik wieder. Da fiel dem Valnocha ein, daß die Familie des Fabrikanten samt der Köchin bereits auf dem Lande war und in der Wohnung Zdenka mit dem Herrn allein schlief. Seine Unruhe wuchs. Er kannte vom Dorfe her die Sitten der großen Herren, des Gutspächters und des Verwalters – und Herr war Herr! »Aber«, sagte er beklommen, »jetzt ... jetzt kann ich doch nicht zu ihr.« »Komm nur, ich führe dich! Aber ich seh' schon, du traust dich nicht, weil du fürchtest, daß ich die Wahrheit spreche. Haha!« »Unsinn«, sagte Valnocha, stieg aus dem Bett und kleidete sich zit-

ternd an. Bubenik hatte recht: er *fürchtete* eine Entdekkung.
Die beiden gingen über den Hof. Valnocha äußerte Besorgnis, daß die Wache sie nicht durchlassen, sondern anzeigen würde, denn der Herr Leutnant habe ja heute bei der Befehlsausgabe jede Absentierung nach der Retraite mit furchtbarer Strafe bedroht. Doch Bubenik erklärte der Wache, daß sie in dem Magazin gegenüber der Kaserne noch etwas zu holen hätten, und so passierten sie das Tor.
Das Magazin umgehend, näherten sie sich dem Löwschen Hause. Valnocha ward immer zaghafter zumute. Wenn Zdenka ihrem Dienstgeber zu Willen war – was sollte er tun? Er war ja machtlos, ganz machtlos von Haus aus. Das war ein Herr – und was war er? Ja, wenn es noch ein Kanonier gewesen wäre! Doch auch dann hätte Valnocha kaum gewußt, was tun. Und ihn überkam zum erstenmal die trostlose Erkenntnis, daß ihm nicht gegeben war, Zdenka an sich zu ketten, eine Untreue der Geliebten abzuwehren oder gar zu rächen. Und im Gefühle seiner Ohnmacht wünschte er heiß, daß Bubeniks Reden bloßer Unsinn gewesen wären, Dummheiten, um ihn zu quälen und seinen Schlaf zu stören. Unwahrscheinlich war auch, daß es Bubenik gelingen würde, ihn vor Zdenkas im ersten Stockwerk gelegenes Zimmer zu führen, dessen auf den Stiegengang hinausgehendes Fenster allerdings die Möglichkeit bot, manches, wenn schon nicht zu erspähen, so doch zu erlauschen. Aber nun fiel Valnocha ein, daß Bubenik einen Torschlüssel besaß, da ja sein Leutnant in diesem Hause wohnte.
In der Tat öffnete Bubenik leise das Haustor. Doch er führte Valnocha nicht die Treppe hinauf, sondern, auf den Fußspitzen vorangehend, in den Hof. Verblüfft schaute Valnocha an der Hinterfront des Hauses empor, dessen Fenster durchwegs von Jalousien bedeckt waren. Da zog ihn Bubenik um die Ecke, an die Schmalseite des Hauses. Dort befanden sich fast ausschließlich Fenster von Nebenräumen, nur das Fenster eines einzigen Wohnzimmers im

Erdgeschoß ging nach dieser Seite. Auch dessen Jalousie war herabgelassen, doch ihre Brettchen schlossen nicht dicht, da die verschließende Schnur gerissen war – ja, zwischen zweien klaffte ein erheblicher Spalt. Bubenik wußte dies nur zu gut und durfte annehmen, daß sein leichtfertiger Leutnant das Fenster nicht anders verhängen werde. Überdies hatte das Haus hier kein Gegenüber, grenzte vielmehr an einen unbenützten Bauplatz, von dem es durch eine hohe Mauer getrennt war.

Und als nun Valnocha, von Bubenik genötigt, aus dem dunkeln Mauerwinkel durch den Jalousienspalt in das Zimmer schaute, bot sich ihm, im trüben Schein einer Kerze, die auf dem Nachtkästchen stand, jener Anblick, dessentwegen Bubenik ihn hierhergelockt hatte: auf den Knien des Leutnants, der nackt auf seinem Bette saß, schaukelte, kaum noch bekleidet, seinen Händen lachend hingegeben, Zdenka, Valnochas Braut.

Dieses Bild also stand vor Valnochas starren Augen, als er auf dem Trainwagen saß, Staub schluckte und zwischen allen möglichen Batteriegeräten hin und her geworfen wurde. Alles, was sich nach seiner Rückkehr in die Kaserne ereignet hatte, verwirrte sich in seinem Kopf. Ja, er wußte nicht einmal recht, wie er wieder nach Hause gekommen war und es morgens zuwege brachte, tadellos den Kaffee zu bereiten. Um so deutlicher kreischten in seinen Ohren die heiseren Hohnworte Bubeniks: »Die hab' ich schon oft so beisammen gesehen – haha! An so einem Kochlöffel hat sie halt nicht genug!«

Wohl: Methud Valnocha wäre auch vor einem anderen Buhlen Zdenkas hilflos gewesen wie der Staub hier vor den Rädern der Geschütze. Daß es aber der Leutnant war, »pán Leitnant« selbst – das löschte ihn einfach aus, warf ihn zurück ins Nichts. Sein Ich hatte ja erst durch Zdenka begonnen, sie erst hatte ihm das Gefühl eines eigenen Lebens gegeben, seine Gegenwart und seine Zukunft knöpften sich an sie. Und daß nun auch von diesem Stückchen persönlichen Daseins der Fuß eines Stärkeren, ja des Stärksten, den es gab, ihn weggestoßen hatte wie einen Kochlöffel, der

auf dem Boden lag, das machte ihn aus einem wenn auch noch so mangelhaften Menschen wieder zu einer Sache. Er war nichts mehr als eine Kochmaschine – die Kochmaschine der Offiziere.

Diese ritten an verschiedenen Punkten der Batterie. Oberleutnant Petrasovits, der, als »Erster Offizier«, sie eigentlich führte, ärgerte sich, daß der um etwa fünf Pferdelängen vorausreitende Hauptmann ihn nicht aufforderte, an seiner Seite zu reiten. In maßlosem Ehrgeiz witterte er überall Zurücksetzung und Hemmung seines Emporkommens. Er hatte Kriegsschulprüfung, erwartete mit heißer Ungeduld seine Einberufung in den Artilleriestab und fühlte sich dem Hauptmann, den er freilich um seine jeder Situation gewachsene Sicherheit beneidete, an Kenntnissen weit überlegen.

Baron Brasseur, der Hauptmann, ahnte von solchen Empfindungen eines Ersten Offiziers nichts. Er saß mit der lässigen Selbstverständlichkeit des geborenen Reiters im Sattel, die Zügel seines Rappen fest in der Hand. Den Trompeter und den Richtkreiskorporal knapp hinter sich, hielt er gutes Tempo. Die lichtgraue Feldbluse schmiegte sich um seine fast überschlanke Gestalt, als wäre sie deren Haut. Er warf einen Blick auf seine schmale Armbanduhr, das letzte Geburtstagsgeschenk seiner Frau. Na servus Kaiser – zwei Stunden schon unterwegs! Also war Buditz nicht mehr fern, ein größeres Dorf, durch das sie marschieren mußten. Da wollte er sich vorher doch einmal seine Batterie anschauen! Er beschleunigte ein wenig seinen Ritt, machte auf einem Rasenfleck halt und erwartete die Defilierung der Batterie. Oberleutnant Petrasovits kommandierte: Links schaut!, doch Brasseur winkte rasch ab. Das war nicht der Zweck der Übung.

Während die Batterie an ihm vorüberzog, umfaßte sein scharfer Blick Mann für Mann, Roß für Roß, Geschütz und Geschirr. Er freute sich an ihrer leichten Beweglichkeit, die er als sein Werk empfand, an der heiteren Unternehmungslust, die aus allen Mienen sprach und Reiter und Pferde noch über ihr körperliches Maß aus dem reichli-

chen Staube emporhob in die golddurchspielte Luft. Wie im Reigen zogen sie vorüber. Mancher hatte eine Mohnblume auf die Kappe gesteckt, voran Leutnant Wieninger, der Kommandant des ersten Zuges, Brasseurs Liebling. Der Hauptmann schätzte Petrasovits wegen seines großen theoretischen Wissens, aber er liebte Roland Wieninger, sein keckes Soldatenblut, seine natürliche Fühlung mit der Mannschaft und vor allem seinen praktischen Blick. Brasseur war Menschenkenner genug, um zu spüren, daß Wieninger vielleicht hier und dort etwas unbedenklich zugriff, aber – Jugend muß sich austoben, und er wußte, daß nicht jeder in der Lage war, sich dabei immer so nobel zu halten wie einst er.

Nun, vom Austoben war der Einjährige Hauser, der jetzt als Geschützführer blaß und ernst vorübertrabte, sicherlich ebenso weit entfernt wie der zur Waffenübung eingerückte Reserveleutnant Hoffmann, ein junger Chemiker mit einem Christusbart, der den zweiten Zug führte. Und um dem Batteriechef heitere Abwechslung zu verschaffen, nahte nun der Einjährige Ehrenfeld auf seinem hochbeinigen Roß. Auch er hatte eine Mohnblume auf die Kappe gesteckt, hätte aber nicht Ehrenfeld sein müssen, wäre sie nicht gerade im Augenblicke seiner Defilierung vor dem Hauptmann hinuntergefallen, was ihn so rot werden ließ wie die verlorene Zier und seine Zügelführung in Verwirrung brachte. Sein Pferd machte einige Sprünge und veranlaßte ihn dadurch zu einem Griff nach dem Sattelknopf, der seiner Erscheinung sehr zum Nachteil gereichte, so daß Brasseur sich nicht enthalten konnte auszurufen: »Aber Ehrenfeld – wir ziehen doch ins Feld der Ehre!« Über die Gesichter glitt ein Schmunzeln, und wenn ein Kanonier, der im Lärm der Räder und Hufe die Worte des Hauptmanns nicht verstanden hatte, den Nachbar fragte: »Was sagt er?«, bekam er nur die vielsagende Antwort: »Ehrenfeld.« Auch der Hauptmann lächelte ein wenig. Aber seine Züge verfinsterten sich sofort, als der Train kam, den Fähnrich Straka führte. Brasseur hegte eine Abneigung gegen diesen vierschrötigen jungen Menschen,

dessen kommunem Gesicht und roten Händen man die ungelüfteten Stuben einer mesquinen Abkunft ansah. Der Hauptmann machte sich selbst oft Vorwürfe wegen dieser Abneigung und sagte sich, daß nicht jedermann Exzellenzen zu seinen Ahnen zählen könne. Aber vergeblich: das ganze Gehaben dieses Menschen, sein Reden, Lachen, Essen ging ihm gegen den Geschmack. Auch war Straka bei der Mannschaft, der er sozial nicht allzu ferne stand, unbeliebt, weil er durch Grobheit eine künstliche Distanz herzustellen suchte. Noch eine andere Figur dieser Gruppe fesselte den klugen Offizier: ein Kanonier namens Janek, von dem er wußte, daß er revolutionäre Reden führte. Breitbeinig stand er auf dem Gerätewagen, den Mund von einem Schnurrbart überbuscht, eine Narbe auf der Stirn. Sie rührte von einem Säbelhiebe her, den er als Textilarbeiter bei einem Streik erhalten hatte.
Gewiß streifte Brasseur mit einem Blick auch den letzten Trainwagen, auf dem Valnocha saß. Doch die Erscheinung des Koches kam ihm nicht stärker zu Bewußtsein als das Vorhandensein anderen Gerätes. Er wandte sein Pferd und flitzte zwischen der trabenden Batterie und dem Feldrand nach vorne, denn schon tauchten die Häuser von Buditz auf.
Nachdem man dieses Dorf passiert hatte, kommandierte der Hauptmann: »Ruht! Rauchen erlaubt! Bitte, Herr Oberleutnant Petrasovits zu mir!« Jetzt gab es keinen Grund mehr, Distanz zu halten. Die Batterie marschierte nun durch einen Wald, was sehr wohltuend war, denn die Sonnenglut wurde immer schwerer erträglich. Auch Hunger und Durst meldeten sich, und man ersehnte die Ankunft in dem zur Mittagsrast bestimmten Dorfe Rudenitz. Die Offiziere sollten dort während des Menagierens der Mannschaft im Wirtshaus essen. Denn erst in Zarkowitz, dem Ort ihrer Kantonierung, konnte die Offiziersmesse etabliert werden – wie Brasseur dem Oberleutnant auseinandersetzte, der an solchen Fragen wenig interessiert war. Wenn etwas die hier vorne mit Valnocha verband, dann jedenfalls nur das Knurren des Magens. Auch Wieninger

dachte nicht im entferntesten an Valnocha, ja, er kannte ihn kaum; denn da die Überwachung der Mannschaftskost das Amt Strakas war, hatte der Leutnant mit dem Koch niemals etwas zu tun gehabt. Von dessen Beziehungen zu Zdenka wußte er nichts. Vielleicht hatte er die beiden irgendwo beisammen gesehen, aber er war nicht der Mensch, sich irgendein Bild nachgehen zu lassen. Auch an Zdenka, mit der er sich einigemal eingelassen hatte im jähen Drang seiner fünfundzwanzigjährigen Sinne, die ihn zu dieser und jener trieben, dachte er nicht mehr. Leidenschaftlich atmete er den Duft des Waldes ein und ritt der Zukunft entgegen.

Valnocha aber sah in jeder Lichtung, die, durch die Stämme schimmernd, des Waldes Schatten unterbrach, Zdenkas nackten Körper, von fremden Händen betastet. Ihn erfüllte weder Haß noch Auflehnung, sondern nur das Gefühl der Zerstörung. Auch Zdenka hatte ihn behandelt wie ein Gerät, dessen man sich bedient oder entledigt.

Er war das gewohnt. Bis auf seine Mutter hatten das alle getan, und selbst sie hatte sich seiner als eines Küchengehilfen bedient. Nur eben, daß es durch Zdenka anders geworden zu sein schien und sich nun zeigte, daß er auch für sie nichts anderes war als einer, auf dessen Fertigkeit sie ihre Existenz aufbauen wollte: ein Koch.

Man war in Rudenitz angekommen und menagierte. Mit der Bereitung dieser Mahlzeit hatte Valnocha nichts mehr zu tun, sein ehemaliger Gehilfe besorgte sie allein. Nur Esser war Valnocha hier, und er hielt, wie die anderen, seine Menageschale hin, und man füllte sie ihm mit Suppe und Fleisch. Doch er setzte sich abseits von den anderen, an den Rand eines Baches, der außerhalb der Ortschaft dahinfloß. Noch immer erfüllte ihn das Bild der Umschlingung Zdenkas durch einen anderen ganz. Da sah er im Bach sein eigenes Gesicht. Dieser Anblick erschreckte ihn, denn er zeigte ihm nachdrücklich, daß das, was geschehen war, *ihm* geschehen war. Und durch diesen Hinweis auf sein Vorhandensein erwachten aus dem dumpfen Chaos seines Nichts Schmerz und Verzweiflung so stark in ihm, daß er das Es-

sen ins Wasser schüttete. Es war das erste Mal, daß er eine Speise vernichtete.
Die Offiziere und Einjährigen saßen im Gemeindewirtshaus. Wieninger spielte einen Marsch auf dem verstimmten Klavier, bis die Magd erschien, sich die Hand an der Schürze abtrocknend. Wieninger lachte ihr zu, Straka nahm sie fest um die Hüften, was Brasseur schweigend mißbilligte: das hätte nicht hier geschehen müssen. Man bestellte tüchtig, nur Hauser hatte wenig Appetit. Dann erzählte Brasseur kleine Geschichten. In den meisten ließ er hohe Persönlichkeiten, am liebsten Erzherzoge, auftreten, denen er schlagfertige Antworten gab. Er liebte es, auf diese Art seine Beziehungen zu den höchsten Kreisen und zugleich seine Überlegenheit ihnen gegenüber zu zeigen. »Ich geh' mit der Exzellenz Roič übern Graben, da kommt der Peter Ferdinand. Er fragt mich... No, sag' ich halt: ›Kaiserliche Hoheit‹, sag' ich...« Wie alle guten Erzähler flunkerte er ein wenig, sagte aber im Kerne die Wahrheit. Petrasovits berechnete, wie viele Vordermänner er überspringen könnte, wenn er diese Beziehungen hätte. Brasseur wandte sich nun an den erst gestern eingerückten Hoffmann, der aufmerksamen Blickes eine Brotkrume zwischen den Fingern verrieb, und erkundigte sich nach dessen beruflicher Tätigkeit. Da kam Feuer in die ein wenig kurzsichtigen Augen des jungen Gelehrten, und er setzte der aufhorchenden Tafelrunde auseinander, daß er sich mit einem Problem der Chemie befasse, dessen voraussichtlich nahe Lösung ungeahnte Möglichkeiten bedeute für den wirtschaftlichen und seelischen Frieden der Welt.
Die Speisen wurden aufgetragen. Das Fleisch erwies sich als hart, und Brasseur gab der Hoffnung Ausdruck, daß dies in der eigenen Messe anders sein werde. »Aber, richtig, meine Herren, einen Menagemeister müssen wir ja wählen!« Petrasovits und Straka kamen nicht in Betracht, ebensowenig »unser Dozent«, wie Brasseur, Hoffmann zulächelnd, meinte. »Also, ich glaub', lieber Wieninger, du wirst schon so freundlich sein müssen. Die Herren sind

einverstanden, nicht wahr?« Wieninger nahm gehorsamst an, dankte für die Ehre, bekannte jedoch lachend, daß er zwar gern gut esse, aber gar keine gastronomischen Kenntnisse besitze. »Ist auch nicht nötig«, erwiderte Brasseur, »der Koch soll ja eh tadellos sein.«

Draußen kaute die ganze Batterie mit vollen Backen. Die Leute saßen auf den Geschützen und Munitionswagen oder am Grabenrand und wechselten Scherzworte mit den Bauernweibern auf den Feldern. Feuerwerker Zahradnik saß mit dem Bespannungsfeuerwerker Helbig auf einer Bank vor dem Wirtshaus. Jeder hatte sich ein Glas Bier geben lassen, und Zahradnik trank mit dicken Lippen Helbig zu. Dieser tat kühl Bescheid. Er fühlte sich nicht wohl in dieser Gesellschaft, denn er war eine bessere gewöhnt. Als Fähnrich eines Hermannstädter Regiments in Spielaffären geraten, war er degradiert worden und diente nun seit vier Monaten bei dieser Batterie als Feuerwerker. Brasseur behandelte ihn gemessen wie jeden anderen Unteroffizier, aber mit einem leisen Unterton des Verstehens. Dennoch fügte Helbig sich nur schwer in die Pflichten seines neuen Dienstes und spürte immerfort sein Ausgeschlossensein aus der Offiziersgesellschaft. So auch in diesem Augenblick: jene drinnen am gedeckten Tische, er hier draußen mit dem schmatzenden Zahradnik. Das Fenster der Wirtsstube war geöffnet, und sehnsüchtig lauschte er hinein, um von der Unterhaltung ein Wort zu erhaschen. Jetzt klangen gar die Gläser zusammen.

In der Tat hatte Brasseur eine Flasche goldgelben Niederösterreicher bestellt, und alle stießen an, auf »Schußheil für die grüne Wiese!« Ehrenfeld aber besorgte dies so hastig, daß fast aus allen Gläsern Wein auf das Tischtuch tropfte. »Na servus Kaiser«, sagte Brasseur, »wenn's Rotwein wär', und es ging' jetzt in den Krieg, so wär' das kein günstiges Omen. Aber wir marschieren ja nur gegen Seine Exzellenz, den Herrn Divisionär, mit Respekt zu sagen, und überhaupt« – er leerte sein Glas – »ist Gelb keine gefährliche Couleur.«

Bald saß man wieder im Sattel oder fuhr auf dem Geschütz.

Rechts und links der Straße wüteten Sense und Sichel im üppigen Ährenwuchs, während die Werkzeuge der Zerstörung friedlich dahinzogen. Wolfgang Hauser schaute in die Ferne. Einmal griff er an die Brusttasche, um sich zu vergewissern, ob Trudes Brief gut verwahrt sei. Seit vierzehn Tagen hatte er keinen mehr bekommen. In ihrer beider geheimem Briefwechsel war noch nie eine so lange Pause eingetreten – aber Trude, von ihren Eltern scharf bewacht, mußte eben auf ihrer Hut sein. Auch mochte dieses Schweigen mit der sommerlichen Übersiedlung der Familie in ihre Villa am Wörther See zusammenhängen. Dennoch empfand Wolfgang Hauser Unruhe und Besorgnis. Er war Trudes sicher; aber seit er, nach Erlangung des philosophischen Doktorats, zur Ableistung seines Militärjahres Wien hatte verlassen müssen, war ja ihre Treue seinem festigenden Einfluß entrückt. Und nur unvollkommen konnten Briefe den täglichen Umgang ersetzen, den er, als Hofmeister ihres Bruders, durch Jahre mit ihr gepflogen hatte. Große Sehnsucht nach Trude ergriff ihn. Stolz auf den Besitz ihres Herzens rang mit der Trauer über die Trennung von ihr.
Die Batterie trabte jetzt an einer Zuckerfabrik vorüber und gelangte zweihundert Schritte weiter zu einer Villa, die wohl von dem Fabriksherrn oder dessen Direktor bewohnt war. Am schmiedeeisernen Gitter des prachtvollen Parkes stand ein lichtes Mädchen und winkte den Soldaten zu. Höflich dankte der Hauptmann, gemessen Petrasovits, lachend wandte Wieninger sich im Sattel um, Hoffmann, nachdenklich in den Anblick des reifenden Brotes vertieft, merkte nichts, Straka feixte, und Hausers Herz verging vor Bangigkeit nach der Geliebten.
Noch immer ließ die Hitze nicht nach. Stöhnend wischte Ehrenfeld sich den Schweiß. Dabei verlor er seine Kappe, aber der Richtvormeister Baderle erhaschte sie, bevor das Geschütz sie überfuhr, und reichte sie dem Einjährigen aufs Pferd hinauf. Baderle war Ehrenfelds guter Engel. Dieser mochte die unrichtigsten Schußelemente kommandieren – Baderle stellte richtig ein. Auch sonst verbesserte

er, wo er konnte, Ehrenfelds Fehler, bevor sie bemerkt wurden. So hoffte denn Ehrenfeld, in den Schießübungen gut zu bestehen und endlich zum Korporal befördert zu werden. Helbig, der neben Straka ritt und von ihm ignoriert wurde, versprach sich von den Schießübungen nichts. Ja, hätte es Krieg gegeben! Aber Manöver boten keine Gelegenheit zur Rehabilitierung. Verspielt, verloren! So bildete die Batterie, scheinbar nichts als ein tadellos funktionierender militärischer Organismus, in Wahrheit eine Kette der verschiedensten menschlichen Empfindungen und Eigenschaften, und dieser Kette letztes Glied war Valnocha, der Koch.

Die Batterie sah sich des Abends in Zarkowitz gut untergebracht. Der Einjährige Schwackhöfer, vom Hauptmann mit einem Korporal als Quartiermacher vorausgesandt, hatte tüchtige Arbeit geleistet. Der Hauptmann wohnte beim Bürgermeister, einem reichen Bauern; auch die übrigen erhielten saubere Zimmer, Hauser und Ehrenfeld wohnten zusammen. Nur Petrasovits war mit seinem bäuerlichen Quartier unzufrieden und nahm Wohnung in dem ganz abseits gelegenen Häuschen des Bezirksstraßenaufsehers. Auch einen günstigen Parkplatz hatte Schwackhöfer für die Batterie ausfindig gemacht, und als diese auf dem geräumigen Rasenstück reglementmäßig auffuhr, war das ganze Dorf im Halbkreis versammelt: unbeweglich die Männer mit den Pfeifen, verlegen die Frauen, die mancher Blick traf, vor Vergnügen tanzend die bloßfüßigen Buben und Mädel. Mit besonderer Prägnanz gab Brasseur Säbelzeichen und Kommando. Er war sich seiner Verpflichtung, der Bevölkerung imponieren zu müssen, voll bewußt.
Der nächste Tag diente der Rast und der Vorbereitung zu den morgen beginnenden Schießübungen. Für zehn Uhr vormittags hatte der Hauptmann die Offiziere und Einjährigen zu einem Orientierungsritt ins Gelände befohlen. Schon lange vorher erschien Wieninger in der Batterie, um nach dem Rechten zu sehen. Er beriet verschiedenes mit dem Feuerwerker Zahradnik und ging dann hinüber ins

Pfarrhaus, wo die Offiziersmesse untergebracht werden sollte. Der Hauptmann hatte bereits gestern dem Pfarrer einen Besuch abgestattet, und Wieninger wurde jetzt am Tor von dem Kanonier Peters empfangen, einem flinken deutschen Burschen, der als Ordonnanz für die Messe in Aussicht genommen war. Mit diesem besichtigte Wieninger den zum Speisezimmer bestimmten freundlichen Raum und begab sich dann in die angrenzende Küche. Dort waltete Valnocha. Die Pfarrersköchin hatte, aus Ärger über den Einfall in ihr Reich, heute morgen ihren Urlaub angetreten, und der Pfarrer, ein gutmütig älterer Mann, des Hauptmanns Einladung zur Teilnahme an der Offiziersmesse abgelehnt, weil er lieber im Wirtshaus speisen wolle. Die Einquartierung sollte ja nur vierzehn Tage dauern.

Valnocha hatte längst Töpfe und Pfannen gemustert und strich eben mit dem Zeigefinger prüfend über ein Tortenblech, auf dem die Sonne spielte, als Wieninger eintrat. Sofort stand der Koch, so gut er konnte, habtacht. Wieninger kannte den Namen jedes Mannes in der Batterie, doch unter einem solchen verstand er nur den Soldaten am Geschütz oder auf dem Pferd.

»Du heißt Vernota?« – »Valnocha, bitte...«

»Also, du, Valnocha, heut müssen wir was sehr Gutes kochen, zur Premiere, verstanden?«

Valnocha schlug Würstelsuppe vor, Saftbraten mit Nokkerln und Apfelstrudel. Der Leutnant nickte befriedigt. »Und dann einen Schwarzen, selbstverständlich. Verrechnen werd' ich mit der Ordonnanz. Wirst mir hoffentlich Ehre machen, Valnocha! Ich hör' ja, daß du ein so guter Koch bist. Punkt eins wird gegessen!« Er berührte mit dem Zeigefinger seine Kappe und ging.

Valnocha hatte keinen Augenblick die Empfindung gehabt, mit dem Zerstörer seines Glückes zu sprechen. Er hatte mit dem Herrn Leutnant gesprochen. So wie er für diesen eine Sache, war dieser für ihn ein Begriff.

Schweigend ging Valnocha mit Peters, dessen Sprache er wenig verstand, Fleisch einkaufen, Mehl, Brot, Äpfel, Zuk-

ker, Salz, Pfeffer und alle sonstigen Zutaten. Der Fleischhauer und besonders Markus Himmelreich, der Kaufmann, empfingen ihn sehr freundlich. Fast devot füllte der Kaufmann ihm den Korb, nannte ihn »Herr Offizierskoch« und versäumte nicht zu erwähnen, daß der Herr Menagemeister »persönlich« bei ihm wohne. Valnocha sah sich respektiert, was ihn sehr verlegen machte, da er selbst noch nie Respekt vor sich empfunden hatte und gerade sein letztes Erlebnis wahrlich nicht geeignet war, sein Selbstgefühl zu heben. In die Küche zurückgekehrt, machte er sich sofort an die Bereitung des Mahles.

Draußen in der blendenden Luft ritten die Offiziere. Die Äcker standen in solch goldenem Glanze, daß Hoffmann der phantastischen Vorstellung zuneigte, das Licht strahle nicht von der Sonne, sondern von den Ähren aus, deren leuchtendes Monopol er durch seine Forscherarbeit zu brechen gedachte. Man wollte die Stelle aufsuchen, wo, nach dem Schießübungsplan, die Batterie morgen aufzufahren hatte. Es war heute nicht so schwül wie gestern, um so freier lag die prangende Welt vor ihnen. Heiße Lebensfreude bemächtigte sich aller. Wieninger dachte an die Tochter seines Hauswirtes Markus Himmelreich. Er hatte sich ihr, wie allen Mädchen, die ihm begegneten, scherzend genähert und spürte in ihren kühlen, abweisenden Antworten eine ihm bisher fremde verhaltene Sinnlichkeit, die ihn reizte. Auch Strakas dumpfes Blut war in Erregung. Er wohnte bei einer schmalen, blonden Bäuerin, deren Mann eingerückt war. Ihr keusches Antlitz mit den niedergeschlagenen Augen unter dem gescheitelten Blondhaar erinnerte an alte Heiligenbilder, auf Holz gemalt. Alles Reine, Sanfte brachte den Fähnrich in Wallung, weil er spürte, daß es sich vor seiner Derbheit in Abscheu zurückzog.

Neben Wieninger, der am liebsten laut hinausgesungen hätte, ritt Wolfgang Hauser. Er war von Zuversicht erfüllt: vielleicht brachte ihm die Post schon heute einen Brief von der Geliebten. Neben Brasseur ritt Petrasovits. Beide schwiegen. Auch Petrasovits war in gehobener Stimmung.

Seine Phantasie sah goldene Spangen, strahlende Sterne, blaugoldene Ordensbänder. An nichts dergleichen dachte Brasseur. Ihm bangte nicht um den Generalshut, doch ihm war ein wenig bange nach seiner Frau, die jetzt auf dem Gute ihres Vaters weilte. Ja, Brasseur empfand leise Sehnsucht nach ihr, obwohl er schon zehn Jahre lang verheiratet und an Trennungen durch Manöver und Schießübungen gewöhnt war. Und während er seinem schwarzen »Nelson« leichte Hilfen gab, dachte er, wie reizend es wäre, wenn die Hochgewachsene auf ihrem lichthäutigen Pferde hier neben ihm ritte, und zwischen ihnen, auf seinem Pony, Harald, ihr Sohn.

Man war bei der Stellung angelangt. Diese erwies sich als sehr günstig. Eine kleine Bodenwelle ermöglichte verdecktes Auffahren der Geschütze. Die Kirchturmspitze von Zarkowitz bot ein bequemes Hilfsziel. »Da haben s' uns ein sehr gutes Entree gegeben«, sagte Brasseur. Am meisten freute sich Ehrenfeld. Er sah keine Gelegenheit zu einer Blamage. Und Blamage – das war der Unstern seines Daseins. Er war Jurist, ein guter Student und auch sonst bei Verstand. Aber sein Zusammentreffen mit dem praktischen Leben endete gewöhnlich mit einer Blamage. Dies verleidete ihm den studentischen Verkehr und den Umgang mit Mädchen. Das Militärjahr hätte ihn unter weniger nachsichtigen Vorgesetzten zur Verzweiflung gebracht. Immerhin litt sein Selbstgefühl stündlich. Und er beneidete seinen Zimmerkameraden Hauser, der trotz seines hochfliegenden Geistes auch ein guter Soldat war.

Während die Offiziere sich Appetit holten, traf Valnocha Vorsorge für dessen Befriedigung. Mit gewohnter Geschicklichkeit setzte er das Fleisch zu, schnitt er die Äpfel, formte er den Teig. Es bestand stets ein geheimer Kontakt zwischen seiner Tätigkeit und der appetitanregenden jener, für die er kochte. Draußen zehrender Schritt und Hufschlag, hier nahrungerzeugendes Rühren und Wenden. Er war die Kräfteersatzmaschine, deren Räder gleichen Takt hielten mit dem Kräfteverbrauch der Batterie. So funktionierte er auch heute. Nur mitunter ließ etwas das Wenden

und Rühren, das Formen und Schneiden stillestehen. Und durch das Räderwerk schauten zwei Augen trostlos ins Leere und füllten sich mit Tränen, ohnmächtigen Tränen. Die schöne Pfarrküche verwandelte sich in jene des Wirtshauses, das Zdenka mit ihm zu erwerben gedachte. Dort sah er sich, wie er unermüdlich briet und kochte, schnitt und rieb, und Zdenka saß draußen in der Gaststube – auf den Knien der Offiziere. Maschine war er, Maschine blieb er. Auch dort, wo er sich menschliches Recht erhofft hatte.

Das Mittagessen schmeckte allen ausgezeichnet. Nach dem »Schwarzen« trat Wieninger rauchend in die Küche. »Bravo, Valnocha«, sagte er, »dobře, dobře«, und klopfte ihm auf die Schulter, mit der Hand, die vor Valnochas Augen Zdenkas nackte Hüften liebkost hatte. Stumpf nahm der Koch dieses Lob entgegen. Als der Leutnant ging, stand er habtacht.

Nur um Zdenka, nicht um ihren Buhlen kreiste Valnochas dumpfes Sinnen. Eine Aussprache mit ihr hatte ja der Abmarsch der Batterie verhindert. Dies war Bubeniks Absicht gewesen, denn er fürchtete, daß sonst der Leutnant durch Zdenka am Ende doch Wind von der Sache bekommen hätte. Aber diese Furcht war unbegründet. Valnocha hätte nie gewagt, Zdenka Vorwürfe zu machen, und spürte diese Schwäche bis ins Innerste seines aufgewühlten Herzens. Angst, sie zu verlieren, war sein stärkstes Gefühl. Von ihr lassen, war ihm unmöglich. Und mit ihr leben, das wußte er nun, hieß: die Augen schließen und kochen, kochen.

Er schrieb ihr, als ob nichts geschehen wäre, und erhielt Antwort, als ob nichts geschehen wäre. Rosafarbene Karten mit gemalten Vergißmeinnicht, Mondscheinnächten und umschlungenen Liebespaaren gingen hin und her. Darunter standen die üblichen Grüße, Versicherungen und ungelenken Liebesschwüre. Erhielt Valnocha eine solche Karte, dann löste sich der Druck, der Tag und Nacht auf seiner stummen Brust lag, und ihm war für Augenblicke, als besitze er Zdenka ganz, als besitze er sie allein. Solche Augenblicke mehrten sich auch ohne Anlaß. Es ge-

währte ihm Beruhigung, daß jetzt weder Wieninger noch ein anderer Offizier in Zdenkas Nähe war. Ja, es kam vor, daß er nach Beendigung des Geschwirrwaschens, das er abwechselnd mit Peters besorgte, sich unter einen Baum nächst dem Pfarrhaus legte und den im Blau verschwebenden Rauchwolken seiner Pfeife nachschaute, als wäre er glücklich. Den Kanonieren, die nach der Vormittagsübung nun die Geschütze reinigen mußten, bot er dann ein Bild begreiflicher Zufriedenheit. Und wenn im Schlafraum der Revolutionär Janek aufrührerische Reden gegen die Offiziere führte, hörte er nicht zu, weil er sie nicht verstand.
So zogen die Tage dahin, warm, fast wolkenlos, nur selten vom Regen unterbrochen, der immer zurechtkam, äußerste Hitze abzuwehren, wie auf Allerhöchsten Befehl. Mannschaft und Offiziere, fern von Kriegsahnungen, fühlten ihr Leben erhöht im Ballfieber des Manövers und im dauernden Anblick einer friedevollen, fruchtbaren Landschaft, die sie »erobernd« durchquerten. Am Abend »feierte« man dann Volltreffer und ähnliche »Siege«, diskutierte und scherzte. Brasseur zeigte eine Fotografie seiner Frau und seines Buben, die allerdings ein »bissel geschmeichelt« sei – selbstverständlich nur der Bub – oder neckte Petrasovits als zukünftigen Generalstabschef, was dieser nicht ungern vernahm. Straka machte mit schiefem Mund leise Witze, die der Hauptmann nicht hätte hören dürfen, Ehrenfeld lächelte still vor sich hin, weil der Tag ohne Blamage verlaufen war, und der dicke Schwackhöfer trank Unmengen Schwechater Bieres. Er war der Sohn des Direktors einer bei Wien gelegenen Brauerei, bereitete sich zum Opernsänger vor und gab mitunter spontane Proben einer mehr kräftigen als wohlklingenden Baßstimme. Er behauptete, ein Engagement als Erster Bassist an die Münchener Oper in Aussicht zu haben, was aber nicht recht geglaubt wurde. Hauser saß meist schweigend da; die Geliebte hatte ihm nur einmal geschrieben – nichtssagende Grüße auf einer Ansichtskarte, die auch fremde Unterschriften trug. Auch Hoffmann sprach wenig; doch wenn er, von Brasseur ermuntert, auf seine Arbeit zu sprechen kam,

flammte er auf. Bald wußten es alle, daß er an der Herstellung künstlichen Brotmehls arbeite, so daß die Ernährung der Menschen, die Grundlage ihrer Zufriedenheit, nicht mehr abhängig sein werde von dem unzulänglichen Ertrag der Erde. Diesen Äckern – er deutete hinaus ins dunkelnde Land – werde fortan Menschenwille zu Hilfe kommen, und das Gedeihen des Menschengeschlechts nicht mehr unterworfen sein der Willkür der Elemente! Man hörte voll Achtung zu und schlürfte Valnochas vorzüglichen Schwarzen. Und man betonte fast allabendlich, daß dieser Valnocha nicht nur besser, sondern auch leichter koche, als man es zu Hause gewöhnt war – was übrigens auch der Regimentsarzt festgestellt hatte, der, obwohl beim Stabe stationiert, gelegentlich einer Marodenvisite einen Abend in der Batteriemesse verbrachte. Das Nachtmahl, Schwämme mit Eiern, mundete ihm so gut, daß er gehorsamst bat, auch ohne dienstlichen Anlaß bald wieder erscheinen zu dürfen. Und der Menagemeister Wieninger erntete viel Lob für Valnochas Kunst.
Nach einem solchen Abend, die Herren hatten sich bereits entfernt, bemerkte Valnocha, der noch in der Küche stand, daß die Zuckerkiste leer war. Da er Befehl hatte, morgen um sechs Uhr das Frühstück für den Herrn Hauptmann zu bereiten, mußte er sich trotz der vorgerückten Stunde noch Zucker verschaffen.
Er trat hinaus in die Mondnacht, die fast so schön war wie auf Zdenkas bemalten Karten, und wandte sich zum Hause des Kaufmannes Himmelreich, um dort an der Hintertür anzupochen. Als er sich aber mit seinem leisen Gang in das Himmelreichsche Gärtchen schleichen wollte, hörte er ein Flüstern und Kichern. Erschrocken blieb er stehen, als wäre *er* der Ertappte, und sah durch die Haselnußhecke den Leutnant Wieninger und auf seinen Knien Himmelreichs Tochter. Doch die beiden mochten jetzt die Nähe eines Dritten spüren, sie schwiegen, erhoben sich und gingen ins Haus. Valnocha starrte noch lange auf die mondbeschienene Bank, als säße dort auf den Knien des Leutnants – Zdenka, seine Braut.

Nachdem er sich endlich taumelnd ins Haus gewagt, den Zucker empfangen und sich auf den Rückweg gemacht hatte, stand plötzlich, aus dem Wirtshaus kommend, Bubenik vor ihm. »No, du Kochlöffel«, lallte er und schlug ihm auf die Schulter, »was machst? Suchst dir ein anderes Mädel? Haha, die Zdenka hat's verdient! Aber mußt dich beeilen – bald marschieren wir wieder nach Haus!«
Valnocha betrat den Schlafraum und stellte den Zucker unter sein Bett. Das Schnarchen der Kameraden ringsum übertönte das mächtige stoßartige Atmen Janeks. Aber auch sonst hätte Valnocha nicht schlafen können. »Kochlöffel«, stach es durch seinen Kopf, »... bald sind wir wieder zu Haus!« ... Was sollte dann werden?! Er sah Zdenka vor sich, mit dem Leutnant, immer wieder, immer wieder!
Der Vorgesetzte und der Nebenbuhler waren ihm eins geworden.

Am nächsten Vormittag, die Batterie hielt Rast, nur der Hauptmann war ausgeritten, betrat Wieninger, pfeifend, die Hände in den Taschen der weißen Sommerhose, die Offiziersküche. »Valnocha – eine Eierspeis'!« Der Koch nickte. »Aber rasch, hab' einen Bärenhunger!« Der Leutnant ging ins Speisezimmer; er stellte sich ans offene Fenster und dachte an gestern abend. Ah! Er reckte die Arme. Hier war's wie auf Urlaub. Schad', daß es nun bald zu Ende ging. Aber schließlich war überall das Himmelreich. Er rief zwei Bauernmädchen, die mit großen Körben lachend vorübergingen, ein Scherzwort zu. Sie verstummten verlegen; er schaute ihnen nach, sie erinnerten ihn flüchtig an Zdenka.
Nebenan in der Küche bereitete Valnocha die Eierspeise. Wieningers Nähe machte ihn beklommen wie noch nie. Jetzt hörte er ihn wieder pfeifen, und die Vorstellung des nahenden Rückmarsches in die Stadt verstärkte den Druck auf seiner Brust. Er rührte im gelben Brei. Da überfiel ihn plötzlich der Gedanke, daß er in diese Speise auch etwas hineinrühren könnte, was nicht hineingehört, doch zu-

gleich erschrak er über die Sündhaftigkeit einer solchen Regung so, daß er den Kochlöffel hinlegen und sich setzen mußte. Nie noch in seinem ganzen Leben war ihm die Absicht gekommen, irgendeinem Geschöpf etwas anzutun – und gar umbringen, den Herrn Leutnant umbringen, wie hatte ihm so etwas einfallen können? Welche Höllensünde, heiliger Herr Jesus, war da in ihn gefahren!? Kopfschüttelnd erhob er sich. Doch als er den Kochlöffel wieder ergriff, spürte er zu seinem Schrecken, daß er eine Waffe in der Faust hielt. Rasch beendete er seine Arbeit. Dann servierte er dem Leutnant das tadellose Gericht, über das dieser sich sofort heißhungrig hermachte.
Kaum war aber Valnocha in die Küche zurückgekehrt, da kam es wieder, das Unheimliche von vorhin. »Leutnant weg! weg – –« murmelte er – und preßte dann im Grauen vor sich selbst die Hand auf den Mund. Ja freilich, das wäre eine schöne Sache, den Herrn Leutnant vergiften und dann erschossen werden oder aufgehängt, wie es der Herr Feuerwerker immer dem Janek androhte, der die verbotenen Reden führte (und sogar gegen den Kaiser hatte er einmal etwas gesagt, aber leise, nur er, der Valnocha, hatte es gehört und schnell ein Kreuz gemacht). Das wäre eine schöne Sache – nein, nein, nein, davon wollte er nichts wissen! Schon der Gedanke war eine Sünde, eine Todsünde! Und eigentlich muß er schon diese beichten, sobald sie wieder in der Stadt sein werden und man sie zur Beichte führt. Aber das kann er doch nicht genau beichten – er wird sagen, daß er einen Hund hat vergiften wollen, das ist ja auch eine Sünde –, sein Stiefbruder hat auch einmal einen Hund vergiftet, nur aus Bosheit. Aber schon in drei Tagen war Rückmarsch, dann waren sie wieder in der Stadt, und dann konnte die Zdenka wieder anfangen mit dem Hund. Mein Gott, was war das?! Jetzt hatte er den Herrn Leutnant einen Hund genannt – nein, nein, nein, davon wollte er nichts wissen, das war eine schöne Sache –, er sprach ja schon wie der Janek! Jesus Maria, was war aus ihm geworden! Er fuhr sich mit dem Rücken der nassen Hand – denn er wusch gerade den Mittagssalat – an die Stirn, aber so-

gleich sank ihm der Arm wieder ins Wasser hinab. Die Empfindung grenzenloser Verlassenheit hatte ihn übermannt.
Das Mittagessen mißlang ihm, er vergriff sich in den Gewürzen, verdarb die Rahmsoße, so daß Brasseur, dessen Gaumen sich beleidigt fühlte, sie zurückschickte. Valnocha erfuhr harten Tadel von Wieninger und stand bestürzt inmitten kaum berührter Speisen. Daß ihn nun auch sein Handwerk im Stich gelassen hatte, raubte ihm vollends jede Fassung.
So konnte wenige Minuten später etwas ihm selbst Unbegreifliches geschehen. Als Bubenik seinen Kopf höhnend durch das Küchenfenster hereinsteckte – die Offiziere hatten die Messe bereits verlassen –, hieb ihm Valnocha mit dem scharfrandigen Kochlöffel querwuchtig über den Schädel.
Aufstöhnend zog Bubenik sich zurück. Doch Valnocha machte sich erleichtert ans Geschirrwaschen – als habe er den Teufel ausgetrieben und so nun endlich den Ausweg aus seinen höllischen Wirren gefunden.

Aber der Trieb, den Leutnant zu beseitigen, bemächtigte sich immer von neuem der demütigen und gedemütigten Seele des Koches. Nur gewohnt, Unrecht zu leiden, nicht zu tun, wehrte er sich verzweifelt, indem er die Gebete seiner Kindheit zu Hilfe rief, wenn das »Leutnant weg!« ihn drängend überfiel. Bubenik, der mit verbundenem Kopf herumlungerte, die Ursache seiner Verwundung aber klüglich verschwieg, wich ihm scheu aus.
Alle Gespräche in der Batterie galten der bevorstehenden Heimkehr, und eine Karte Zdenkas fragte zärtlich nach der Stunde des Wiedersehens. Valnocha stand, von den widerstreitendsten Empfindungen gepeinigt, in der Küche, die ihm unheimlich geworden war wie eine Waffenkammer, denn alle die spiegelnden Pfannen und blitzenden Kasserollen erschienen ihm wie Werkzeuge des Mordes. Ihm graute vor der Macht, die er plötzlich in seine Hand gelegt sah. Alle Möglichkeiten, zu bewirken, daß Zdenka

ihm allein gehöre, erfüllten wieder seinen Kopf. Aber auch wenn er nicht immer wieder zugleich begriffen hätte, daß eine Vergiftung von Wieningers Frühstückskaffee den Täter ebenso vernichten müßte wie seinen Widersacher, überstieg so eigenbürtiges Handeln seine geringe Kraft. Zu sehr war er geschaffen, benützt, genommen zu werden, zu tief von je gebunden an Marschroute und Befehl.

So war der letzte Manövertag gekommen. Die Batterie hatte eine Schlußaufgabe mit schnellem Stellungswechsel in schwierigem Gelände bravourös gelöst. Nur Ehrenfeld hätte bald alles verdorben: da Baderle, sein Schutzgeist, erkrankt war, schoß sein am rechten Flügel stehendes Geschütz fast in die Ortschaft hinein. Zum Glück nahm der Brigadier keine Notiz davon, weshalb Brasseur, unter Placierung einiger eleganter Flüche, dem »Preisschützen« nur Zimmerarrest bis zum Abmarsch diktierte.

Nach dem Mittagessen beriet man das Menü für das Abschiedsnachtmahl. »Schwämme mit Ei«, meinte Brasseur. »Der Medizinmann hat sich ang'sagt, und dem hat's auch so gut g'schmeckt. Soll er uns halt noch einen Volltreffer hinlegen, der Valnocha!« Alle waren einverstanden.

Wieninger rief den Befehl des Hauptmannes dem Koch durch das Küchenfenster hinein. Dieser trockente sich die Hände ab und sagte: »Jawohl, Herr Leutnant.« Dann setzte er das Geschirrwaschen fort. Doch seine Hände zitterten dabei.

Nachdem er den letzten Teller peinlich sauber abgewaschen hatte, setzte er seine Mütze auf und zog die Bluse über seinen schmächtigen Rumpf. Als er in der Tasche seine Pfeife spürte, legte er sie auf das Fensterbrett. Nein, zu rauchen hatte Methud Valnocha jetzt weder Zeit noch Lust. Methud Valnocha mußte jetzt Schwämme suchen gehen für das letzte Nachtmahl von den Herren Offizieren. Er holte einen Deckelkorb unter der Küchenbank hervor.

Valnocha schob sich zwischen den Feldern zum Walde hin. Mitunter duckte er sich unter die Höhe der Ähren, als sollte man ihn nicht sehen. Als er an dem Baume vorüberkam,

unter dem er nach Tisch zu ruhen pflegte, hätte er sich gerne niedergelassen unter den schützenden Ästen, um in den Himmel zu schauen, als wäre alles in Ordnung. Doch es war nicht alles in Ordnung. Er mußte vorwärts, Schwämme suchen, heute war letzter Abend, morgen sollte er zurück zur Zdenka, er – und der Herr Leutnant!
Dennoch blieb er am Rande des Waldes stehen und zögerte, sein lichtdurchwirktes Dunkel zu betreten. Er stellte den Korb auf den heißen Boden nieder und schaute starr auf das funkelnde Kirchturmkreuz, das über den gedrängten Dorfdächern am blauen Himmel lag wie das Goldkreuz auf der Bluse seiner Mutter, wenn sie den drängenden Kindern in der Küche das Essen austeilte. Aber dann schüttelte er den Kopf, nahm den Korb wieder auf und ging in den Wald hinein.
Methud Valnocha kannte die Schwämme genau. Schon als kleinen Buben hatte ihn die Mutter zur Suche ausgesandt und konnte sich darauf verlassen, daß er zwischen genießbaren und giftigen Pilzen scharf unterschied. Frühzeitig wußte er auch die Plätze aufzuspüren, wo reichliche Schwammernte zu erhoffen war. Auch in diesem pilzreichen Walde, wo er übrigens schon einmal Schwämme geholt hatte, leitete ihn sein Spürsinn richtig. Vom Wege abschwenkend, drang er im krausen Moose vor und zwängte seinen Korb durch dichtes Gebüsch, bis seinem forschenden Blick die kleinen braunen Schirme sich darboten, die bald einzeln, bald familienweise im Boden steckten. Valnocha pflückte einen prachtvollen Pilz und zerdrückte ihn in der erhitzten Hand. Hier in der Nähe gab es viele solche – genug für ein Nachtmahl der Offiziere des ganzen Regiments. Er hätte also nicht lange suchen müssen, um seinen Korb mit so ausgezeichneten Schwämmen zu füllen.
Aber er weiß, daß er das nicht tun wird. Er weiß, daß er seinen Korb mit ganz anderen Schwämmen füllen muß, damit Roland Wieninger nicht mehr zu Zdenka zurückkehre. Und er weiß, daß jene Schwämme diesen hier ähnlich sein müssen, damit er sich später ausweisen könne, daß nur eine Ungeschicklichkeit vorliege, eine Unkenntnis, ein Verse-

hen, wie es auch in Wirtshäusern schon vorgekommen ist. Denn er will zur Zdenka zurückkehren. Und er weiß, daß die Zeit drängt. Denn morgen ist Rückmarsch. Die guten Pilze vor sich zertretend durchquert er weiter den Wald.
Eine Stunde später windet er sich durch das Gehölz, den Korb mit Schwämmen voll. Auch sie ähneln kleinen, hübschen, braunen Schirmen. Öffnet man sie aber, dann verfärbt sich ihr Inneres, und sie gleichen verwesendem Leichenfleisch.
Valnochas Gesicht ist schweißüberströmt, das rührt kaum nur vom vielen Bücken her. In seinen wasserblauen, matten Augen, die kurze, scheue Blicke nach rechts und links werfen, zucken Irrlichter, und keuchend schleppt er den nicht allzuschweren Korb. Endlich bleibt er stehen und wischt sich den Schweiß aus der haarverklebten Stirne. Er stellt den Korb auf einen Baumstrunk und hebt den Deckel ab. Manche von den Giftschwämmen sind zerbrochen, so hastig hat er sie gepflückt. Er sieht ihre grünliche Verfärbung und drückt rasch den Deckel wieder auf den Korb. Wenn er jetzt seine Pfeife da hätte und rauchen könnte, vielleicht würde ihn das beruhigen. Er hört Stimmen – fernher –, aber er packt den Korb und flieht.
Er gerät auf einen Weg, der geradehin ins Dorf führt. Also gut, es muß ja sein. Aber an einer Wegbiegung sieht er plötzlich den Pfarrer auf sich zukommen. Valnocha, zitternd, wagt sich nicht vor- noch rückwärts. Er stiert dem ruhig Schreitenden entgegen, bis der in Atemnähe vor ihm steht. »Ah, der Koch! Was hat Er denn da Gutes? Schwämme? No, das ist gut. Heut ist ja Abschied.« Valnocha hatte dem geistlichen Herrn die Hand geküßt, die das Brevier trägt. Jetzt sinkt er, ehe der es hindern kann, in die Knie und küßt ihm den Saum der Soutane. »Aber, aber!« Der Pfarrer lächelt aus seinem heiteren, weingeröteten Gesicht und legt dem Knienden flüchtig die Hand auf das Haupt. »Nun, das ist schön, daß Er so fromm ist.« Taumelnd erhebt sich Valnocha, der Korb schwankt. »Gib Er acht, daß Er seine Schwämme nicht verschüttet!« Valnocha schaut dem Davonschreitenden nach, bis er entschwunden ist.

Valnocha steht nicht mehr im Walde, er steht in der Kirche seines Heimatortes. Die Messe ist zu Ende, der Priester enteilt in die Sakristei. Vorher hat er dem schwächlichen Knaben im Ministrantenröckchen segnend die Hand aufs Haupt gelegt. Methud Valnocha fühlt sich brav und fromm und geborgen im Mutterschoß der Kirche. Aber was für einen Korb trägt er hier, was für einen furchtbaren Korb? Und in Methud Valnocha erwacht der Trieb, sich zu reinigen von der Sünde, die er begehen wollte – nein, weil er sie wollte, auch schon begangen hat –, sich zu befreien von der beabsichtigten gräßlichen Tat. Und er springt ins Dickicht zurück, aus dem er gekommen ist, schaut nicht rechts noch links, bis er sich weit genug vom Fußweg entfernt glaubt, schüttet dann den Inhalt des Korbes auf die Erde und stampft die mörderische Masse in den Boden hinein. Jetzt ist sein Korb leicht, und sein Herz ist leicht. Tief Atem schöpfend steht er da und kann nicht begreifen, daß er sich in dieses grausige Verbrechen einlassen wollte. Er muß verrückt gewesen sein, ganz verrückt, und die Hand des Herrn Pfarrers auf seinem Haupt hat ihn gesund gemacht. Ja, so wird es gewesen sein, ja, so war es! Aber jetzt ist höchste Zeit, gute Schwämme zu suchen, damit er pünktlich das Nachtmahl bereiten kann.
Bis zu jener Stelle, wo er die schönen Pilze gesehen hat, ist ein weiter Weg, doch es muß auch hier in der Nähe taugliche Schwämme geben, denn ein Bach, der mehrere, jetzt freilich wenig wasserreiche Adern aussendet, läßt auf eine gewisse Feuchtigkeit des Bodens schließen. Valnocha folgt also diesem Gewässer. Die fernen Stimmen, die er vorhin floh, hört er nun aus größerer Nähe, aber sie schrecken ihn jetzt nicht mehr.
Der Ertrag seiner Suche ist noch wenig ergiebig, doch die Stimmen werden immer lauter, und bald sieht Valnocha, im Buschwerk verfangen, das seinen gebückten Körper deckt, einen Teich vor sich, dessen ruhigen Spiegel das übermütige Wasserspiel Badender immer wieder klatschend zerschlägt. In ihren mehr oder weniger gebräunten Körpern erkennt der Koch seine Offiziere.

Straka, Wieninger, Schwackhöfer, Hoffmann und sogar Petrasovits bildeten eine fröhliche, lärmende Gruppe. Nur Hauser hatte sich noch nicht entschließen können, ins Wasser zu gehen. Er lag mit traurigen Augen am Ufer und sah den Kärntner See vor sich, wo in einem Kahn ein Unbekannter ihm die Geliebte immer weiter entführte. Er dachte an die bevorstehende Herausgabe seiner Dissertation über Platons Briefe, die er ihr hatte widmen wollen. Und eine Lebensschwere erfüllte ihn, eine Daseinsmüdigkeit, daß er Thanatos herbeisehnte, jenen edlen, menschenfreundlichen Jüngling, als den die Griechen den Tod zu bilden pflegten. Straka tauchte gewaltsam Schwackhöfer und hielt dessen Kopf lange unter Wasser, bis es dem Überfallenen endlich gelang, wieder emporzukommen. Er hatte viel Wasser geschluckt, und prustend rief er: »Wenn's wenigstens Bier wär'!« Straka bemerkte nun Hauser, holte vom schlammigen Grunde des Teiches einen Klumpen herauf und warf ihn auf den Sinnenden, der, zwar nicht getroffen, aber aufgeschreckt, sich nun müde lächelnd entschloß, ins Wasser zu gehen, wo er zunächst seine brennenden Augen feuchtete.
Auf Wieningers Bitte bildeten jetzt alle eine Kette in der Nähe des Ufers. Sie faßten einander bei den Händen, der zartgliedrige Hoffmann, der spitzknochige Petrasovits, der schwammige Schwackhöfer, der schwarzbehaarte Straka und Hauser, der nur eben mittat. Im nächsten Augenblick hatte sich Wieninger auf Strakas und Schwackhöfers Schultern geschwungen und stand nun hoch im Licht. Federnd ließ er, sich selbst zur Freude, seine braunen, noch vom Wasser überflossenen Muskeln spielen, und Valnocha schaute durch das Blätterwerk geradewegs in sein lachendes, blitzendes Antlitz hinein. Der Koch erbebte. Der Feind, an der Spitze seiner Armee, stand vor ihm – nackt wie bei der Zdenka. Vor seinem räuberischen Zugriff die Geliebte retten! Eng zieht Valnocha den fast noch leeren Korb an sich. Jetzt hob Wieninger die Arme, faltete die Hände über dem Kopf, stieß mit dem Rufe »Achtung!« von seinen lebenden Postament ab und stürzte sich mit einem

Hechtsprung in den Teich. Lange, unheimlich lange tauchte er nicht wieder auf. Als dann endlich sein blonder, triefender Kopf in der Mitte des Teiches emporstieß, begrüßte ihn der laute Beifall der Kameraden, das Gejohle Schwackhöfers und Strakas.

Valnocha vernimmt dies nur noch im Rücken. Und daß Brasseur, der nun, einen elastischen Spazierstock schwingend, in schneeweißer Leinenmontur aus dem Baumgrün einer Uferstelle hervortritt und dem verblüfften Badekorps zuruft: »Na servus Kaiser, die Herren holen sich da aber einen Mordsappetit!« – das sieht und hört der Enteilende nicht mehr. Denn diesen Appetit zu stillen, ist Valnocha zu seinem mörderischen Plan zurückgekehrt. Während er über Baumwurzeln stolpert, ein Buschdorn ihm die eingefallene Wange blutig reißt – treibt, stößt, jagt es ihn vorwärts zu allen jenen Stellen, wo er Giftschwämme gefunden hat. Ausgelöscht ist seine Angst vor der Sünde, seine Sehnsucht nach Frommheit und Reinheit erstorben. Kein Leutnant mehr kommandiert ihm, was er kochen soll – das Verbrechen ist sein Vorgesetzter geworden.

Der Ahorn im Pfarrgarten warf schon verlängerte Schatten über den etwas verwilderten Rasen, in dessen Mitte ein Beet von brennenden Bauernblumen die matte Abendsonne übertrumpfte. Auf der Rundbank, die den mächtigen Stamm umgab, saß Brasseur und las einen soeben eingetroffenen Brief seiner Frau. »... Harald galoppiert schon brav, gestern ist er mir um eine Pferdelänge vorgeprellt. Da sagst Du: ›Na, servus Kaiser‹ – was? Er freut sich schon auf den desertierten Papa, aber darin ist ihm noch um einige Pferdelängen voraus

die gehorsamst und sehnsuchtsvollst
unterzeichnete Mama«

Brasseur nahm das Monokel ab und versorgte den Brief in der Brusttasche. Es wurde kühl, der Bursch brachte den Mantel. Der Regimentsarzt erschien. Begrüßung. »No, hat er wieder einmal seine famosen Schwammerln gefunden, euer Koch?« »Kein Zweifel. Auf unseren Valnocha kann man sich verlassen, wenn er auch vorgestern das Diner verhaut hat.«

Nun kamen die Offiziere, hungrig, aber erfrischt und in gehobener Stimmung. Ein Vormeister brachte die restliche Post. Hoffmann, Hauser und Schwackhöfer hatten Briefe erhalten, dieser sogar zwei: einen von seinem Vater – der Briefkopf zeigte ein überstattliches Bild der Brauerei –, einen aber von einem Theateragenten, der anfragte, ob er geneigt wäre, ein Engagement als Zweiter Bassist in Böhmerstadt anzunehmen, mit der Verpflichtung zur gelegentlichen Mitwirkung im Chor. Schwackhöfer wurde rot, wie sonst erst nach dem sechsten Glas: es war mehr und weniger, als er erhofft hatte, jedenfalls ein Anfang.
Hoffmann erkannte sofort die feine Altdamenhandschrift seiner Mutter, Hauser aber hielt einen Brief von Trude in der Hand. Er bebte mehr vor Angst als vor Freude, denn Trudes Lossagung, die längst befürchtete, nun schien sie gekommen. Laut schlagenden Herzens lief er hinüber zum Waldrand, um dort, verborgen, den Todesspruch über das innige Hoffen seiner Seele zu vernehmen. Doch als er den Brief aus dem Umschlag gelöst hatte, da stand das seligste Wunder der Liebe vor ihm! Ja, schrieb Trude, ihre Treue sei Wirren und Anfechtungen ausgesetzt gewesen, aber sie habe an ihrer Liebe festgehalten und an ihrem Wort. Und weiter wolle sie nun ausharren, bis ihr Bund bestehen könne vor allen Menschen. »Ewig Deine Trude.«
Die Brust von Jubel erschüttert, rannte Wolfgang Hauser zwischen den Bäumen hin und her. Tränen standen in seinen Augen: wie dem Dulder im Märchen hatten sich ihm Kummer und Gram in lauterstes Glück verwandelt. Die Ziele seines Lebens strahlten ihm entgegen, die abendliche Welt lag im Morgenglanze vor ihm. Fernab war Thanatos.
Im Pfarrgarten, dahin er zurückkehrte, hatte man seine Entfernung gar nicht bemerkt. Die Herren standen jetzt um das flammende Blumenbeet; der Pfarrer gesellte sich ihnen zu und dankte für die Einladung zum Nachtmahl, die der Hauptmann ihm hatte übermitteln lassen. Er nehme sie um so lieber an, als er dem Koch mit seiner köstlichen Ausbeute – er sagte: kestlichen Ausbeite – begegnet sei.

Straka ging finster auf und nieder. Seine sanfte Quartierfrau lag ihm brennend im Blut. Alle Versuche, sie zu gewinnen, waren bisher gescheitert; tags wich sie seinen gierigen Blicken aus, nachts versperrte sie die Tür. Aber in dieser letzten Nacht mußte die Heilige sein werden! Er war stark genug, Türen zu sprengen, und schlössen sie sich noch so fest – ja, dann erst recht. Und was konnte man ihm beweisen?
Schwackhöfer erwog, ob er sein Engagement bekanntmachen sollte, natürlich unter Verschweigung seiner Verpflichtung für den Chor. Aber klaffte der Unterschied zwischen München und Böhmerstadt nicht doch zu sehr? Nun, er wollte sich's überschlafen, morgen war auch ein Tag.
Brasseur erzählte dem Pfarrer und dem Regimentsarzt von der charmanten jungen Erzherzogin Desiderata, die auf allen Hofbällen am liebsten mit ihm getanzt hatte. Da trat Hauser im Überschwange seines Glücks auf ihn zu und bat für seinen Stubengenossen Ehrenfeld um Befreiung vom Zimmerarrest. Doch Brasseur lehnte ab; er habe ohnedies die Mindeststrafe über den »Katastrophenjäger« verhängt. »Ebenso hätt' er uns alle zusammenschießen können – und dann servus Heimkehr!«
Mit dem Regimentsarzt unterhielt sich nun Petrasovits, der sonst die »Medizinleute« nicht für voll nahm, über die Durchschnittslebensdauer im Offziersstande und die damit verbundenen Vorrückungsaussichten. Hoffmann trat hinzu, und das Gespräch kam auf die Lebenszeit der Menschen überhaupt. Hoffmann legte mit tiefgegründeter Überzeugung dar, daß sein »Brot für alle Menschen« die Lebensdauer beträchtlich erhöhen würde, vor allem aber das während dieser Dauer jedem einzelnen zugeteilte Maß an Glück. Er eilte in die Küche, um zu eindringlicher wissenschaftlicher Demonstration eine Handvoll Mehl zu holen.
In der Küche stand Valnocha und vollbrachte das grausige Werk, gegen das seine Seele sich wehrte, zu dem sein Dämon ihn trieb. Während nebenan Peters den Tisch deckte,

putzte und schnitt der Koch die giftigen Schwämme und stieß die Gebete seiner Kindheit hervor. »Herr, ich flehe zu Dir! Heilige Mutter Gottes! Oh, meine Mutter!« Dann bereitete er in einer Kasserolle heiße Butter mit Petersilie. Wohl durchzuckte sein Bewußtsein hin und wieder die ganze Furchtbarkeit dessen, was er hier anrichtete, aber es gab kein Zurück – himmlische Jungfrau, heilige Lichtschar der Engel –, Leutnant weg, Leutnant weg! Und er warf die Schwämme in die zischende Butter. Da berührte eine Hand seine Schulter. Er fuhr zusammen. Jesus Christus als Leutnant stand vor ihm. Mit aufgerissenen Augen starrte Valnocha in das Erlöserantlitz Hoffmanns, der ihn lächelnd um eine Handvoll Mehl bat.

Im Garten wartete man nun schon sehr ungeduldig auf das Essen, und als Hoffmann erschien, beklagte es Brasseur, daß er nur eine Handvoll Mehl gebracht habe. Aber Hoffmann erwiderte, daß nach dem Gelingen seiner Arbeit die Menge des Brotes sich zu der jetzt verfügbaren verhalten werde wie diese zu einer Handvoll Mehl. Und wenn kein Mensch mehr um sein Brot sich werde bangen müssen, dann werde auch Neid und Streit zwischen den Völkern aufhören, und die Kriege würden nichts mehr sein als Fabeln aus den Anfängen des Menschengeschlechts. Lebhaft widersprach Brasseur. Kriege werde es immer geben, sowie immer Kampf zwischen einzelnen Menschen. Wäre auch das Brot als Zankapfel ausgeschaltet – der Streitobjekte blieben noch immer genug: zum Beispiel das Weib, um dessentwillen ja ein klassischer Krieg entbrannt sei. Grinsend applaudierte Straka und rief: »Ja, die Weiber!« »Das Weib, habe ich gesagt«, betonte Brasseur, von diesem Beifall unangenehm berührt. »Das Weib wird in alle Ewigkeit ein Grund zum Kampf bis aufs Messer sein!« Da kam Peters gelaufen und meldete, das Nachtmahl sei bereit.

Rasch lösten sich alle von dem glühenden Beete des Lebens und begaben sich, voran der geistliche Herr, dann der Hauptmann, der Arzt und die anderen, in das Speisezimmer. Hier harrte ihrer eine Überraschung: die Tafel prangte in üppigem Blumenschmuck aller Farben – eine Gabe des

Pfarrers, Abschiedsgruß des Gastherrn und Dank des heutigen Gastes. Freilich hatte der lebensfreudige Priester nicht bloß seine Beete beraubt, sondern sich auch von den Bauern und dem nahen Schlosse Unterstützung erbeten. So dufteten Marschallsrosen, von Peters geschickt über den Tisch verstreut, um die Wette mit den blaurotviolett in Vasen sich drängenden treuherzigen Kindern des Dorfes. »Na servus Kaiser«, rief Brasseur entzückt, »wenn das meine Frau sehen könnt'!« Und Hauser hätte am liebsten alle diese Blumen zusammengerafft zu einer rauschenden Huldigung des Dankes an die wiedergeborene, die ewige Geliebte.
An der Schwelle der Küchentür erschien nun Peters mit einer riesigen Schüssel. Alle nahmen Platz – da ergab sich, daß Wieninger fehlte. Befremden des Hauptmanns, Erstaunen der übrigen: wo blieb Wieninger? Der Regimentsarzt klärte auf. Unterwegs sei der Leutnant ihm begegnet, hastig ins Stabsquartier reitend, da man, während er badete, seinen Burschen wegen einer bedenklichen eitrigen Kopfwunde in das dortige Spital überführt hatte. Leider habe der Arzt dem besorgt Fragenden erwidern müssen, daß ein morgiger Rücktransport des Erkrankten in die Stadt ausgeschlossen sei, worauf Wieninger bat, ihn bei den Herren zu entschuldigen, wenn er bis zum Nachtmahl nicht zurück sein sollte, und seinem Fuchs die Sporen gab. »Na, beim Stab wird er auch nicht schlecht essen!« Man bedauerte allgemein, daß der Menagemeister beim Abschiedssouper fehle, aber schon ging Peters von einem zum andern und präsentierte adrett die Schüssel. Alle bedienten sich kräftig, Schwackhöfer, Straka und der Regimentsarzt gleich doppelt, nachdem Peters verraten hatte, daß in der Küche noch eine Schüssel vorrätig stehe. Doch bevor man einhieb, erhob sich der Pfarrer, der an der Stirnseite der Tafel neben Brasseur saß, und sprach einen kurzen Segen. »Möge der Herr der Heerscharen auch diese Heerschar gnädig in die Heimat zurückgeleiten und sie das letzte Abendmahl in diesem Hause froh genießen lassen.« »Also, Hochwürden«, sagte Brasseur, »das nenn' ich wirklich ei-

nen *gesegneten* Appetit!« Und dann gab es kein Halten mehr.
Als Peters eilends die zweite Schüssel holen kam, saß Valnocha auf der Küchenbank und sang leise liturgische Lieder aus dem Gottesdienst seiner Kinderzeit, die Augen zur Decke erhoben, die Hände auf den zitternden Knien. Doch wie inbrünstig er auch emporschaute, keine Lichtschar der Engel erschien ihm droben, denn er war besessen von der Vorstellung, daß jetzt nebenan der Leutnant das Todesgericht in sich hineinschlinge . . .
Die neue Schüssel war ebenfalls bald geleert. Man fand die Sache scharf gewürzt, lobte dies aber, da es den Genuß des Bieres erhöhte, das in Mengen vorhanden war. Schwackhöfer übertraf seine höchsten Leistungen, so daß Brasseur ihn fragte, ob er nicht doch lieber Brauereidirektor werden wolle. Statt jeder Antwort erhob sich Schwackhöfer, trat ans Klavier und, sich selbst begleitend, da Wieninger fehlte, stimmte er den »Prinz Eugen« an. Mit stattlichem Bierbaß legte er das Lied den Reitersleuten hin, mächtig rollten durch den Saal Löwes Klänge, Freiligraths Verse und der alte soldatische Volksgesang. In der Küche hielt Valnocha erschrocken in seinem Singen inne und drückte sich, scheu betend, in eine Ecke. Donnernder Applaus brach los. Begeistert umarmte der Regimentsarzt den Sänger, beider Bäuche stießen aneinander, und dem Rollen der Melodie, dem Donner des Beifalls, folgte nun der Schall der Heiterkeit. Hauser freute sich, daß er wieder lachen konnte.
Schwarzer Kaffee und Zigaretten wurden gereicht, man schwatzte, erzählte, debattierte, lachte durcheinander. Brasseur saß rittlings auf seinem Stuhle, was Petrasovits peinlichst genau kopierte.
Draußen, im dunklen Pfarrgarten, stand ein Mann. Es war Helbig, der Degradierte. Sehnsüchtig schaute er in das Licht der Offiziersmesse und beklagte sein Schicksal, das ihm verwehrte, mit denen dort drinnen zu speisen und froh zu sein.
Es wurde Zeit zum Aufbruch. Der geistliche Herr verabschiedete sich – doch wolle er morgen beim Abmarsch zu-

gegen sein. Während er müde, aber mit Behagen, in seine Wohnung hinaufstieg, verließen auch die anderen das Speisezimmer. Peters drehte die Lichter ab, Helbig verschwand aus dem Garten.
Der Regimentsarzt machte noch einen Abstecher in die Küche. Valnocha schrak zusammen, wähnte sich schon verhaftet.
»Du bist der Koch, nicht wahr? Bist ein Mordskerl! Werd's dem Herrn Obersten melden. Wirst unser Regiments-Offizierskoch in der Stadt, verstanden? Der Slowak, den wir haben, geht eh ins Zivil.« Und er versetzte Valnocha einen Schlag auf die Schulter, daß dieser fast zusammenbrach. Dann keuchte er den anderen nach.
Diese standen auf der sternhellen Dorfstraße und sagten einander gute Nacht. Man tauschte Händedrücke, Brasseur sogar einen mit dem Fähnrich, dann strebte jeder seinem Quartier zu, denn morgen gab's frühe Tagwache. Petrasovits wollte noch die Rangliste studieren, Straka bog rasch in das Seitengäßchen ein, in dessen kleinstem Anwesen er Tür an Tür mit der Unberührbaren wohnte, und Hauser hatte es besonders eilig: der Antwortbrief an die Geliebte erfüllte drängend sein freudiges Herz.
Der Regimentsarzt betrat Himmelreichs Vorgärtchen; Wieninger hatte ihm eine Schlafstelle in seinem Zimmer angeboten. Hinter den Haselnußstauden rauschten Röcke, schwarze Mädchenaugen betrachteten mißmutig den Ankömmling. Else Himmelreich hatte den Leutnant erwartet.
Nur Hoffmann war noch nicht nach Hause gegangen. Ihn trieb es hinaus auf die Felder, die, teils von der Mahd schon betroffen, teils bedroht, unter der harmloseren Sichel des Mondes lagen. Schreitend überschaute er das Land, das so viel Brot für die Menschen trug – und doch zuwenig! Er zog den Brief seiner Mutter hervor; ein wissenschaftlicher Aufsatz war ihm beigelegt, den er soeben veröffentlicht hatte. »Brot für alle Menschen. Keine Utopie. Von Dr. chem. Eugen Hoffmann.« Trotz der Kühle, die jetzt ein leichter Wind heranbrachte, zog er seine Bluse aus, denn er

fühlte eine Beengung und eine gewisse Schwere im Magen, wohl eine Folge des reichlichen Nachtmahls. Aber sein Kopf war wunderbar klar und frei, denn er hatte nur Wasser getrunken, wie stets, um von seinen Gedanken jeden anderen Rausch fernzuhalten als den seiner erhabenen Sendung.

Zur selben Zeit verließ Valnocha die Küche, um schlafen zu gehen. Da ihn fröstelte und sein Mantel nicht zur Hand war, hatte er das Tischtuch umgeworfen. Speisereste der letzten Mahlzeit klebten daran. Schleppend schlich er die wenigen Schritte von der Küche zum Tor. Vor dem Hause blieb er stehen und schaute aus eingesunkenen Augen blicklos ins Weite. Die letzten Stunden hatten sein mageres, verhärmtes Gesicht gleichsam entfleischt. Das weiße Laken ließ ihn größer erscheinen. Im Dorf war keiner mehr zu sehen als Valnocha, der Tod.

Roland Wieninger ritt aus dem Stabsquartier nach Hause. Hin und wieder koste er, die Zügel in der Linken zusammenraffend, mit der Rechten die Fuchsmähne des schönen Tieres, das so fein und sicher durch die Nacht trabte. »Donnabella«, sagte er zärtlich. Diesen Namen verdankte die Stute ihm, dessen Schenkeldruck sie schon als Remonte gehorsam gewesen war.

Den Bubenik hatte er in üblem Zustand angetroffen. Der Kranke fieberte und delirierte. Er hielt seinen Herrn sonderbarerweise für den Koch, mit dem er vermutlich befreundet war, und phantasierte etwas von schlechtschließenden Jalousien. Diesen trüben Eindruck zu verscheuchen, war Wieninger stracks in die Stabsoffiziersmesse gegangen, wo in sehr gehobener Stimmung, unter Zuziehung eines, allerdings billigen, Schaumweines, der Abschluß des Manövers gefeiert wurde. Den Toast des Obersts über sich ergehen lassend, hatte er einen Blick mit Frau von Lutka gewechselt, der Gattin des Regimentsadjutanten, die heute hier eingetroffen war, um morgen mit ihrem Mann geradewegs in den Urlaub zu reisen. Dieser Blick war echterer Champagner gewesen als der aus den Gläsern getrunkene.

»Donnabella«, flüsterte der Leutnant, sich im Sattel vorneigend, und liebkoste den Nacken des Pferdes.
Selten nur säumte ein Haus, lichtlos, die Straße. Aber hier erhaschte er im Grabenwasser, dort in einem Brunnentrog ein Stück des funkelnden Himmels, und wenn er emporschaute, fand er seinen Ritt überwölbt von der Majestät der Sternenbilder, begleitet auch von jener starken Leuchte, deren Name ihm am vertrautesten war: der Venus. Er ritt jetzt scharfen Trab an der weißen Mauer des Schloßparks entlang, mondhelle Laubkronen rauschten ihm herüber. Obstgärten, das Nahen des Dorfes verkündend, kamen heran und versprachen, aus fruchtender Fülle atmend, nach dem Erntesegen der Erde den der hangenden Äste. Nein, niemals schlief das Leben, zumal in der Sommernacht nicht.
Was ihn aber empfängt, wie er im Dorfe einreitet, das ist nicht Leben – ist der Tumult des Todes! Während die Mannschaft, aus den Unterkünften aufgeschreckt, raunend und deutend die Straße füllt, Bauern im Hemd unter die Tore treten, Kerzenlicht hinter Kleinfenster aufflakkert und Schmerzensschreie die Nacht durchzucken, umdrängen den Leutnant die Offiziersdiener und Putzer, für ihre qualvoll ringenden Herren verzweifelnd Hilfe erflehend – unter ihnen der Zimmerarrestant Ehrenfeld für seinen Stubengenossen Hauser und Mesner für den Pfarrer. Und wie nun Wieninger bestürzt sein Pferd spornt, um rasch seine Behausung zu erreichen, wo er den Regimentsarzt weiß, ruft Markus Himmelreich ihm händeringend zu, daß auch dieser in Krämpfen sich windet. »Giftige Schwämme, Herr Leutnant, giftige Schwämme! Ein Glück, daß der Herr Leutnant nicht bei Tisch war!« Viele stimmen ein.
Unbewegt hinter dem Aufruhr des Dorfes, unberührt von den Schmerzensschreien und Todesseufzern, die es in Atem halten, steht Valnocha an der Wand des Pfarrhauses, weißsteinern wie diese. Da erblickt er den Leutnant, der, vom Haufen der Ratlosen umdrängt, im flutenden Mondlicht herankommt auf dem vor Erregung tänzelnden Pfer-

de. Ein Gespenst schaut ein Gespenst: Leutnant – da! Vor seinem schreckerfüllten Auge tanzt das entkommene Opfer, und der vielstimmige Ruf: »Ein Glück, daß der Herr Leutnant nicht bei Tisch war!« dröhnt in den Ohren des Meuchelmörders tausendtönig wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts.
Und während Wieninger seitab nach dem nächsten Marktflecken jagt, um einen Arzt zu holen, wankt Methud Valnocha, zermalmt von der Vergeblichkeit seines Verbrechens, in die dunkle Küche zurück und tappt sich am Herde entlang zum Küchenschrank hin, wo der Strick für die Tischwäsche liegt. Er schlingt ihn um seinen Hals. Lautlos bewegen sich seine Lippen: Leutnant – da! Dann geistert sein Blick am Fensterkreuz empor.
Als des Morgens der Regimentsadjutant erschien, um das erste Protokoll mit dem Unseligen aufzunehmen, erwies sich, daß hier kein Gericht mehr nötig war.

Der Abmarsch verzögerte sich um einen Tag. Auch wenn die Totenkammer nicht zu klein gewesen wäre, hätte Wieninger darauf bestanden, daß die Batterie ihre Toten selbst nach Hause führe. Kanoniere hoben die vom Dorftischler verfertigten Särge, die fast aussahen wie vergrößerte Urlaubskoffer, auf jenen Trainwagen, der während des Hermarsches dem Koch als Sitz gedient hatte. Man bedeckte sie mit den Mänteln der Toten, ihren Kappen und Säbeln. Doch obwohl diese keineswegs als Sinnbilder für jedes dieser Leben gelten konnten – ein jedes, ererbte Vornehmheit und wüste Sinnengier, Erlösergeist, irdischer Ehrgeiz und junge Lebenshoffnung, lag hier in gleicher Weise hingestreckt von dem unfaßbar waltenden Zerstörer der menschlichen Form.
Wieningers Antlitz hatte seine Frische verloren, zuviel war auf ihn eingestürmt. Wie jedes einzelnen Mannes Kappe, trug auch seine den Trauerflor. Doch als er jetzt im Sattel saß und den Säbel in der blitzenden Luft schwang, um »Aufsitzen« zu kommandieren, da fühlte er sich von einem Rausch des Glücks durchflutet, daß er lebe, lebe, und die-

ses Leben durch sichtbare Gnade ihm zum zweitenmal geschenkt sei. Und beschämt durch diese Empfindung, gab er das Kommando so leise, wie man es noch nie von ihm vernommen hatte.

Die Batterie setzte sich in Bewegung. Den ersten Zug führte Helbig, der seinem Schöpfer nicht genug danken konnte, daß die Degradierung ihn vor dem Giftmahl der Offiziere bewahrt hatte. Auch Ehrenfeld haderte nicht mehr mit dem Schicksal über seine Lebensuntauglichkeit, seit diese ihm das Leben gerettet hatte. Übrigens war ihm wegen kluger Unterstützung des Leutnants in der Schrekkensnacht nun der zweite Zug anvertraut worden. Zwischen den beiden Zügen fuhr der Totenwagen, beiderseits davon führten Soldaten die Pferde der für immer abgesessenen Reiter.

Rechts und links der Straße grüßten Mäher und Schnitterinnen ehrfürchtig die Totenbatterie. In Rudenitz, wo man einst frohe Mittagsrast gehalten hatte, ertönte Trauergeläute. Später, nächst einem Kreuzweg, stand Spalier das ganze übrige Regiment, die Geschütze und Wagen seitwärts aufgefahren. Dann schloß es sich der so schwer Betroffenen in langem, ernstem Zuge an.

In der Stadt, auf dem Kasernenhof, wo man spätabends eintraf, empfing die Batterie der unsagbare Schmerz der Angehörigen. Fassungslos schluchzend fiel Baronin Brasseur dem Pferde des entschwundenen Gatten um den Hals.

Wieninger, von diesen Szenen wieder tief bedrückt, begab sich in seine Wohnung. Im Hausflur begegnete ihm Zdenka, äugelnd, lachend, im Tändelputz ihrer Schürze. Sie wußte aus Erfahrung, daß die Mannschaft heute keinen Ausgang mehr bekam, und erwartete daher ihren Verlobten nicht. Der Leutnant nahm sie mit in sein Zimmer und ließ die schadhafte Jalousie herab.

Valnochas trüben Rest hatte man im Dorfe zurückgelassen. Er wurde im Nachbardorfe in ungeweihter Erde begraben. Denn die Bauern von Zarkowitz, aufgehetzt durch die zurückgekehrte Haushälterin des Pfarrers, hatten sich

geweigert, dem Mörder ihres geistlichen Herrn eine Grabstelle zu gewähren – trotz der Verlautbarung des Regimentskommandos: Valnocha sei stets ein braver Soldat und frommer Christ gewesen und zweifellos nur das Opfer eines grauenvollen Irrtums geworden.

Erschienen 1930

Hermann Broch

Die Heimkehr des Vergil

1886–1951

Stahlblau und leicht, getrieben von einem leisen Gegenwind, waren die Wellen des Adriatischen Meeres dem kaiserlichen Geschwader entgegengeströmt, als dieses sich der kalabrischen Küste genähert hatte, und jetzt, da es, die flachen Hügel zur Linken, langsam dem Hafen Brundisium zusteuerte, jetzt, da die sonnige und doch so todesahnende Einsamkeit der See sich immer mehr ins friedvoll Freudige menschlicher Tätigkeiten wandelte, genähert dem menschlichen Sein und Hausen, jetzt, da die Gewässer sich mit vielerlei Schiffen bevölkerten – mit solchen, die gleichfalls dem Hafen zustrebten oder die von dorther kamen – und die braunsegeligen Fischerboote bereits die weißbespülten Ufer, die kleinen Dörfer, die kleinen Molen verließen, um zum abendlichen Fang auszuziehen, da war das Wasser beinahe spiegelglatt geworden; perlmuttern war darüber die Muschel des Himmels geöffnet, es war Abend, und man roch das Holzfeuer der Herdstätten, sooft die Töne des Lebens, ein Hämmern oder ein Ruf, von dorther herbeigetragen wurden.
Von den sechs Triremen, die in entwickelter Kiellinie einander folgten, trug die zweite, die größte und reichste von ihnen, mit bronzebeschlagenen Wänden und unter Purpursegeln, das Zelt des Augustus, und während die erste und die letzte dem Transport der Leibgarden dienten, hatten die übrigen das Gefolge des Caesars an Bord. Doch auf jener, die der Augusteischen folgte, befand sich der Dichter der Aeneis, und das Zeichen des Todes stand auf seiner Stirne geschrieben.
Hatte er jemals anders als im Angesicht des Todes gelebt? War ihm die perlmutterne Schale des Himmels, war ihm

das Singen der Berge, war ihm das lenzliche Meer, war ihm der Flötenton des Gottes in der eigenen Brust je etwas anderes gewesen als ein Gefäß der Sphären, das ihn bald aufnehmen sollte, ihn zur Ewigkeit zu tragen? Ein Landmann war er gewesen, einer, der den Frieden des irdischen Seins liebt, und doch hatte er bloß an dessen Rand gelebt, am Rand seiner Felder, und er war ein Ruheloser geblieben, einer, der den Tod flieht und den Tod sucht, der das Werk sucht und das Werk flieht, ein Liebender und dennoch ein Gehetzter, der ein Leben lang durch die Landschaften geirrt war und den es schließlich als Fünfzigjährigen, Sterbenskranken, nach Athen getrieben hatte, als könnte ihm, nein, dem Werke dort eine letzte Erfüllung und Vollendung werden. Wer vermag inneres und äußeres Schicksal zu unterscheiden? Das Schicksal in seiner Dunkelheit hatte es so gewollt, und Schicksal war es gewesen, daß er dem kaiserlichen Freund in Athen begegnet war, so sehr Schicksal, daß die Aufforderung des Augustus, mit ihm in die Heimat zurückzukehren, wie ein Befehl der unabweislichen Gewalten gewesen war, der Unabweislichen, denen man sich zu unterwerfen hatte. Vergil, den kranken Leib auf das Lager gebettet, über dem die Segelrah mit der von Zeit zu Zeit dröhnenden Leinwand in den Tauen knarrte, sah die weißbesäumte Strandlinie vorbeigleiten, er spürte den Takt der zweihundert Ruder unter sich, er hörte das gleitende Schäumen des Kielwassers und den silbernen Guß, der mit jedem Herausheben der Ruder einsetzte, er hörte ihr Wiedereintauchen, und gleich einem Echo klang das nämliche von dem vorausfahrenden kaiserlichen und von dem nachfolgenden Schiffe herüber; er sah auch die Menschen auf dem Deck, die Leute des Hofstaates, die mit ihm fuhren, trotzdem nicht mit ihm, denn sein Reiseziel lag ferner als das ihre.

Schon sank die Dämmerung, als man Brundisiums schmale fjordartige Einfahrt erreichte; vor den Kastellen links und rechts des Kanales war zu Ehren des Caesars die Besatzung aufgestellt, ihre Begrüßungsrufe flogen auf, flatterten in dem grauen Licht, beinahe verwelkt in herbstabendlicher

Feuchte, und Vergil, aus müden Augenwinkeln hinblinzelnd, war von einem roten Punkt in dem Grau gefesselt; und obgleich es sich nur als das rote Vexillum eines Fahnenträgers erwies, der, am Flügel seiner Manipel postiert, im Takt der Rufe die Stange mit dem Feldzeichen hochstieß, so war dieses im Dämmernebel vergehende Rot weit mehr ein Abschiednehmen denn eine Begrüßung. Doch unterhalb der Befestigungen bis herab zum steinigen Ufer war der Hang mit Sträuchern bewachsen, und gleichsam nach ihrem Laube greifend, streckte der Kranke die Hand aus. Wie weich war die Luft, Bad des Innen und Außen, Bad der Seele, fließend aus dem Ewigen ins Irdische, Wissen vom Kommenden im Diesseitigen und im Jenseitigen! Am Bug des Schiffes sang ein Musikantensklave, und Lied wie Saitenspiel, Menschenwerk beides, waren in sich beschlossen, menschenentfernt, menschenentlöst, Sphärenluft, die sich selber singt. Die Töne in sich eintrinkend, atmete Vergil, die Brust schmerzte ihn, und er hustete.
Dann wurde die Stadt im Innern der Bucht sichbar, die hellerleuchtete Reihe der Häuser am Kai, eine Osteria neben der anderen, und davor die Menge, die sich angesammelt hatte, um der Ankunft des Caesars beizuwohnen; vielleicht fünfzigtausend, vielleicht hunderttausend Menschen, ein gewaltiges schwarzes Summen, das auf- und abschwoll. Auch auf vielen der verankerten Schiffe ringsum gab es schreiende Menschen, beleuchtet von festlichen Fackeln, und doppelt dunkel wuchsen die Maste und Taue und die gerafften Segel, ein sonderbar finsteres, verkreuztes und verwirrtes Wurzelwerk, aus dem Wasser in den noch lichten Himmel hinauf. Vorsichtiger und langsamer wurden nun die Ruder eingetaucht, das Kaiserschiff war schon bis an den Kai geglitten, wo es an dem vorbestimmten, von Bewaffneten freigehaltenen Platze anlegte, und es war der Augenblick, den das dumpf brütende Massentier erwartet hatte, um sein Jubelgeheul ausstoßen zu können, endlos, erschütternd, sich selbst anbetend in der Person des Einen.
Immer war Vergil vor der Masse zurückgeschreckt; nicht

daß sie ihm Furcht einflößte, aber er empfand die Bedrohung, die in ihr lag, die aus ihr geboren wurde und das Menschliche gefährdete, eine Bedrohung, die Mitleid einflößte und zugleich zur Verantwortung aufrief, ja zu einer so großen Verantwortung, daß er oftmals schon gedacht hatte, unter ihr zusammenbrechen zu müssen, krank und todesnah von solcher Last geworden; mitunter freilich meinte er, daß diese Verantwortung nicht seine Sache wäre, vielmehr daß sie ausschließlich den Augustus anginge, aber allzu genau wußte er, daß die Verantwortung, die der Augustus auf sich genommen hatte, von ganz anderer Beschaffenheit war: Spanien war besiegt, die Parther hatten sich unterworfen, die Bürgerkriege lagen weit zurück, das Reich schien gesicherter, befriedeter, wohlhabender als es je gewesen war, und doch war das Drohende vorhanden, ein drohendes Unheil, das auch der Augustus nicht abzuwenden vermochte, trotz seines Priesteramtes, ein sogar den Göttern unerreichbares Unheil, das von keinem Massengeschrei zu übertäuben war, eher noch von jener schwachen Seelenstimme, welche Gesang heißt und die, das Unheil ahnend, das Heil verkündet. Wieder ertönte das Jubelgebrüll, Fackeln wurden geschwungen, Befehle durchhallten das Schiff, dumpf flog ein vom Lande geschleudertes Tau auf die Deckplanken, und zwischen dem Getrappel der vielen eiligen Füße lag der Kranke, aber in seinem Herzen war das Wissen um die Hölle.

Waren ihm die Sinne geschwunden? Sicherlich hätte er sich gerne dem Gejohle der Menge verschlossen, das vulkanisch und unterirdisch und trägwellig über den Platz flutete, aber er klammerte sich an das Bewußtsein, klammerte sich daran mit all der Kraft desjenigen, der das Bedeutsamste seines irdischen Seins nahen fühlt und voller Angst ist, daß er es versäumen könnte, und nichts entging ihm, weder die hilfreichen Gesten und Worte des Arztes, der auf Befehl des Augustus an seiner Seite war, noch die dumpf befremdeten Gesichter der Träger, die mit ihrer Sänfte an Bord gekommen waren, ihn abzuholen, und weder die Stadt, die er mit allen Sinnen aufnahm, den kellerkühlen

Hall ihrer engen Gassen und den vertrauten Gestank der Mietkasernen und ihres Unrates, noch der Urwaldgeruch des Massentieres, das ihn umtoste, nichts entging ihm, mehr noch, die Dinge waren ihm näher und deutlicher und wacher, als sie es ihm jemals gewesen waren, und bei aller Reisemattheit verlor er nichts von seiner stillen Würde, und er dankte freundlich für jede Handreichung, die ihm erwiesen wurde. Allerdings, es war eine schwebende Nähe, so schwebend, wie er es selber auf hocherhobener Sänfte war, es war die Nähe einer gleichsam schwebend gewordenen und entrückten Zeit, es geschahen die Dinge gewissermaßen unter Aufhebung jedweder Gleichzeitigkeit, und das im Fackellicht und im Lärme tosende Brundisium war ebensosehr das brennende Troja, so wie er, der durch die Flammen getragen wurde, der flüchtende und heimkehrende Aeneas war, blind und sehend zugleich in seinem Schweben, getragen von dem Sohne. Und auch als man ihn im Palaste zur Ruhe gebracht und gebettet hatte, hielt diese schwebende Wachheit an, blieb er weiter an solche Wachheit geklammert: draußen tobte die Straße, und in den Sälen des Palastes tobte das Fest, das die Stadt dem Augustus, der Augustus der Stadt gab, der alte müde Caesar, gefangen von seinem Amte und von seiner Macht, geklammert und angekettet an beide und an ihren Augenblick, und es war, als flössen Straße und Fest bis an das Krankenlager, als flösse das Gleichzeitige und Augenblickliche bis in die innerste Seele, sie durchfließend, ohne sie zu erreichen, da sie im Schweben war, schwebend im Gewesenen und Zukünftigen, hingegeben einem Warten, das ebensowohl nach vorwärts wie nach rückwärts gerichtet war, und die Augen des Vergil sahen bloß das milde Ölflämmchen der Nachtlampe.

Und da er sich und seine Gedanken zurückschickte, da bemerkte er, daß er zwar zu dem kleinen Jungen auf dem Bauernhof in Andes zurückzukehren vermochte, ja daß es eigentlich gar keine Rückkehr war, vielmehr ein unverändertes Weiterbestehen, so daß er jeden Herzschlag, den er damals erlebt, jeden Grashalm, den er damals gesehen hat-

te, jetzt ohne weiteres hätte beschreiben und aufschreiben können, und es ihm bloß verwunderlich deuchte, daß er, inzwischen gewachsen, als erwachsener siecher Mann hier liegen mußte, daß aber alles, was seit der Kindheit geschehen, immer schütterer wurde, immer verschwindender und vergessener, nicht nur der Gutshof in Nola mit seinen Bauern, seinen bergumsäumten Feldern und den sanften Tieren, sondern auch die vielen sonnebeglänzten Tage in Neapel, und sogar die Werke, die er geschrieben hatte, damit sie das Bleibende würden, waren verblaßt und kaum mehr dem Titel nach zu erinnern. Nichts von den Bucolica, noch weniger von den Georgica, und wenn überhaupt etwas verharrte, so war es die Aeneis, doch auch diese nicht, wie er sie gedichtet hatte, sondern als ein Geschehen, das von ihm geschaut und nur sehr mangelhaft eingefangen worden war. Warum war dies so? für wen hatte er gearbeitet? für welche Menschen, für welche Zukunft? stand nicht das Ende aller Dinge vor der Türe? war die Vergessenswürdigkeit des Geschaffenen nicht ein Beweis für den Zeitenabgrund, der sich nunmehr auftun wollte, die Ewigkeit zu verschlingen? Betrunkene Horden im Palast und auf der Gasse; noch trinken sie Wein, doch bald werden sie Blut saufen, noch leuchten sie mit Fackeln, doch bald werden ihre Dächer brennen und flammen, brennen, brennen, brennen. Und desgleichen werden die Bücher mit in dem Rauch aufgehen. Mit Recht, mit Recht, mit Recht. In der Brust des Kranken brannte es, allein die Lippen des Schriftstellers lächelten ein wenig, denn der Brand würde auch die Bücher Horazens und Ovids kaum verschonen, und man mußte sagen, ebenfalls mit Recht. Keiner wird bestehen bleiben. Was aber dann? was vermöchte die Menschen noch zu retten, auf daß sie weiterlebten? Hieß es nicht zurückkehren in die Jugend der Menschheit, in die schlichte und sanfte Derbheit des bäuerlichen Lebens, von dem er selber seinen Ausgang genommen hatte und nach welchem er sich ein Leben lang hoffnungslos, ach so hoffnungslos zurückgesehnt hatte? was wußte der Augustus davon? er hatte das Reich gesichert, er hatte Bauten errichtet, er hatte ihn sel-

ber geschützt, er hätte es nicht tun sollen, der müde alte Mann, der immer noch lebte, heute noch unbedroht, der vielleicht so lange zu leben verpflichtet war, bis das Drohende auch an seine Türe pochen würde, an die Pforte der Paläste, die einstürzen werden, den Augustus und all seine Pracht, all die ewigen Kunstwerke unter sich begrabend. Oh, überflüssig sind die Kunstwerke, überflüssig all die Schönheit, die der Augustus und der Maecenas um sich angesammelt haben, und sie sind dem Untergang geweiht. Auf der Gasse schrien sie Augustus Retter und Augustus Vater – wird er es nicht büßen müssen? Schlaf? wer wollte schlafen, da Troja brennt!

Und als die Nacht schon weit vorgeschritten war, da sah Vergil viele zerstörte Städte und Heiligtümer vor sich, Städte, von denen er nicht einmal den Namen kannte und die ihm doch so bekannt waren wie die Stadt seiner Jugend, die Mantua hieß; er sah Babylon und Ninive, er sah ein verwüstetes Theben und das oftmals zerstörte Jerusalem, und er sah das verödete Rom, ein Rom, durch dessen Gassen die Wölfe streiften, ihre Stadt wieder in Besitz zu nehmen, und er sah die Ohnmacht der Götter. Und dann trat ein Engel an sein Lager, seine Fittiche waren so kühl wie der Septembermorgen, welcher anbrechen sollte, und der Engel sagte: »Wachse nun, kleiner Knabe«, sagte er, als wäre es ein Trost, und es war einer, obgleich darin die Verkündigung des Todes enthalten war. »Gut«, antwortete Vergil und versuchte die Züge des Engels zu erkennen, »gut, dann will ich jetzt schlafen.«

Der Morgenwind strich das Fenster, und Vergil träumte von den Feldern im blondwogenden Erntekleid, er träumte vom Rinde, das neben dem Löwen lagert, er träumte den Frieden des Lebens, einen größeren Frieden als den, der vom Augustus der Welt geschenkt worden war, und er träumte davon, daß der Engel auch den Augustus besuchen werde. Denn durch all dieses Träumen hindurch schwebte ein Wissen, und wenn es auch keinen Namen hatte, sondern nur ein Bild war, ein Bild glückseligen Landes, nicht minder bekannt als die Bilder der rauchenden Städte, so

war das namenlos Gewußte doch die wissende Namenlosigkeit der Liebe, einer männlich mütterlichen Liebe, die in die schmerzlich wartende, leidende, ihr geöffnete Welt ersehnt und sehnsüchtig einziehen sollte. Gerne hätte Vergil nach dem Namenlosen gefragt, doch als er die Lider aufschlug, da war das Gemach voll warmer Septembersonne, und statt des Engels stand flügellos und eher ein wenig beleibt der Maecenas vor ihm, ein besorgtes Lächeln in dem gutmütig tüchtigen, genießerischen Gesicht, und Vergil schloß rasch wieder die Augen, der verlorengegangenen Musik nachlauschend.

Weil aber das Singen sich nicht wieder einstellen wollte, rief er, noch immer geschlossenen Auges, nach seinem Besucher, und dieser antwortete: »Ja, mein Vergilius, ich bin hier.«

»Es ist schön, daß du gekommen bist«, sagte Vergil.

»Ich wußte um eure Ankunft; dich und den Augustus, sein Name sei gepriesen, einzuholen, eilte ich hierher.«

Vergil nickte: »Ja, du bist mich holen gekommen ... das ist recht, du weißt den Platz am Posilip, der auf mich wartet.«

Von Gräbern wollte Maecenas nichts hören: »Du bist nicht älter als ich«, wehrte er ab.

Der Dichter blickte seinen Gast groß an, und in seinen Augen war unverkennbar die gewichtige Antwort zu lesen. »Höre, Maecenas«, sagte er, »ich bereue es nicht.«

»Oh, mein Vergilius, was hättest du wohl auch zu bereuen! du, der Dichter Roms!«

»Wäre ich bloß der Dichter Roms, ich hätte es zu bereuen!«

Maecenas schüttelte den Kopf, und seine Augen wurden feinschmeckerisch: »Du, der Dichter der Schönheit!«

»Wäre ich der Dichter der Schönheit, ich würde mich schämen, und meine Reue wäre groß.«

»Bist du nicht der Dichter der Götter?«

»Nein ... glaubte ich an sie, wie sie es befehlen, ich hätte nie und nimmer dichten müssen ...«

»Doch du sangest zu ihrem Preis ...«

»Nein, ich sang, sie zu suchen ... und ich habe sie nicht gefunden, ich fand anderes ...«
Der genießerische Ausdruck in dem Gesicht des Maecenas verstärkte sich: »Dann wirst du uns singen, was du gefunden hast ... es wird herrlicher sein als alles Bisherige.«
Vergil lächelte: »Ich werde nicht mehr dichten, Maecenas, und selbst wenn mir dazu Zeit vergönnt wäre, ich möchte es nicht mehr ...«
Die Aufmerksamkeit, mit der Maecenas den Worten des Freundes und Dichters lauschte, wurde wehmütig, und er zitierte: »Nie mehr singe ich Lieder, und nicht mehr bin ich euer Hüter ... oh, Vergilius, soll es wahrlich so sein?«
»Das Lied wird schweigen, Maecenas, und die Bildwerke werden gestürzt werden; doch du sollst darob nicht trauern, denn was zu künden sein wird, ist die Wahrheit, eine Wahrheit, an die keine Kunst heranreicht, vor der die Kunst verstummen muß ...«
Maecenas war verletzt: »Oh, niemals wird die Schönheit verstummen«, ereiferte er sich, »vor keiner Wahrheit wird sie erschweigen, und immer wird sie es sein, die die Wahrheit kündet ... schmähe nicht die Kunst, die der Gott dir geschenkt, Vergilius ...«
Wieder lächelte Vergil: »Ich schmähe sie nicht, ich beginne bloß, mich ihrer nicht mehr zu entsinnen ... aber ich bereue es nicht, Maecenas ... freilich nicht um der Schönheit willen ...«
Ehrfürchtig vor dem Dichter, ehrfürchtig vor dem Tode, wagte Maecenas keinen Einwand mehr, und er seufzte bloß. Vergil aber, geschlossenen Auges sprach weiter, und er sprach nicht mehr für den Maecenas, er sprach für sich: »Was nur um der Schönheit willen geschieht, das ist nichts und ist verdammenswürdig ... was aber um der Ahnung willen geschieht, das vermag das Herz des Menschen erklingen zu lassen, so daß es bereit wird für die kommende Verkündigung ... bereit wie eine Leier, die unter dem Winde singen wird ... es ist die Reinheit des Herzens.«
Straße und Hof erschollen von Pferdegetrappel; es waren die Boten, die kamen und gingen, es waren die Vorberei-

tungen für den baldigen Aufbruch des Augustus, es war das staatlich höfische Getriebe, das den Palast erfaßt hatte. Dazwischen hörte man das Ächzen ländlichen Fuhrwerkes, das Schlurfen der Sandalen auf dem Pflaster, immer wieder übertönt vom schweren Tritt der Militärstiefel, und aus der weiteren Ferne war ab und zu das Geschrei des Marktes vernehmlich. Und von solchem Alltag zu dem Maecenas zurückgeführt, sagte Vergil freundlich: »Du bist in Staatsgeschäften zum Augustus gekommen, und es will mich dünken, daß die Geschäfte schon recht sehr lärmen ... komme wieder zu mir, ehe ihr abreist...«

»Auch der Augustus will dich besuchen«, bestellte Maecenas, indem er sich traurig und, bei aller Eleganz, ein wenig schwerfällig erhob, nicht ohne dabei die Falten seines Gewandes zurechtzuzupfen und in die richtige Lage zu bringen.

»Gut«, stimmte der Kranke zu, »kommt beide zu mir ... soferne es die Geschäfte erlauben ... und bis dahin sage dem Augustus, daß ich ihn liebe...«

Unschlüssig war Maecenas stehengeblieben, als erwarte er noch etwas Feierliches, zu dem die Stunde und die Freundschaft und die Ehrfurcht verpflichtet hätten, und auch Vergil spürte dies, aber er ließ es sich nicht anmerken; er lag da und schwieg, obwohl ihm der Abschied weh tat, und erst als der Maecenas sich entfernte, auf Zehenspitzen davonwippend und durch solch ungewohnten Gang in seiner Würde, die er trotzdem aufrechtzuhalten sich bemühte, wesentlich beeinträchtigt, da blinzelte ihm Vergil unter den Lidern nach, und wenn der Maecenas sich umgewandt hätte, so hätte er eine große Rührung in den Zügen des Dichters entdecken können, freilich auch eine ebenso große Verwunderung: Vergil befand sich in einer großen Verwunderung, einer Verwunderung, über die er sich erst jetzt Rechenschaft abzulegen begann, erstaunt über den Schmerz, den er um das Maecenas und des Augustus willen empfand, erstaunt, daß ihm dies so naheging, mehr noch, daß seine Augen dem Maecenas genauso nachblinzeln konnten, wie sie es stets getan hatten, daß sein Gehör noch

die Geräusche der Stadt in sich aufnahm, verwundert des Geistes, der intakt geblieben war und in dem all dies sich abspielte! wahrlich, je brüchiger und je unsteter er in den vielen vergangenen Jahren sich selbst empfunden hatte, desto begieriger war er geworden, daß die Brüchigkeit fortschreite, desto mehr war seine Neugierde gewachsen, eine verwunderte und wunderliche Neugierde, die gerne die körperlichen Schmerzen und das Ungemach auf sich nahm, vielleicht sogar sie unterstützte, um das Ende zu beschleunigen, das Außergewöhnliche, das mit der Auflösung kommen mußte, damit sie Erlösung werde; und jetzt, da es soweit war, da war es noch immer das nämliche Schauen, das nämliche Hören, das nämliche Denken, wie es das ganze Leben stattgefunden hatte, und dies war verwunderlich. Nun war der Maecenas gegangen, froh, zu seinen Bildwerken heimkehren zu dürfen, zurück in die irdische Schönheit seines Palastes, ledig eines Mahners, der von solcher Schönheit nichts mehr wissen wollte, und fast schien es, als hätte der Maecenas recht, verwunderlich recht. Was wäre wohl an die Stelle der Schönheit zu setzen, da das Leben des Menschen nicht weiter reicht als sein Sehen und Hören? ach, das Herz vermag nicht weiter zu klingen, als es schlägt – warum also die Auflehnung gegen eine Schönheit, die es zur Reinheit seines Klingens bringt? Vergil versuchte darüber nachzudenken, indes, wieder waren es bloß Bilder, die sich einstellten, und wiederum waren sie voller Leid: mochten auch die Schlachtfelder des Reiches nun ferne sein, in Britannien, in Germanien, in Asien, es waren doch Menschen, die sich dort abschlachteten, und mochten die kaiserlichen Gerichte auch gerecht aburteilen, mochten es auch Verbrecher sein, die allenthalben auf den Richtstätten an den Kreuzen hingen und in ihren Schmerzen sich wanden, es waren doch Menschen, und Menschen waren es, die in den Arenen gehetzt wurden, zerstückelt, zerfleischt, Menschen, die einander töteten, blutvergießend, Blut, Blut, Blut, zum Ergötzen der Masse, Opfer, sinnlose Opfer zum Ergötzen des Massentieres und einer Irdischkeit, der auch der Augustus und auch der Maece-

nas, jeder auf seine Art, dienten, da sie alles so lassen wollten, wie es war, und höchstens nach Schönheit strebten, blind für die Dumpfheit, blind für den Blutdurst, blind für die Einzelseele, die im Ungezügelten, kaum Gebändigten zu versinken drohte. Was aber war all dem Blute, all den vielen Opfern, all den Qualen entgegenzuwerfen? Verse? waren Verse nicht zuwenig und doch zuviel? vermochten Verse eine solche Welt zu ändern? vermag der Mann, der die Folterungen begafft und sich ihrer freut, überhaupt Verse hören? bedarf es da nicht eines größeren Einsatzes, um sich Gehör zu verschaffen?! In der Tat, so ist es: wer nicht das Opfer überbietet, wer das sinnlos irdische Opfer nicht zum reinen Opfer des Überirdischen erhebt, wer nicht selbst in die Arena steigt, wer nicht selbst sich ans Kreuz heften läßt, wer nicht seine ganze Person, sein ganzes Leben darbringt, der kann nicht, der darf nicht, der soll nicht hoffen, daß es ihm jemals gelänge, das verwirrte und verstockte Menschenherz zu reinem Aufklingen zu erwekken! Er jedoch, wie hatte er selber gelebt? Er war geflohen! er war vor dem Opfer und vor dem eigenen Einsatz geflohen, er war geflohen von Landschaft zu Landschaft, bis er brüchig und müde geworden war, und er hatte Verse geschrieben, die gleichfalls nur Flucht waren, Flucht in die Schönheit. Nein, er war nicht besser gewesen als der Augustus und der Maecenas, er hatte ihre Meinungen und Haltungen in keiner Weise widerlegt, weder durch sein Leben noch durch seine Werke, und mit Recht durften die beiden die Widmung seiner Georgica und der Aeneis für sich beanspruchen. Kein Zweifel, die Werke gehörten ihnen, sie mochten sie mit sich nehmen und sie behalten, sie waren sein Vermächtnis an sie, die Freunde, die er liebte und nun doch nicht mehr sehen wollte, wenn sie jetzt abreisen würden, kaiserlich feierlich nach dem irdischen Rom. Oder waren sie gar schon fort? Vergil lauschte: in dem Palast war es merklich stiller geworden, und auch der Lärm der Stadt klang wesentlich gedämpfter. Sollten sie ihn tatsächlich ohne Abschied verlassen haben? eine Wolke des Unmuts ging über des Dichters Stirne: er hätte ihnen gerne noch ge-

sagt, daß in all seinen Werken etwas Verborgenes wohnte, etwas, das mit eigentlicher Schönheit wenig zu tun hatte und das wichtiger als jegliche Schönheit war, etwas, das man freilich erst ergründen mußte, wie er ja selber erst heute diesem Sachverhalt auf die Spur gekommen war. Es wäre wohl der Mühe wert gewesen, ihnen dies noch zu sagen. Doch vielleicht waren sie noch gar nicht abgereist, vielleicht hatte man bloß, den Lärm abzudämpfen, die Straße mit Stroh bestreut und den Pferden die Hufe mit Tüchern umwickelt, weil man wußte, daß er krank hier daniederlag, daß die Brust ihm brannte und daß er über das Verborgene des eigenen Werkes nachsinnen mußte, lauschend einem Mittagslichte, das er nicht mehr sah. Und je schärfer er hinhorchte, desto verebbter und entfernter klangen die Geräusche des Lebens, sie waren wie Vorhänge, die sachte von einer Hand weggenommen wurden, einer nach dem andern, bis nichts übrigblieb als das, was zwischen den Worten und den Zeilen eingebettet gewesen war, und dies war die Gesinnung seines eigenen Herzens und des Herzens Ahnung, Schönheit auch sie, und doch des Herzens Opfer. Stiller und stiller wurde es, und es ward zu der Stille, die den Sänger empfängt, ehe er in die Saiten greift. Die große Stille der Menschheit, die nicht mehr Masse ist, sondern Gemeinde der Seelen, Atem der Klarheit, der hinüber- und herüberweht, das gemeinsame stumme Sphärenlied gleich erklingend. Vergil, der Sänger, lauschte, er war gespannt, gespannt wie die Saiten einer Leier, ja, er war selber die Leier, und er erwartete die Hand, die nach seinem Herzen greifen würde, damit es in seiner reifen Spannung erklinge, sehnsüchtig erwartete er diese Hand, denn wenn es klingen würde, dann würde das Herz nicht mehr brennen. Und siehe, während er so lauschend lag und immer deutlicher es spürte, wie die mütterliche Hand der Liebe sich seinem Herzen näherte, und wie die Mittagsnacht immer stiller und dichter sich herabsenkte, erfüllt von dem Rieseln der Abendbäche, beschattet von den Eichen und Pinien, so daß Nymphen wie Hirten schon längst in der Dunkelheit entschwunden waren, oh, in dieser Landschaft

des Abends, die er liebte, obgleich er sie längst nicht mehr sah, breitete Vergil die Arme aus, als wollte, als müßte er sich mit ihr verkreuzen und für immer in sie eingehen, denn er hörte aufs neue den Engel, und der sagte: »Wachse, kleiner Knabe, wachse, klinge und führe, Führer durch die Zeiten, ahnend im Zeitlosen.«

Erschienen 1945

Georg Heym

Der fünfte Oktober

1887–1912

Am 5. Oktober sollten die Brotkarren aus der Provence nach Paris kommen. Der Stadtrat hatte es an allen Straßenecken in seinen großen roten Lettern anschlagen lassen. Und das Volk trieb sich den ganzen Tag vor ihnen herum wie vor den Toren einer neuen und ungeheuren Offenbarung. Ausgehungert bis in die Knochen, träumte es da von Paradiesen der Sättigung, ungeheuren Weizenfladen, weißen Mehlpasteten, die in allen Garküchen prasseln würden.

Alle Schlote sollen rauchen. Man wird die Bäcker an die Laternen hängen, man wird selber braten, man wird seinen Arm bis über die Ellenbogen in Mehl tauchen. Das weiße Zeug wird die Straßen wie ein fruchtbarer Schnee überziehen, der Wind wird es vor der Sonne hintreiben wie eine dicke Wolke.

Auf allen Straßen werden große Tische aufgestellt werden, Paris wird ein großes, gemeinsames Mahl abhalten, einen gewaltigen Sabbat.

Die Menschen drängten sich vor den verschlossenen Kellern der Bäckereien und schielten herab auf die leeren Backtröge, die hinter den Gitterfenstern standen, sie sahen vergnügt auf die schwarzen Mäuler der riesigen Backöfen, die ohne Feuer standen, und wie sie, nach Brot hungerten.

An einer Straße eines Viertels am Mont-Parnasse wurde eine Bäckerei erbrochen, mehr aus Langeweile, um sich die Zeit zu vertreiben, als aus der Hoffnung, in den Kästen noch Brot zu finden.

Drei Mann, Kohlenträger aus St-Antoine, brachten den Bäcker heraus. Sie warfen ihm seine weiße Perücke hinun-

ter und stellten ihn unter die verbogene Lampe seiner Tür. Der eine riß seinen Hosenbund ab, drehte eine Schlinge und warf sie dem Bäcker um den Hals. Dann hielt er ihm seine schwarze Faust unter das Gesicht und schrie ihn an: »Du verfluchter Mehlwurm, jetzt werden wir dich aufhängen.«

Der Bäcker fing an zu jammern und sah sich unter den Umstehenden nach Beistand um. Aber er sah nur lauter grinsende Gesichter.

Der Schuster Jacobus trat vor und sagte zu den Vorstädtern: »Meine Herren, wir wollen das Schwein laufenlassen, aber er muß mir erst ein Gebet nachsprechen.«

»Ja, ein Gebet nachsprechen«, wimmerte der Bäcker. »Lassen Sie mich ein Gebet nachsprechen.«

Jacobus fing an: »Ich bin der verfluchte Saubäcker.«

Der Bäcker sprach nach: »Ich bin der verfluchte Saubäkker.«

Jacobus: »Ich bin der schwarze Mehljude, ich stinke auf tausend Meter.«

Der Bäcker: »Ich bin der schwarze Mehljude, ich stinke auf tausend Meter.«

Jacobus: »Ich bete alle Tage zu den vierzehn Nothelfern, daß niemand merken soll, was ich alles in das Brot tue.«

Der Bäcker wiederholte auch das.

Das Publikum wieherte. Eine alte Frau setzte sich auf die Treppenstufen und gackerte vor Lachen wie eine alte Henne beim Eierlegen.

Jacobus konnte selber vor Lachen nicht mehr weiter.

Eine Weile ging dieses komische Anathema noch fort, zuletzt wurde die erbärmliche Gestalt den Leuten zu langweilig. Man ließ ihn stehen mit seinem Strick um den Hals.

Es begann stark zu regnen, die Leute traten unter die Dächer. Der Bäcker war fort. Nur seine weiße Perücke lag noch mitten auf dem Platze und begann, sich im Regen aufzulösen. Ein Hund nahm sie in das Maul und schleppte sie fort.

Allmählich ließ der Regen nach, und die Menschen traten wieder auf die Straße. Der Hunger begann sie wieder zu

beißen. Ein Kind fiel in Krämpfe, die Umstehenden sahen zu und gaben gute Ratschläge.
Auf einmal hieß es: »Die Brotkarren sind da! Die Brotkarren sind da!«
Die ganze Straße hinab lief das Geschrei. Und die ganze Straße begann, sich aus den Toren hinauszudrängen. Sie kamen an das Land, in die kahlen Felder, sie sahen einen verlassenen Himmel und die lange Reihe von Pappelbäumen der Chaussee, die hinten in den armseligen Horizont der Ebenen untertauchten. Ein Stoß Raben flog über sie vor dem Winde her, den Städten zu.
Die Menschenströme gossen sich in die Felder. Manche hatten leere Säcke auf den Schultern, andere Fleischermollen, Kessel, um das Brot fortzubringen.
Und sie warteten auf die Karren, den Rand des Himmels durchforschend, wie ein Volk Astronomen, das nach einem neuen Gestirn sucht.
Sie harrten und harrten, aber sie sahen nichts als den Wolkenhimmel und den Sturm, der die hohen Bäume hin und her bog.
Von einer Kirche schlug es in die stummen Massen langsam die Mittagsstunde. Da begannen sie, sich zu besinnen, daß sie sonst um diese Zeit um volle Tische gesessen hatten, auf deren Mitte wie ein dicker König ein weißer Laib Brot geprangt hatte. Und das Wort »Pain« zwang sich mit seiner ganzen Weiße, seiner Fette, in das Gehirn der Masse, und lag darin wie ein Stein in der Sonne, riesig, groß, knusprig, zum Anschneiden. Sie schlossen die Augenlider, und sie fühlten den Saft des Weizens über ihre Hände tröpfeln. Sie fühlten die Wärme, die heilige Wolke der Backöfen, eine rosige Flamme, die die weißen Brotlaibe röstete und schwärzte.
Und ihre Hände zitterten vor Verlangen nach dem Mehl. Sie fröstelten vor Hunger, und ihre Zungen begannen, im leeren Munde zu kauen, sie begannen, die Luft zu schlukken, und ihre Zähne schlugen willenlos aufeinander, als zermalmten sie die weißen Bissen.
Manchen hingen ihre Sacktücher aus dem Munde, und ih-

re großen Zähne kauten darauf herum, langsam, wie Maschinen. Sie hatten ihr eingefallenes Auge geschlossen und wiegten ihre Köpfe über ihren Zulp im Takte einer geheimnisvollen, quälerischen Musik.
Andere saßen auf den Prellsteinen an der Straße und weinten vor Hunger, während sich um ihre Knie große magere Hunde herumtrieben, denen die Knochen fast durch das Fell stachen.
Eine schreckliche Müdigkeit befiel die regungslosen Massen, eine ungeheure Apathie fiel lähmend wie eine dicke Decke auf ihre weißen Gesichter.
Ach, sie hatten keinen Willen mehr. Der Hunger begann ihn langsam zu ersticken und sie in einem schrecklichen Schlaf und der Marter seiner Träume zu entmannen.
Weit um sie herum lief die Ebene Frankreichs herab, verzäumt von gespenstigen Mühlen, die rings um den Horizont standen wie Türme oder riesige Gottheiten des Kornes, die mit den Armen ihrer großen Flügel Mehlwolken aufstäubten, als dampfe Weihrauch um ihre großen Häupter.
Ungeheure Tafeln standen am Rande Frankreichs, die unter der Last der großen Schüsseln zu schwanken begannen. Man winkte sie her. Aber sie waren auf große Folterbetten gebunden, und ihr Blut hatte das furchtbare Opium des Hungers betäubt und in schwarze Schlacke erstarrt. Sie wollten schreien: »Brot, Brot, nur einen Bissen, Erbarmen, Barmherzigkeit, nur einen Bissen, lieber Gott.« Aber sie konnten ihre Lippen nicht aufmachen, schrecklich, sie waren stumm. Schrecklich, sie konnten kein Glied rühren, sie waren gelähmt.
Und die schwarzen Träume flatterten über die Haufen, die zu Klumpen geballt beieinander standen und lagen wie ein Heer, verurteilt zum ewigen Tode, geschlagen mit ewiger Stummheit, verflucht, wieder in den Bauch von Paris unterzutauchen, zu leiden, zu hungern, geboren zu werden und zu sterben in einem Meer der schwarzen Finsternis, der Fronden, des Hungers und der Sklaverei, erdrückt von blutgierigen Steuerpächtern, ausgemergelt von der ewigen

Auszehrung, entnervt von dem ewigen Rauch der Gassen und wie ein altes Pergament verwelkt von der beizenden Luft ihrer niedrigen Höhlen, verdammt, einst zu erstarren im Schmutze ihrer Betten und in einem letzten Seufzer den Priester zu verfluchen, der gekommen war im Namen seines Gottes, im Namen des Staates und der Autorität, ihnen zum Dank für die Geduld ihres elenden Lebens die letzten Groschen zu Kirchenvermächtnissen abzupressen.
Niemals schien eine Sonne in ihre Gräber. Was kannten sie von ihr in ihren gräßlichen Löchern? Sie sahen sie manchmal mittags über die Stadt hinschweben, betäubt von ihrem Qualm, in dicke Wolken gehüllt, eine Stunde oder zwei. Und dann verschwand sie. Die Schatten kamen wieder unter den Häusern hervor und krochen an ihnen hoch, schwarze Polypen der Gasse mit ihrer kalten Umarmung.
Wie oft hatten sie an den Gärten von Luxembourg gestanden und durch die Spaliere der Grenadiere auf die weiten sonnigen Wiesen geschaut. Und sie hatten die Tänze der Hofdamen angeglotzt, die Hirtenstöcke der goldbetreßten Kavaliere, die Bücklinge der Mohren, die Tablette voll Orangen, Biskuits, Konfekt, die goldene Karosse, in der die Königin langsam durch den Park fuhr wie eine syrische Göttin, eine ungeheure Astarte, starrend von weißer Seide und glitzernd wie eine Heilige von tausend Perlen.
O, wie oft hatten sie von dem Duft, der Würze des Moschus getrunken, wie oft waren sie beinahe erstickt von den Wohlgerüchen der Ambra, die aus dem Park des Luxembourg zogen wie aus einem geheimnisvollen Tempel. O, man hätte sie doch einmal hereinlassen können, einmal auf einem solchen Samtstuhl zu sitzen, einmal in einem solchen Wagen zu fahren. Sie hätten mit Vergnügen die ganze Nationalversammlung totgeschlagen, sie hätten dem König die Füße geküßt, wenn er sie einmal für eine Stunde ihren Hunger und die kahlen Felder verzweifelter Ernten hätte vergessen machen.
Und sie zerpreßten ihre Nasen an den Eisenstäben der Gitter, sie steckten ihre Hände hindurch, Scharen von Bett-

lern, Herden von Ausgestoßenen und Wimmernden. Und ihr schrecklicher Geruch zog in den Park wie eine Wolke düsteren Abendrotes, das einem schrecklichen Morgen voraufgeht. Sie hatten sich an das Gitter gehängt wie gräßliche Spinnen, und ihre Augen waren weit in den Park hinausgewandert, in seine abendlichen Wiesen, seine Hecken, seine Lorbeergänge, seine Marmorfiguren, die von ihrem Postament herab ihnen ihr süßliches Lächeln zukehrten. Kleine Liebesgötter, Putten, dick wie gemästete Gänse, mit Armen, die weißen ausgestopften Würsten glichen, zielten nach ihrem aufgerissenen Mund ihre Liebespfeile und winkten ihnen mit dem steinernen Köcher, während auf ihre Schultern wie ein Klotz die Arme der Gerichtsvollzieher fielen, die gekommen waren, sie in die Schuldtürme zu werfen.
Die Schläfer stöhnten, und die Wachenden beneideten sie um ihren Schlaf.
Sie sahen vor sich hin, voraus, die Straße hinab nach den Brotkarren, die ausgestorbene Straße, die die Schrecken der Revolution verödet hatten und die wie ein toter Darm keine Zufuhren mehr in den Bauch Frankreichs hineinwarf. Sie war weiß und lief endlos in einen tauben Himmel, der, fett wie ein Pfaffengesicht, feist wie eine Bischofsbakke und ohne Runzeln wie ein gemästeter Bettelmönch, seine fahle Stirn am Horizont zeigte. Er war friedlich wie eine Dorfmesse, er war von kleinen, grauen Nachmittagswolken sanft eingerahmt wie ein alter Abbé, der nach dem Mittagessen in seiner Sakristei, im Lehnstuhl sanft versargt, schlummert, während ihm die Locken seiner Perücke in die Stirn fallen.
Die Lumpen der Menschenherden verbreiteten einen entsetzlichen Gestank. Ihre schmutzigen Halsbinden flatterten um ihre grauen Gesichter. Ersticktes Weinen verflog durch das entsetzliche Schweigen. So weit man sah, stachen ihre durchlöcherten Dreispitze in die Luft, auf denen manchmal schmutzige Straußfedern tanzten. Die zerstreuten schwarzen Figuren der Massen glichen den erstarrten Pas eines düsteren Menuetts, einem Tanze des Todes, den

er mit einem Male hinter sich hatte erstarren lassen, verwandelt in einen riesigen, schwarzen Steinhaufen, gebannt und erfroren von den Qualen, Säulen des Schweigens. Unzählige Lots, die die Flamme eines höllischen Gomorra in ewige Starre geschmolzen hatte.

Hoch über ihnen in dem kalten Oktoberhimmel ging der eiserne Pflug der Zeit, der seine Felder ackerte mit Kummer, besäte mit Not, auf daß daraus eines Tages die Flamme der Rache aufginge, auf daß eines Tages die Arme dieser Tausende leicht würden, beschwingt und fröhlich wie leichte Tauben beim Schnitterdienste der Guillotinenmesser, auf daß eines Tages sie wie Götter der Zukunft unter den Himmel treten könnten, barhäuptig, in dem ewigen Pfingsten einer unendlichen Morgenröte.

Aus dem weißlichen Himmel am fernen Ende der Landstraße löste sich ein schwarzer Punkt.

Die Vordersten sahen ihn, sie machten einander aufmerksam. Die Schläfer erwachten und sprangen auf. Alle sahen die Straße hinab. War dieser schwarze Punkt das Mekka ihrer Hoffnung, war das ihre Erlösung?

Für einige Augenblicke glaubten sie alle daran, sie zwangen sich, daran zu glauben.

Aber der Punkt wuchs zu schnell. Jetzt sahen es alle, das war nicht der langsame Zug vieler Karren, das war keine Mehlkarawane. Und die Hoffnung verlor sich im Winde und verließ ihre Stirnen.

Aber was war das? Wer ritt so toll? Wer hatte in dieser toten Zeit einen Grund, so zu reiten?

Ein paar Männer kletterten auf die dicken Weiden und spähten über die Köpfe der Massen.

Jetzt sahen sie ihn und schrien seinen Namen herab. Es war Maillard. Maillard von der Bastille. Maillard vom 14. Juli.

Und da kam er heran, mitten unter die Volkshaufen. Er hielt an, und dann bekam er nur ein Wort heraus. »Verrat!« schrie er.

Da brach der Orkan los. »Verrat, Verrat!« Einige zehn Mann faßten ihn an und hoben ihn auf ihre Schultern. Er

stand oben, mit der einen Hand sich an einen Baum stützend, ohnmächtig vor Anstrengung, fast blind vom Schweiß, der ihm aus seinem schwarzen Haar um die Augen lief.

Maillard will reden, hieß es. Da trat eine furchtbare Ruhe ein. Alle warteten, warteten mit dem furchtbaren Warten der Massen vor dem Aufruhr, in den furchtbaren Sekunden, in denen die Zukunft Frankreichs gewogen ward, bis die Schale voll Fesseln, Kerkern, Kreuzen, Bibeln, Rosenkränzen, Kronen, Zeptern, Reichsäpfeln, gebettet in die falsche Sanftmut bourbonischer Lilien, voll hohler Worte, Versprechungen, Tafeln voll königlicher Eidbrüche, ungerechter Urteile, harmloser Privilegien, dieser ungeheure Berg alles dessen, mit dem die Jahrtausende Europa betrogen hatten, langsam zu sinken begann.

Maillard schwang sich in den Baum herauf.

Aus seiner kahlen Kanzel herab warf er seine furchtbaren Worte über die Menschen dahin, über die kahlen Felder, die düsteren Wälle, die schwarzen Zugbrücken, überladen von Menschen, in die Tunnels der Tore, über die Dächer von Paris, in die Höfe und Gäßchen der düsteren Faubourgs, in alle die Burgen des Elends weit hinaus, wo unter der Erde in den Kanälen bei den Quartieren der Ratten noch ein verdammtes Ohr war, das seine Worte vernahm.

»An die Nation! Ihr Armen, ihr Verfluchten, ihr Ausgestoßenen! Man verrät euch. Man preßt euch aus. Ihr werdet bald nackt herumlaufen, auf den Treppen werdet ihr sterben, und aus euren starren Händen werden die Steuerpächter, die Schergen des Capets, Bluthunde des Bluthundes, Spinnen der Spinne, eure letzten Groschen reißen. Wir sind verlassen, sind verstoßen, und es geht mit uns zu Ende. Sie werden uns bald den letzten Rock vom Leibe reißen. Aus unseren Hemden werden sie uns Stricke drehen. Wir werden mit unserem Leibe die kotigen Straßen pflastern, damit die Wagen der Henker trocken darüber fahren. Warum sollten wir auch nicht sterben? Denn wir verpesten mit unsern Leibern die Luft, wir stinken, man faßt

uns nicht an, nicht wahr? Warum sollten wir nicht sterben? Was können wir auch tun? Wir können uns ja nicht wehren? Wir sind mürbe gemacht, wir sind stumm gemacht. Man hat künstliche Teuerungen erzielt, man hat uns ausgehungert, der Hunger hat uns totgemacht.«
Jedes Wort fiel wie ein schwerer Stein in das Volk. Bei jeder Silbe warf er seine Arme nach vorn, als wollte er mit dem Bombardement seiner Worte den Horizont selber ins Wanken bringen.
»Wißt ihr, was diese Nacht geschehen ist? Die Königin –«
»Ha, die Königin«, und die Massen wurden noch stiller, als sie den verhaßten Namen hörten.
»Die Königin, wißt ihr, was die alte Hure getan hat? Drei Regimenter Dragoner hat sie nach Versailles kommen lassen. Die liegen in allen Häusern, und die Leute der Versammlung wagen kaum noch zu reden. Mirabeau ist klein geworden wie ein Zwerg, und die anderen alle können sich kaum noch zu einem dürftigen Räuspern aufschwingen. Es ist eine Schande, das zu sehen. Wofür haben sie im Ballhause geschworen, diese Komödianten der Freiheit? Wofür habt ihr euer Blut bei der Bastille gelassen? Es war alles umsonst, hört ihr, umsonst.
Ihr müßt wieder in eure Höhlen kriechen, die Freiheitsfakkel ist ein kleines Nachtlicht geworden, eine kleine Tranfunzel. Gut genug, um euch wieder in eure Löcher zu leuchten.
In drei Tagen wird Broglie mit seinen Truppen hiersein. Die Versammlung wird nach Hause geschickt, die Folter wird wieder aufgerichtet. Die Bastille wird wieder aufgebaut. Die Abgaben werden wieder gezahlt. Alle Kerker sperren schon ihre Mäuler auf.
Euer Hunger wird nicht gestillt werden, verzweifelt getrost. Der König hat die Brotkarren noch vor Orleans anhalten lassen und sie wieder nach Hause geschickt.«
Seine Worte gingen unter in dem Schrei der Wut. Ein ungeheurer Sturm geballter Fäuste schüttelte sich in der Luft. Die Massen begannen zu schwanken, wie ein ungeheurer Malstrom, rund um seinen Baum.

Und der Baum ragte heraus aus dem Meere der Schreie, aus den kreisenden Flüchen der verzerrten Gesichter, aus dem Echo des Zornes, das wie ein schwarzer, riesiger Wirbelwind vom Himmel zurückkam und ihn im Kreise zu erschüttern begann, daß er dröhnte wie der Klöppel einer ehernen Glocke.
Der Baum ragte heraus wie von düsteren Flammen angezündet, eine kalte Lohe, die ein Dämon aus dem Abgrund hatte aufschießen lassen.
Hoch oben in seinem fahlen Geäst hing Maillard wie ein riesiger schwarzer Vogel und warf seine Arme im Kreise hin und her, als wollte er sich zum Fluge über die Menschenmassen anschicken in den Abend hinaus, ein Dämon der Verzweiflung, ein schwarzer Belial, der Gott der Masse, der düstres Feuer aus seinen Händen warf.
Aber in seiner Stirn, die das dunkle Licht wie mit überirdischer Weiße übergoß, spiegelte ein goldener Strahl, der durch die Wolken kam, hoch über dem Chaos aus dem Zenit des Himmels.
Nur ein kleiner Streifen am Westhimmel war hell geworden, dort war der Himmel über die Felder gespannt wie ein Teppich von seidener Bläue, der noch von den Erinnerungen eines verschwiegenen Schäferspiels träumte.
Aus dem Toben der Massen heraus schallte plötzlich zweimal von einer lauten Stimme gerufen im Paroxysmus eines gellenden Diskantes der Ruf: »Nach Versailles, nach Versailles!« Es war, als hätte es die riesige Masse selbst gerufen, als hätte ein Wille das ausgesprochen, was in den Tausenden der Köpfe sich wälzte. Da war ein Ziel. Das war kein Chaos mehr. Die Menschenmassen waren mit einem Schlage ein furchtbares Heer. Wie ein riesiger Magnet riß der Westhimmel ihre Köpfe herum, wo Versailles ihrer harrte. Diese Straße würden sie jetzt gehen, sie würden nicht mehr warten. Die Kräfte, die der Sturm der Verzweiflung in ihnen aufgewühlt hatte, hatten einen Willen, einen Weg. Der Damm war gebrochen.
Die ersten Reihen setzten sich spontan in Marsch. In Reihen zu vieren, zu fünfen, soweit die Breite der Straße es erlaubte.

Maillard sah das. Er kletterte, so schnell er konnte, von seinem Baum herab, rief drei Mann, die er kannte, zu sich und rannte mit ihnen über die Felder an den Massen entlang, bis er ihre Spitze erreichte. Da stellte er sich mit seinen Leuten dem Strome entgegen und versuchte, auf sie einzureden, sie sollten einen Führer wählen, Waffen holen. Aber er wurde nicht gehört. Jetzt war seine Stimme wie die eines jeden anderen, der diese eisernen Bataillone hätte aufhalten wollen. Die Massen stießen ihn zur Seite, sie überschwemmten die kleine Mauer der vier Mann und rissen Maillard und seine Leute mit sich die Straße hinab.
Ein unsichtbarer Führer führte sie, eine unsichtbare Fahne wehte vor ihnen her, ein riesiges Panier wallte im Winde, das ein ungeheurer Fahnenträger vor ihnen hertrug. Ein blutrotes Banner war entfaltet. Eine gewaltige Oriflamme der Freiheit, die mit einem purpurnen Fahnentuche im Abendhimmel ihnen vorausflackerte wie eine Morgenröte.
Sie alle waren unzählige Brüder geworden, die Stunde der Begeisterung hatte sie aneinandergeschweißt.
Männer und Weiber durcheinander, Arbeiter, Studenten, Advokaten. Weiße Perücken, Kniestrümpfe und Sansculotten, Damen der Halle, Fischweiber, Frauen mit Kindern auf dem Arm, Stadtsoldaten, die ihre Spieße wie Generale über der Masse schwangen, Schuster mit Lederschürzen und Holzpantoffeln, Schneider, Gastwirte, Bettler, Strolche, Vorstädter, zerlumpt und zerrissen, ein unzähliger Zug.
Barhäuptig zogen sie die Straße hinab. Marschlieder erschallten. Und an Spazierstöcken trugen sie rote Taschentücher wie Standarten.
Ihre Leiden waren geadelt, ihre Qualen waren vergessen, der Mensch war in ihnen erwacht.
Das war der Abend, wo der Sklave, der Knecht der Jahrtausende seine Ketten abwarf und sein Haupt in die Abendsonne erhob, ein Prometheus, der ein neues Feuer in seinen Händen trug.
Sie waren waffenlos, was schadete das, sie waren ohne

Kommandanten, was tat das? Wo war nun der Hunger, wo waren die Qualen?
Und das Abendrot lief über sie hin, über ihre Gesichter und brannte auf ihre Stirnen einen ewigen Traum von Größe. Die ganze meilenweite Straße brannten tausend Köpfe in seinem Lichte wie ein Meer, ein urewiges Meer.
Ihre Herzen, die in der trüben Flut der Jahre, in der Asche der Mühsal erstickt waren, fingen wieder an, zu brennen, sie entzündeten sich an diesem Abendrot.
Sie gaben sich die Hände auf dem Marsche, sie umarmten sich. Sie hatten nicht umsonst gelitten. Sie wußten alle, daß die Jahre der Leiden vorbei waren, und ihre Herzen zitterten leise.
Eine ewige Melodie erfüllte den Himmel und seine purpurne Bläue, eine ewige Fackel brannte. Und die Sonne zog ihnen voraus, den Abend herab, sie entzündete die Wälder, sie verbrannte den Himmel. Und wie göttliche Schiffe, bemannt mit den Geistern der Freiheit, segelten große Wolken in schnellem Winde vor ihnen her.
Aber die gewaltigen Pappeln der Straße leuchteten wie große Kandelaber, jeder Baum eine goldene Flamme, die weite Straße ihres Ruhmes hinab.

Erschienen 1913

Ernst Wiechert

Chuchollek

1887–1950

»Komm her!« sagte er und stieß den dicken Finger auf den Sitz neben sich. »Hier ist dein Platz, und du bist auch im Windschutz, denn der Ordinarius spuckt.«
Ich war zum ersten Male in einer Stadt, in einer Schule, aus dem Walde hineingeworfen in eine brüllende Horde von vierzig Quartanern. Mein Vater hatte mich am Tor abgeliefert. »Halte dich ordentlich!« hatte er gesagt, und dann war seine grüne Uniform untergetaucht im furchtbaren Strudel der Straße. Tränenspuren waren noch in meinen Augen, wie ein Rohr im Winde stand ich an der Tür der Klasse, und so war es kein Wunder, daß ich gehorchte.
»Chuchollek heiße ich«, sagte mein Nebenmann. »Eigentlich von Chuchollek, aber mein Vater hat den Adel abgelegt, weil er Äußerlichkeiten verachtet.« Er sah mich durchdringend an, ob ein Zweifel in meinen Augen zu lesen sei, aber ich war nichts als betäubt. Ein Mensch unter einer Chausseewalze, den man hervorreißt, wenn schon das Eisen seine Stirn berührt. Und außerdem war es ein heimatlicher Laut. Chuchollek hieß unser Zimmermann, der das neue Scheunendach gemacht hatte. Er war zwar immer betrunken und sah nicht wie ein Graf aus, aber er hatte doch auf unserem Hof gesessen und den Holzhammer auf das Stemmeisen niederfallen lassen. »Unser Zimmermann heißt so«, sagte ich demütig. »Vielleicht seid ihr verwandt?«
»Esel!« erwiderte Chuchollek deutlich und schleuderte gleichzeitig ein Lineal zurück, das aus dem Hintergrund auf unserer Bank gelandet war. Dann trat der Ordinarius ein und begann die Plätze zu verteilen. »Ah, du bist der Neue«, sagte er, »wollen dich mehr nach oben setzen ... hier unten sitzen die schwachen Gefäße.«

Chuchollek stand auf, demütig und ergeben. »Er möchte gern hier sitzen, Herr Doktor«, sagte er und hob die Hand nach mir wie ein Lehnsherr zu seinem Vasallen. »Wir sind nämlich verwandt ... entfernt zwar ... durch eine Tante...«

»So«, sagte der Ordinarius etwas erstaunt, »na, dann könnt ihr ja zusammenbleiben.«

Ich wollte sagen, daß das nicht wahr sei, aber es dauerte lange bei mir, und da wurde schon der Stundenplan diktiert.

So begann meine Freundschaft mit Chuchollek. Ich saß nur ein Viertel Jahr neben ihm, dann kam ich nach »oben«. Aber in dieser Zeit war er mein Herr geworden. Er hatte mich adoptiert.

Chuchollek war klein und stämmig. Schwarze, ölige Haarsträhnen fielen in sein blasses, breites Gesicht, und seine schmalen Lippen konnten auf eine unangenehme Weise lächeln. Das Lächeln eines Allwissenden. Sein Vater mußte den Adel vor sehr langer Zeit abgelegt haben, denn die Kleider seines Sohnes waren immer voller Flecken, seine Schuhe immer wo aufgeplatzt, seine Bücher immer ohne Einband. Am schlimmsten aber waren seine Hände, kurz und sehr breit, mit Fingern, deren Nägel so weit abgekaut waren, daß ich glaubte, er komme aus einer Folterkammer.

Chuchollek nahm sich meiner an. »Zeig mal deinen Federkasten her!« sagte er. »Du weißt nicht, was hier vorgeschrieben ist.« Grinsend betrachtete er die vorbildliche Sauberkeit meiner Werkzeuge, nahm sie in die Hand, verteilte sie in zwei Haufen. »Faber Nr. 3 ist verboten«, sagte er, »zu weich ... ich will dir aushelfen.« Und er schob mir ein abgebrochenes Bleistiftende zu, das so aussah, als sei eine Pferdebahn darüber hinweggegangen. »Federhalter? Geht an. Aber sieh mal her! Ein synthetischer Halter, verstehst du? Künstlicher Rubin, glaube ich. Das Ende ist nur abgebrochen, damit man die Maserung an der Bruchstelle sieht. Ich will tauschen, weil wir vielleicht verwandt sind ... nein, nein, keine falsche Bescheidenheit ... hast du einen Penter?«

Ich wußte nicht, was ein Penter war. Er lächelte ironisch mit seinem linken Mundwinkel, wo immer ein graues Speichelbläschen saß. »Ohne Penter bist du geliefert, Freundchen. Wo wohnst du? Herzogsacker? Herzlichen Glückwunsch! Am Herzogsacker können nur Männer wohnen, verstanden?« Und er zog seinen Penter aus der Tasche. Einen vielfach geflochtenen Riemen, dessen Endschlinge einen Stein oder eine Bleikugel enthielt. »Ohne diesen Tröster bist du in drei Tagen eine Leiche, Freundchen. Hier ist Großstadt und kein Hinterwald. Überlege bis morgen, was du mir als Anzahlung bringen kannst, verstanden?«
Ich erwarb einen Penter. Ich erwarb synthetische Federhalter mit Bruchstellen, Bleistiftspitzer mit Altertumswert, verbogene Zirkel, gespaltene Lineale, eingerissene Briefmarken, Gummibälle mit Ventilatoren, Stollwerckbilder mit Fettflecken. Ich mußte teuer erwerben, und schon wenn ich seine Stimme von ferne hörte, zitterte ich unter dem dunklen Haß, der mich zerfraß. Aber wer konnte gegen Chucholleks Stachel löcken? »Man streckt seinem Ordinarius nicht die Zunge raus, Freundchen«, sagte er so nebenbei und versenkte einen lebenden Brummer in seinem Tintenfaß. »Wenn ich es melde, fliegst du. Soll ich?« Und er hob mit einem Seitenblick auf mich die Hand. »Bitte nicht!« flüsterte ich in Todesangst. »Herr Doktor!« »Bitte nicht!« lange Pause. Tödlich lang. »Herr Doktor, darf ich mal austreten?«
»Schwache Nerven hast du, Kleiner«, sagte er in der Pause. »Wer weiß, ob du überhaupt aus dem Walde stammst? Alle Aristokraten leiden, ohne mit der Wimper zu zucken.«
In der zweiten Woche kam er in meine Pension. »Nett haben Sie es hier«, sagte er im Korridor zu meiner Pensionsmutter. »Hübsche alte Bilder ... direkt gemütlich ...« Sie öffnete ihm verblüfft die Tür zu meinem Zimmer. Ich hatte ein Paket mit Äpfeln bekommen. »Gravensteiner?« sagte er und nahm den größten in die Hand. »Gute Sorte, wenn auch nicht allererstes Aroma. Übrigens ist meine Mutter krank, du könntest ihr ein paar mitgeben, nicht wahr? Ich sehe, du hast die Arbeiten schon fertig. Der Ordinarius hat

mir aufgetragen, mich ein bißchen um dich zu kümmern ... wollen mal sehen ...«

Er setzte sich an meinen Tisch, zog aus der Hosentasche ein paar zerknüllte Hefte heraus und begann, meine Arbeiten abzuschreiben. »Etwas umständlich, diese Konstruktion«, meinte er, »aber für den Sohn eines kleinen Beamten nicht übel ... übrigens können wir zusammen deinen Atlas benutzen. Meiner ist ein Weltatlas, 130 Blätter, zu schwer zum Mitschleppen ...«

Nach einer Stunde ging er, meinen Atlas unter dem Arm, drei Gravensteiner in jeder Hosentasche, einen Magneten in der Hand, um ihn wieder »stark« zu machen. Von da ab kam er täglich. Chuchollek trug meine Kragen und Schlipse, Chuchollek trug meine Sportgürtel und meine Turnschuhe. Chuchollek hatte meinen Atlas, mein Gesangbuch, meine Federhalter, meine Bleistifte. Chuchollek war meines Daseins zweiter Teil.

Mein Ansehen in der Klasse sank, selbst die Lehrer sahen uns von der Seite an. Ich saß die ganzen Pausen auf dem Abort hinter verschlossener Tür. Aber wenn es läutete, stand Chuchollek vor der Tür, legte den Arm um meine Schulter und geleitete mich bis auf meinen Platz. »Dein Magen scheint nicht in Ordnung zu sein, Freundchen ...«, sagte er.

Ich erkundigte mich vorsichtig nach seinem Vater. Er war Schreiber bei einem Winkelkonsulenten, und einige von uns hatten ihn morgens im Rinnstein liegen sehen. Ich begann, von Chuchollek zu träumen. Es war ein kahles Zimmer mit einer Tapete, die über der Bodenleiste dunkle Löcher hatte. Eine Lampe brannte, fahl, als sei es tief auf dem Meeresgrund. Ich stand und sah mich um. Es knisterte an den Löchern, aber ich wußte nicht, an welchen. Und dann kam es herausgekrochen, vielgliedrig, dunkel, gestaltlos. Wie ein Riesenkrebs, aber es lächelte mit schmalen Lippen. Es kam auf mich zu. Ich lief. Es kam schneller. Es trieb mich in eine Ecke. Seine Zangen öffneten und schlossen sich gespenstisch. Und ich schrie, bis meine Pensionsmutter ins Zimmer kam.

Ich konnte ihn nicht abschütteln. Dreimal stand ich vor der Tür meines Klassenleiters. Dreimal kehrte ich um. Hatte ich Böses getan, daß ich mich fürchtete? Nein, aber es war richtig, daß ich dem Ordinarius die Zunge rausgestreckt hatte in einer prahlerischen Tapferkeit. Ich war in der Zucht der Gebote aufgewachsen, und man hatte mich gelehrt, daß dies Sünde sei. Ja, und ich schleppte an dieser Sünde wie ein Muttermörder.

Nach anderthalb Jahren erst wurde ich erlöst. Wir machten unseren Schulspaziergang, und Chuchollek hing wie eine giftige Klette an mir. Wir kehrten in einem Forsthaus ein. Hinter dem Garten floß ein Bach, und dort fing Chuchollek einen Maulwurf. Selbst die Tiefe der Erde war nicht sicher vor ihm. Am Bach stand ein Eimer, und ich mußte ihn mit Wasser füllen. Dann warf Chuchollek den Maulwurf hinein und sah zu, wie er um sein Leben kämpfte. »Laß das sein!« sagte ich und stieß nach dem Eimer. Er pfiff durch die Zähne und warf mir nachlässig die Faust unter das Kinn. Aber er vergaß, daß dies zu meinen zehn Geboten gehörte. »Laß das sein!« schrie ich verzweifelt. Er pfiff von neuem und beugte sich tief über den Eimer.

Und in diesem Augenblick wurde ich erlöst. Ich warf mich so plötzlich über ihn, daß wir alle hinstürzten, Chuchollek, der Eimer, ich. Ich sah das breite Gesicht unter mir, in dem sich weiße Flecken der Wut bildeten. Und ich schlug nur hinein. Er biß, er kratzte, er griff nach meiner Kehle. Aber ich schlug.

Der Ordinarius riß mich von ihm fort. Sein Gesicht war blaß vor Zorn und Entsetzen. Aber bevor er die Lippen öffnen konnte, brach es aus mir heraus. Die Geschichte meiner Leiden schrie ich in sein Gesicht, in alle Gesichter. Ich war in einem Krampf der Beichte. Ich war so außer mir, daß sie zurückwichen vor meinem rasenden Gesicht, bis alles fort war, heraus aus mir, meine ganze Seele und anderthalb Jahre meines Lebens, und ich vor den Füßen meines Lehrers zusammenbrach.

Es war gut, daß er ein gütiger und kluger Mensch war. Er hob mich auf und sah Chuchollek an. »Nach Hause!« sagte

er kurz. Und bis an das Ende meiner Tage werde ich ihn fortschleichen sehen, am Gartenzaun entlang, die Hände in den Taschen. Trotzig und höhnisch in der Haltung seiner Schultern, seines kurzen Nackens, aber ein geschlagener Tyrann für mein Auge, das ihn kannte. Er war entthront. Er schleppte seinen Mantel noch mit, seine Rüstung, eine eilig ergriffene Beute.
Er verschwand mit seinen Eltern aus der Stadt, und es dauerte dreißig Jahre, bis ich ihn wiedersah. Es war am Abend in der Bahnhofshalle einer fremden Stadt. Ich sah mich nach einem Hoteldiener um, als er sich schräg von hinten heranschob, lautlos, gleichsam mit geöffneten Zangen. »Zimmer gefällig, mein Herr?« flüsterte er. »Sehr elegant ... aller Komfort ... einschließlich diskreter Wünsche ...« Dieselben Flecken in seinem Anzug, dieselbe Haarsträhne, dieselben Nägel. Böses stieg in meiner Brust auf. »Chuchollek?« fragte ich laut. Er erblaßte. Seine Augen gruben sich in mein Gesicht, fanden keinen Halt, glitten ab. »Ganz recht«, flüsterte er. »Von Chuchollek eigentlich ... aber die Zeiten sind schlecht ... sollte ich die Ehre gehabt haben ...«
Dann kam der Hoteldiener, und er glitt zurück, wie eine Spinne aus einem erschütterten Netz.

Erschienen 1932

Arnold Zweig

Was der Mensch braucht

1887–1968

»Schöner Sommer«, sagte der Unteroffizier Verdy, während der Eisenbahnzug sich langsam durch die heiße, litauische Landschaft schleppte. Die Unteroffiziere der Abteilung saßen in Hemdsärmeln da, Spielkarten vor sich auf einer Kiste. Sie rauchten und hatten Platz, auch Bertin rauchte und hatte Platz. Diese Reise konnte dauern, so lange sie wollte. »Komisch nur«, fuhr Verdy fort, »woran mich dieser Sommer erinnert. Nämlich an den vorigen! Wir saßen in Bialystok, und über Bialystok saßen Typhus und Ruhr. Erinnert ihr euch noch? Das Gebäude der Abteilung hatte als Gegenüber die katholische Kirche, und sie machte uns wild durch ihr Gebimmel. Warum bimmelte sie? Weil so viele Zivilisten die Gelegenheit benutzten zu sterben, Todes zu verbleichen, das Zeitliche zu segnen, die himmlischen Heerscharen zu vermehren und das irdische Jammertal mit den ewigen Jagdgründen zu vertauschen. Die Medizinalabteilung stand kopf vor Empörung, denn diese Bevölkerung aß, als gäbe es keine Verordnung von Ober-Ost, das grüne Obst von den Bäumen. Natürlich kriegte sie die Ruhr und füllte die Sterberegister. In die tieferen Ursachen dieses seltsamen Appetits drangen die Herren nicht ein. Sie hätten das sonderbare Ergebnis gefunden, daß fortgesetzes Hungergefühl und lang andauernde Unterernährung selbst die gehorsamsten Katholiken und Israeliten zum Essen von unreifem Obst veranlassen kann – Sommer neunzehnhundertsiebzehn, während Ober-Ost und das Besatzungsheer die bekömmlicheren Lebensmittel für sich beschlagnahmt. Unreife Äpfel, die sausen vielleicht durch die Därme. Über dreißig Sargeinsegnungen verrichteten die Geistlichen damals täglich. Und während

unsere Arbeit von den Juden und ihren Beerdigungen nicht gestört wurde, traten die Katholiken unseren Ohren nahe, und Hauptmann Traugott erließ daher den Befehl, die nach der Kirche gehenden Fenster des Hauses geschlossen zu halten. Die Seelen fuhren also weiter gen Himmel, und die fleißigen Glocken halfen ihnen dabei, wir aber konnten unsere Schreibmaschinen ohne Glockenstörung befingern.

Ich hatte persönlich Bekannte unter denen, die sich gen Himmel verdrückten oder in die Erde, wie ihr wollt. Zwei Kinder – einen Jungen und ein Mädel, elf und vierzehn. Und die wären nicht gestorben, wenn sie nicht durch das Klavier hineingelegt worden wären, das ihrer Mutter gehörte. Die Mutter war eine Witwe, eine stille, bürgerliche Jüdin, mit festen hellen Augen, die sie den Kindern mitgegeben hatte. Blonde Judenkinder mit hellen Augen und runden, roten Backen sind nicht sehr häufig in Ober-Ost, in Österreich sah ich mehr davon. Aber diese hier waren besonders gut gehalten, und die Mutter machte ihnen aus der Wohnung inmitten der Stadt Bialystok ein richtiges Heim. Man saß behaglich bei ihnen, gemütlich; ich verbrachte manchen Abend da und unterhielt mich mit den dreien, die immer von gedämpfter Munterkeit waren und so erzogen. Ich habe eine Schwäche für gebremste Herzlichkeit, für eine nordische Mischung von Zurückhaltung und Wohlwollen. Wie ich in die Familie kam, ist eine Sache für sich. Durch mein Fotografieren einfach. Ich habe noch heute dort vierundzwanzig Aufnahmen liegen, die ich nicht abgeholt habe und nie abholen werde.

Ich spielte gern auf dem Klavier, das Frau Dowkin von ihrem Mann in schönen, vergangenen Jahren geschenkt bekommen hatte, einem deutschen Instrument, haltbar und von mittelgutem Klang. Ein Künstler bin ich nicht, aber wenn es dämmert, phantasiere ich so manchmal vor mich hin, damit es wohl klinge und über unser bezauberndes Dasein den dunklen Schleier wundervoller Töne lege, wie die ehemals neuere Lyrik sich ausdrücken würde. Aber besser als ich spielte das Mädchen, und der Junge bewunderte

sie mehr als mich. Ich sagte schon, daß er sehr gutartig war. Pausbacken hatte sie und einen Zopf und einen so energischen Zug um das Mäulchen, während sie ihre Finger, hastdunichtgesehen, über die Tasten tanzen ließ. Kleine Sonaten von Haydn, Gavotten von Bach, Mazurkas von Chopin, Schritt für Schritt kam sie vorwärts in den Monaten, in denen wir Bialystok zu unserer Residenz gemacht hatten. Es steckte was in ihr, etwas Straffes, aber auch etwas Weiches. Viele Menschen in dieser Gegend sind ja sehr auf Musik gestellt, und wenn sie nicht fiedeln, dann spielen sie eben Klavier oder singen. Diese kleine Riwka spielte Klavier. Ich weiß nicht, wer von den verehrungswürdigen Genies unserer so siegreichen wie kunstvollen Heimat behauptet hat, Genie sei Fleiß. Das Diktum klingt streng, bedeutend und nach Schulaufsatz; aber lassen wir's dabei. Stimmte das Diktum – aber es stimmte natürlich nicht –, so steckte in der kleinen Riwka ein Genie. Für sie gab es überhaupt nur zwei Beschäftigungen außerhalb der Schule: Schlafen und Klavierspielen. Manchmal half sie dem Bruder bei den Schularbeiten, aber er brauchte sie kaum, er war ein vorzüglicher Mathematiker, sagte mir später unser Doktor Preußmann, der ihn unterrichtete.
Im Juli fuhr ich auf Urlaub, vorigen Juli. Im August kam ich wieder, und bums, beide Kinder tot. Wie das kam? Weil ich eben auf Urlaub war. Ich kann es nicht leugnen, ich mag auch nichts beschönigen, es wurmt mich manchmal, manchmal zucke ich die Achseln darüber. Aber so ging dies vor sich. Klavierspielen hört man auf der Straße. Dadurch wird bekannt, wo ein Klavier zu finden ist, wenn man eins braucht. Es kann alles ohne Bosheit geschehen, ohne die Absicht, jemandem ein Leid zu tun, das über das gewohnte Besetzungsleid in Kriegszeiten hinausgeht. Aber wenn sich ein gewisser Verdy auf Urlaub befindet, wird aus der ganz gewöhnlichen Beschlagnahme eines Klaviers durch Ober-Ost eine Todesfalle für zwei Kinder. Die Unteroffiziere der Wirtschaftsabteilung brauchten ein Kasino, und was der Mensch braucht, muß er haben. Das Kasino brauchte ein Klavier. Wo hatte man ein solches Klavier gehört? Bei

der Witwe Dowkin ganz einfach. Eines Vormittags erscheinen ein Unteroffizier und vier Mann, sie beschlagnahmen das Klavier, höflich und ordentlich gegen ein gestempeltes Papier voller Entschädigungsansprüche, tragen es die Treppe hinunter und fahren weg, allé parti. Zu denken, daß ich mich damals gerade mit meiner Frau am Steinhuder Meer amüsierte! Es war ein reizender Urlaub, völlig geglückt.

Komisch, was die Seele mit dem Menschen anstellt. Bis zum Verschwinden des Klaviers war die kleine Riwka ganz gesund, gegen Ansteckung gefeit. Vierzehn Tage nach der Beschlagnahme kam sie mit Fieber nach Hause, und den Rest könnt ihr euch denken. Schwere Infektion, steckt den Bruder an, kein Widerstand der Schwester, nichts, was am Leben erhält, stille Verzweiflung, innerlich abmarschbereit seit dem Augenblick, wo an der Wand statt des vertrauten Instruments ein rötliches Viereck unverblaßter Tapete prangte oder schreckte. Als sie starb, war der Bruder auch nicht zu halten. Nicht einmal die Mutter vermochte das. Es klingt alles so kitschig; aber ich habe das Leben nicht erfunden, und wer weiß, was zwischen Geschwistern sich abspielt, wenn sie einander verstehn und das kleinere das größere bewundert. Keine Musik mehr. So schwarz-weiße Tasten weggeschleppt, draußen Krieg, Not, Aussichtslosigkeit und immer feste blauer Himmel und Sonnenschein, das macht mürbe. Kleine, kluge Judenjungen mit verschwiegenen Lippen und prüfenden Augen verstehen ja viel mehr von unserem geehrten Dasein, als wir wahrhaben wollen.

Als ich zurückkam, erfuhr ich die Geschichte, wie schon gesagt. Doktor Preußmann erzählte sie mir, und seine ausgehöhlten Backen, seine großen braunen Augen, seine gedämpfte Stimme enthielten eine heimliche Anklage gegen den lieben Gott, an den er doch glaubte. Ich, der ich keineswegs an ihn glaube, ihn aber unter anderem scharf mißbillige, zog zwei Konsequenzen. Ich besuchte nicht mehr Frau Dowkin, ich zeigte mich nicht mehr bei ihr, ich wagte nicht, ihr unter die Augen zu treten. Und ich nahm keine

Einladung meiner geschätzten Kameraden von der Wirtschaftsabteilung Ober-Ost in ihr neues Kasino an. Ich hatte einfach keine Lust. Denn ich konnte ihnen doch nicht erklären, daß ihr sorgsam geputztes Klavier, schwarz an der Wand, für mich gar nichts anderes war als ein Doppelgrabstein in musikalischer Ausführung.«

Erschienen 1961

Friedrich Wolf

Lichter überm Graben

1888–1953

Keiner von uns Pionieren, die in jenem Winter 1916 in den Dörfern und Schützengräben vor Douai lagen, wagte sich an Germaine heran. Dieses zwanzigjährige, kräftige Mädchen in den blauen Männerhosen und der kurzen Jacke der ehemaligen Bergarbeiterin war mit ihrer alten Mutter inmitten der Kohlenhalden zurückgeblieben; sie hielt sich die nicht sehr schüchternen Landser mit einer unmißverständlichen Geradheit vom Leibe. Dabei hatte sie einen Charme, wenn sie uns den Gulasch mit Dörrgemüse aufwärmte, daß uns jedesmal allein von ihrem Anblick gefährlich heiß ums Herz wurde. Natürlich schauten auch unsere Offiziere auf Germaine. Doch wir betrachteten das Mädel als eine der Unseren, das heißt unserer Landsergruppe, und wenn der Leutnant unseres Zuges sich zu einem Tête-à-tête anpürschte, stets war einer von uns da, der eine dringliche Meldung zu überbringen oder ein Urlaubsgesuch wegen Todesfalles vorzulegen hatte. Wir hatten damals solche Papiere auf jede Gefahr hin in Reserve.
In der Schutzgarde Germaines stand Schorsch Wirtgen, ein baumlanger, jungenhafter Bursche, an erster Stelle. Er sprach im allgemeinen soviel wie ein Kabeljau. Aber wenn Germaine die »trois jolis tambours« sang, geriet er in Ekstase und schrie wie verwundet auf: »O mademoiselle, je vous adore!« (was wir ihm beigebracht hatten), während er selbst unentwegt der Angebeteten Lieblingslied »Bin von den Bergen gestiegen, wo die Lawine rollt« zum besten gab.
So lebten wir in jenem Winter zwischen den riesigen, mit leichtem Schnee bedeckten Kohlenhalden vor Douai und der Lorettohöhe, eine Woche in Ruhestellung im Dorf, ei-

ne andere vorn als Infanterie im Graben. Eines Nachts nun kam der lange Schorsch dampfend vor Erregung in den Unterstand. Er war draußen in der vordersten Sappe auf Horchposten gewesen, kaum dreißig Meter entfernt von dem Posten des französischen Stichgrabens. Und nun habe dieser Franzmann dauernd »Germaine Duvettre« gerufen. Wir foppten Schorsch, daß er zweifellos von einem Sonnenstich getroffen sei, weil das Weib seiner Wünsche ihn bis in die vorderste Sappe verfolgte.
Doch dann gingen zwei von uns mit.
Tatsächlich, da rief ein Franzose: »Camarade allemand, est-ce que se trouve là-bas Mademoiselle Germaine Duvettre au village...« Ich fragte den Rufer in seiner Sprache, wer er denn sei?
»Der Freund von Germaine! Pierre, der Freund!«
»Sei still! Laß dein Gewehr dort! Und komm ans Drahtverhau zu uns!«
Er trat aus dem Stichgraben, ohne Waffe, und ging im weißen Dämmer der dünnen Schneedecke über die zwanzig Meter Niemandsland zu unserem Verhau. Der lange Schorsch und ich stiegen ebenfalls aufs Feld. Wir ließen uns Germaine beschreiben. Es stimmte alles haargenau. Schorsch aber wurde plötzlich wortgewaltig wie ein Staatsanwalt. Ich mußte ihm alle Antworten Pierres – eines kleinen, stämmigen, etwa fünfundzwanzigjährigen Poilus – übersetzen. Wobei Schorsch bei der Beschreibung von Germaines Statur sein Veto einlegte, als ich Pierres »bien potelée« in »gut durchwachsen« oder »vollbusig« übertrug; denn sie sei »herrlich schlank«. Doch schließlich wurde Germaines Signalement anerkannt.
Was aber war zu tun?
Pierre bat um nicht mehr und nicht weniger, als daß wir seine Braut, die ja kein Militär sei, ihm zuführten. Wir erklärten ihm, wir müßten das mit unseren Kameraden erst besprechen. Er solle nächste Nacht wieder in der Sappe sein. Pierre versprach uns Himmel und Hölle für die Übergabe seiner Braut. Das ließ uns aufhorchen. Denn Germaine war auch für unser Wohlbefinden ein Wertobjekt. Pierre

steigerte, da wir nachdenklich schwiegen, sein Angebot: Brüsseler Büchsenschinken, Tabak, warme Socken...
Wir waren schon wieder auf dem Weg zum Graben, da hörten wir noch: »Des saucisses de Francfort...«
»Er gibt uns noch Frankfurter Würstchen.«
»Was sagt der Hund?« fragte mich Schorsch dumpf.
Unsere Gruppe im Unterstand beriet die ganze Nacht. So einfach war die Sache nun nicht. In zwei Tagen zur Weihnacht wurden wir abgelöst. Zum Glück stellte unsere Gruppe den Postholer der Kompanie. Dieser mußte also Germaine abends in der Dunkelheit heranbringen. Die rechte Anschlußgruppe im Graben mußte verständigt werden, das heißt, sie mußte an dem Austauschpreis beteiligt werden, das heißt, wir mußten die von Pierre zu liefernde Tabakration auf sechzehn Mann aufteilen, schon damit alle dichthielten. Auf dieser Basis verhandelten wir die kommende Nacht mit Pierre, der ebenfalls einen Kameraden als Zeugen mitgebracht hatte.
Am nächsten Abend kam mit dem Postholer ein Soldat im Landsermantel und mit Schneehaube überm Kopf. Es war Germaine. Sie wurde in unserem Unterstand in einer Ecke unter Decken verstaut. Schorsch saß im Stroh und spielte leise: »Bin von den Bergen gestiegen.« Er verlor ja seine Braut – seine Seelenbraut.

Und dann kam der große Moment. Schorsch und ich, wir brachten Germaine nach vorn. Die Sappe führte unter unserem Drahtverhau hindurch ins Freie. Der Weg wurde uns nicht leicht. Gebückt schlichen wir dahin. Dann aber traten wir ins Niemandsland, das totenstill im fahlen Schneedämmer dalag. Es war eine völlig windlose Nacht.
Auf einmal sprang eine Gestalt aus der französischen Sappe. Pierre riß Germaine an sich. Wir zwei Deutsche rührten uns nicht. Alles war ganz unwirklich. Da stürzte Pierre auch auf uns beide, umarmte und küßte uns. Wir hörten nur immer wieder: »Camarades! Camarades!« Und nun küßte uns auch Germaine, auf die Backen, auf den Mund,

ihre Hände strichen über unser Gesicht. Ein zweiter Franzose war aus der Sappe gekommen. Auch er umarmte uns.
»Adieu, mes amis!« sagte Germaine.
»Au revoir, Germaine! Bonne chance!« sagte ich.
Schorsch sprach kein Wort. Er sprang wieder in die Sappe hinunter. Ich folgte ihm. Da kam der zweite Franzose uns nach: »Camarades!« Er reichte uns ein schweres Paket hinab. Mein Gott! Das Wichtigste hatten wir in der Aufregung vergessen!
Das war eine Nacht in unserem Unterstand und in dem der Nachbargruppe! Wahrhaftig, die Franzosen hatten sich nicht lumpen lassen: Rotwein, Schinken, Würstchen, Schokolade, Tabak, Zigaretten! Wir tranken und sangen und ließen Germaine leben.
Plötzlich kam einer auf den Gedanken – wohl nach dem starken und würzigen Rotwein –, wir sollten draußen Lichter anstecken. Jeder hatte ja in seinem Weihnachtspaket von daheim ein Päckchen Kerzen erhalten. Bäume gab's allerdings weit und breit nicht mehr in dem Trichtergelände. So steckten wir die Kerzen einfach auf die Spitzen des Stacheldrahtes. In der windstillen Nacht brannten sie mit einer seltsamen geraden Flamme.
Die Grabenposten kamen zu uns: was denn los sei? Aber dann gaben sie weiter, man solle keinen Lärm machen! Wenn die Franzosen nicht schössen, könnten die Lichter ruhig bleiben. Unsere Kerzen brannten bald herunter. Indes die Sache machte Schule. Überall flammten jetzt kleine Lichter über den Gräben auf ... die ganze Linie entlang. Es schien, als tanzten die Flämmchen auf dem Stacheldraht.
Jetzt sah man auch drüben über den französischen Gräben Lichter aufflammen, nicht so viele wie bei uns, da die Franzosen ja nicht Weihnachten, sondern Neujahr groß feiern. Aber doch waren es Lichter wie Antwortsignale.
Und wir in unserem Unterstand schmausten, sprachen und sangen bis zum Morgengrauen. Nur der lange Schorsch lag still und schweigsam in der Ecke im Stroh, wo am Abend Germaine gelegen.

Übrigens fiel diese Nacht und auch den nächsten Tagen an unserm Frontabschnitt kein Schuß. Dann wurde mit unserer Ablösung auch die rückwärtige Artillerie herausgezogen. Und erst als die neuen Batterien in Stellung gegangen waren und sich kräftig eingeschossen hatten, wofür sie den Segen der französischen Batterien erhielten, konnte in diesem Abschnitt der Krieg wieder seinen geordneten Fortgang nehmen.

Geschrieben 1948

Friedrich Schnack

Der Falter des Homer

1888–1977

In Griechenland ging vor langer Zeit, in der Homerischen Zeit, das Gerücht, Homer, der alte Dichter, lebe noch. Sieben Städte stritten sich damals um die Ehre seiner Geburt, keine einzige aber um die Würde seines Todes. Ein griechischer Jüngling aus einer der ruhmsüchtigen Städte hörte von einem Olivenhändler, der blinde Dichter hause auf einer der kleinen Inseln im Archipel. Welche es sei, wußte er nicht. Ein Segelschiffsverleiher hatte es ihm berichtet, und diesem war die ungewisse Kunde von einem Seemann zugetragen worden. Auf und ab schaukelte die Welle des Gerüchts, doch Zuverlässiges hörte niemand.
Alexander, der Jüngling, getrieben von der Liebe zu Homer, beschloß, den Verschollenen zu suchen oder wenigstens um die Inseln herumzustreunen, Land und Leute kennenzulernen und sich den Meerwind um die Ohren wehen zu lassen. Er mietete bei dem Schiffsverleiher ein Segelboot, befrachtete es mit Lebensmitteln, Getränk und allerlei Gut für eine längere Fahrt, nahm einen Seemann an Bord und fuhr eines Morgens aus dem Hafen von Athen.
Von Insel zu Insel trieb er auf den blauen Strömungen des Meeres, suchte, spähte – doch vergeblich. Er landete an den kykladischen Eilanden und segelte in die Einöde des kretischen Meeres, richtete den Kiel nach Karpathos und Rhodos, drehte die Segel, der Strömung entgegen, durch das Irrsal der Sporaden und lenkte schon das Steuer in die Richtung nach Nikaria und dem Gestade von Chios, da warf in der Morgenfrühe ein von Kleinasien herbrechender Sturm die Nußschale an ein winziges Inselkorn. Die Geschicklichkeit des Seemanns wußte das Scheitern des

Fahrzeugs zu verhüten, sie sausten in eine gurgelnde Bucht und blieben.

Mutlos kroch Alexander über das Geröll: nirgendwo weder Mensch noch Tier. Über die Wasser schleifte der Sturm die schwarzen Flöre, alle Sicht verhängend, die Wogen grollten und rissen, das Inselchen umbellend, ihre schaumgeifernden Rachen auf. Er bestieg die Zinnen und Felsen, um auszuschauen: da sah er in der Ferne eine Hütte, Bäume und einen Hügel.

Alexander und sein Begleiter hielten darauf zu: es war die Hütte eines Hirten. Der kam aus seinem Stall, stand unter der Tür und betrachtete wortlos die Seefahrer. In seinem weißen, sturmzerrütteten Haar hingen dürre Grashalme und Laubreste, sein Hirtenkleid war aus vielen Flicken zusammengesetzt. Er mochte neunzig Jahre sein.

»Der Sturm warf unser Schiff in die Felsen«, sagte Alexander, auf den Seemann deutend.

Der Alte antwortete nicht.

»Wir bitten um deine Gastfreundschaft, bis das Meer ruhig und unser Fahrzeug ausgebessert ist.«

Die Augenbrauen des Hirten hoben sich ein wenig, was vielleicht heißen konnte: Bleibt!

»Gibt es noch andere Unterkunft hier?«

Er schüttelte die Hand.

»Ich suche ...« sagte Alexander, beklommen von dem alten Licht der Augen, »ich suche den Dichter Homer, der auf einer kleinen unbekannten Insel leben soll.«

Der Hirte zeigte ihm eine blöd-erstaunte Miene.

»Der ist wahrhaftig stumm!« knurrte der Steuermann.

»Er scheint mir eher schweigsam zu sein«, antwortete Alexander und winkte ab.

»Wohnt bei dir ein Greis mit Namen Homer?« fragte er den Alten. Der Hirte brummte: »Homer? ... Ja, ist hier!«

»Mann!« rief Alexander, freudig aufgeregt und gespannt, »der Dichter Homer?«

»Der Dichter Homer?« meinte der Hirte, grinsend und verneinend. »Ach wo! Ein alter kleinasiatischer Bettler. Vor Jahren setzte ihn ein Olivensegler hier ab ... den Bett-

ler Homer.« Sein Zottelbart wackelte. Mißtrauisch, verständnislos schüttelte der Alte den Kopf und stieß, unlustig weiterer Worte, die Tür seiner Hütte auf, aus der ein schwarzer Hund seine Schnauze steckte. Aber Alexander faßte den Hirten am Ärmel und versprach ihm einen schönen Krug mit roten Figuren.
»Wo ist Homer?« fragte er hastig.
Der Alte zeigte auf den Stall.
Alexander stürzte in das Gelaß. Die Ziegen und Schafe waren fort, sie weideten wohl draußen am Hügel auf windgeschützten Halden.
Hinter dem Fenster sah er den alten Hirten langsam vorbeiwaten durch die Meerböen, die von Rand zu Rand fegten; er klapperte mit dem Stock und rief seinen Hund. Der Seemann lief um das Haus, den Schuppen nach Holz zu durchsuchen, denn das Schiff hatte ein paar Löcher davongetragen.
Alexander durchspähte das dämmerige Halblicht des Stalles, und als seine Augen Pfosten und Raufen, Ketten und Streu unterschieden, gewahrten sie auch einen dunkeln Haufen in der Ecke, und das war der Bettler. Klopfenden Herzens, Zweifel und Hoffnung im Sinn, näherte er sich dem Liegenden. Ist er es, ist er es nicht? Die Erregung ließ ihn erzittern. Wenn er es wäre! Ganz leise und behutsam tat er. Ach, er war es wohl nicht, der große, alte Dichter! Vor ihm, hingestreckt in die Streu der Schafe, den Gestank ihres Unrats atmend, lag ein hochbejahrter Greis.
Alexander neigte sich zu ihm und starrte bei dem schwachen Schein des Tageslichts in geöffnete, aber glanzlose, tote Augen. Der Greis war blind. Der Jüngling forschte in den alten, ehrwürdigen Zügen nach einem geistigen Zeichen. Mit gesammelter Innigkeit und Inbrunst betrachtete er die hohe, verrunzelte Stirn, die weißen, beschmutzten Haarsträhnen, den Bart, an dem Spinnweben und vertrocknete Milchtropfen klebten. Braun gebeizt von der Inselluft war die Haut, Pergament, von feinen Äderchen durchronnen; blankgeschliffen blinkten die Schläfen, gleich den Kieseln, die durch die Mühle des Meeres rollen.

Seit langem mochte sich der Bettler nicht gesäubert haben, wiewohl er das Wasser so nahe hatte. Alexander fühlte sich von diesem Anblick zurückgestoßen, er richtete sich seufzend auf und atmete ein paar Züge frischer Luft am Fenster. Der Stallgeruch verursachte ihm Unbehagen. Dann blickte er wieder in die düstere Ecke. Homer heißt er ... Olivenschiffer haben ihn ausgesetzt ... Welche Stadt hat ihn abgeschoben ...? Ein kleinasiatischer Bettler ...
Der Greis war uralt, hilflos, bejammernswürdig. Ein Hundertjähriger, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines Neunzigjährigen, der nichts hatte als eine leere Insel, ein paar Krumen Erde und seine wenigen Ziegen und Schafe. Alexander schaute mit halbem Blick in den Spinnenwinkel, mit halbem Blick hinaus auf das Meer, das sich dunkel drachenbrüstig aufbäumte. Der Sturm hatte nachgelassen, Windpausen traten ein, bald konnte man weitersegeln, war nun erst der Bootsschaden wieder behoben!
Jetzt regte sich der Greis. Mausegleich raschelten seine dürren Hände im Heu und Laub des Lagers. Seine Lippen murmelten feierlich Lallendes, stöhnten, hauchten ... Alexander, ein Bein zum Sprung vorgesetzt, lauschte. Sagte der Alte etwas?
Er schwieg. Im Herzen des Jünglings keimte ein scheuer Mut, eine schamhafte Frage. Er blickte den Alten an. Plötzlich rief er und erschrak im Augenblick:
»Bist du der Dichter Homer?«
Die Worte verhallten. Keine Antwort. Der Greis antwortete nicht, er hatte den Anruf nicht einmal gehört. Er war taub, stocktaub.
Seine bärtigen Lippen bewegten sich von Worten, die nicht Wort werden konnten. Hatte er auch die Sprache verloren?
Jammervolles Alter!
Alexander erbarmte sich seiner, faßte ihn an und richtete ihn auf, ein Knochenbündel, mühvoll zusammengehalten von dem zerschlissenen, fleckigen Mantel und dem Hirtenstrick um die Hüfte. Er drückte ihm den Stock in die zittrige Hand und führte ihn langsam von seinem Fliegenlager hinaus vor die Tür auf eine rohgezimmerte Bank.

Dann lief Alexander zum Boot, um einen Krug Weines zu holen. Er füllte den Napf, hob ihn an den Mund des Blinden, aber der Alte trank nicht, denn auch die Blume des Weines duftete nicht mehr in das dürre Leben. Er netzte ihm die Lippen, die Tropfen rollten in den Bart, die Kraft des Weines war ohnmächtig vor so großer Ohnmacht.
Hilflos setzte sich Alexander neben den Greis. Jetzt drang das Sonnenlicht durch einen Schattenspalt und beleuchtete den magern Inselboden, die Hütte, die Bank, ihn selbst, Alexander, und den Blinden. Sie umglänzte das schicksalfremde, runzelige Gesicht, die breite Stirn, den Kopf, leer wie ein Gefäß, dessen Geist verdunstet war. Die Wärme, die Sonne, sie allein hatte noch Stärke, einzudringen in das verwitterte Pergament der Haut, in den ausgebrannten Lebensstoff des Bettlers. Er führte die Hand, den Fuß, bewegte den Kopf, hob das Kinn, öffnete weit die Lider und ließ das Licht regnen in die öden Augenhöhlen. Schimmerte nicht ein Lächeln auf seinen Zügen? Alexander betrachtete ihn fassungslos.
Da flüsterte der Alte: »... *Odysseus!...*«
Und Alexander erschrak, das Wort lähmte ihn mit ungeheuerm Zauber. Sein Herz schlug, er begriff. Er war es, der Meer- und Inselgesuchte, der Tote und noch Lebende, der alte Dichter Homer.
Und wieder: »... *Odysseus!...*«
Lauter tönte es jetzt, stammelnd, doch gedämpft:
»*Heute – begeht man – im Volke...*«
Schweigen.
Alexander, selig gespannt, horchte.
Das greise Haupt neigte sich ein wenig auf die Seite, als versuche es, einem innern, weltabgewandten Gesang nachzulauschen, der Erinnerung vielleicht oder der Ohnmacht der Erinnerung.
Da! Homer lispelte:
»*... das heilige Fest des Apollon...*«
Die Strophe zerriß, das Haupt sank müde nach vorn. Und jetzt ein letztes, stammelndes Wort, aufperlend aus der Nacht der Seele, aus verschütteten Gründen. Leis seufzten die Lippen, als entließen sie Bläschen von Atem:

»... *feierlich*...«
Der Greis, ermattet von Wind und Wärme, war eingeschlafen. Alexander hielt ihn an sich gedrückt, damit er nicht niedersinke.
Am Abend kam der Hirt mit Hund und Schafen vom Hügel. Schweigend setzte er dem Bettler einen Napf frisch gemolkener Milch vor, auch den Seefahrern, rief seinen Hund und schlurfte in die Hütte, zur Ruhe.
Die Sonne tauchte in das Meer.
Alexander brachte den alten Dichter durch das Gedräng' der Schafe, führte ihn in den Winkel, ihn auf die Streu hinbettend, bedeckte ihn mit dem Mantel und ging ergriffen an das Meer. Er hüllte sich in ein Segel und legte sein Gesicht in den Sand.
Anderntags holte er aus dem Boot Segeltuch, Linnen und Polster und bereitete damit dem alten Mann ein bequemes Bett. Das Wasser war längst wieder glatt, und sanfte, gute Reisewinde wehten. Aber Alexander dachte nicht daran, abzureisen, er wußte ja, Homer werde bald sterben. Er wollte ihn bis zum Ende nicht allein lassen in der Inselverbannung, allein mit dem wortkargen, unwissenden Hirten. Er fühlte sich beauftragt, ihn zu pflegen und den kümmerlichen Rest der Tage mit ihm zu teilen. Er bekleidete ihn mit Wäsche, reinigte seinen großen, wetterzerschlissenen Mantel, brachte ihm von seinen Lebensmitteln und geleitete ihn jeden Morgen in die Sonne. Als Homer vor Schwäche nicht mehr gehen konnte, trugen Alexander und der Seemann den Matten auf einer Reisigbahre vor die Hütte. Der alte Dichter verfiel von Tag zu Tag. Nach ein paar Wochen war er bereits so kraftlos, daß er die Hände nicht mehr heben konnte. Wie ein kleines Kind mußte er gefüttert werden.
Seit jenem Abend hatte er auch nicht wieder gestammelt. Völlig versunken schwieg in ihm die Sprache, versickert wie die Bäche des Meeres im Sand.
Da begab es sich aber eines Abends, als Alexander gerade vom Boot heraufkam, daß der Greis wieder Stimme und Wort hatte. Gefüllt mit Wohllaut war ihm die Kehle, gleich

wie in seiner Manneszeit, als er an einem Sommertag oben auf dem Parnaß im Wind stand, angeglänzt von der Sonne Apolls.
Sein Antlitz schimmerte von geistiger Entrückung. Der Glanz bannte Alexander, und er stand ehrerbietig. Dem Mund entdrängte Strophe um Strophe, verworren, dunkelsinnig; plötzlich stiegen, aufgelichtet, verständlich und kristallklar, Wellen großen Klangs, dröhnend aus der Riesengesangeswoge von einst:
»*Wenn dann ... wieder der Sommer erscheint ... und der Segen des Herbstes ... ist von gefallenem Laub ... sein Bett ... an der Erde ... geschüttet ...*«
Alexander schauderte, den schwarzen Grundton des Schmerzes vernehmend, die Trübsalsweise des Greises, der hellsichtig seinen Jammer, die Armut und Verlassenheit wußte. Scham peinigte den Jüngling. Stritten sich nicht sieben Städte um die Ehre seiner Geburt? Hatte ihn nicht ein Olivenschiff mit Gelächter hier abgesetzt? Erschüttert lehnte er an dem Stallpfosten, die Hände auf die Augen gepreßt, weil er den Anblick des Leuchtenden, Blinden nicht ertragen konnte. Und Homer sprach:
»*Da nun liegt er ... und jammert ... und nährt in der Seele die Trauer ... Um dein Schicksal klagend ...*«
Alexander ächzte, das Herz tat ihm weh.
Und die Stimme scholl, meerhinausjammernd:
»*Also verzehrt auch ich ... mich ... im Leid ... und erlag ... dem Verhängnis ...*«
Stille. Alexander wagte kaum zu atmen. Er hob das Gesicht, den Verstummten anstarrend. Weinte Homer?
Er weinte nicht. Am Ausgang seines Lebens hatte er keine Tränen mehr, nur Worte noch und Trümmerworte.
Jetzt öffnete er abermals den Mund, und Alexander vernahm einen zerbrochenen Irrsinns- und Heilsklang:
»*Zeus ... du Vater ... und all ihr unsterblichen ... seligen Götter ...!*«
Was erbat er von den Göttern? Hochauf stieg und schnellte sich seine Stimme, und die Düsterheit fiel ab von ihr, wie der Staub der Erde fällt aus dem Fittich des auffliegenden

Vogels. Hell und rein entquollen die Töne seinem väterlich-milden Mund. Was erflehte er von den Göttern?
Weder Linderung noch Gabe erflehte er von den Göttern. Nichts begehrte er. Nur ansingen wollte er sie, immer feuriger und inniger, in der Sprache der griechischen Dichtungen, in der Sprache der Odyssee und der Ilias, in der Sprache der Tempel. So sang er. Aber plötzlich wandelte sich seine griechische in eine ganz andere, in eine unbekannte, nie von Alexander gehörte, große, mächtige und goldene Sprache. Überaus schön klang sie, weise, tief und alt.
Dem zersprungenen, verwitterten, verachteten, beschmutzten Lebensgefäß entrang sich eine unentweihte, erhabene Flamme.
Sie brannte und klang.
Alexander lauschte.
Die Töne, Laute und Worte erinnerten ihn geheimnisvoll an Sterne und Räume hinter Sternen; sie gemahnten ihn aber auch an das Meer zu allen Tages- und Nachtzeiten, an den Wind, die Sonne und die Berge: es war eine Sprache der Götter, die Weltallsprache. Aber auch diese Sprache hatte Ende und Auflösung. Die Sätze und Anrufungen, die unbegreiflichen, hohen Zusprüche stockten; abgetrennte Worte schallten, und bald waren es auch keine Worte mehr, die dem nun ermattenden Mund entflohen. Nur noch Wort-Ur-Teile waren es, mit denen Homer die Welt ansprechen konnte: Vokale ... helle und dunkle Vokale ... einsame Lautformen ...
Alexander zitterte: hier, vor ihm, vor seinem Ohr und Geist, zerfiel eine ungeheure Welt; Wortreiche, Wortströme, Wortmeere und Worgestalten zerstoben, zermehlten zu Staub, zu nichts, und wie ihre Urklage hörten sich die hinschwingenden Vokale an: »A ... a ... a ...! E ... e ... e ...! I ... i i! O o o! U u u! leise, herzzerreißende Töne, eine nachterfüllte, langgezogene, schwermütige Melodie am Rande der Erde.
Die bartumkrausten Lippen schwiegen, bebten, öffneten und schlossen sich, sangen nicht mehr. Der Wind säuselte durch die magern Pflanzen – oder waren es die allerletzten

Flüsterlaute Homers, zurückgegeben an Gras, Stein, Sand und Flut? Alexander näherte sich, aber ehe er noch die Bank erreichte und die Reisigbahre, prallte er zurück, getroffen von einem mächtig-unheimlichen Stoß: der Mund des alten Dichters tat sich weit und hohl auf, wie in einem wilden Schrei, der nicht geschrien wurde... Der Jüngling erblaßte und erschaute ein Geheimnis, das er bei sich bewahrte. Er verriet es nicht, nicht dem am Abend heimziehenden Hirten, nicht dem vom Schiff kommenden Steuermann, der ihm half, den Toten auf dem nahen Hügel zu begraben.

Als er das Grab mit Pflanzen und Büschen geschmückt hatte, verließ er die Hirteninsel, und der Seemann steuerte ihn heimwärts. Im Ohr behielt Alexander den Sang, das Klangerbe, und in seinem Geist formten sich Strophen und Gesänge, die ihn über ganz Griechenland berühmt machten. In allen Städten wurde er gefeiert, mehr als Homer je in seiner Glanz- und Mittagszeit; Münzen wurden nach seinem Bild geprägt und Steingestalten gemeißelt. Er wurde ein zweiter Homer. Er brachte eine neue dichterische Sprache auf: die band durch die Kraft des Blutes und der Anschauung Sterne an die Sternenräume, Meere an Winde, Sonnen an Berge; es war die Sprache der Wolken, der Götter und des Weltalls.

Er war eine Leuchte seiner Zeit. Die Nachzeit aber hat nichts von ihm erhalten und aufbewahrt: sein Name ist heute vergessen.

In seinem Greisenalter ging Alexander mit seinem Enkel über die Felder seiner Heimatstadt. Es war ein schöner, heiterer Sommertag, die Sonne blitzte in den Fluren und den Olivenhainen. Greis und Knabe schlenderten über eine blühende Wiese, erfreut von den Flügen der Vögel und dem Lied der Hirtenflöten, die aus den Schattenwäldern ertönten.

Plötzlich, am Fuß des Berges, wo ein kleiner Tempel unter Zypressen leuchtete, wurde der heute namenlose Dichter blaß und war außerstande, weiterzugehen. Der Enkel er-

griff hastig die Hand seines Großvaters, ihn voll Angst fragend, was denn mit ihm sei.
Der Greis zitterte, atmete heftig und setzte sich endlich auf einen Stein am Weg. Fernhinschauenden Auges deutete er auf einen Schwarm von Faltern, die vom Berg her flügelten und spielten, und der erschreckte Enkel hörte: »Vielleicht dreißig ... dreißig Schmetterlinge! Oh, so viele Homere sind gestorben, so viele Seher ... tot?«
Der kleine Enkel verstand nicht, was die Worte bedeuten sollten. Befremdet sah er seinen Großvater an, der dem Gewimmel schmerzlich bewegt nachblickte, bis es sich über die blühende Wiese zerstreut hatte und entglitten war.
Dann, nach einer Weile der Ruhe und Sammlung, zog der Greis seinen Enkel liebevoll an sich mit den Worten: »Nicht ängstlich sein, es ist schon vorüber...«
»Was ist vorüber?« fragte der besorgte Junge.
Und der heute vergessene Dichter sagte: »In meiner Jugend habe ich Homer gesehn, und ich sah, was kein Lebender sah: ich sah ihn sterben!«
»Du, Großvater? Das war er sicherlich nicht.«
»Doch, er war es. In seinem Tode sprach er die Verse homerisch.«
Der Knabe lachte: »Das kann jeder umherziehende Sänger!«
Unmutig schüttelte der alte Alexander den Kopf und sagte: »Ich habe einen Beweis.« Und er erzählte, wie er den alten Homer gesucht und gefunden hatte und in welchem Zustand. Wie er arm, blind und taub war, voller Gebrechen und Schmutz, zerlumpt und schwach, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines alten, mürrischen Hirten. Wie er schlafen mußte in einem dumpfen Schafstall im Mist der Schafe und völlig unbewußt war seines einstigen Ruhms, der vergangenen Größe – eine taube, fruchtentkernte, verbrauchte Hülse.
»Ich war dabei, als er starb. Niemand sonst war dabei. Vor seinem Ende kamen ihm, in den Sterbensgesichten, Strophen aus der Odyssee in den Mund, die er lange vergessen hatte, und eine ganz seltsame Sprache, die außer ihm kein

Sterblicher sprechen konnte, die Sprache von den Himmelsbergen, die Sprache der Götter. Er sang in dieser gewaltigen Sprache und verlor sich endlich in rätselhaften Lauten, in langen Klageweisen, die mir das Herz zerrissen: A ... a ... a ...! E ... e ... e ...! I ... i i! O o o! U ... u ... u ...! Töne, aus denen die Welt gebaut und gemauert ist. Apoll selbst sang aus ihm. Und es war das furchtbarste Erlebnis, das ich hatte: in der jämmerlichen Gestalt den strahlendsten Gott zu erkennen. Und weil er blind war, sah er nicht, daß ich dabeistand, sonst hätte ich solche Erfahrung gewiß mit dem Tode bezahlt. Deshalb habe ich auch nie darüber gesprochen, aber heute, da ich so alt bin, fühle ich keine Angst mehr vor dem Tod und kann sagen, was ich hörte und was ich sah. Ich hörte Homer singen wie Apoll und sah ihn sterben ... Nach dem letzten Hauch seines Totengesangs saß ihm auf der bärtigen Lippe ein Schmetterling, mit den Flügeln fächelnd, als sauge er verzückt einen letzten Tropfen Süße. Das beschwingte Wesen flog auf und entschwand: entweder eine Verwandlung Apolls oder sein Abgesandter, nun rückkehrend zu dem ewigen Vater, der alles sieht und alles singt und bloß kleine, versprengte Teile seines Allsingens und seines Allschauens an die Menschen verteilt.

Diesen Schmetterling ...

Nun sah ich ihn heute zum erstenmal wieder, sah sie heute zum erstenmal wieder, in großer Anzahl, die Seelen toter Sänger, toter Seher, toter Götterlieblinge. Hat sie Apoll zurückgeschickt, hat er seinen Klanghimmel aufgegeben, will er ihn nicht mehr tönen hören? Und es irren nun alle die Homere umher, die gelebt haben: wortlos, klanglos, gottlos, unstet ...«

Der Junge hörte längst nicht mehr zu, er war aufgesprungen und eilte über die gelben Wiesen. Um Bauminseln steuerte er, rauschte durch die grüne Flut des Grases, an Blumeninseln segelte er dahin mit windgebauschtem Kleid, und an einem violetten Wickengestade strandete er, einen halb erlahmten Schmetterling erhaschend, der nicht mehr recht fliegen konnte, weil er schon sommeralt war.

Solche Falter hatte der Junge noch nie gesehen: weiße Schwingen, fein geschnitten, schwarze Randflecken auf den Vorderflügeln, rote, schwarzumkreiste Tropfen auf den Hinterflügeln. Die waren neu in Griechenland. Er brachte den Schmetterling seinem Großvater: »Was ist das für ein Schmetterling?«
Der Alte aber achtete nicht seines Enkels. Er schaute in seine Erinnerung und sah wieder: der Mund hatte sich weit und hohl aufgetan, als wolle er einen Schrei ausstoßen, den er nicht schrie. Aber in dem schmalen Raum zwischen Lippe und Lippe rüttelte seelenzart ein weißer Schmetterling, mit schwarzgetuschten Flecken und blutroten, dunkelumringten Augen auf den Hinterflügeln: vor dem Munde des verscheidenden Homer der Apollofalter.

Erschienen 1928

Ludwig Renn

Schlachtfeld

1889–1979

1914 kam es in einem französischen Dorfe zum Nahkampf. Der Leutnant Haberland stürmte mit drei Mann seines Zuges hinein und traf unvermutet an einer Hausecke auf einen Trupp Franzosen, die eben zurückgehen wollten. Einer von ihnen hob sein Gewehr und stach mit dem Bajonett dem Leutnant in die Brust. Ein andrer schoß einen Deutschen aufs Geratewohl ins Gesicht. Die andern suchten nur fortzukommen. Der Musketier Wagner bekam da wieder Mut und schoß einen fortlaufenden Franzosen um.

Eine Stunde später kam der Hauptmann mit seinen Ordonnanzen ins Dorf – als es ruhig geworden war. »Was machen Sie hier?« schnarrte er Wagner an. »Sie haben sich wohl verkrochen?«

»Herr Hauptmann, Herr Leutnant ist tot. Sie haben ihn erstochen, vor meinen Augen. Aber ich hab ihm nicht helfen können«, setzte er ängstlich hinzu, »weil gerade einer auf mich loskam.«

»Wo liegt er?«

Wagner zeigte auf die Leiche. Seltsam schief lag sie in ihrer grauen Uniform, die linke Hand im Handschuh gespreizt. Alle sahen steif darauf hinunter. Der Leutnant war beliebt gewesen.

Eine Ordonnanz stellte sich stramm vor den Hauptmann hin: »Drüben am Bach liegen verwundete Franzosen. Wir...«

»Erschießen! Sie haben Herrn Leutnant hier erstochen!« Er lächelte hochmütig. Die Soldaten sahen das Lächeln, und es mißfiel ihnen. Aber dann dachten sie daran, den Leutnant zu rächen, und da vergaßen sie den Hauptmann.

Sie gingen zum Bach. Die Franzosen saßen dort an Weiden gelehnt und versuchten etwas zu sagen, um ihre Freundschaft zu den Deutschen zu betonen.
Aber einer von denen hob sein Gewehr einem der vor ihm Sitzenden ins Gesicht. Der lächelte ängstlich, als könnte das nur ein Scherz sein. Da krachte der Schuß. Er fiel zusammen.
Ein Gefreiter kam angerannt: »Was macht ihr denn hier?! Das dürft ihr nicht!«
»Der Hauptmann hat es befohlen.« Zwei weitere Schüsse krachten. Die Franzosen schrien nicht, so entsetzt waren sie, sondern sahen in die Gewehrmündungen – und fielen um.
Der Gefreite wandte sich ab. »Das ist doch gegen das Völkerrecht!« dachte er, sagte aber nichts, sondern sah verloren nach einem Hügel mit Bäumen.
»Sammeln!« schrie jemand.
Die Soldaten hängten ihr Gewehr um, ohne die letzten erschossen zu haben. Einer lag auf dem Rücken im Gras. Der andere lehnte an einem grauen Weidenstamm.
Ein deutscher Krankenträger blickte zu ihnen nieder: »Später, Kameraden! Jetzt muß ich erst mal unsre Leute verbinden!«
Sie sahen ihn an und zuckten mit keinem Muskel, um ihn nicht zu reizen. Er hatte ja eine Pistole, und was er sagte, verstanden sie nicht.
Dann wurde es still für Stunden. Dem an der Weide sickerte das Blut durch den Stiefel, langsam und dick.
In der Dämmerung kamen wieder Soldaten. Die trugen Verwundete.
»Kameraden!« rief der an der Weide.
»Wir können nicht! Du siehst doch –!« Sie schleppten in einer Zeltbahn ein stöhnendes Bündel.
Es wurde dunkel. Nebel stieg auf. Die Sterne blinkten.
Hunger.
Der Nachtfrost fraß sich in die Glieder.
Gegen Morgen schlief der an der Weide ein und träumte von einem Deutschen, der ihm am Fuße schraubte und in

die Seite bohrte. Er suchte, den Deutschen zu erstechen. Aber dem schien nichts weh zu tun, sondern er bohrte und schraubte weiter unheimlich und grausam.
Schließlich wachte er mit einem dumpfen Gefühl im Kopfe auf. Er war gleich wach und hatte Hunger. Die Sonne schien dem andern in die Augen. Der atmete nur. In der Ferne rumpelten Wagen. Es bohrte ihm im Fuß, und die linke Hüfte schmerzte ihm.
Stunden vergingen. Der andre atmete immer, aber wie lange noch?
»Hast du keinen Durst?«
Der andre bewegte nur etwas den Kopf, sagte nichts.
Die Feldflasche war leer, auch der Brotbeutel. Ans Wasser kriechen? Eine Leiche lag ihm im Wege. Und links davon lag eine im Wasser. Der dunkelrote Hosenboden ragte durchweicht heraus. Das war Jean – gewesen.
Wieder vergingen Stunden. In der Ferne schrie jemand in regelmäßigen Zwischenräumen. War denn niemand da, der gehen konnte? Die Luft zitterte über den Wiesen. Jetzt schrie noch einer! Aber niemand war zu sehen als die Leichen hier und der, der atmete.
Die Zunge arbeitete am Gaumen, ohne daß er es wollte. Eine Angst befiel ihn. Ans Wasser! Aber der Fuß? Er hob ihn mit angehaltenem Atem und legte ihn weiter links. »F!« machte er vor Schmerz. Er schob sich langsam an dem Atmenden entlang, um die Leiche herum. Stank sie schon? Er wollte nicht riechen, aber er tat es doch. Aber vielleicht hatte er etwas im Brotbeutel? Er befühlte ihn. Eine Ameise lief über den Stoff. Nichts! Aber jetzt konnte er wenigstens zum Wasser reichen, streckte die Hand aus und schöpfte neben dem aufgeweichten Hosenboden.
Dann lag er still, lang ausgestreckt. Morgen müssen die Leichen stinken, bei dem heißen Wetter. Und dann kommen wohl auch die Würmer, und kriechen vielleicht auch zu ihm herüber – während er noch lebt! Aber das ist ja nicht möglich! Die Deutschen können uns doch nicht liegenlassen!
Aber alles blieb still.

Zwei Tage später kam ein Auto die Straße entlang gesurrt. Zwei Delegierte des Roten Kreuzes mit Johanniterkreuzen an der Brust stiegen aus und gingen am Bach entlang auf den Franzosen zu. Er beobachtete sie: jetzt werden sie kommen!

Sie bogen vom Bach ab und gingen den Wiesenhang hinauf. Der Kommandierende General hatte hier seinen Sohn verloren und hatte die beiden Delegierten geschickt, um die Leiche seines Sohnes zu holen und sie dann standesgemäß im Erbbegräbnis beisetzen zu lassen. Sie suchten lange, schleppten schließlich den Leichnam die Wiese herunter.

»Messieurs!« rief der Franzose in furchtbarer Angst.

Die Delegierten sahen ihn an – es war ihnen peinlich –, und gingen weiter. Das Auto fuhr davon.

Der andre atmete immer noch, aber nicht mehr gleichmäßig. Am nächsten Morgen war er tot.

Nach einer Woche kam eine Etappensanitätskolonne und suchte das Schlachtfeld ab. Einige lebten noch, auch der Franzose am Bach. Die Krankenträger wandten die Köpfe ab, so stank es. Einer schnitt dem Franzosen den Stiefel auf. »Da sind schon die Würmer drin.« Man legte ihn auf eine Krankentrage. Aber unterwegs starb er.

Am selben Tage schnitt ein französischer Arzt einem gefangenen Deutschen den Arm ab, obwohl er wußte, daß es nicht nötig war. Er glaubte auf diese Weise seinem Vaterlande dienen zu müssen.

Erschienen 1928

Kurt Tucholsky

Ein Ehepaar erzählt einen Witz

1890–1935

»Herr Panter, wir haben gestern einen so reizenden Witz gehört, den *müssen* wir Ihnen ... also den muß ich Ihnen erzählen. Mein Mann kannte ihn schon ... aber er ist zu reizend. Also passen Sie auf.
Ein Mann, Walter, streu nicht den Tabak auf den Teppich, da! Streust ja den ganzen Tabak auf den Teppich, also ein Mann, nein, ein Wanderer verirrt sich im Gebirge. Also der geht im Gebirge und verirrt sich, in den Alpen. Was? In den Dolomiten, also nicht in den Alpen, ist ja ganz egal. Also er geht da durch die Nacht, und da sieht er ein Licht, und er geht gerade auf das Licht zu ... laß mich doch erzählen! das gehört dazu! ... geht drauf zu, und da ist eine Hütte, da wohnen zwei Bauersleute drin. Ein Bauer und eine Bauersfrau. Der Bauer ist alt, und sie ist jung und hübsch, ja, sie ist jung. Die liegen schon im Bett. Nein, die liegen noch nicht im Bett ...«
»Meine Frau kann keine Witze erzählen. Laß mich mal. Du kannst nachher sagen, ob's richtig war. Also nun werde ich Ihnen das mal erzählen.
Also, ein Mann wandert durch die Dolomiten und verirrt sich. Da kommt er – du machst einen ganz verwirrt, so ist der Witz gar nicht! Der Witz ist ganz anders. In den Dolomiten, so ist das! In den Dolomiten wohnt ein alter Bauer mit seiner jungen Frau. Und die haben gar nichts mehr zu essen; bis zum nächsten Markttag haben sie bloß noch eine Konservenbüchse mit Rindfleisch. Und die sparen sie sich auf. Und da kommt ... wieso? Das ist ganz richtig! Sei mal still ... da kommt in der Nacht ein Wandersmann, also da klopft es an die Tür, da steht ein Mann, der hat sich verirrt, und der bittet um Nachtquartier. Nun haben die aber gar

kein Quartier, das heißt, sie haben nur ein Bett, da schlafen sie zu zweit drin. Wie? Trude, das ist doch Unsinn... Das kann sehr nett sein!«

»Na, ich könnte das nicht. Immer da einen, der – im Schlaf strampelt... also ich könnte das nicht!«

»Sollst du ja auch gar nicht. Unterbrich mich nicht immer.«

»Du sagst doch, das wär nett. Ich finde das nicht nett.«

»Also...«

»Walter! Die Asche! Kannst du denn nicht den Aschbecher nehmen?«

»Also ... der Wanderer steht da nun in der Hütte, er trieft vor Regen, und er möchte doch da schlafen. Und da sagt ihm der Bauer, er kann ja in dem Bett schlafen, mit der Frau.«

»Nein, so war das nicht. Walter, du erzählst es ganz falsch! Dazwischen, zwischen ihm und der Frau – also der Wanderer in der Mitte!«

»Meinetwegen in der Mitte. Das ist doch ganz egal.«

»Das ist gar nicht egal ... der ganze Witz beruht ja darauf.«

»Der Witz beruht doch nicht darauf, wo der Mann schläft!«

»Natürlich beruht er darauf! Wie soll denn Herr Panter den Witz so verstehen ... laß mich mal – ich werd ihn mal erzählen! – Also der Mann schläft, verstehen Sie, zwischen dem alten Bauer und seiner Frau. Und draußen gewittert es. Laß mich doch mal!«

»Sie erzählt ihn ganz falsch. Es gewittert erst gar nicht, sondern sie schlafen friedlich ein. Plötzlich wacht der Bauer auf und sagt zu seiner Frau – Trude, geh mal ans Telefon, es klingelt – Nein, also das sagt er natürlich nicht... Der Bauer sagt zu seiner Frau ... Wer ist da? Wer ist am Telefon? Sag ihm, er soll später noch mal anrufen – jetzt haben wir keine Zeit! Ja. Nein. Ja. Häng ab! Häng doch ab!«

»Hat er Ihnen den Witz schon zu Ende erzählt? Nein, noch nicht? Na, erzähl doch!«

»Da sagt der Bauer: Ich muß mal raus, nach den Ziegen sehn – mir ist so, als hätten die sich losgemacht, und dann haben wir morgen keine Milch! Ich will mal sehn, ob die Stalltür auch gut zugeschlossen ist.«
»Walter, entschuldige, wenn ich unterbreche, aber Paul sagt, nachher kann er nicht anrufen, er ruft erst abends an.«
»Gut, abends. Also der Bauer – nehmen Sie doch noch ein bißchen Kaffee! – Also der Bauer geht raus, und kaum ist er rausgegangen, da stupst die junge Frau ...«
»Ganz falsch. Total falsch. Doch nicht das erstemal! Er geht raus, aber sie stupst erst beim drittenmal – der Bauer geht nämlich dreimal raus –, das fand ich so furchtbar komisch! Laß mich mal! Also der Bauer geht raus, nach der Ziege sehn, und die Ziege ist da; und er kommt wieder rein.«
»Falsch. Er bleibt ganz lange draußen. Inzwischen sagt die junge Frau zu dem Wanderer ...«
»Gar nichts sagt sie. Der Bauer kommt rein ...«
»Erst kommt er nicht rein!«
»Also ... der Bauer kommt rein, und wie er eine Weile schläft, da fährt er plötzlich aus dem Schlaf hoch und sagt: Ich muß doch mal nach der Ziege sehen – und geht wieder raus.«
»Du hast ja ganz vergessen zu erzählen, daß der Wanderer furchtbaren Hunger hat!«
»Ja. Der Wanderer hat vorher beim Abendbrot gesagt, er hat so furchtbaren Hunger, und da haben die gesagt, ein bißchen Käse wäre noch da ...«
»Und Milch!«
»Und Milch, und es wäre auch noch etwas Fleischkonserve da, aber die könnten sie ihm nicht geben, weil die eben bis zum nächsten Markttag reichen muß. Und dann sind sie zu Bett gegangen.«
»Und wie nun der Bauer draußen ist, da stupst sie den, also da stupst die Frau den Wanderer in die Seite und sagt: Na ...«
»Keine Spur! Aber keine Spur! Walter, das ist doch falsch! Sie sagt doch nicht: Na ...!«

»Natürlich sagt sie: Na...! Was soll sie denn sagen?«
»Sie sagt: Jetzt wäre so eine Gelegenheit...«
»Sie sagt im Gegenteil: Na... und stupst den Wandersmann in die Seite...«
»Du verdirbst aber wirklich jeden Witz, Walter!«
»Das ist großartig! Ich verderbe jeden Witz? *Du* verdirbst jeden Witz – ich verderbe doch nicht jeden Witz! Da sagt die Frau...«
»Jetzt laß *mich* mal den Witz erzählen! Du verkorkst ja die Pointe...!«
»Also jetzt mach mich nicht böse, Trude! Wenn ich einen Witz anfange, will ich ihn auch zu Ende erzählen...«
»Du hast ihn ja gar nicht angefangen ... *ich* habe ihn angefangen!« – »Das ist ganz egal – jedenfalls will ich die Geschichte zu Ende erzählen; denn du kannst keine Geschichten erzählen, wenigstens nicht richtig!« – »Und ich erzähle eben meine Geschichten nach meiner Art und nicht nach deiner, und wenn es dir nicht paßt, dann mußt du eben nicht zuhören...!« – »Ich will auch gar nicht zuhören ... ich will sie zu Ende erzählen – und zwar so, daß Herr Panter einen Genuß von der Geschichte hat!« – »Wenn du vielleicht glaubst, daß es ein Genuß ist, dir zuzuhören...« – »Trude!« – »Nun sagen Sie, Herr Panter – ist das auszuhalten! Und so nervös ist er schon die ganze Woche ... ich habe...« – »Du bist...« – »Deine Unbeherrschtheit...« – »Gleich wird sie sagen: Komplexe! Deine Mutter nennt das einfach schlechte Erziehung...« – »Meine Kinderstube...!« – »Wer hat denn die Sache beim Anwalt rückgängig gemacht? Wer denn? Ich vielleicht? Du! Du hast gebeten, daß die Scheidung nicht...« – »Lüge!« – Bumm: Türgeknall rechts. Bumm: Türgeknall links.
Jetzt sitze ich da mit dem halben Witz.
Was hat der Mann zu der jungen Bauersfrau gesagt?

Erschienen 1931

Franz Werfel

Die arge Legende vom gerissenen Galgenstrick

1890–1945

I

Daß es den Gerechten übel ergeht auf Erden und daß die Missetäter meist noch zu Lebzeiten ihren ›feinen Lohn‹ dahinhaben, diese unerfreuliche Wahrheit wird von der Bibel nicht verschwiegen. Eine harte Nuß bedeutet sie freilich für die Gläubigen oder Glaubensbereiten, beweist sie doch, daß die Gerechtigkeit der höheren Mächte noch unzuverlässiger, langsamer, verwickelter, ja gleichgültiger zu sein scheint als das irdische Recht und daß unsere eifernden Vorstellungen von einer sittlichen Weltordnung keineswegs jener übermenschlichen, aber auch unmenschlichen Ordnung entsprechen, die dem Universum eingeschaffen ist.
Manchmal aber kann dieser Sachverhalt selbst für den patentesten Gottlosen zu bunt werden. Es geschehen ja Zeichen und Wunder, deutliche Zeichen und ausgesprochene Wunder, um die Missetäter zu retten und die Bösen durch raffinierte Parteinahme des Himmels ihrer Strafe zu entziehen. Eine gewisse Logik kann hierbei der Weltordnung insofern zuerkannt werden, als die Begünstigung der kleinen Verbrecher mit ihrer gönnerhaften Praktik in bezug auf die großen durchaus nicht im Widerspruch steht.
Jüngst erzählte einer von solch einem exemplarischen Wunder des Himmels zugunsten des Teufels. Der Mann war seit einigen Wochen aus dem Bürgerkrieg in Spanien in unser neugieriges Städtchen zurückgekehrt.

2

Die letzten Kolonnen der hartbedrängten Milizen verließen gegen Mittag die Stadt Malaga. Die Vorhut der Generalstruppen rückte am andern Morgen ein. Zwischen Abzug und Einmarsch lag nicht einmal ein ganzer Tag. Wie es ein Niemandsland, einen Niemandsraum zwischen den Fronten gibt, so entsteht auch eine Niemandszeit zwischen feindlichen Armeen, die in Bewegung kommen. All jene Städte und Ortschaften, welche jemals das Unglück traf, in ein Kriegsgebiet zu geraten, kennen diese Niemandszeit, die freilich nirgends so beklemmend in Erscheinung tritt wie im Bereiche eines Bürgerkriegs.
Es ist, als sei der Gang der Natur ins Stocken gekommen. Die Vögel haben wie bei einer Sonnenfinsternis plötzlich das Singen eingestellt, und ihr bekümmertes Stummsein ist geradezu hörbar ringsum. Eine gespenstisch tückische Windstille breitet sich aus, und der spärliche Hausrauch steigt trotzdem nicht in die Höhe, sondern bleibt feig und kriecherisch an den Dächern kleben. Die Hähne krähen nicht. Hie und da winselt ein Köter. Nicht nur die Menschen haben sich verkrochen, sondern selbst die malachitgrünen Eidechsen zucken nur mehr besorgt aus den Ritzen der Gartenmauern hervor, die ein vieldeutig lauerndes Baumdunkel abgrenzen. Eine Pause ist da, der Inbegriff einer zugefrorenen und dennoch vor Spannung berstenden Pause zwischen zwei Schreckensschreien.
Jedermann in der Stadt wußte schon seit Tagen, daß es so und nicht anders werde kommen müssen. Das Kommando der loyalen Besatzung hatte die Bevölkerung keineswegs im unklaren über ihr Schicksal gelassen. Die Gefährdeten besaßen Zeit in Hülle und Fülle, sich in Sicherheit zu bringen. Viele nahmen auch diese Zeit wahr. Eine beträchtliche Anzahl bis dahin Schwankender schloß sich noch im letzten Augenblick mit Weib und Kind und Sack und Pack dem Rückzug der Milizen an. Auf andere wiederum redete man vergeblich ein. Sie widerstrebten dem guten Rat und lehnten es ab, die Stadt zu verlassen, in der sie mit ihrem ganzen

Leben wurzelten. Es muß nicht eigens betont werden, daß es sich hierbei fast durchwegs um sogenannte Idealisten handelte. Ein paar Ärzte waren darunter, einige Staatsbeamte und Advokaten, der Herausgeber der städtischen Tageszeitung samt seinen Redakteuren, zwei im Lande wohlbekannte Schriftsteller, ein sogar über die Grenzen hinaus namhafter Maler, mehrere Professoren, Lehrer, Ingenieure und eine große Menge einfacher und dennoch vom Siegerhaß bedrohter Leute. Der Grund ihres Verbleibens war durchaus kein unfruchtbares Heldentum, sondern Sorglosigkeit, Leichtsinn, in den meisten Fällen Bequemlichkeit und jener bedauerliche Mangel an Einbildungskraft für das Böse, der wertvolle Menschen oft in Gefahr bringt. Immer wieder konnte man von ihnen und ihresgleichen die gewissen verderblichen Sätze hören, die von der Unbelehrbarkeit der Menschheit Zeugnis ablegen:
›Es kann ja nicht lange dauern.‹ – ›So arg wird es gar nicht werden.‹ – ›Mir persönlich kann nichts geschehen.‹ – ›Mich trifft bestimmt kein Vorwurf. Ich habe mich niemals politisch betätigt und niemandem etwas zuleide getan.‹ –
Es dauerte lang, und es dauert noch immer. Es wurde ärger, als die ängstliche Phantasie sich's träumen ließ. Wem nichts geschehen konnte, eben diesem geschah's. Gerade ihn traf der Vorwurf, und es wurde ihm zuleide getan, was er niemandem zuleide getan hatte.
Die neue Strafanstalt lag am Rande der Stadt. Sie bestand aus mehreren vernünftig eingerichteten Gebäuden und baumbelebten Höfen, auf welche, als auf einen rechten Beweis fortgeschrittener Gesinnung, alle Anhänger der Humanität sehr stolz waren. In diesen Tagen wurde die traurige und doch in ihrer Art schätzenswerte Anstalt zu einem Mittelpunkt der Ereignisse. Sogleich in den ersten Stunden nach Einmarsch der Diktaturtruppen kehrte man von allen Seiten jene oben erwähnten harmlosen Idealisten zusammen und lud sie im Gefängnis ab. Mit unfaßbarer Geschwindigkeit hatten sich die Bürger der schönen Stadt aus unbedingten Mitläufern der Regierung in fanatische Parteimänner der Generalsrebellion verwandelt. Es war wahr-

haftig nicht nur ein künstliches Aufgebot der Begeisterung, das die Straßen durchflutete.
Von *der* Gattung freilich hatte man vorher wenig gesehen. Vom Bürgerkrieg gezeugt, von der Niemandszeit ausgebrütet, trat sie erst am Ende der Pause ans Licht. Trotzdem wunderten sich nicht nur die Opfer darüber, wie viele altbekannt und vordem freundwillige Gesichter sich als Verräter, Spitzel, Vertraute, Denunzianten, als racheschnaubende Vorkämpfer und Schrittmacher des Siegers entpuppten und sich allenthalben laut damit brüsteten, aus vorbildlicher Gesinnung schon längst im Judassolde gestanden zu haben.
Vor den hohen Gittertoren der neuen Strafanstalt drängte sich ein dichtes Gelichter und forderte in Sprechchören die Befreiung der politischen Gefangenen, welche die Regierung zurückgelassen hatte. Noch ehe das Mittagsgeläut erdröhnte, wurden sie im Triumph hinausgeführt. Zu ihrem Ersatz wanderte die zehnfache Anzahl von Gefangenen in die soeben frei gewordenen Zellen. Schon am ersten Tage waren es mehr als tausend, allen voran die harmlosen Idealisten und eine große Masse von Nachzüglern und Marodeuren, die man beim Vormarsch in Weinbergen, Feldern, Gehöften und Scheunen aufgegriffen hatte. Der Raum reichte bei weitem nicht aus. In Zellen, die für drei Häftlinge bestimmt waren, wurden zwölf und fünfzehn zusammengepfercht. Einzelhaft gab es nur für einige wenige unter den ganz großen Beutestücken. Die Grenze zwischen der politischen und kriminellen Abteilung war aufgehoben. Doch diese Wohnungsnot sollte sich nur gar zu bald mindern. Gegen elf Uhr nachts fuhren mehrere Kamions auf dem äußeren Gefängnisplatz vor. Sie boten zunächst Platz für ungefähr neunzig Männer.
Das Grauen begann ...

3

Unter den kriminellen Insassen der musterhaften Strafanstalt – es gab von diesen zur Zeit kaum zwei Dutzend – befand sich ein sicherer Estaban Ahimundo y Abreojos. Der aus Spanien heimgekehrte Gewährsmann verbürgt sich dafür, daß dieser Name so oder ähnlich, aber keinesfalls geringfügiger lautete.
Man stellt sich unter seinem Träger gewiß einen finster glanzvollen Hidalgo vor, einen ehrentollen Granden wie aus einem Mantel- und Degenstück Lope de Vegas. Estaban Ahimundo y Abreojos aber war ein Mörder, kein gewöhnlicher freilich, sondern ein Mörder, wie er im Buche, ja wie er im Bilderbuche steht. In seinem Gesicht hatte sich die Natur wahrhaftig keiner Falschmeldung befleißigt, sie hatte die Rolle des Unholds mit dem richtigen Darsteller besetzt, dessen Maske beinah übertrieben gewählt war. Überhängende Augenbrauen auf dicken Wülsten. Die Augen darunter mausgrau, winzig, versteckt, mit dem hin und her wandernden Blick des immer Ruhelosen, des immer nach einem Ausfallpunkt Spähenden. Eine niedrige, fliehende Stirn unter verfilztem Kraushaar. Ein Nußknackermund mit einem herausfordernden Eckenkinn. Die vierschrötige Gestalt leicht gebeugt, stiernackig, bucklig gleichsam vor Erniedrigung, Tücke und Unbehagen. Der Brustkasten wie eine eiserne Kassa. Eines Gorillas pendelnd haarige Würgepratzen. Der ganze Mann ein vollendetes Modell fürs gerichtspathologische Museum, der klassische Fall eines Verbrechertyps, zur Vorführung im Seminar glänzend geeignet. Da war nichts Versöhnendes, kein kindlicher Rest, keine mitleiderregende Blöße oder Schwäche, wie man sie fast an jedem Übeltäter bemerken kann. Nein, Estaban Ahimundo y Abreojos war der fleischgewordene Angsttraum einsam wohnender Witwen, die in der Nacht aus dem Schlafe schrecken.
Die Verbrechen, die er büßen sollte, ließen sich kaum an den Fingern herzählen. Zwei Lust- und drei Raubmorde bildeten das Chef d'œuvre. Um den Prozeß nicht in die

Länge ziehen zu müssen, hatte man sich aber nur auf die ausgewählten Werke des Abreojos beschränkt und Bagatellen wie simple Einbrüche und Diebstähle gar nicht in den Kreis der Untersuchung gezogen. Der Prozeß gegen Abreojos – ein standrechtliches Verfahren, dem aber eine langwierige Untersuchung vorausgegangen war – hatte an den beiden letzten Tagen der Belagerung stattgefunden. In den Anfängen des Bürgerkriegs legten nämlich die rechtmäßigen Behörden den größten Wert darauf, die öffentlichen Geschäfte, soweit es nur anging, in normaler Weise fortzuführen. Die Theater, die Varietés, die Kinos spielten, und die Gerichte tagten. Das kriegsmäßige Standrecht von Malaga verurteilte den mehrfachen Mörder zum Tode durch die Garotta, den Würgestuhl, wie es sich denken läßt. Doch sogleich machte sich jener seltsame Eingriff höherer Mächte zugunsten eines Missetäters in verwunderlicher Weise geltend. Das Todesurteil konnte nicht mehr vollstreckt werden, da Niemandszeit anbrach, die legale Macht verschwand und die triumphierenden Generale samt ihren gutgedrillten Horden diese an sich rissen.
Der neue Stadtkommandant hatte das Geschäft der Rache höchst persönlich übernommen, zu welchem Zweck er einige Stunden des Tages in der Kanzlei des Gefängnisses amtierte, um die wichtigeren Schlachtopfer selbst zu verhören und sich an ihrer Ohnmacht zu weiden. Es war ein jüngerer, gleichsam durch seinen Haß ausgemergelter Oberst, das Einglas nach preußischem Muster ins Gesicht gefroren und sonst nach italienischem Muster blitzend gestiefelt und gespornt. Wenn diese Menschenart eine Zeitlang, statt andere zu züchtigen, selbst in Zucht gehalten wird, wie es durch die spanische Regierung geschehen war, ist sie mit Zorn- und Verderbnisströmen geladen über alle Maßen. Man sah es den ausgebrannten Zügen des Obersten an, daß er darunter litt, nichts Schlimmeres verbreiten zu dürfen als den Tod.
Dem Kommandanten wurde pflichtgemäß auch der Akt Estaban Ahimundo y Abreojos vorgelegt. Er saß in seiner Kanzlei, beide Beine weit von sich gestreckt, deren prächti-

ge gelblederne Reitstiefel von je einem Stiefelputzer mit Creme, Lappen und Bürsten aufs eifrigste bearbeitet wurden. Mitten unter den gehäuften Amtspapieren auf dem Schreibtisch, von denen jedes über Tod und Leben eines Menschen befand, stand ein Glas mit einem giftgrünen Aperitif. Der Colonello sog aus einem Strohhalm nachdenklich an dem kühlen Trank, während er das Urteil über den Raub- und Lustmörder durchlas. Mit einem halblaut hingeworfenen Murmelwort befahl er den Offizieren und Zivilbeamten, die ihn lauschenden Ohrs umgaben, die Vorführung dieses durch die Niemandszeit vom Todesurteil befreiten Missetäters. Der Anblick des exemplarischen Unholds, der die billigsten Vorstellungen von Verbrechergestalten weit hinter sich ließ, schien den Kommandanten mit Befriedigung zu erfüllen. Ein glänzender Einfall zuckte durch seinen Kopf. Dieser Einfall verwandelte sich sogleich in einen gleichgültig in die Schreibmaschine diktierten Befehl, der an den technischen Leiter des Rachewerkes erlassen wurde. Da der Tod durch Pulver und Blei nach Ansicht des Obersten eine sehr gelinde Strafe für Freiheitskämpfer, Pazifisten, Demokraten, Sozialisten, Kommunisten und anderes humanitätsduselnde Gesindel war, so sollte dieser Tod für den ersten Schub dieser schlappen idealistischen Hunde wenigstens dadurch versüßt werden, daß sie ihn in der ehrenvollen Gemeinschaft eines fünffachen Raub- und Lustmörders erleiden durften.
Knapp nach Mitternacht wurden die Kamions auf dem Gefängnishof mit ihrer Fracht beladen. Unter den Notabeln der Generalsrache, fast durchwegs feinen Köpfen und würdigen Gestalten, saß der haarige Unmensch und blinzelte mit seinem unsteten Meuchlerblick um sich. Die anderen, ältere Männer zumeist, schauten drein wie aus dem Schlaf gerissen, ein wenig entsetzt und dennoch dessen, so schien's, nicht im geringsten bewußt, was ihrer wartete. Die Motoren wurden angelassen, durchheulten die geduckte Stille und lügnerische Ausgestorbenheit dieser Nacht. Die sausende Fahrt ging zum städtischen Zentralfriedhof. Im Verlaufe des Bürgerkriegs hatte sich auf der

Generalsseite eine praktische Form herausgebildet, die Sache an Ort und Stelle zu erledigen, dort nämlich, wo sie am wenigsten Scherereien und keine hygienischen Gefahren verursachte. Die Lastautos brausten herrisch durch das hohe Kirchhofstor, bogen in die Hauptallee ein, nahmen nicht die geringste Rücksicht auf das Ruhebedürfnis ziviler und hochangesehener Toten, die in den Prunkgrüften und Mausoleen einer glücklichen Feudalzeit hier wohnten, und hielten endlich auf dem entferntesten und noch ungepflügten Teil des Gottesackers. Dort warteten schon andere Kamions sowie eine Equipage militärischer Scheinwerfer. Das fürchterliche Licht der riesigen Trommel-Reflektoren zerzischte und zerfeilte die Finsternis und ließ einen breiten Fleck würgender Grellheit frei, an deren Rändern sich die dichte Nacht wieder hoch aufbäumte. In diesem ausgesparten Raum unnatürlichen und doch so bedeutungsschweren Lichtes standen Gewehr bei Fuß in lässiger Ordnung drei Abteilungen von Soldaten, und zwar ein Zug Regulares, ein Haufen schwarzbrauner Moros und ein paar Leute von den Falangen, an der violetten Kappentroddel erkenntlich. Etwas weiter entfernt hörte man rauhe Stimmen aus der Erdtiefe heraufschallen, und schwere Schaufellasten dunkler Schollen kollerten einen breiten Aufwurf herab, der wie eine Böschung das flüchtig ausgehobene Massengrab den Blicken entzog. Es war etwa zwölf Schritt lang, acht Schritt breit und drei Meter tief.

Das Gemetzel vollzog sich ohne Hast, doch auch ohne jede Spur von Zeremonie. Es wurde mit unübertrefflicher Sachlichkeit abgetan, nicht wie in alter Zeit unter dumpfen Trommelwirbeln, makabren Kommandorufen und Signalen, sondern wie ohne vorbestimmte Ordnung, virtuos, aus dem Handgelenk gewissermaßen. Man hätte meinen können, es handle sich hier nicht um die grauenhafte Tötung unschuldiger Menschen, sondern um irgendeine gleichgültig technische Präzisionsarbeit im Scheinwerferlicht. Nichts Menschliches war verspürbar, ja nicht einmal etwas Teuflisches, nicht einmal der infernale Genuß der Rache, nicht einmal die perverse Lust am Blutvergießen. Der neu-

artige Typus, der hier am Werke war, hatte für seine Lieblingstätigkeit das richtige Wort gefunden: »Umlegen.« Männer wurden umgelegt wie Stangen.
Ein Offizier rief die Namen der ersten zehn aus. Die Namen der besten, die dem Feinde in die Hand gefallen waren. Man riß sie vom Wagen herunter: Zwei Ärzte, die nichts mit Politik zu tun hatten, der Zeitungsherausgeber mit seinen drei Mitarbeitern. Der Schriftsteller und der berühmte Maler und drei unbedeutende Beamte des gestürzten Regimes. Die Gesichter waren nicht totenbleich, weil sie grellweiß waren vom Scheinwerferstrahl. Die Gestalten bewegten sich darin wie bei einer Filmaufnahme. Die zehn, sie waren nicht einmal gefesselt, wurden zur aufgeworfenen Böschung gedrängt. Keiner wehrte sich, keiner sagte etwas. Chargen traten dicht heran, befahlen: »Röcke ausziehen!« Die Opfer gehorchten.
Erst jetzt, da sie einander in übertrieben weißen Hemdärmeln sahen, schienen sie der ganzen rettungslosen Wahrheit innezuwerden, erhoben hohe enge Stimmen, mit denen sie, durcheinanderschreiend, ihren vollkommen indolenten Henkern irgendwelche rasche und entscheidende Aufklärungen zu geben versuchten. Die Bewaffneten aber hatten unterdessen gemächlich und noch immer ohne Kommandolaut die grelle Stelle abgeriegelt. Die zehn an der Böschung besaßen keine andere Möglichkeit der Flucht mehr als die in das große Massengrab. Keiner von ihnen jedoch dachte an diese letzte Möglichkeit. Sie redeten immer rascher, immer heftiger durcheinander. Da knatterte es los. Ein Maschinengewehr, in nächster Nähe aufgestellt, man hatte es bisher gar nicht bemerkt. Einen Patronengurt, nicht mehr. Einmal hin und her die Reihe abgestreut. Nur wenige Sekunden dauerte das trockene Geratter. Die würdigen Grauköpfe platzten wie Eier. Man hörte ins Geknatter hinein den Laut der zersprengten Schädel. Im Reflektorenlicht, das keine Farben duldet, flossen schwarz die Blutbäche, die einander züngelnd suchten und sich zu einem Strom vereinten.
Regulares und Moros traten an die Gestürzten heran und

jagten ihnen aus ihren Mausergewehren noch ein paar Kugeln in den Leib, völlig gleichmütig, ganz nebenbei, wie man mit dem Fuß widerspenstig glimmende Zigarettenreste ausscharrt. Dann packten sie die Körper an Schultern und Füßen und schleuderten sie mit Schwung in die Grube. Die erste Schicht der besiegten Freiheitskämpfer lag, wie sie lag. Ein paar Schaufeln Erde und gelöschten Kalkes wurden auf sie geworfen.
Als sich dieser Vorgang zum achten Male wiederholte, stand der edle Estaban Ahimundo y Abreojos als elfter und letzter Mann am linken Flügel der Todesreihe. Die andern zehn, die siebenmal Zeugen ihres eigenen Schicksals gewesen waren, schienen kaum mehr zu leben. Man hörte jetzt kein Durcheinanderreden hoher Männerstimmen mehr, nur hie und da den gepreßten Röchellaut eines Menschen, der sich erbrechen möchte. Als einziger schien Abreojos bei Besinnung zu sein. Er stand ruhig aufrecht und schwankte nicht, ein Held. Seine Augen wanderten aufmerksam hin und her wie immer. Von Zeit zu Zeit hob er die schwere Pratze hoch und rief ›Arriba España!‹ den Losungsruf des nationalistischen Spaniens. Tat er das, um sich beim Tode einzuschmeicheln, der offensichtlich ganz und gar nationalistisch gesinnt war?
Im Augenblick, da das Maschinengewehr aufknatterte, stürzte Estaban Abreojos zu Boden. Insofern war es sein und nicht das Verdienst einer eingreifenden Macht, wenn ihn die Kugel verschonte. Er hatte nämlich mit klarem Verstand die Bedienungsmannschaft der automatischen Waffe beobachtet. Das Weitere freilich stand wahrhaftig nicht mehr bei ihm. Denn wer wollte es für selbstverständlich halten, daß zwei Mann der Phalanx (jenes halb zivilistischen, halb militärischen Häufleins, das bisher nur das Amt der Zuschauerschaft innegehabt hatte) plötzlich auch das unüberwindliche Bedürfnis empfanden, an diesem gemütlichen Umlegen teilzunehmen? Da aber alle Umzulegenden bereits lagen, traten die beiden an den einzigen Schuldigen weit und breit heran, der mit dem Gesicht nach unten seine ausgestreckten Glieder in den Dreck krampfte,

ohne Zweifel mausetot. Falangisten wurden kriegerisch nicht für voll genommen. Sie waren auch daher nicht mit Mauser-, sondern mit uralten Remington-Gewehren ausgerüstet. Diese wahrscheinlich schon in zwanzig Kolonialfeldzügen ausgeleierten Feuerbüchsen hatten während des spanischen Bürgerkrieges keinen einzigen Schuß noch abgegeben bis zu dieser Stunde.
Beide Läufe näherten sich nun ganz dicht dem pathologisch geformten Hinterkopf des Mörders, um in diesem Kriege ihre erste Arbeit zu leisten. Die Ladehemmung im Innern des einen Remington-Gewehres kann man gewiß noch kein Wunder nennen. Daß aber die andere Flinte ebenfalls versagte, durfte das noch immer dem nackten Zufall angerechnet werden? Die beiden Jünglinge sahen ratlos ihre Gewehre an und dann einander. Sie waren noch nicht zwanzig Jahre alt, stammten aus reichen Familien und hatten die weißen Hände wohlgehüteter Kinder. Wahrscheinlich hob sich ihnen angesichts der Blutlachen und des verspritzten Hirns der Magen, und ihr Mut sank jämmerlich. Sie schämten sich plötzlich, daß sie sich in dieses grausige Werk eingemengt hatten und erfolglos noch dazu. Die anderen waren hoffentlich leidenschaftlich genug ins Abschlachten vertieft, daß sie das Versagen der ausgeleierten Gewehre und verhätschelten Seelen nicht bemerkt hatten. Abreojos lag regunglos. Rechts und links von ihm klatschten die letzten Schüsse der Moros und Tertios in das zuckende Fleisch der Opfer. Der riesige Körper des Mörders schein seine eigene Blutlache zuzudecken. Niemand sah die hochroten Gesichter der beiden feinen Bürschchen. Sie gesellten sich zu den Regulares, als hätten sie ihre Aufgabe erfüllt und alles wäre nun in bester Ordnung. Hochauf zischten die Scheinwerfer wie scharfe Wasserstrahlen und erloschen jäh. Wüstes Schimpfen und Fluchen. Ein paar Fackeln wurden rasch improvisiert. Die Moros packten die Leichname, schwangen sie rhythmisch hin und her und schleuderten sie in das große Erdloch. Auch Estaban Ahimundo y Abreojos schwangen und schleuderten sie ins Massengrab, und zwar als letzten

Mann, da er ja am äußersten Flügel lag. Er fiel weich. Er brach sich keinen Knochen. Er war gerettet.

4

Bereits am nächsten Morgen um sechs Uhr wurde Estaban Ahimundo y Abreojos wieder ins Gefängnis eingeliefert. Sein Glück schien einzig und allein darauf versessen zu sein, ihn vor dem blutigen Tode zu bewahren, ansonsten aber lachte es dem Blutvergießer keineswegs. Die Wache hatte ihn in der Nähe des großen Friedhofs aufgegriffen, als er gerade in einer Kaschemme ein paar goldene Eheringe zu Gelde machen wollte. Von dieser Ware trug er sechs oder sieben an den spatenförmigen Fingern seiner Mörderhände. In den Taschen aber fanden sie noch mehr, nebst einigen goldenen Brillenfassungen, Zigarettendosen und Manschettenknöpfen. Im übrigen bot er einen noch weit abscheulicheren Anblick als sonst. Hemd und Hose waren blutübersudelt und von Kalk zerfressen. Die Hände zeigten große aufgeschürfte Flecken. In den mausgrauen, aufmerksam hin und her wandernden Augen aber stand nichts von Todesangst, Seelenpein und den gehäuften Schrecknissen der vergangenen Nacht zu lesen. Der Oberst-Stadtkommandant, dem Abreojos später vorgeführt wurde, sah über ihn hinweg. Das zwischen Nase und Braue festgefrorene Einglas des Offiziers schien vor mühsamem Nachdenken anzulaufen. Der Señor versuchte wahrscheinlich, einem rätselhaften Zusammenhang auf den Grund zu kommen. Endlich aber verscheuchte er die lästigen Gedanken von seiner Stirn, lüpfte mit einer unnachahmlich eleganten Gebärde sein Handgelenk und warf einen gelangweilten Blick auf die winzige Armbanduhr. Das Glas mit dem giftgrünen Aperitif funkelte halb geleert in der Sonne. Ein flüchtiger Ekel zuckte ihm um den Mund.
»Zu schade für Patronen«, murmelte er vor sich hin und ließ den Befehl ausfertigen, dessen Vollzug ihm noch vor nächstem Tagesanbruch gemeldet werden soll. Er konnte

nicht gemeldet werden, denn sofort begannen sich wieder jene höheren Mächte zugunsten des Mörders ins Spiel zu mischen.
Wie in Frankreich die Guillotine, in Deutschland das Richtbeil, in Amerika der elektrische Stuhl und in anderen Ländern der Galgen, so ist in Spanien das landesübliche Werkzeug der Hinrichtung die sogenannte Garotta. Sie besteht aus einem hochbeinigen und hochlehnigen Holzsessel mit einer eisernen Klammer- und Schraubenvorrichtung auf der Rückseite, durch deren Anziehung der Delinquent erwürgt wird. Es gibt ein furchtbares Blatt von Francisco de Goya aus dem spanischen Bürgerkrieg vor über hundert Jahren, das einen Garottierten auf dem Würgestuhl darstellt. Wer jemals dieses Blatt zu sehen bekam, wird es nie vergessen. Der Hingerichtete darauf hat das Gesicht Jesu Christi, der das Kreuz mit der Garotta vertauscht zu haben scheint.
Für Estaban Ahimundo y Abreojos aber war keine Garotta gezimmert. Man suchte nach ihr in der Requisitenkammer des Gefängnisses, ohne sie zu finden. Sie war in den letzten Jahren vor dem Generalsaufstand außer Gebrauch gekommen. Es gab demnach kein gesetzmäßiges Mittel, um den Übeltäter vom Leben zum Tode zu befördern. Seit dem Einzug der Sieger herrschte jedoch kein anderes Gesetz und keine andere Vorschrift als die jeweilige Laune der neuen Gewalthaber. Die Zivilverwaltung des Gefängnisses hatte die Geschäfte sogleich dem Militär übergeben und hielt sich ängstlich im Hintergrund. Der Colonel mußte also neuerdings mit dem Fall Abreojos belästigt werden.
»Henkt ihn auf im Gefängnishof, auf einem der Bäume dort«, zischte er und zeigte dabei seine makellos weißen Zähne.
Die Vollstreckung des Befehls übernahm ein alter Sergeant der Fremdenlegionäre, von denen zwei Züge dem Gefangenenhaus zugeteilt worden waren. Dieser Sergeant, ein Riesenmensch der Länge, Breite, Schwere nach, überragte den mächtigen Abreojos noch um einen halben Kopf. Er war ein Skipetare aus der Gegend von Skutari und wurde

Mehmed gerufen, Mehmed, auch außer Dienst bis an die Zähne bewaffnet, schritt die inneren Höfe der Strafanstalt ab, nach einem günstigen Aufknüpfungspunkt spähend.
Im Hof der Politischen wuchsen gnädigerweise zwei alte Platanen, die ihre laubarmen Äste weit ausstreckten. Jene Gefangenen der Generalität, die zur Stunde die Vergünstigung des Spazierengehens in frischer Luft genießen durften, blieben plötzlich mit starren Augen stehen. Sie sahen nämlich, wie der Sergeant Mehmed, dem ein lachender Fremdenlegionär die Leiter hielt, sorgfältig die Schlinge eines ansehnlichen Stricks an einen der muskulösen Platanenäste befestigte. Entsetzen trat in die Augen dieser Todesgewärtigen. Mehmed klammerte sich mit beiden Händen an den Strick, stieß die Leiter fort und blieb einige Sekunden lang drei Fuß hoch über der Erde schweben, um die billige Brauchbarkeit von Ast und Strick zu prüfen; Mehmed war nämlich ein gewissenhafter Meister seines Handwerks.
Der Ast bestand die Prüfung nicht. Seine äußere Gesundheit verbarg innere Fäulnis und Dürre. Er knackte unter der Last des Riesen und zerbrach mit einem Krach. Mehmed fiel in die Kniee. Die Gefangenen hatten sich abgewandt.
Der Ast war zerbrochen, dem Henker dadurch anratend, daß er einen festeren wähle. Der Strick war heil geblieben. In diesen beiden Tatsachen steckte, wie man noch sehen wird, eine neuerliche Hinterlist jener dem gemeinen Mörder so wohlgesinnten Gewalten. Nachher behaupteten unverbesserliche Zweifler, irgend jemand habe den Galgenstrick heimlich mit dem Messer bearbeitet, der lachende Fremdenlegionär zum Beispiel, der ihn seinem Sergeanten nachtrug. Sinnigen Spaßes halber habe er's getan, damit sich der kugelfeste Delinquent auch als strickfest erweise. Das ist möglich, bildet aber durchaus keinen Beweis gegen einen wundermäßigen Eingriff, der mit Ast und Strick nicht anders spielt als mit dem dumpfen Witz eines Soldatenhirns. Nur eine Art von Wundern, die heilig überlieferte, hebt die Natur auf. Die andere, bei weitem häufigere,

die wir selbst bei schärferer Aufmerksamkeit dann und wann erfassen könnten, läuft glatt auf den Schienen des Natürlichen und Alltäglichen. Sie geht wie herabgewehter Flugsamen in den Furchen der Kausalität auf.

5

Estaban Ahimundo y Abreojos schien selbst zu ahnen, daß er irgendwelche geheimnisvolle Protektion genoß. Er war so gleichgültig und schlief so fest, daß man ihn zu seiner Hinrichtung kaum erwecken konnte. Selbst seine mausgrauen Augen hatten das gehetzte Hin- und Herwandern vergessen. Der Mond war untergegangen, und einige Karbidlampen brannten stinkend und herzbeklemmend, als ihn die Wache der Tertios zu der Platane führte, die sein Galgen werden sollte. An den Gitterstäben der Zellen ringsum erschienen übergroße Augen, die wie Tierlichter funkelten. Diesmal hatte es den Anschein, als wolle alles nach Strich und Schnur vor sich gehen. Selbst der vorschriftsmäßige Geistliche war vorhanden, der diesem fühllosen Koloß von einem armen Sünder überflüssigerweise Mut zusprach. Abreojos rauchte trotz seiner Handschellen routiniert eine Zigarette nach der andern, die er von Mehmed, seinem gemütlichen Henker, in den Mund gesteckt bekam. (Zur selben Zeit wurden auf dem Friedhof von Malaga siebzig Unschuldige von den Maschinengewehren ›umgelegt‹, ohne Urteil und ohne Zuspruch, wie tolle Hunde.) Estaban Ahimundo y Abreojos, der schon auf der Leiter stand, spuckte in weitem Bogen seinen letzten Zigarettenstummel aus, als ihm der Sergeant Mehmed die gut eingeölte Schlinge um den Hals legte. Der Verbrecher – er konnte die Hände nicht mehr heben, weil man sie ihm endlich auf den Rücken gebunden hatte – rief mit seiner knolligen Stimme laut und voll Begeisterung wie gestern: »Arriba España!« Dies war unzweifelhaft eine Zauber- und Beschwörungsformel, denn fünf Sekunden später lag er auf der Erde. Der Ast hatte standgehalten. Der Strick war ge-

rissen. Der Gewürgte hatte das Bewußtsein verloren. Vielleicht auch stellte er sich nur bewußtlos.
Der Sergeant und seine Leute waren mehr als ratlos. Einen ›Roten‹ hätten sie nach diesem Mißerfolg mit Revolver und Dolchmesser unverzüglich erledigt. Hier aber lag kein einfacher Gesinnungsgegner, sondern ein rechtmäßiger Delinquent, ein ärarisch eingeordneter Wert mithin, für den man Rechenschaft abzulegen hatte. Man holte den Gefängnisarzt, der, lächerlich genug, eifrige Wiederbelebungsversuche an demjenigen anstellte, welcher jedem Tötungsversuch bisher solch hartnäckigen Widerstand geleistet hatte. Abreojos jedenfalls hütete sich davor, seine Besinnung allzuschnell wiederzubekommen. Steinerweichend röchelte er aus seinem eisernen Brustkasten. Dieses Röcheln und Stöhnen buhlte verschlagen um Zeit und Mitleid. Der unzulänglich Hingerichtete schlug erst die Augen auf, als die Herren Offiziere erschienen. Mehmed hatte nämlich eine Ordonnanz ins Grand-Hotel gesandt, wo der Oberst-Platzkommandant wohnte. Dieser war noch wach und trank mit einigen jüngeren Herren, unter denen sich auch zwei steif-schneidige deutsche Flieger befanden, in der Bar des Hotels. Er trank diesmal nicht Giftgrünes oder Rubinrotes aus einem Strohhalm, sondern, um sich den Bedürfnissen seiner Bundesgenossen anzupassen, Whisky ohne Soda. Die Meldung, daß der Henkerstod an Estaban Ahimundo y Abreojos wiederum zuschanden geworden war, erregte Staunen, Bewunderung und zynische Heiterkeit. Die ganze Gesellschaft, ein Dutzend Herren etwa, folgte dem Oberst mit mehr oder minder festem Schritt ins Gefängnis. Abreojos lag sanft an die alte Platane gelehnt, die ihn mütterlich zu beschirmen schien. Das Karbidlicht zischte und stank. Im Dunkel lagen die nackten Mauern mit den viereckigen vergitterten Fensterchen. Die Mörderaugen begannen sofort wieder zwischen den Offizieren beobachtend hin und her zu wandern. Das bewährte ›Spanien erwache‹ seufzte ihm schwer von den Lippen, als wolle es ihn trotz allem ermahnen, im Patriotismus nicht nachzulassen.

Der Oberst trat näher und fixierte Abreojos mit ausgemergelter Aufmerksamkeit:
»Du gottverdammter Affe«, sagte er ziemlich leise und monologisch, »warum machst du mir solche Schwierigkeiten? Warum willst du uns nicht sterben?«
Estaban Ahimundo y Abreojos aber hob die bereits entfesselten Hände zu den Herren Offizieren empor. Seine Stimme klang noch immer erstickt. Sie krächzte erstaunt, als müßte sie sich aus weiter Ferne herbemühen:
»Sterben sehr gern... Aber Sterben für die Señores... Arriba España...«
Es läßt sich nicht leugnen, daß daraufhin eine gewisse Bewegung durch die Suite ging. Warum sollte dieser Mann sterben, der schon zwei Abenteuer mit dem Tode durch ein ausgesprochenes Wunder siegreich bestanden hatte, der sogar mit heilen Gliedern aus dem Massengrab aufgestanden war? Es wäre eigentlich schade, den Tod noch ein drittes Mal herauszufordern und die beiden kostbaren Siege damit in Frage zu stellen. Krieg ist Krieg. Sterben soll der Feind, der rote Hund, der Volksverderber, der das Eigentum abschaffen und die besseren Leute, die Herren, vernichten will. Einzig und allein auf diesen weichmütigen schlappen Feind, diesen winselnden Gleichmacher, der nichts vom gefährlichen Leben versteht, einzig auf ihn hat sich aller Haß zu konzentrieren. Der Mann ist ein Mörder. Schön! Wer von uns, wie wir hier stehen, ist kein Mörder? Ohne Mord ist die alte Ordnung nicht wiederherzustellen. Bis zu diesem Grade gefährlicher Aufrichtigkeit verstiegen sich die Meinungen der angeheiterten und aufgelockerten Offiziere. Der Oberst starrte vor sich hin, rauchte seine Zigarette und sagte nichts. Seine Züge waren spöttisch undurchdringlich.
Da trat ein Hauptmann aus der Gruppe, dessen Brust bis an die Grenze des Möglichen mit Orden und Medaillen dekoriert war. Er trug über dem linken Auge eine Binde und den rechten Arm in der Schlinge. Dieses imponierende Urbild kriegerischer Furchtbarkeit warf jetzt nachdrücklich die Zigarette fort, nahm mit gelassener Eleganz Stellung vor

dem Kommandanten und ließ einen knarrenden Baß hören:
»Mein Oberst! Überlassen Sie mir gütigst diesen Mann!«
Überrascht schaute der Kommandant den Kapitän Sanrubio an. Dieser Sanrubio von den Tertios war eine sehr große Nummer der nationalistischen Armee, ein tollköpfiger Held, in vielen Heeresberichten eigens erwähnt, ein besinnungsloser Mauernbrecher, den die Generale bei jeder Offensive und wichtigen Aktion einzusetzen pflegten. Die Sturmabteilung dieses wüsten Rufers im Streite bildete den Schrecken für Freund und Feind. Im Gegensatz zu diesem Mordskerl war der junge schnittige Oberst mehr eine strategische und diplomatische Begabung. In den vordersten Gräben oder gar im Getümmel eines Nahkampfes fühlte er sich durchaus nicht beheimatet. Dergleichen Bluthandwerk gehörte ja schließlich auch nicht zu seinen Pflichten. Trotzdem erfüllte ihn dem Helden gegenüber eine leichte Unsicherheit. Er selbst empfand sie als die gutmütige Schwäche eines überlegenen Lehrers für einen nicht besonders intelligenten, aber dafür halsbrecherisch amüsanten Schüler. Kein Vorgesetzter wahrlich konnte diesem Helden eine Bitte abschlagen. Der Oberst lächelte fragend:
»Was wollen Sie mit diesem gefährlichen Höhlenmenschen anfangen, lieber Sanrubio?«
Der Kapitän schien über diese unverständige Frage des Kommandanten ziemlich erstaunt zu sein:
»Aber, mein Colonello«, brummte er nachsichtig, »das sind ja gerade die Typen, von denen ich nicht genug bekommen kann...«
Ein Rest von staatsrechtlichem Formalismus zwang den Oberst zu einigen raschen Überlegungen. Zwei Lustmorde, drei Raubmorde, ein Todesurteil! Dieses Urteil aber hat das Standgericht einer bestrittenen, abgesetzten und daher unrechtmäßigen Regierung gefällt. Es ist demnach ganz und gar ungültig. Der Prozeß Estaban Abreojos müßte neu anberaumt werden. Wir haben besseres zu tun, als uns mit saftigen Kriminalprozessen zu vergnügen. Wenn

man es aber recht besieht, so spielt dieser Menschenaffe dort, ehe er nicht von unserem eigenen Gerichte schuldig gesprochen ist, bestenfalls die Rolle eines Beschuldigten (sofern die Anklage noch einmal erhoben wird), jedoch keineswegs die eines Schuldigen. Als Platzkommandant steht es mir zu, den Fall gewissermaßen in Verwahrung zu nehmen und später nach Abschluß der militärischen Operationen über seine weitere Behandlung oder Unterdrükkung zu befinden. Dies der subtile Gedankengang eines Mannes, der allnächtlich ohne irgendwelche Gedankengänge dieser Art seiner Haßreligion Hekatomben von Männern opferte, deren ganze Schuld in einer anderen Gesinnung bestand. Ehe aber der Oberst noch seine Entscheidung fällen konnte, geschah es, daß sich der dem Leben wiedergeschenkte Unhold unter der Platane erhob. Es war mit ihm eine sonderbare Verwandlung vorgegangen, als hätte der defaitistische Tod, in Verbindung mit Hauptmann Sanrubios Verlangen, dem vom Galgen Gestürzten seine Ehre und Menschenwürde zurückerstattet. Die mausgrauen Augen unter den beiden tierhaften Stirnwülsten blieben stehen. Ein düsterer Stolz erfüllte sie. Der geduckte Buckel, in den der Stiernacken überging, war verschwunden. Die ganze Gestalt schien schmaler und aufrechter zu werden. Estaban Ahimundo y Abreojos war auf einmal der echte Träger dieses hidalgohaften Namens. Durch die Macht einer unglaublichen Wiedervergegenwärtigung längst vergeudeter Qualitäten wurde aus diesem Berufsverbrecher der schlimmsten Sorte von einem Augenblick zum andern ein finsterer Caballero. Er drückte seine abscheuliche Pranke – deren spatenförmige Finger merkwürdigerweise noch immer drei bis vier Eheringe trugen – gegen seinen gewaltigen Thorax und vollführte in die Richtung des Kommandanten eine tadellose Verbeugung, ein selbstbewußter Andalusier jeder Zoll. Er, von dem man bisher selbst während des Prozesses kaum ein Wort, sondern meist nur ein gleichgültig verächtliches Grunzen gehört hatte, bewies, daß er den Gorilla nur seines Äußeren wegen zu spielen pflegte, wenn es aber sein mußte, eine

wohlgesetzte kleine Rede jedoch mit gutem Anstand zu halten fähig war:
»Señor Colonello«, sagte er, weder frech noch demütig, »erfüllen Sie bitte den Wunsch dieses hochgeborenen Herrn. Die siegreiche Armee wird es nicht zu bereuen haben. Man hat mich einiger dummer Zufälle wegen aufgegriffen, da ich gerade das Geld zu sammeln im Begriffe war, um über die Linien der roten Mörder hinauszukommen und mich bei den tapferen Truppen der hohen Generalidad zu melden. Das ist der ganze Grund der ungerechten Behandlung, die mir zuteil geworden ist. Gott selbst hat es nicht gewollt, daß ich dieser Ungerechtigkeit zum Opfer falle, die edlen Señores mögen das bedenken. Ich stamme aus einer alten verehrungswürdigen Familie, die durch ein hartes Los heruntergekommen ist. Lassen Sie mich lieber für Spanien sterben als für nichts und wieder nichts!«
Es wurde totenstill nach dieser Ansprache, deren aus solchem ungefügten Munde sich niemand versehen hatte. Kein Mensch lachte. Der Oberst aber sah den Abreojos nicht an. Sein linker Mundwinkel verzog sich etwas nach oben, eine Miene verhätschelten Hochmuts und arroganter Unsicherheit:
»Gut also, Sanrubio«, wandte er sich an den von Edelmetall klappernden Kapitän, »aber nehmen Sie gefälligst zur Kenntnis, daß man Sie für jedes neue Verbrechen dieses bewundernswerten Abkömmlings einer verehrungswürdigen Familie zur Verantwortung ziehen wird ...«
Estaban Abreojos trat aber nach dieser Warnung schon freien Schrittes näher an die Herren Offiziere heran, klappte die Hacken zusammen und hob zwei Finger der rechten Pranke zum Eid:
»Fürchten Sie nichts, Señores! ... Sie werden sich nicht zu beklagen haben ... Ich schwör es beim Blute unseres Erlösers ...«
Dieser tiefernste Schwur des mehrfach entkommenen Galgenvogels entbehrte der aufreizenden Komik nicht. Jetzt lachten die Offiziere. Auch die Legionäre lachten. Hier

und dort lachte es hohl hinter den unsichtbaren Gitterstäben. Estaban Ahimundo y Abreojos aber war vor dem Henkertod gerettet. Es ist anzunehmen, daß er den Schlachtentod nicht minder würde zu besiegen verstehen. Der Kapitän Sanrubio übergab ihn dem Sergeanten Mehmed zur Betreuung und militärischen Ausbildung. Henker und Hingerichteter zechten den Rest der Nacht miteinander. Den gerissenen Galgenstrick verkauften sie in den nächsten Tagen dezimeterweise für teures Geld. Ein kleines Stück davon behielt aber jeder der beiden zurück.

6

Dem Sergeanten Mehmed brachte sein Endchen des gerissenen Galgenstricks kein Glück. Er fiel in der Schlacht bei Talavera. Estaban Ahimundo y Abreojos, inzwischen zum Korporal aufgerückt, wurde sein Nachfolger. Man muß wahrheitsgemäß bekennen, daß der ehemalige Delinquent seinen Schwur hielt. Hauptmann Sanrubio hatte nicht den geringsten Anstand seinetwegen. Obwohl von seinen Taten kein Heldenlied geht und die meisten Kameraden fest behaupteten, Abreojos sei ein feiger und heimtückischer Hund, so unterschied er sich von den übrigen Prachtgestalten der spanischen Soldateska nicht sonderlich. Er trug einen kleinwinzigen Schnurrbart auf der Oberlippe, jene wie angeflogene Niedlichkeit, die auch einem kriminalpathologischen Gesicht ein sonntäglich flottes Wesen verleiht. Der sinistre Hinterkopf unterm Käppi oder gar unter dem Stahlhelm verlor seine angsteinflößende Furchtbarkeit. Auch rasierte sich Abreojos dort, wo über der flachen Nasenwurzel die dicken Augenbrauen zusammenwuchsen, jetzt einen beruhigenden Zwischenraum aus. Er war mithin ein Soldat wie jeder andere, durch welche Feststellung aber den Tugenden des Soldatentums nicht nahegetreten werden soll. Sein ›Akt‹ moderte vergessen in irgendeiner Kanzlei. Kapitän Sanrubio schwieg über die Vorgeschichte dieses Mannes und empfand seine Besserung als

sonnenklaren Beweis für den wohltätigen Einfluß der Wehrhaftigkeit auf den moralischen Zustand der Völker. Wahrlich, alles an Estaban hatte sich verbessert, nur seine Hände, die sich nicht umlügen ließen, blieben seine Hände.

Nach dem Tode des Skipetaren Mehmed avancierte Abreojos zum Sergeanten, Profosen und unentbehrlichen Exekutionsleiter. Der Aufstieg eines mindestens zweimal Hingerichteten zum Henker ist immerhin eine wundermäßige Karriere. Trotz ihrer Wundermäßigkeit war's aber eine höchst entsprechende und natürliche Karriere. Der Blutvergießer hatte um seiner Besserung willen keine Entbehrungen zu leiden, ganz im Gegenteil. Er war so grausam überlastet, daß man ihn aus der Feuerlinie ziehen mußte. Der Gewalttäter auf eigene Faust hatte sich zum disziplinierten Gewalttäter prächtig entwickelt. So vernichten im Naturreich Schlangen und andere Reptilien alles mögliche Getier, das die Menschen für schädlich erklären. Die Bluttaten, die das Herz des Mörders mit üppiger Befriedigung erfüllten, standen nun im Dienste der sogenannten Volksgemeinschaft und bildeten gute Werke.

Eine dokumentarische Legende, wie die vorliegende, soll weit weniger als eine frei erfundene Geschichte in Übertreibungen verfallen. Die Zahl der von diesem Hingerichteten Hingerichteten (mittels Gewehr, Maschinengewehr, Revolver, aber auch durch Bajonett und Kolbenhieb) war sehr groß. Jedoch von zehntausend und mehr zu sprechen, das ist verantwortungslos tendenziöser Unsinn. Sergeant Estaban Ahimundo y Abreojos gedieh in diesem harten Beruf erstaunlich. Er gewann an Selbstbewußtsein und düsterer Grandezza von Tag zu Tag. Seine mausgrauen Augen wanderten nicht mehr von einem zum andern, sondern blieben klein und starr auf ihre Opfer gerichtet. Der hereditäre Hidalgo auf dem Grund seines Wesens kam immer gravitätischer zur Geltung. Das Äffische verlor sich völlig aus seinen Gesichts- und Körperformen. Seine Vorgesetzten waren einig, daß man in ihm eine der stärksten Persönlichkeiten in der Truppe anzuerkennen habe. Abreojos

konnte somit dem Ruhme nicht entgehen. Der Tod hatte vernünftig gehandelt, als er seine Entgegennahme refüsierte. Er bewies ihm weiter sein Wohlwollen. Einmal, während eines Vormarsches, stürzte ein ganzes Bauernhaus über ihm zusammen. Unter neun Toten und Verwundeten blieb er der einzige Unverletzte. Er war für den bequemsten Strohtod geboren, für jenes glückliche Ende, das nach den Worten der Bibel die Auserwählten ereilt, wenn sie satt vom Leben sind.

Am Tage des Triumphes war Estaban Ahimundo y Abreojos seiner martialischen Erscheinung wegen mit Recht unter denjenigen, welche in Madrid vor dem Caudillo defilieren durften. Es ist ohne jede Schönfärberei anzunehmen, daß die gewissen Prozeßakten längst vernichtet sind und daß den verdienstvollen und vielfach ausgezeichneten Sergeanten aus der allgemeinen Beute ein wohlbemessenes Stück erwartet, zumindest ein gutbezahlter Ruheposten im Justizwesen.

»Warum ergeht es den Gerechten übel auf Erden und die Missetäter haben ihren feinen Lohn dahin?« So schreien die redlichen Seelen auf, gläubige und ungläubige, wenn sie dergleichen hören, ohne es wirklich glauben zu können. Seid doch still! Warum schreit ihr und störet die Vorstellung, ehe noch der Zwischenaktvorhang gefallen ist. Nicht beklaget euch über den furchtbaren Widerspruch! Er ist es nicht, der das Spiel sinnlos macht. Beklagt euch lieber darüber, daß ihr zu spät ins Theater gekommen seid und es zu früh verlassen müsset. Nur einen winzigen Fetzen des Stücks erlebet ihr und wollt schon Kritik üben über die Logik und Ethik des Werkes. Wer von der letzten Szene auf das ganze Drama zurückblicken dürfte, würde vielleicht zugeben, daß selbst Estaban Ahimundo y Abreojos ein monotoner, aber unerläßlicher Chargenspieler gewesen ist und daß seine Auftraggeber siegen mußten – wenn sich auch unser Herz dagegen aufbäumt –, damit die Szenen aufeinander richtig folgen in der Zeit, der wir einen Augenblick lang angehören, ohne daß sie uns angehört. Dies lehrt uns ein anderer Spanier, Calderon de la Barca.

Würdiger freilich als unter den Zuschauern zu sitzen ist's, trotz Blut und Feuer, auf der Bühne zu stehen.

Geschrieben 1938

Kasimir Edschmid

Das Pestschiff

1890–1966

Die Leute, die dauernd auf dem Wasser sind, haben ein völlig anderes Leben als die Menschen auf dem Lande. Die Schiff-Menschen könnten genausogut auf einem anderen Himmelskörper wohnen, mit ihren Wasser-Ideen.
Es war ein Lord Plymson, vielleicht war es auch nur ein Mr. Plymson von der englischen Admiralität oder ein Herr, der einen ähnlichen Namen führte wie Plymson, der durch Gesetz einer Linie Geltung verschaffte, die man oft bei Schiffen sieht, etwas über dem Wasserspiegel, einer scharfen um das Schiff herumlaufenden roten Linie, einer Gefahr vermeldenden, guten Linie, einem roten Strich, der vielen Seeleuten das Leben gerettet hat.
Diese Linie ist jetzt überall eingeführt. Sie zeigte die Grenze an, über die hinaus der Schiffskörper nicht beladen werden darf. Die Ladelinie darf nicht unter Wasser sinken. Wenn sie unter Wasser geht, dann kann jeder Matrose das Schiff verlassen, das Seegericht anrufen und seinen Dampfer hindern, auszufahren.
Eines Tages kam in Patras an der Straße von Korinth ein Spanier an, der mit seinem Dampfer durch die Säulen des Herakles gefahren und durch die Straße von Messina in das Ionische Meer gelaufen war, um über den Piräus und durch die Dardanellen ins Schwarze Meer zu kommen – eine für einen Spanier wenig übliche Route, aber man findet spanische Schiffe in den finstersten Häfen der Welt.
Er kam nicht an sein Ziel, denn vor Zante nahm ihn eine Flottille von griechischen Küstenfahrern hoch und versenkte sein Schiff im Nebel innerhalb von fünf Minuten. Sie waren ihm zu dritt in den Bug gefahren, sie hofften auf ihren eigenen Schiffbruch bei diesem Zwischenfall, um für

ihre alten Kanister die üppige Versicherungssumme zu bekommen. Dieses Glück blühte ihnen jedoch nicht. Die Sache war zu klar. Die Versicherungssumme erhielt der Spanier. Und nun saß er seit vier Monaten in Patras, der hundert Formalitäten halber, die an Ort und Stelle zu erledigen waren; sein Schiff war weg, und mit der Summe, welche die Versicherungsgesellschaft schließlich auszahlte, war nirgendwo ein neues Schiff zu kaufen. Denn kein Mensch war bereit, bei der Weltkonjunktur für Frachten und bei den hohen Preisen für Kargo ein Schiff wegzugeben. Da saß er nun, und mit dem Schiff waren alle großen Ideen, die sein Hirn bewegt hatten, weggesackt.
Er saß in seinem schmutzigen Hotel in Patras und schaute auf das Meer. Das Meer war süß und blau und blieb blau und süß monatelang. Aber er verfluchte es. Denn sooft er auf das Meer schaute, dachte er an sein Schiff. Er rechnete sich die Verluste aus, die er ohne Schiff erlitt. Er kalkulierte, was er in dem oder jenem Hafen, an dem er, falls das Schiff nicht versenkt worden wäre, nun ankern würde, verdienen könnte. Er hatte einen Kalender am Spiegel hängen, einen anderen Kalender über dem Bett und besaß überdies noch einen Kalender in der Tasche. Er schrieb in diese Kalender Tag für Tag die Routen ein, die er mit seinem Schiff täglich machen würde. An manchen Stellen der Kalender stand »Hammel«, an anderen »Marmor«, an anderen stand etwas, was er nur mit Chiffren klugerweise bezeichnete, an anderen stand »Lukumi« ... das waren Ladungen, die er, wenn er so nachdachte, übernahm. Mit Bleistift. Mit Tinte eingezeichnet standen daneben die Häfen von Haifa bis Zypern und bis zu den russischen Häfen an der Küste des Schwarzen Meeres. Name an Name.
Nach vier Monaten lieferte ihm das Meer eine Chance. Aus Kalamata kam ein portugiesischer Dampfer mit vielen verdächtigen Fällen an Bord. Der Kapitän und der Erste Offizier waren unterwegs schon ins Meer gegangen. Das Schiff bekam die Pestflagge. Es hatte keinen Reeder, denn der Kapitän war Eigentümer gewesen, und der lag, mit einer dicken Bleikugel versenkt, im Ionischen Meer. Und außerdem hatte dieser Tote keine Erben.

Niemand in Patras wollte das Pestschiff haben, denn bekanntlich bricht auf ihm die Pest immer wieder aus, die Mannschaft geht nicht auf Schiffe, die im Verruf stehen, die Hafenpolizei hat überall ein besonders scharfes Auge auf solche Schiffe und befiehlt bei jeder Kleinigkeit Quarantäne und Quarantäne auf Quarantäne, das bedeutet den Ruin, man geht finanziell zugrunde, einerlei, ob man die Pest überlebt oder daran stirbt, und auch einerlei, ob überhaupt jemals wieder ein Pestfall vorkommt oder nicht.

Natürlich wären in entfernten Häfen genug skrupellose Reeder gewesen, die das Schiff erworben hätten, wenn sie nur von dem Fall gewußt hätten. Das Schiff wäre, anders gestrichen, unter neuem Namen irgendwo in einem anderen Lande wieder auf See gegangen ... aber diese Reeder ahnten nichts von dem Vorfall, sie waren nicht in Patras, aber der Spanier war da. Er kaufte das Schiff auf der Stelle. Es war ein Dampfer von viertausend Tonnen. Er bekam ihn für ein Butterbrot und musterte sogleich die portugiesische Besatzung ab, die sowieso in Quarantäne gegangen war.

Daraufhin begab sich der Spanier ins Lazarett und ließ sich an das Bett führen, in dem ein Ire von fünfundzwanzig Jahren lag und sich zu Tode langweilte. Der Ire war der Dritte Offizier des Pestschiffs gewesen. Er hatte einen viereckigen Schädel, grüne Augen, eine weißblonde Tolle und einen Teint, der ihn als starken Esser verriet.

»Ich habe die Mannschaft abgemustert, möchte Sie aber gern behalten, Señor«, sagte der Spanier.

»Sie sind der neue Reeder?« – »Und Kapitän.«

»Danke, Sir«, sagte der Ire, »ich habe genug von dem Schiff.«

Er musterte den Kapitän noch einmal rasch und legte sich bequem auf die andere Seite. Was er tat, war dumm. Denn in Patras war es schwer für ihn, einen Posten zu bekommen, zumal hier nur Rumänen und Russen anlegten, und auch anderswo war es schwer. Trotz der Prosperity bei den Reedereien gab es aus bestimmten Gründen einen Über-

fluß an Seeleuten, die gute Offiziersposten haben wollten und die auch schlechte Posten übernehmen würden, nur um Posten zu bekommen. Aber dem Iren war der Kapitän vom ersten Augenblick an unsympathisch. Er wußte keineswegs, warum, denn der Spanier war in seiner Art und in seinem Typus ein ordentlicher, gutaussehender Mann.
»Das Schiff ist neu hergerichtet, bis wir ausfahren«, sagte der Kapitän, ohne viel zuzureden. »Wenn Sie je wieder einen Pestfall darauf erleben, zahle ich Ihnen fünfzig Pfund extra. Schriftlich.«
»Kapitän«, der Ire richtete sich im Bett auf, »ich kann es Ihnen ruhig sagen, ich will nicht mit einem Kapitän fahren, der so aussieht wie Sie.«
»So etwas gibt es«, erwiderte der Spanier gelassen. »Aber Sie müssen ein guter Offizier sein, deshalb will ich Sie haben. Sie haben, obwohl Sie nur Dritter waren, das Schiff allein von Kalamata um die böse Ecke und trotz der ungünstigen Umstände nach Patras hereingebracht. Sie können bei mir Erster werden.«
»Dann bin ich Ihr Mann«, sagte der Ire.
Der Spanier nahm als Zweiten einen Portugiesen, aber von einem anderen Schiff. Den Dienst als Dritter versah ein Spanier, den er auf seinem untergegangenen Schiff als Kadetten eingestellt hatte. Von seiner alten Mannschaft waren noch zwei Spanier und zwei Italiener da, die im Seemannsheim herumlungerten. Er nahm sie in Dienst. Den Rest musterte er mit kretischen Matrosen an. Sie sahen aus wie Araber, weil sie schwarze Turbane trugen, waren aber wie alle Kreter gute Matrosen, jedoch stumpf wie Schweine.
Das Pestschiff fuhr los und verfrachtete alles mögliche in der nächsten Zeit zwischen den Zykladen, dem Bosporus und den bulgarischen Häfen. Die Frachten wechselten zumeist im Ägäischen Meer hin und her. Das ging beinahe zwei Jahre ohne Zwischenfall so. Dann kam ein Auftrag nach Batum, dann einer nach Odessa. In der ganzen Zeit gab es keinen Pestfall. Das Schiff war gesund.
Der Kapitän und sein Erster Offizier gingen sich aus dem

Wege. Es gab nie einen Zusammenstoß. Der Ire verdiente gut, aber er kam innerlich nicht über den Verdacht hinweg, daß der Spanier ihn eines Tages in die Hölle führen werde. Der Kapitän holte aus dem Schiff und aus den Leuten, die er anwarb, das mögliche heraus. Nur den Ersten schonte er. Er ließ ihn machen, was er wollte.

Die zwei Jahre, die der Ire mit dem Spanier fuhr, waren nicht nur durch anstrengende Arbeit ausgefüllt, der Ire hatte keine Stunde, in der er nicht über den Kapitän nachgrübelte. Er sah sich keinen Hafen an, ging mit keinem Mädchen aus, las keine Zeile und schrieb kein Wort. Er sann darüber nach, was der Kapitän vorhaben könne. Nichts deutete darauf hin, daß in den Plänen des Spaniers etwas Ungewöhnliches, abgesehen von seiner heftigen Geldgier, vorhanden sei. Aber je weniger er entdeckte, um so verbissener glaubte der Ire daran. Er hatte es in der ersten Sekunde, als er den Kapitän sah, empfunden.

Der Kapitän hetzte zwei Jahre lang hinter dem Gedanken her, daß er die Konjunktur ausnutzen und, nachdem er nun einmal das Unglück mit einem Schiff gehabt hatte, innerhalb der nächsten Jahre der Besitzer von vier Schiffen sein müsse. Alles war ihm gut für diese Idee. Deshalb ertrug er auch seinen Ersten, der ihm zeigte, wie ungern er das Gesicht seines Kapitäns ertrug, denn der Erste war ein ausgezeichneter Schiffer. Und wenn dem Kapitän etwas von der Ablehnung, die der Erste ausschwitzte, in die Nase kam, legte er nicht viel Wert darauf, denn es war ihm bekannt, daß Leute, die schlechte Launen haben, gute Navigation machen können, und überdies erinnerte er sich daran, wie rasch er den Widerstand des Iren beim ersten Treffen in Patras niedergerungen hatte. Er erhöhte öfters freiwillig seinen Sold, ohne daß der Erste auch nur einen Atemstoß mehr als das übliche Danke deswegen herauspreßte.

In Odessa ergab sich plötzlich die Möglichkeit zu etwas, was der Kapitän sich heiß gewünscht hatte. Es gab eine Fahrt, die aus den kleinen Drecksmeeren mit gebundenen Ladepreisen hinausführte. Der Spanier bekam eine große Tonnage nach Alexandria.

Dort erhielt er Ladung nach Aden. Und von dort nach Sansibar. Nun war er im Indischen Ozean, das machte ihn halb verrückt. Auf den Kais in den Schuppen lag ladehungrig alles, was eine konjunkturfreudige Welt nötig hatte, Mais, Gummi, Kaffee, Sisal, Gewürznelken. In Kismayu, in Makindi verdiente er mehr als während eines ganzen Jahrs mit Kargo nach dem Schwarzen Meer. Er wurde durch den Erfolg, an dem auch der Erste teilnahm, keineswegs eingebildet, das heißt, er zeigte nicht, wie ihn der Gewinn durch und durch schüttelte, im Gegenteil, er gab sich aufgeschlossener. Doch gerade dies machte den Iren mißtrauisch. Aufgepaßt, dachte er. Nun kommt es. Es? Was?
Er überlegte. Zwei Jahre und länger grübelte er darüber nach, er wußte nicht, was es sein werde, jedoch daß es scheußlich sein müsse, daran zweifelte er keinen Augenblick. Er war aber auch sicher, daß er es beizeiten erkennen werde.
Sie fuhren von Sansibar mit Säcken voll Gewürznelken ab nach Chinde. Dort lud der Kapitän zum ersten Male, daß die Ladelinie unter Wasser ging. Sie war kaum merklich unter dem Wasserspiegel, aber es war trotzdem zuviel. Doch das Schiff war gut, der Kapitän war gut und der Erste nicht kleinlich. Ein paar Zentimeter über der Ladelinie war nicht die Welt.
Der Spanier dampfte nun die afrikanische Küste nach Süden hinunter. In Sofala legte er wieder an, löschte und lud. In Bartolemeu Diaz lud er sechsundzwanzig Fuß. Nun fuhr er wieder ein Stück nordwärts nach Beira. Jetzt kommt es, dachte der Ire, als das Schiff den nördlichen Kurs nahm. Es geschah nichts.
Nun fragte in Beira der Hafenoffizier, als er mit dem Motorboot der Verwaltung kam, den Kapitän, was mit seiner Plymson-Linie los sei.
»Die Kerle haben sie mir in Mombassa am Kai überstrichen, Senhor«, sagte der Kapitän, der wissen mußte, daß dies blanker Unsinn war, und ging mit dem Portugiesen, ehe weiter über diese Sache gesprochen werden konnte, angelegentlich beiseite.

»Bons dias – Vossa Mercê«, sagte der Portugiese sehr zufrieden beim Weggehen und salutierte.
Der Irländer hatte alles genau gesehen und gehört, aber es war nichts Besonderes dabei.
Am Mittag lud der Kapitän neunundzwanzig Fuß. Als er aus dem Hafen wollte, mußte er Hochwasser abwarten. Gespannt beobachtete der Ire, wie der Kapitän es fertigbringen werde, mit dem hochbeladenen Schiff über die Sandbarre zu kommen. Das Schiff kam darüber, Gott allein wußte wohl, wie. Der Kapitän war ein ausgezeichneter Seemann. Vielleicht half ihm der Satan.
Je mehr der Kapitän über das Erlaubte lud, um so mehr verdiente er im Verhältnis. Er gewann mit jeder Tonne über die Ladelinie hinaus das Zehnfache von dem, was er verdiente, solange die Plymson-Linie sichtbar blieb. Der Kurs ging wieder nach Süden. Das Schiff war so voll, daß kein Kartoffelsack mehr in den Laderaum gegangen wäre. Trotzdem legte der Spanier bei Inhambane an und befahl in der Nacht noch, Kohle aufzunehmen. Das war nun kein gelegentliches und entschuldbares Verfehlen gegen die Gesetze mehr.
»Sir«, warnte der Ire, höflich herantretend, den Kapitän, »die Ladelinie ist weiter unter Wasser.«
»Die Kohlen laden wir in East London wieder aus«, erwiderte der Kapitän und maß zum ersten Male den Iren mit einem bösen Blick. »Außerdem werden die Kohlen auf dem Verdeck gestapelt.«
»Das ist es gerade«, widersprach der Erste. »Die Laderäume sind auf unserem Schiff nicht zweigeteilt, die Wassertanks sind nicht voll. Wenn sie anfangen zu rollen, sind wir kaputt. Und da wollen Sie noch das Deck beladen?«
»Es ist gut«, sagte der Kapitän scharf. »Gehen Sie auf die Brücke.«
»Jawohl, Sir.«
Von diesem Augenblick an wurde zwischen den beiden Männern kein Wort mehr gewechselt, bis das Schiff nach East London kam. Der Irländer merkte, daß es nun losging. Zweieinhalb Jahre hatte er darauf gewartet. Er hatte

dem Zuviel-Laden keine Bedeutung zugemessen. Nun wußte er Bescheid. Der Kapitän mußte verrückt sein, das Schiff lebte nur von der Gunst des Wetters.
In East London kam das Schiff mit der Dämmerung an. Der Sturm, der sich zusammenzog, trug es gerade noch in den Hafen hinein. Der Irländer hätte abmustern können, aber er war zu gespannt, wie weit der Kapitän es treiben werde. Die Kohlen wurden nicht gelöscht, obwohl sie das halbe Deck verstellten und ein Manövrieren bei schlechtem Wetter erschwerten. Statt dessen kamen Leichter mit Mais, die geladen werden sollten. Kein Platz im Laderaum mehr frei. Keine Stelle auf Deck. Doch der Kapitän wußte Rat. Der Portugiese, sein Vorgänger, hatte Überdeck-Kammern oben eingerichtet. Sie wurden mit Mais vollgepfropft, daß die Wände bald platzten.
Der Ire stieg die Treppe zu den Kammern hinauf und meldete sich: »Kapitän«, sagte er ruhig: »Mais hat ein schweres Gewicht.« Er legte die Hand auf einen Sack und rückte ihn mit steifem Arm etwas an. Der Sack bewegte sich nicht.
»Das weiß ich«, erwiderte der Spanier, und seine schwarzen Augen richteten sich finster auf die grünen des Irländers.
»Es ist zuviel, Sir«, sagte der Erste heiser.
»Begeben Sie sich auf die Brücke«, befahl der Kapitän. »Wir fahren sogleich aus.«
»Bei diesem Wetter?« höhnte der Ire ungläubig.
Der Kapitän zuckte die Achseln: »Haben Sie sonst einen Wunsch?«
»Meine Papiere, Kapitän. Ich mustere ab.«
»Machen Sie keine Dummheiten. Der Schlepper hat schon angelegt.«
Der Erste war nun überzeugt, daß der Kapitän wahnsinnig sei, denn bei dieser Ladung nach drei Stunden Ankern in den Sturm hinauszufahren, war mehr als verrückt. Jede andere Mannschaft als die kretische hätte gemeutert und ein Seegericht angerufen. Schon daß der Kapitän seinen Matrosen zumutete, was er tat, bewies, daß er nicht bei Sinnen war. Er dachte nicht an die Mannschaft, nicht an das Wet-

ter, aber an was? An die Ladung? Sie mußte bei dem Sturm verlorengehen, ohne Zweifel.
Einen kurzen Augenblick lang hatte der Erste Zeit, sich zu entscheiden. Der Schlepper zog noch nicht. Er hatte noch Zeit, die Barkasse hinunterzulassen und an Land zu fahren. Dann hatte er endlich Ruhe.
Aber genau wie damals, als er angemustert wurde, überfiel ihn die Neugier, gegen die er nicht anzukämpfen vermochte, wohin es mit dem Kapitän führen werde. Er kam nicht aus der scheußlichen Verstrickung, in die dieser Mann ihn verwickelt hatte, ins klare Denken hinein. Er tat nichts, protestierte nicht, grüßte und ging die Treppe hinunter. Auf Deck stellte er sich an die Reling und sah zu, wie die Ausfahrt sich langsam entwickelte. Denn vor dem Hafen lag ein Sturm von Windstärke elf, und der Kapitän fuhr hinein, um eine Nacht Hafengebühr zu sparen.
Der Schlepper zog an. Das Schiff fuhr los mit einunddreißig Fuß Ladung. Der Kapitän stand auf der Brücke und schaute zu seinem Ersten Offizier hinunter. Als der Schlepper eine halbe Meile gezogen hatte, fing das Schiff im Hafen schon an zu rollen.
Als der Irländer das Rollen unter seinen Füßen spürte, bekam er seine Entschlußkraft wieder. Jetzt war alles klar. Denn jetzt kam »es« nicht mehr, jetzt war »es« schon da.
Der Irländer lief kurzerhand ans Heck und sprang ins Wasser, um dem, was erfolgen mußte zu entgehen. Er schwamm, was er konnte. Als er zurückblickte, hörte er das Schiff einen Signalpfiff ausstoßen, auch der Schlepper pfiff und stoppte ab. Voll Entsetzen spürte der Erste, daß der Kapitän ihn nicht losließ. Ein Boot wurde vom Schiff heruntergelassen, der Kapitän sprang hinein, und das Boot wurde auf die Stelle hin gerichtet, wo er schwamm. Er schwamm so rasch, wie er vermochte. Denn jetzt merkte er, daß er zu lange gewartet hatte. Er hätte in Beira, als der Portugiese nach der Plymson-Linie fragte, eingreifen sollen. Damals war alles schon sonnenklar. Nun griff der Kapitän selbst an. Er ließ ihn nicht aus, er holte sich seinen Ersten wieder.

Der Irländer schwamm ums Leben, aber natürlich holte ihn das Boot bald ein. Es saßen nur kretische Matrosen darin.
»Kommen Sie freiwillig herein«, schrie der Kapitän, »ich kann ohne Ersten Offizier nicht auf See.«
Alle Wut der Welt stand in dem Gesicht des Irländers. Er starrte in die verfluchte Vogelfresse des Kapitäns, der sich über ihn beugte. »Ersaufen Sie allein«, schrie er und machte den Versuch, unter dem Boot durchzutauchen. Aber der Spanier packte ihn beim Nacken und zog ihn mit einer Kraft, die ihm niemand zugetraut hätte, am Bootsrand hoch. Der Ire war riesenstark, umfaßte den Kapitän, um ihn aus dem Boot herunterzureißen und im Meer zu ertränken, bekam aber von der linken Faust des Kapitäns einen Haken gegen den Kopf.
Halb betäubt ließ er sich wieder ein Stück heben, sprang dabei aber mit seinem Gesicht gegen das des Kapitäns und suchte diesem die Nase abzubeißen. Der wendete jedoch geschwind das Gesicht ab und bekam den Biß in die Wange. Das Blut, das floß, war das letzte, was der Irländer sah, denn er bekam von einem der kretischen Matrosen einen Schlag mit dem Ruder auf den Kopf. Der Kapitän zog ihn ruhig ins Boot, ließ zurückrudern und trug seinen Ersten wie ein Kind die Leiter hinauf und auf die Brücke.
Dort legte er ihn nieder, ging in die Kabine, machte ein Handtuch naß und band dem Iren die Kompresse um die Stirn. Dabei beobachtete er ihn aufmerksam, mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit. Eine halbe Stunde später machte der Schlepper los, und als er mühsam umdrehte, gab es wirklich schlechtes Wetter.
Vielleicht hätte der tüchtige Dampfer sogar dieses Wetter ertragen, aber das Übergewicht durch den Mais in den Deckkammern bedrohte die Gleichgewichtslage jeden Augenblick. Das Schiff rollte. Das Wasser in den halbgefüllten Tanks unter dem Laderaum floß hinüber und herüber. Das Schiff war noch keine vier Meilen aus dem Hafen, als die Tanks in Bewegung kamen, nach einer Seite stürzten und damit das Schiff auf backbord legten.

Noch wäre vielleicht die Balance wiederzugewinnen gewesen, wenn der Befehl rasch hätte ausgeführt werden können, den ganzen Raum voll Seewasser zu pumpen. Aber damit wäre die Ladung verlorengegangen. Und um dies vielleicht verhindern zu können, hätte der Kapitän selbst hinuntersteigen und die Pumpen kontrollieren müssen, er konnte aber, um das Schiff nicht ganz zu verlieren, keine Sekunde die Brücke verlassen.
Das Schiff bekam Schlagseite. Ein paar schwere Wetter gingen darüber weg und knallten gegen die Verschläge.
In diesem Augenblick kam der Irländer zu sich und fing an, sich zu bewegen. Aber ein neues Wetter schlug ihm so heftig gegen das Gesicht, daß er von dem dumpfen Hiebe wieder ohnmächtig wurde. Wie ein Sack rutschte er seitlich der schief stehenden Brücke hinunter.
Der Spanier packte ihn gerade noch am Bein, zog ein Stück dünnes Tau von der gerissenen Signal-Leine an sich und band seinen Ersten mit dem Oberkörper und beiden Armen fest an das Brückengeländer. Während der Kapitän sorgsam dieses Geschäft besorgte, wurde er selbst dreimal beinahe ins Meer geweht.
Nun kamen erst die schlimmsten Böen. Eines der Wetter blieb so lange auf der Schlagseite stehen und drückte so heftig, bis die Luken eingeknallt waren.
Gleichzeitig ging der Vordermast herunter. Jetzt endlich sah der Kapitän, daß das Schiff verloren war.
Es kam etwas Herzzerreißendes in sein Vogelgesicht. Jahrelang hatte er an alles gedacht, nur nicht daran, daß das Pestschiff, sein Glücksschiff, versacken könne. Einen Augenblick dachte er an die drei schmucken Schiffe, um derentwillen er sich abgeschuftet und derentwillen er Tonne auf Tonne über die Ladelinie gehäuft hatte und die nun am Horizont verschwanden, als das Pestschiff zu einem Gerippe zusammengehauen wurde. Sein Gesicht bekam etwas Bestürztes und seine Augen wurden naß. Er hielt sich währenddessen mit beiden Armen rückwärts am Geländer. Seine Beine standen knietief in den Brechern, die über die Brücke kamen. In diesem Augenblick schlug der Irländer

die Augen auf. Er hing, zusammengebunden wie ein Wildbret, an der Reling und schrie etwas, das der Kapitän bei dem Donnern der Brecher nicht verstehen konnte, er sah nur, wie der Mund des Ersten sich kreisrund öffnete und wie die Halsadern des Mannes vor Anstrengung anschwollen.

Die Augen des Ersten schielten nach der Funkstation hinauf, die noch nicht heruntergerissen war. Dann gab es eine Pause. Der Kapitän hörte, wie der Irländer »SOS« schrie. Gleichzeitig nahm eine Welle den Kapitän und warf ihn neben den Ersten auf die andere Seite der Brücke. Er kam im Winkel neben den Ersten, klammerte sich am Geländer fest und spie das Wasser aus.

»Ich werde nicht funken«, sagte er dann, so laut er konnte, mit ruhigem Gesicht.

Das Schiff rollte und überschlug sich beinahe. Der Flaggmast knallte über Bord.

»Warum wollen Sie nicht funken?« schrie der Irländer, »wir liegen dicht vor dem Hafen.«

Der Kapitän schüttelte den Kopf: »Wenn das Schiff hin ist, müssen Sie mit hinunter«, sagte er. »Wenn Sie nicht ins Wasser gesprungen wären, hätten wir den Tankraum vollpumpen lassen können.«

»Sie Narr«, schrie der Irländer, »Sie sind schuld, Sie haben das Schiff überladen.«

Eine Weile lang versuchte der Irländer, die Taue, die ihn fesselten, zu zerreißen, die Augen traten ihm vor Entsetzen aus den Höhlen. Sie konnten sich bei dem Lärm nicht mehr verstehen. Der Kapitän blickte mit einem wehmütigen Kinderlächeln auf den Mann, der wie ein Gekreuzigter neben ihm auf der Brücke hing, die sich schon dem Meer zuneigte.

Eine kurze Zeit atmeten sie noch nebeinander in Windstärke zwölf, genauso ineinander verstrickt wie einst in Patras, als der eine noch um den anderen geworben hatte und der andere der Werbung nachgegeben hatte, obwohl er wußte, daß es ein Pestschiff war, auf das er zu gehen im Begriff war, und daß das Zusammensein mit dem Kapitän auf die-

sem Dampfer ihn auf eine dreckige und dumme Weise ums Leben bringen werde.

Geschrieben 1929

Frank Thieß

Ein Besuch

1890–1977

Jener stämmige, mittelgroße Herr, den wir mit sicherem Schritte und durchgedrückten Knien die breite Straße zum Landgericht entlang schreiten sehen, ist Justizsekretär Otto Stuart. Er trägt, weil der Kalender schon auf November zeigt – übrigens ein erstaunlich milder und freundlicher November –, einen Wintermantel mit sauber gebürstetem Samtkragen. Auch die Begleitung eines zusammengerollten Schirms hält er für unerläßlich. Und nie würde er seine Aktenmappe vergessen.
Otto Stuart. Wir betrachten ihn von allen Seiten und finden nichts Absonderliches an ihm. Wir begleiten ihn ins Gerichtsgebäude, dessen Pförtner er grüßt, sehen ihn in seinem schmalen Zimmer den Mantel einem Holzbügel anvertrauen, den Schirm an einen Haken hängen und den grauen Bratenrock mit einer Uniformjacke vertauschen. Wir betrachten ihn genauer. Er trägt saubere Manschetten – man sieht sie nunmehr übereinandergestülpt auf dem gelben Schranke stehen –, einen tadellos glänzenden, bläulich-weißen Dauerwäschekragen und sieht mit seinem angegrauten Spitzbarte einem Gymnasialprofessor nicht unähnlich. Übrigens ist er mit dem Glockenschlag acht zum Dienste gekommen. Ein pünktlicher Beamter, der allgemeines Vertrauen genießt.
Überlegen wir weiter, indem wir uns fragen, wie er sich im Dienste führte und ob den Herren vom Gericht hier vielleicht etwas Ungewohntes begegnet sei, so können wir nicht anders, als ihm das beste Zeugnis ausstellen. Zugegeben, daß er gegen einen etwas nachdrücklichen Handschlag von seiten ehrfurchtgebietender Personen nicht ganz empfindungslos war, infolgedessen diese oder jene

Sache etwas schneller erledigte, als es der Geschäftsgang erforderte, daß er, wenn es sein mußte, wohl auch einmal einen flüchtigen Einblick in die Akten gewährte. Das alles sei zugegeben. Doch spricht es gegen ihn? Hat er sich deshalb vielleicht die geringste Unordnung im Dienste zuschulden kommen lassen, Akten verwechselt oder Terminzettel verschrieben? Und wenn ich zu alledem noch überlege, ob er viele Feinde oder geheime Neider unter den Kollegen hatte, so muß ich sagen: nein, er hatte keine.
Kurzum, wie man auch hin und her denken mag, man findet kaum einen Anhalt, der einem das Unglück erklärt, welches plötzlich über ihn und seine Familie hereinbrach.
Justizsekretär Otto Stuart war mit Emilie Lembke seit siebzehn Jahren verheiratet. Ein Kind, das im zweiten Jahr ihrer Ehe geboren wurde, starb wenige Wochen später. Seitdem blieb diese Verbindung unfruchtbar, ohne unglücklich zu sein, denn Stuart stieg weder anderen Frauenzimmern nach, noch kränkte er seine Gattin, weil sie ohne Segen geblieben.
Fast zwei Jahre lang wohnte bei ihnen Stuarts Nichte Frieda als Hauswirtschaftselevin. Ihre Tante lehrte sie alles Erforderliche und erhielt dafür von der Schwägerin eine kleine Entschädigung. Diese Frieda, ein liebenswürdiges, hübsches Kind, das damals etwa sechzehn Jahre zählte, wurde von beiden Eheleuten sehr verwöhnt. Man fand in ihrer stets heiteren Gegenwart gleichsam Ersatz für die verlorene Kindschaft. Als sie wieder in ihre Heimatstadt ging, herrschte Öde im Hause Stuart. Bald darauf zog Otto Stuarts Schwiegervater, der alte Lembke, zu ihnen. Ein recht gebrechlicher Greis, der eine kleine Rente bezog und überall untätig im Wege saß. So ging es denn ohne viel Aufregungen und bemerkenswerte Neuigkeiten im Gleichtrott weiter zwischen Alltagssorgen und Sonntagsbraten. Otto Stuart besorgte pünktlich seinen Dienst, Emilie tat ihre Wirtschaftspflicht in Küche und Haus und zog feiertags zum Spazierengehen ihre guten Sachen an.
Stuarts lasen seit Bestand ihrer Ehe die »Deutsche Warte«.

Weniger wohl aus Überzeugung als aus Gewohnheit. Auch dieser Punkt gibt keine Erklärung des Vorfalls, mit dem wir uns befassen müssen.
Zwei oder drei Wochen vor dem Ereignis erlebten Stuarts abermals die Freude, ihre Nichte und Pflegetochter Frieda bei sich zu sehen. Sie hatte nunmehr ihr zweiundzwanzigstes Jahr vollendet. Ein lebensfrohes, freundliches, vollentwickeltes Mädchen. Und um es gleich zu sagen: Frieda war Braut. Ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt lag die wohlerwogene Absicht zugrunde, ihre Aussteuerwäsche in den großen Warenhäusern zu kaufen, wo der Kunde sie bedeutend billiger als in der Provinz erhält. Tagelang fuhren beide Damen mit der Straßenbahn umher, besichtigten, verwarfen, wählten und breiteten abends köstliche Dinge auf dem Eßtische aus.
Dabei erhielt auch Otto Stuart Einblick in all das, was heutzutage eine junge Frau nötig hat, um standesgemäß in die Ehe zu treten. Mein Gott, wie war dies alles anders gegenüber seiner Jugend. Frieda konnte als leidlich situiert, keineswegs indessen als wohlhabend gelten. Wenn aber Stuart abends mit der duftenden Zigarre gutgelaunt dem Eröffnen der großen, in glänzendes Packpapier verschnürten Pakete beiwohnte und nicht nur Laken, Kissenbezüge, Schmuckhandtücher, sondern auch zarte Dessous, Damenhemden für Tag- und Nachtgebrauch, Strümpfe, Spitzeneinsätze und Kombinations sah, ward er betroffen über die Pracht dieser Leckereien. Er glaubte, die Schätze einer verwöhnten Weltdame zu erblicken, und konnte sich einer wunderlichen Erregung vollends nicht entziehen. Dies war nun gar seine Nichte, seine Pflegetochter, ein schönes, üppiges Kind in blühender Jugend. Und war gleichwohl – so dünkte es ihn – nicht Kind seiner Herkunft und Familie, sondern es umgab sie der Reiz einer neuartigen, verwegenen Lebensauffassung. Wenn sie fragte: »Hier, Onkel Otto, was sagst du zu dieser seidenen Kombination, schilfgrün, oh, du sollst sehen, wie mir das steht!«, lachte seine Frau und schüttelte spaßhaft den Kopf über diese jungen Mädchen von heute. Er aber faßte nicht, daß diese leicht-

fertigen Reden jeder Pikanterie entbehrten, daß sie dem elastischen, sinnenfrohen und selbstbewußten Wesen einer neuen Frauengeneration wesensgemäß entsprangen. Er begriff es nicht und mußte es doch begreifen, da er in den blanken, reinen Augen dieses Kindes keinen Schimmer gefürchteter Frivolität sah.
So erfreute ihn wohl die süße Unruhe vielfältiger Einkäufe und stets bereiten Gelächters, doch sie verwirrte ihn zugleich und wies ihm die verwandelte Welt um ihn herum als ein Leben der verpaßten Gelegenheiten. Er dachte nicht viel darüber nach, weil alles Denken, welches über die Erfordernisse seines Berufes hinausging, ihm ja von der »Deutschen Warte« abgenommen ward. Indessen hatte die Zeitung nie darüber etwas mitgeteilt, daß die jungen Mädchen, welche Frauen werden wollten, zu diesem Behufe sich den Leib odaliskenhaft schmückten, in Spitzen und Seide hüllten und nicht erzitterten oder aufkreischten, wenn ein Mann die Stube betrat, in der sie ihre Wäsche ausbreiteten. Und gleichwohl war und blieb Frieda ein anständiges, ja ein hochanständiges Mädchen, das Zucht und Ehrbarkeit wohl anerkannte. Welch rätselhafte Dinge geschahen in dieser ihm verschlossenen Welt. Unvereinbare Gegensätze vereinten sich, als seien sie nie getrennt gewesen. Selbiges keusche Mädchen nahm sich eines Tages die Freiheit, nachdem sie nagelneue hellseidene Strümpfe gekauft, diese Strümpfe sofort anzuziehen, glücklich damit herumzustolzieren und sich schließlich vor ihm hinzustellen und zu fragen: »Findest du sie nicht auch himmlisch, Onkel Otto?« Dabei hob sie ungeniert den Rock an und betrachtete mit gebeugtem Kopf ihre Beine. Er nickte und erfaßte unklar, daß diese Gegenwart in nichts mehr jenen Tagen glich, die ihn jung gesehen. Er lebte immer noch in einer andern Welt, wußte nichts von der eigentlichen Wirklichkeit. Da brach ein Spalt in die graue Wand seines Alltags. Scharfe Zugluft traf ihn, er erzitterte und fühlte in seinem Kopfe etwas wie einen schreckhaften Willen anzukken. Als er gleich darauf in seiner Zeitung die Worte »verlorene Möglichkeiten« las, ließ er das Blatt sinken und

empfand inbrünstiges Weh. Und wußte doch nicht zu sagen, um was er klagte, hätte wohl auch sein Tagewerk nicht anders wünschen mögen, als es von der Spule lief.
Da huschte flüchtig wie ein Traum in der Frühe ein Erlebnis über ihn, das seine Verwirrung zu schmerzhaftem Druck steigerte. Frieda hatte den Abendtisch gedeckt, Frau Emilie gekocht, es duftete nach Blumenkohl und brauner Butter. Betulich saß sein alter Schwiegervater Lembke in der Sofaecke und schmatzte an der Pfeife. Frohe, gute Familienstimmung umsummte ihn. Alles war schön, alles war angenehm. Frieda, das geliebte Kind, ging ab und zu, trug dies und jenes. Ihre Bewegungen muteten ihn reif und bräutlich an. Nun aber blieb sie einen Augenblick verweilend vor dem Tische stehen, rückte eine Glasvase mit späten Astern zurecht und wandte sich blanken Auges ihm zu. So sah er sie.
»Na?« sagte er gemütlich, hatte aber sekundenlang wieder die Empfindung, als streife seinen Kopf die Zugluft der unbekannten Welt.
Frieda nickte ihm ausgelassen zu und nahm resolut, wie sie war, auf seinem Schoße Platz.
»Morgen ist Abschied«, maulte sie mit herabgezogenen Mundwinkeln und heuchelte sogar ein Weinen.
Da wußte Stuart nicht, wie ihm wurde. Es war doch sein Pflegekind, seine Nichte Frieda. Und war ein junges Weib aus der geheimen Welt der Möglichkeiten. Die Wäsche, welche sie trug, glich der einer Kurtisane.
Sie legte ihren Arm um seinen Hals, pendelte mit den Beinen und plapperte lachend: »Na, wir wollen nicht gleich weinen. Ich komme ja bald wieder. Und bringe Max mit, ja? Soll ich ihn mitbringen?«
»Ja«, antwortete Stuart heiser, sie sanft von seinem Knie entfernend.
Sie sprang auf und lief singend in die Küche.
Am folgenden Tage reiste Frieda ab. Die Eheleute sprachen noch dann und wann von diesen heiteren Stunden, tauschten Meinungen aus und vergaßen am Ende den Besuch. Auch Stuart hatte eigentlich alle seine absonderli-

chen Gefühle wieder verloren. Er sann den neuartigen Eindrücken, die ihn zur Zeit von Friedas Gegenwart verwirrt hatten, kaum eine Stunde mehr nach. Nur seltsam, die Empfindung der scharfen Zugluft war geblieben. Und zwar in dieser unklaren Veränderung, daß er seiner Frau gestand, sich damals heftig den Kopf erkältet zu haben.
Emilie sann vergebens nach, wo sich ihr Mann wohl verkühlt haben könnte. Auch er wußte eigentlich nichts Genaueres darüber anzugeben. Hm. Komisch.

Nichts veränderte sich im Leben des Ehepaares.
Eines Morgens fiel es Frau Stuart auf, daß ihr Mann die Kaffeetasse schwenkte und dem Schwiegervater, der mit dem Rechte alter Gewohnheit aus der Untertasse trank, laut: »Prosit, Alter!« zurief.
Danach nahm er Mantel und Hut, griff zur Aktenmappe, legte sie freilich noch einmal hin, um den Samtkragen sorgfältig zu bürsten. Frau Emilie, die derweil das Schlafzimmer aufräumte, rief ihm zu: »Nun mach schon trapp, Mann, daß du nicht zu spät kommst!«
Er aber fand noch Zeit, in die Tür zu treten und sie zu fragen: »Bin ich tipptopp, Emilie?«
»Bist ein alter Gockel«, antwortete sie. »Jetzt mach fort, die Uhr hat halb geschlagen.«
Stuart ging, erreichte seine Bahn und betrat pünktlich wie stets das Landgericht. Er legte ab, entledigte sich auch des Jacketts und der Manschetten, zog die Uniformjacke an und besorgte mit gewohnter Genauigkeit die ihm vorgelegten Schreibereien.
Um elf Uhr war Verhandlung in der Sache Lewin gegen Fischer angesetzt. Stuart war gebeten worden, die Akten dem Landgerichtsrat Wulle hinaufzubringen.
Da horchte er auf. Deutlich vernahm er aus einem höher gelegenen Raum Musik. Es war eine leichte Weise, die er nicht kannte, sonnig und lebensfroh wie Vogelruf aus einem Walde, den niemand betreten darf. Auch der Kuckuck lockte in der Musik, jener scheue Vogel, den Stuart einmal in seiner Jugend ausgestopft auf dem Schranke des Onkels

Theodor gesehen hatte. Die Musik verklang, die Herren oben, welche sie spielten, machten wohl eine Pause. Gedankenvoll griff Stuart zur Feder und zeichnete nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit und mit der ihm eigenen Akkuratesse auf ein Protokoll die Umrisse eines Kuckucks, einer Leier und eines nackten weiblichen Körpers. Hie und da strichelte er sogar Schattierungen hinein.
Glücklicherweise hatte der Termin, wie gewöhnlich, sich um eine Dreiviertelstunde verspätet. Der Verzug, welcher durch Stuarts zeichnerische Übung eingetreten war, wurde also nicht bemerkt.
Als Landgerichtsrat Wulle während der Verhandlung das Protokoll aufschlug, um darin etwas nachzulesen, fiel sein Auge auf Kuckuck, Leier und Weib. Darüber ward er so betroffen, daß ihm ein leiser Ruf des Erstaunens entschlüpfte und er den ganzen Termin über zerstreut und unruhig blieb.
Als der Termin beendet, erhob er sich jach, kniff die kurzsichtigen Augen wütend zusammen und fragte, während er das Protokoll herumzeigte, die anderen Herren um ihre Ansicht. »Bitte schön, was sagen Sie dazu?«
Rechtsanwalt Becker, welcher Wulle gerne eine Sottise sagte, meinte, dem Herrn Landgerichtsrat sei zeichnerisches Talent nicht abzusprechen. Nur die Wahl des Gegenstandes illustriere schlecht das Protokoll.
Beisitzer Frobenius klemmte sich sein Einglas ins linke Auge: »Außerordentlich pikant, besonders der Kuckuck«, lächelte er mit schiefem Mundwinkel.
»Wollen Sie umsatteln?« fragte Becker ernsthaft.
»Ich bitte Sie nunmehr, Ihre Scherze einzustellen, meine Herren. Diese Sache erfordert, darüber sind wir uns wohl alle einig, exemplarische Bestrafung.«
Er rief den Gerichtsdiener und ließ Justizsekretär Stuart heraufbitten.
Otto Stuart erschien. Die Herren stellten sich lächelnd um ihn herum. Übrigens glaubte keiner, daß Stuart selbst diese Zeichnungen angefertigt hatte.
Landgerichtsrat Wulle breitete das Blatt auf, schlug mit der

flachen Hand aufs Papier und fuhr den Justizsekretär sofort an: »Bitte schön, kennen Sie diese Schweinerei?«
Stuart hob die mageren Augenbrauen. Sein rechtes Lid zuckte, auch die rechte Wange zuckte ein wenig. Im übrigen schwieg er.
Da schrie Wulle: »Ich verlange prompte Erklärung.«
Nun zwinkerte Stuart, der während seiner mehr als zwanzigjährigen Amtszeit beim Gericht nie so angeschrien worden war, erschreckt mit den Augen, näherte seinen Mund dem Landgerichtsrat und rief ihm, als dieser ratlos still hielt, ja sogar sein Ohr ihm seitlich zuneigte, mit zugespitzter Lippe halblaut »Kuckuck« in die Ohrmuschel.
Wulle fuhr zurück. Auch die anderen Herren sahen sich betroffen an. Einer winkte dem Gerichtsdiener und gab ihm leise einen Auftrag.
Stuart ging schwankenden Schrittes zur Wand und begann daselbst, zum Entsetzen der Herren, sein Wasser zu lassen.
Da wußten sie, was dem Unglücklichen zugestoßen.
Es entwickelte sich nunmehr alles Folgende in der üblichen Geschwindigkeit. Der Gerichtsdiener hatte bei einem Krankenhause angerufen, zwei seiner Kollegen faßten den kalkweißen Sekretär unter die schlaffen Arme und führten ihn in ein Zimmer, dessen Tür man bewachte. Bald erschienen Arzt, Wagen, Wärter. Als man den Armen freundlich mahnte, diesen Wagen zu besteigen, schäumte er auf, und war nur mit Gewalt zu solchem Arrangement zu bewegen.

Frau Emilie Stuart sollte von dem Ereignis schonend in Kenntnis gesetzt werden.
Ein junger Rechtsanwalt namens Guntram, der sich stets durch Betonung des humanen Gedankens in der Justiz auszeichnete und den Ausspruch getan hatte, man müsse den Kern des Rechts aus der Schale der Justiz befreien, übernahm es persönlich, Frau Stuart aufzuklären. Er versprach sich einige Wirkung von der taktvollen Art, mit der er die unglückliche Frau auf das Schreckliche vorbereiten wolle.

Sagte er sich doch, daß alles darauf ankomme, den Menschen »richtig einzustellen«. Am Ende würde Frau Stuart ganz zufrieden sein, daß alles so und nicht anders ausgefallen war.
Der erhoffte Erfolg blieb aus.
Frau Stuart öffnete selbst die Tür in Küchenschürze und mit aufgekrempelten Ärmeln. Öffnete sie nur auf einen Schlitz, da sie gerade Kartoffel schälte und einen Bettler vermutete. Als sie den feinen Herrn sah, wurde sie unsicher. Sie wußte nicht gleich, wie sie sich verhalten, ob sie ihn hereinbitten oder draußen abfertigen sollte.
Der Rechtsanwalt, ebenfalls nicht ganz klar darüber, ob er Frau Stuart oder eine Bediente vor sich hatte, bat, »die gnädige Frau« sprechen zu können. Gleichzeitig nannte er seinen Namen und gab an, er käme im »Auftrage« des Justizsekretärs Stuart.
Sofort riß Frau Stuart die Tür zum Salon auf, schloß geschwind die zweite Tür, durch welche man den alten Lembke in Hemdärmeln und Filzpantoffeln hätte sehen können, und sauste zur Flurtür, damit auch diese wegen der Nachbarn nicht offen stünde.
Rechtsanwalt Guntram lehnte derweil in höflicher Haltung leicht an einem Stuhl, blickte Frau Stuart fest an und sagte freundlich: »Ihr Herr Gemahl wird heute etwas später kommen, da er durch einen kleinen Unfall zurückgehalten ist. Ich bitte Sie, sich nicht zu beunruhigen, ehe die ärztliche Expertise dazu Veranlassung gibt.«
Frau Stuart rührte sich nicht. Sie hatte den Mund geöffnet. Jetzt bewegte sie die Lippen, als sei sie taubstumm.
»Grund zur Unruhe«, fuhr Guntram fort, »liegt, wie gesagt, im Augenblick kaum vor. Allerdings muß ich Ihnen mitteilen, daß sich Ihr Herr Gemahl nicht mehr im Gericht befindet, sondern –«
Hier unterbrach Frau Stuart mit dem Aufschrei: »Er ist überfahren!« die Replik des Rechtsanwalts, verließ ihn ohne Disziplin und rannte, alle Türen offenlassend, jammernd auf die Treppe.
Der Rechtsanwalt wollte hinterdrein, doch schon hatten

sich mehrere Wohnungen geöffnet, die Nachbarn schraubten ihre fragenden Gesichter durch die Schlitze, einige hielten die Verwirrte auf und fragten teilnahmsvoll, was denn geschehen und ob ihr Mann tot wäre.
»Im Leichenschauhaus ist er«, schluchzte sie und setzte sich fassungslos auf eine Treppenstufe.
»Ist ja Unsinn«, ertönte scharf und ärgerlich die Stimme des Rechtsanwalts von oben. »Niemand hat was vom Leichenschauhaus gesagt. Nehmen Sie doch Vernunft an.«
Indem federte Frau Stuart empor, stolperte übereilt die Stufen hinauf, wo wachsgelb der alte Lembke stand, riß eine Jacke vom Nagel, zog sie in fliegender Eile über und wollte nunmehr endgültig auf die Straße.
»Wo wollen Sie denn hin?« rief Rechtsanwalt Guntram hinterher.
Sie antwortete nicht.
Der Greis drehte sich zitternd zu ihm mit der Frage, was denn geschehen sei, daß die Emilie so schreie und davonlaufe.
»Nichts, was solches Lamento rechtfertigt«, gab Guntram verstimmt zurück. »Beruhigen Sie sich wenigstens und sehen Sie zu, daß nicht noch mehr Unheil passiert.«
Damit verließ er die Wohnung. Unten hatte Frau Stuart einen Polizisten ergriffen und unter Hinweis auf den Unfall ihres Mannes den Weg zum nächsten Krankenhaus beziehungsweise zur Unfallstation zu wissen begehrt.
Ja, so einfach ginge das nicht, entgegnete der Polizist. Zunächst müsse man wissen, in welcher Straße der Mann denn überfahren sei.
In diesem Augenblick kam Rechtsanwalt Guntram vorüber, blieb stehen und sagte: »Immer mit der Ruhe, verehrte Frau. Sie sind durchaus auf dem Holzwege. Ihr Mann ist gar nicht überfahren. Er befindet sich im Irrenhaus.«

Der Anstaltsarzt trug anfänglich Bedenken, Frau Stuart vor ihren Gatten zu lassen. Er habe, so antwortete er freundlich, noch keine sichere Diagnose gestellt. Man könne nicht wissen, wie diese Begegnung auf den Patien-

ten wirken werde. Schließlich gab er den unermüdlichen Bitten der weinenden Frau nach. Unter Begleitung eines Assistenten erlaubte er ihr den Zutritt zur Zelle.
Diese Begegnung wirkte nicht nennenswert auf Justizsekretär Stuart ein. Anfänglich schien er seine Frau kaum zu bemerken. Als sie aber schluchzend vor ihn trat und herzzerreißend »Otto!« rief, schaute er sie mißtrauisch an und murmelte etwas in seinen Bart.
»Was hat er gesagt?« fragte sie den Assistenzarzt.
»Nichts von Bedeutung. Er hält sich für erkältet und spricht viel vor sich hin, wenn er ruhig ist.«
»Mein Gott«, sagte Frau Stuart, »hat er's denn mit der Tollwut?«
Der Arzt verneinte lächelnd.
»Erkennst du mich denn nicht, Otto? Wer hat dir denn was getan, daß du verrückt geworden bist?« klagte sie.
Statt einer Antwort hub der Kranke mit den Zähnen zu knirschen an, wobei rötlicher Schaum aus den Mundwinkeln trat.
Man führte Frau Stuart schnell hinaus.

Es vergingen Tage und Wochen, die erhoffte Genesung blieb aus. Die Ärzte wußten, daß bei Stuarts Erkrankung keine Heilung zu erhoffen war, doch Frau Stuart mochte von dem seligen Gedanken nicht lassen. Im Geiste erlebte sie oft den ersehnten Augenblick: Die Tür öffnet sich, ihr Mann tritt lächelnd und gesund ins Zimmer, begrüßt sie, umarmt sie und spricht: »Emilie, nun ist die schwere Zeit vorüber. Jetzt bin ich gesund und freue mich wieder des Lebens.« Daß es anders ausgelaufen, ihr Mann den Rest seines Lebens in der Irrenanstalt zubringen, sie ihr Leben lang von ihm getrennt sein sollte, erschien ihr um so unwahrscheinlicher, als er ja nie krank gewesen war. Es fehlten alle Voraussetzungen für eine solche Ausdehnung des Falles. Sie erinnerte sich keines Vorkommnisses, das sie schon früher darauf hätte hinweisen können. Fragte sie nun den Arzt, so antwortete dieser ausweichend. Man müsse abwarten, man brauche nicht gleich alle Hoffnung aufzugeben, sie solle sich in Geduld fassen.

Dieses ungefähr sagte auch der Pastor des Bezirks, den sie eines Sonntagnachmittags in der Bedrängung ihres Gefühls aufgesucht hatte. Nachdem er sie mit teilnahmsvoll geneigtem Kopf angehört, sprach er ihr Trost zu. Nicht sogleich könne der Mensch in wunderlichen, ja peinvollen Ereignissen Gottes Finger erblicken, oft sei der wahre Grund der Dinge lange verhüllt. Da müsse eben der Glaube helfen; der Glaube, daß schlechthin alles, was geschehe, nach höherem Plane geschehen sei. Was der Mensch leichtfertig unsinnig nenne, brauche darum mitnichten schon ohne Sinn zu sein.

Wirklich getröstet war Frau Stuart durch diese Deutung nur für die Dauer ihres Aufenthaltes bei dem Geistlichen, dessen milde Stimme, dessen trockener Händedruck ihr wohltaten. Und wenn sie des feinen Abgusses der Christusstatuette auf seinem Schreibtisch gedachte, fühlte sie noch nachträglich Wärme und Friede sich über ihre Wirrnis breiten.

Daheim aber saß der gebrechliche Greis. Sagte »ja – ja« oder »ach je«, hustete, war stets verschleimt und sichtlich angegriffen. Die milde Pastorenstimmung, in der sie Gottes Finger fast sichtbarlich glaubte erkannt zu haben, verflog wie das Bild einer Landschaft, die man lange durchfahren, lange verlassen hatte. Wieder sah sie den jähen Einbruch bösen Schicksals in den mehr als zwanzigjährigen Frieden ihrer Ehe. Wie ein Raubtier hatte es sich über sie gestürzt und ihr den Gatten entrissen, dem sie Treue gewahrt und Liebe gegeben. Unfaßlich, diese grauenvolle Wendung.

Und es geschah, daß sie nachts erwachte, sich emporrichtete, in die Finsternis hinein nach dem leeren Bette tastete, glaubend, er läge nun wieder neben ihr. Doch da war nichts Lebendiges. Sie erschrak bis in die Tiefen über das mitleidlose Sein. Sie begann erneut über den Tod ihres Kindes Tränen zu vergießen und die Einsamkeit zu beklagen, welche sie jeder Stütze des Alters beraubte.

So sagte sie eines Montagmorgens, als sie eine schwere, traumverwirrte Nacht noch in den geröteten Augen trug,

zu ihrem Vater: »Weiß Gott, ich wünschte, ich wäre tot.«
Doch der Greis, welcher gerade mit zittriger Umständlichkeit seinen gewohnten Kanaster in die Pfeife tat, stammelte erschreckt: »Du lästerst, Emilie. Gott bewahr' uns davor!«
Es war indessen auch ihm kaum klar, wovor Gott die beiden bewahren sollte. Meinte er damit den Tod seines Schwiegersohnes, so wäre Stuarts Ableben wohl für alle Teile ein Glück gewesen. Die Pension des Alten und die der Frau reichte knapp zum Nötigen aus. Emilie mußte sich nach Arbeit umsehen, nähte und flickte oft bis spät in den Abend hinein.
Statt der von ihr im tiefsten Grunde stets erwarteten Wendung zum Guten trat nun eine böse Überraschung ein, die sie vor ganz neue Ausblicke stellte.
Ein junger Kollege ihres Mannes, der, nebenbei bemerkt, sich nicht des besten Rufes erfreute, besuchte Stuarts. Er konnte wohl nicht den Mund halten und begann nach einigem Hin und Her von dem Ausbruch des Übels zu berichten. Zuerst redete er andeutungsweise drum herum, schließlich legte er sich keinen Zwang an, platzte mit allem, was er wußte, heraus, versäumte nicht einmal unbedeutende Einzelheiten, wie zum Beispiel die gestrichelten Schatten in der Aktzeichnung. Weil ihm die ganze Geschichte Spaß machte und er vergaß, daß die Frau des Geisteskranken vor ihm saß, setzte er auch hinzu, die Zeichnung sei gar nicht einmal so schlecht gewesen. Rechtsanwalt Becker habe gesagt, wenn Stuart Zeichenlehrer statt Justizbeamter geworden wäre, würde man wohl heute noch nichts davon merken, daß er verrückt sei. Jedenfalls wäre dann die Aktzeichnung nicht so unangenehm aufgefallen. Die Akten allein hätten ihn verrückt gemacht, die könnten schon einen vernünftigen Mann aus dem Leim bringen. Und Assessor Sobernheim habe gesagt, das sei erotische Mystik: Kukkuck, Leier und nacktes Mädchen, das bedeute mehr als alle wüßten. Stuart sei erotischer Mystiker.
Dieser junge Mann rasselte das alles rasch hintereinander

her, keinesfalls bemerkend, daß Frau Stuart ihren farblos gewordenen Kopf tiefer und tiefer neigte und leise zu schluchzen anhub. Als er gegangen, fiel sie weinend aufs Bett, ja geriet in einen fast apoplektischen Zustand, der ihren Vater befürchten ließ, sie werde auch dorthin geschafft werden müssen, wo der Schwiegersohn schon saß.

Diese Visite des jungen Berufskollegen zeitigte die unerfreuliche Folge, daß Frau Stuart über ihren Mann anders zu sprechen begann. Hatte sie ihn bisher überschwänglich gelobt, ihre Ehe als ungewöhnlich freudenreich geschildert (eine Ehe, in welche der Blitz aus heiterem Himmel wie in eine Eiche eingeschlagen habe), verhielt sie sich nun nachdenklich. Eines Tages versetzte sie ihrem Vater die heftig ausgesprochene Meinung, daß der Otto ein Schwein gewesen sei.

Der arme alte Mann brach unter dem Druck dieser Behauptung fast zusammen. Abwehrend stammelte er einige schlecht vernietete Sätze.

»Na, also ich weiß, was ich sage, Vater«, nahm Frau Stuart wieder das Wort an sich. »Ein geheimes Schwein war er. Vor mir tat er lammfromm, und dann ging er hin und zeichnete ein nackendes Weibsbild von der Straße.«

»Aber wer sagt denn gleich von der Straße?« verteidigte der Alte seinen Schwiegersohn.

»Na, vielleicht ist so eine, die sich zeichnen läßt, nicht von der Straße? Würde ich mich denn zu so was hergeben?«

Es war ersichtlich, Frau Stuart hatte die Eröffnungen des Amtskollegen falsch verstanden, falsch zusammengesetzt, eines nur zur Hälfte gehört, anderm doppelte Wichtigkeit beigelegt. Der alte Lembke aber zeigte sich nicht fähig, Wesentliches zur Klärung ihrer Ansicht beizutragen.

Darüber verging beträchtliche Zeit. Frau Stuart, die vordem ihren Gatten jeden Sonnabend besucht hatte, unterließ diese Wege und blieb gut vier oder fünf Wochen fort. Pünktlich schickte sie Geld, schickte auch gelegentlich Filzschuhe oder Zigarren für die Wärter, betrat indessen selber nicht die Anstalt. Sie hatte sich nämlich inzwischen umgetan und von der Gattin eines Heilgehilfen, mit der sie

befreundet war, erfahren, daß solcherlei Wahnwitz, wie ihr Mann ihn getrieben, vielfach die Folge einer üblen Krankheit sei. Sie, Frau Stuart, täte gut, sich selber einmal vom Arzte untersuchen zu lassen.

Diese Eröffnungen erschütterten sie wie nichts zuvor. An ihre Krankheit glaubte sie nicht, aber daran, daß ihr Mann im geheimen ruchlose Dinge getrieben, daran konnte sie nach dem neuerlichen Tatsachenbefund nicht mehr zweifeln.

In diesen Tagen empfing sie den Besuch ihrer nunmehr verheirateten Nichte Frieda. Die beiden Frauen umarmten sich weinend. Alles wurde noch einmal durchgesprochen, nichts vertuscht, denn Frieda war kein Mädchen mehr. Sie hatte selbst manchen Einblick ins Leben genommen, mußte allerdings gestehen, daß etwas so Fürchterliches ihr noch nicht aufgestoßen sei. Besorgte sie doch gelegentlich, daß auch ihr Mann, dessen Heftigkeit sie mitunter erschreckte, eines Tages verrückt werden könnte. Die Tante hatte sie darüber unterrichtet, daß diese Krankheit sich nie vorher ankündige, sondern sich auf ihr Opfer stürze wie der Blitz auf die Eiche.

Und nun begann die Tante ihr umständlich und unter vielen Tränen zuzuraunen, was sie Scheußliches noch nachträglich habe hören müssen.

Frieda, anfänglich überrannt von der eindringlichen Beweisführung ihrer Tante, begann, sobald sie alles für sich überdachte, mißtrauisch dagegen zu werden. Freilich, freilich, das böse Protokoll. Aber, lieber Himmel, man könne das auch anders erklären.

»Ja, wie denn?«

Nun, das sei nicht so in drei Wochen verständlich zu machen. Sie müsse das erst noch einmal durchdenken.

Frieda schien ihre eigene Meinung darüber zu haben, und, weil sie noch jung verheiratet war, noch um gewisse Dinge zu wissen, um die Alte manchmal nicht mehr wissen.

Schon am folgenden Morgen überraschte sie ihre Tante mit dem Wunsch, persönlich den armen Onkel in der Anstalt aufsuchen zu wollen.

Frau Stuart erschrak und war gleichzeitig glücklich über diesen Entschluß ihrer lieben Nichte, deren Haltung von der Klatschsucht der Nachbarinnen so überaus vorteilhaft abstach. Eine ganz zarte Hoffnung keimte auf.
Frieda ließ sich der Vorschrift gemäß zunächst beim Anstaltsarzt melden, der ihr die Versicherung gab, daß sie vom Patienten nichts zu fürchten habe. Er sei stets ruhig, sitze meistens am Fenster und habe ein besonderes Vergnügen an Wäscheinseraten in alten Zeitungen, die er ausreiße und sammle. Einstweilen lebe er in seiner Zelle allein. Die beiden Schlafkameraden lägen im Spital.
Der Wärter öffnete vor ihrem zaghaften Blick einen hellen, vergitterten Raum, in dem drei Betten, drei Stühle und drei Tische standen. Auf einem der Tische bemerkte sie Zeitungen.
Der Kranke saß abgewandt am Fenster. Als sie seiner ansichtig wurde, begann ihr Herz heftig zu klopfen.
Sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte, und fürchtete sich ein wenig, als der Wärter sagte, daß sie langsam und laut sprechen müßte, wolle sie von ihm verstanden werden. Trotzdem mochte das wohl nicht ganz stimmen; denn als Stuart seine welke, knöcherne Hand in der zitternden der jungen Frau fühlte, hellten sich seine Züge auf, seine starren Augen zeigten einen warmen Schimmer, und in der Bewegung des Kopfes lag etwas vom Wiedererkennen.
»Guten Tag, Onkel. Wie geht es dir?« fragte sie.
Er sah ihr ins Gesicht, lachte ein wenig. Nach einer Weile sagte er leise und rasch: »Ja – ja.«
»Geht es dir gut?« sprach Frieda langsam und lauter.
»Gut«, antwortete er.
Der Wärter meinte, der »Alte« habe heute seinen hellen Tag. So viel sei nicht oft aus ihm heraus zu bekommen.
Frieda bemerkte mit Schrecken die Verfallenheit des Kranken, der mager und greisenhaft aussah. Mit einer hauchzarten und hilflosen Bewegung strich sie über seine Hand.
Stuarts Augen erweiterten sich, die Lider zuckten, deutlich flüsterte er: »Liebe Emilie.« Er hielt sogar noch eine Weile

den Mund offen, gleichsam als wäre er selbst erstaunt darüber, daß ihm so viel gelungen. Dann machte er eine merkwürdige Geste mit seiner wächsernen Hand und starrte seine Nichte an.
Frieda konnte sich einer jähen Rührung nicht erwehren, zog ihr kleines Batisttüchlein aus der Ledertasche und schneuzte sich. Wunderlich ergriff sie die wie in Ketten gehaltene Bewegung des Kranken. Es erschütterte sie ein Unbekanntes, vor dem jede Deutung versagte. Dumpf fühlte sie: hier strebte ein Gefühl aus seinem Kerker in freie Luft und war doch für die Zeit seines Erdenwandels versteinert zu stummer Gebärde.
Und von Mitleid mit seinem Lose ergriffen, entstieg ihr überraschend die Frage: »Möchtest du gern nach Hause, Onkel?«
Der Wärter legte den Finger auf die Lippen, Frieda mit mahnend erhobenen Augenbrauen ansehend.
Der Kranke schaute an ihr vorbei, weithin ging sein irrer Blick, dann nickte er leicht und erwiderte leise: »Ich möchte nach Hause.«
Die junge Frau fühlte ihre Wangen feucht werden und das Kinn zucken. Sie reichte ihm die Hand hin, während sie mit abgewandtem Kopf sich auf die Lippen biß.
Hatte sie bisher die Anschuldigungen der Tante bezweifelt, so glaubte sie nun felsenfest an die Unschuld des Kranken. Er kam ihr wie ein Verirrter vor, der nach verzweifelter Wanderung im Gestrüpp aus vielen Wunden blutend heim begehrte. Ja, er mußte wieder in seine gewohnte Umgebung zurück, aus welcher er in irrem Wahn ausgebrochen. Bestimmt würde er gesund werden, wenn er sich unter Tante Emiliens Pflege befände. Nur die Sehnsucht nach seiner Frau hatte ihn krank gemacht.
So lief sie heim und breitete in leidenschaftlichem Eifer ihre Eindrücke vor Frau Stuart aus, die dadurch in einen wirren Strudel widersprechender Gefühle gestürzt wurde. Sie beschuldigte ihren Mann und dann sich selbst in einem Satze. Erklärte es für vollkommen ausgeschlossen, dieses »verrückte Schwein« wieder in ihr sauberes Haus aufneh-

men zu können, und pries schluchzend ihn als den einzigen, der ihr in allen schwierigen Lagen ihres Lebens habe helfen können. Wenn er doch auch jetzt da wäre und ihr einen Rat gäbe.

Am nächsten Tage begab sie sich zum Anstaltsarzt. Zitternd vor Erregung trat sie vor ihn hin.

Was er riete, ob sie ihren armen Mann nach Hause nehmen dürfe?

Der Arzt wackelte mit dem Kopfe hin und her, spielte mit der linken Hand Klavier auf dem Tische und setzte das weiße Hörrohr an den Mund, als ob er blasen wolle.

»Ich will Ihnen jetzt was sagen, Frau Stuart«, hub er nach einer Weile zu sprechen an, »wenn Sie ein großes Haus hätten, Dienerschaft, viele Zimmer und immer jemanden, der bei Ihrem Manne sein könnte, würde ich Ihnen sagen: Nehmen Sie ihn nach Hause, versuchen Sie's. Nicht wahr? Nun haben Sie aber eine kleine Wohnung, gehen selbst auf Verdienst und können den Kranken nicht beaufsichtigen. Der springt Ihnen einmal aus dem Fenster, und dann haben Sie das Malheur. Nicht wahr? Sehen Sie.«

Frau Stuart nickte.

»Ob er noch mal wieder wild wird?« fragte sie.

Der Arzt machte mit angehobenen Schultern eine Bewegung der Ungewißheit. »Ja, lieber Gott, Frau Stuart, das kann ich Ihnen auch nicht auf der Bibel beschwören. ›Die Stillsten sind die Wildsten‹, heißt es bei uns, und in jedem Lammfell kann ein Wolf stecken.«

Frau Stuart kratzte mit dem Schirm verlegen auf dem weißen Linoleumboden.

»Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?« fragte der Arzt.

»Sagen Sie doch, Herr Doktor, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie um etwas frage, aber mein Mann hat doch im Landgericht eine Zeichnung von einem Weibsbild von der Straße –«

»Ja, ich weiß«, unterbrach der Arzt, »was soll's damit?«

»Glauben Sie wohl, daß das alles, auch die ganze Verrücktheit von Otto von den Weibern kommt?«

Der Arzt lachte herzlich. Er faßte die kleine, farblose Person, welche in einem viel zu großen Hute vor ihm saß, begütigend an der Hand und versetzte mit vertrauensvollem Klang in der Stimme: »Meine beste Frau Stuart, da sind Sie auf ganz falscher Fährte. Ich will Ihnen mal was sagen: lassen Sie sich von dummen Nachbarn nicht die Ohren mit solchen Torheiten vollblasen, nicht wahr? Ihr guter Mann ist Ihnen nie treulos geworden, verlassen Sie sich drauf. Seine Erkrankung ist nicht Paralyse, sondern Paranoia. Die medizinische Wissenschaft ist heute imstande, jede Handlung des Menschen psychoanalytisch zu erfassen. Ihr Mann hatte sich mit Akten zu beschäftigen gehabt, was ihn assoziativ leicht auf einen Akt, das Bild eines nackten Menschen, nicht wahr, führen konnte. Das ist die Deutung eines Zuges. So könnte ich Ihnen alles erklären, denn alles ist einfach zu erklären, hat aber mit syphilitischer Infektion, auf die Sie vermutlich hinauswollen, nichts zu tun. Nicht wahr? Na, sehen Sie.«
Der Arzt erhob sich. Frau Stuart stand auf. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie sich wohl zu ihrem Manne führen lassen sollte, doch aus unklarem widrigem Empfinden entschied sie sich, heimzugehen. In der Diagnose des Doktors hatte sie irgend etwas verletzt, ohne daß sie hätte sagen können, was dies wohl gewesen wäre. Ihr Mann schien ihr verkleinert, ja erniedrigt, obwohl er doch moralisch rein vor ihr stand. Sie begriff ihre seltsame Verwirrung nicht mehr.

Diesem Gespräche folgte eine schwere Arbeitswoche. Frau Stuart sagte sich am Morgen jedes Tages, ehe sie zur Arbeit ging: heute werde ich Otto besuchen. Doch wenn es Nachmittag geworden, fand sie stets eine Ursache, diese Vornahme aufzuschieben. Blieb der Sonntag. Am nächsten Sonntag wollte sie ihren kranken Gatten besuchen, morgens in die Kirche gehen und den Beistand Gottes erbitten. Nachts, als sie wieder einmal erregt aus grellem Traume fuhr, gedachte sie ihrer glücklichen Ehe, gedachte der Liebesjahre, Flitterwochen, ferner entschwundener Märchen-

dinge. Die Augen strömten ihr über im ungewissen Wohin der Gegenwart, klar stand nur das Bild des Einsamen vor ihr, wie er sich nach seinem Weibe sehnte, am Fenster saß, alte Zeitungen studierte. Sie wußte, es würde nunmehr alles wieder gut werden, sie würde ins Krankenhaus kommen, seine Zelle betreten, ihn stumm anblicken, ihren Kopf in seine Hände betten. Leise würde er »liebe Emilie« sagen. Seine Sehnsucht wäre gestillt, ihre Einsamkeit vorüber. Hand in Hand würden sie vor den Anstaltsarzt treten und ihm sagen: obwohl wir arme Leute sind und nicht Dienerschaft und nicht viele Zimmer haben, wollen wir dennoch beisammen bleiben. Mein Gatte, so würde sie sprechen, soll nicht mehr fern von mir in einer Zelle leben, sondern meiner Pflege teilhaftig werden. Wenn er weiterhin krank sein soll, so will ich die von Gott mir auferlegte Bürde getreusam tragen. Doch niemals mehr getrennt! Sie weinte lange und schlief wieder ein.
Der Sonntag kam und mit ihm ein Kaffeebesuch, an den sie neulich nicht gedacht hatte. Schließlich konnte sie doch ihres Mannes wegen die Damen nicht wieder ausladen. Sie konnte es nicht und wollte es auch nicht, denn gerade ihr tat in dieser schrecklichen Einsamkeit und Öde ein wenig Zerstreuung bitter not. Der Kaffeebesuch verlief dann auch recht hübsch, aber als die Damen gegangen waren, setzte sie sich auf ihr Plüschsofa und fühlte ein schlechtes Gewissen, vermischt mit ausgesprochener Traurigkeit.
Die Anstalt war jetzt schon geschlossen. Es hatte keinen Sinn mehr, einen Besuch zu unternehmen. Man konnte sich die Kosten der Straßenbahnfahrt ersparen. Das war nun der Sonntagabend, auf den sie große Hoffnungen gesetzt hatte. Ein graues Tagesende. Draußen finsterer Januar, Frost, Wind und Schnee. Drinnen ein leeres Auf-der-Stelle-Treten. Im zerschlissenen Lehnstuhl saß der alte Lembke, ihr Vater. Ein völlig nutzloser, triefäugiger Greis, der stumm an seiner Pfeife schmatzte, obwohl sie erloschen war. Nun, er wollte Tabak sparen, und darum nukkelte er an dem kalten Mundstück und schmatzte. Er hieß Lembke, und auch sie hatte einmal den Namen Lembke ge-

tragen. Der Name war verschwunden, nicht mehr ihr eigen. Die Zeit, der dieser Name angehört, war ebenfalls verschwunden und versunken, nichts von ihr zurückgeblieben außer einem alten Manne und ein paar Einrichtungsgegenständen, zum Beispiel einem silbernen Serviettenring, einem Trinkbecher, einer Fotografie auf der Kommode. Emilie Lembke hatte sich in nichts aufgelöst. Lange bestand dann eine Emilie Stuart, eine Frau Justizsekretär, die an der Seite ihres stattlichen Gatten die Achtung der Mitwelt genoß. War nicht auch diese Familie Stuart verschwunden und versunken? Ihr Justizsekretär war der Achtung seiner Mitwelt verlustig gegangen, seitdem er diese entsetzliche Zeichnung, welche eine Verbindung von Akten und Nacktem herstellte, auf ein ernsthaftes Protokoll gezeichnet hatte. Sie war zurückgeblieben ohne Ansehen und Namen auf einer schmalen, grauen Straße, die geradewegs in das schwarze Tor des Todes führte. Einst hatte auch ihr der Lenz geblüht, und manch einer konnte von sich sagen, daß er tiefer in die Augen der jungen Emilie Lembke geschaut. Nun frostete der Winter vor der öden Stube, kein Vöglein sang mehr, aber der verschleimte Husten eines gebrechlichen Greises wies ihr den letzten Weg.

Plagte sie sich um dieses Lebens willen? Nein, um den Kranken. Damit er in Nummer 103 gefüttert werden konnte, darum plagte sie sich. Damit ihm die Erbsensuppe vom Barte tropfte. Damit er Wäscheinserate stückweise aus der Zeitung riß. Denn nicht einmal schneiden durfte dieses würdelose Geschöpf. Man gab ihm ja keine Schere, dem Herrn Justizsekretär. Konnte sich ja das Hälschen durchschneiden oder das Fingerchen ritzen. Und für diesen arbeitete sie! Hatte das einen Sinn? War das vernünftig, daß sie, Emilie Lembke, für einen solchen zur Arbeit gehen mußte? War das Gottes Güte, von der die Pastoren fabelten?

Die Augen schmerzten von Tränen, die Brust von verhaltenem Schluchzen. Sie wollte beten, doch wie sie leise vor sich hin das Vaterunser sprach, glaubte sie nicht daran,

brach ab und sah im Geiste ringsum himmelhohe Wände in die dunkle Nacht aufsteigen. Vier steinerne Wände ohne Tür. Ein Schacht war das Leben, in den Gottes mitleidsloses Auge blickte.

Der Vater erhob sich seufzend mit »ach-je« und »ja-ja-ja«. Belegt und räusperisch fragte er, ob sie noch immer im Finstern sitzen wolle.

Wortlos erhob sich Frau Stuart, ging in die Küche, fiel weinend auf einen Holzstuhl. Die Tränen strömten, die Hände, vor ihr Gesicht gepreßt, feuchteten sich vom heißen Salzwasser. Die Schultern zuckten.

Der Greis, ihre Rückkehr erwartend, stand unschlüssig im Dunkeln. Nun ging er schlurrenden Schrittes in die Küche. Da sah er die Zusammengesunkene am Fenster. Er nickte und schlich zurück. Im Flur stolperte er über einen Stuhl. Auf den setzte er sich und wartete geduldig.

Frau Stuart bereitete das Nachtessen. Sie hatte die Lampe entzündet, Brot, Wurst, Margarine und Bier auf den Tisch gestellt. Dann schnitt sie dem Alten seine Mahlzeit zurecht und häutete die Wurst.

Plötzlich kommt es ihr doch so vor, als raschle etwas an der Wohnungstür. Sie wendet lauschend den Kopf.

»Hast du was gehört?« fragte der Alte.

»Sei mal still«, antwortet sie und lauscht wieder. Abermals kratzt und klopft etwas leise an der Außentür. Auch der Vater hört es nun.

Ihr kommt es ein bißchen unheimlich vor.

»Soll ich hingehen?« fragt sie.

»Geh man hin«, winkt der alte Lembke.

»Ich guck' vorher durchs Loch«, sagt sie.

Der Greis bleibt zurück.

Er hört sie öffnen, hört sie aufschreien. Bleich erhebt er sich, will selbst zur Tür, da erkennt er im Korridor, in den das Licht aus dem Wohnzimmer fällt, seinen Schwiegersohn.

Otto Stuart steht da.

Er ist im Anstaltskittel, trägt aber ein Lodencape über den Schultern. Seine Augen sind groß auf die Frau gerichtet, in ihnen wächst ein linder Glanz auf.

Frau Stuart ist in trockenes Schluchzen ausgebrochen. Sie zieht ihn herein und schließt die Türen. Da steht er im Zimmer und dreht langsam den grauen Kopf ringsum. Inmitten des Raumes aber bemerkt er seinen Schwiegervater, das Tischmesser noch in der Hand, den Greisenmund geöffnet.

»Otto?«

»Ja, es ist Otto«, schluchzt Frau Stuart.

»Wo kommst du denn her, Otto?« fragt der Alte zitternd.

Stuart sagt kein Wort. Er läßt seine Augen über den Eßtisch wandern, sieht die alte Hängelampe an. Immer heller wird sein Gesicht.

Mit unsicheren Händen rückt ihm seine Frau einen Stuhl hin.

»Setz dich, Otto. Nein!« unterbricht sie sich, »du mußt aufs Sofa. Komm, da, setz dich aufs Sofa. Iß was.« Jetzt öffnet der Kranke den farblosen Mund.

»Sofa«, sagt er und lächelt schwach.

»Ist nu zu Hause gut?« fragt der Alte.

»Ist zu Hause gut«, kommt es leise, aber deutlich von seinen Lippen.

Die Frau hört diese Worte und fühlt es wie Eiswasser über ihren Rücken rieseln. Nun begreift sie, daß Qual und Glück eines sind und daß der Augenblick gekommen, auf den sie so lange gewartet. Sie streckt die Hand aus und berührt die Rechte des Mannes.

»Bist nun wieder da, Otto.«

Er nickt.

Der Greis schiebt ihm Brot und Wurst hin, die Frau aber nimmt beides und macht ihm die Schnitte zurecht. Er sieht ihr zu, indem er durch sie in eine Leere schaut. Plötzlich nimmt er ihren Satz auf, senkt den Nacken, antwortet kaum hörbar: »Bin zu Hause, Emilie.«

Frau Stuart starrt ihren Vater an. »Er kennt mich noch«, flüstert sie.

Der Greis beugt den Kopf über seinen Teller. Er verzieht den zahnlosen Mund zu einer seltsamen Grimasse und weint.

Auch Frau Stuart, die geschäftig dem Manne das Essen bereitet, fühlt, daß in einem fort heißes Wasser über ihre Wangen rinnt.
»Haben sie dich denn entlassen?« erkundigt sie sich schließlich. – Stuart nickt.
»Brauchst nicht mehr da sein?«
»Nee«, sagt er hart. »Nee, nee. Ich nicht mehr hin.«
Sein Gesicht hat einen verbissenen und bösen Zug angenommen. Der rechte Mundwinkel zuckt.
»Haben sie dir denn was getan?«
Stuart schweigt.
»Sie haben dich wohl geschlagen?« poltert der Alte.
»Nee, nee«, antwortet er eigensinnig, »ich geh' nicht mehr hin.«
»Bleib man hier und iß, Otto«, beruhigt ihn seine Frau. »Hier ist noch ein Schluck Bier, und das ist gute Leberwurst. Iß, bist ja zu Hause, Otto.«
Stuart führt mit unsicherer Hand das Brot zum Munde und beginnt merkwürdig umständlich zu essen. Er kaut langsam und ohne Geschick, so daß Teile des Brotes zeitweilig zwischen den träge sich bewegenden Lippen sichtbar werden. Dann hält er wiederum inne und starrt weltverloren auf irgendeinen Gegenstand.
Frau Stuart aber ist ganz ruhig geworden. Die Bürde des einsamen Alltags liegt neben ihr. Es ist einer gekommen und hat sie sanft von ihren Schultern genommen. Sitzt da nicht wieder ihr Mann? Er kehrte nach weiter Reise heim, müde und narbig von vielen Gefahren, und ihn umgibt die Stille des Hauses. Über ihr Herz weht ein ängstliches Glück. Sie erlebt zum erstenmal die Seligkeit des Wiedersehens nach langem Fernsein. Sie weiß, was das heißt, eine »Ehe«, und warum es notwendig ist, beisammenzubleiben.
»Bist nun gesund, Otto?« fragt sie mit behutsam geneigtem Kopfe.
»Gesund«, nickt er und setzt ein bekräftigendes, wenn auch etwas heiseres »ha–!« hinzu.
»Ja, ja«, lacht der Alte, »das glaub' ich. Bleib man hier, Jun-

ge. Haha.« Sein Lachen klingt trocken. Er macht auch gleich ein ängstliches Gesicht, als fürchte er, dafür gescholten zu werden.

»Emilie?« fragt Stuart, reckt seinen adrigen Hals mit dem vorstehenden Adamsapfel aus dem Kittel und richtet langsam den müden Blick auf seine Frau. »Emilie, hat Wulle die Akten hergeschickt?«

Frau Stuart erschrickt leicht. Betreten versetzt sie: »Ich weiß nicht, Otto; welche Akten?«

Stuart greift zum Bierglas und trinkt einen guten Schluck, wobei ein wenig über seinen Bart fließt und den Anstaltsanzug benetzt.

»Welche Akten, Otto?« fragte nun auch der Alte.

»Na, Wulle...«

Frau Stuart fällt jene Zeichnung ein. Ärger und Scham machen sie trotzig: »Was willst du denn mit den Akten? Willst wohl wieder ein Weibsbild reinzeichnen, was?«

Stuart sieht ihr mit einem Blick des Unverstehens ins Gesicht und sagt: »Das Bier ist fesch.«

Der Greis stößt einen heiseren Laut aus. Er gibt dem Schwiegersohn einen leichten Puff in die Seite: »Siehste, das Bier schmeckt ihm.«

In dem Augenblick schlägt die Uhr an der Wand dürr und tonlos neun.

Stuart erhebt schreckhaft den Kopf.

»Ja, erkennst du denn deine alte Uhr nicht mehr wieder?« fragt die Frau.

Er nickt mehrere Male, verworren vor sich hinflüsternd.

Frau Stuart erhebt sich.

»Nun will ich dir man dein Bett machen, Otto«, sagt sie, »du bleibst doch nun all wieder hier, was?«

Er zeigt eine ängstliche Miene. Äußert sich nicht weiter dazu.

»Ja, so ist es«, antwortet statt seiner der alte Lembke.

Frau Stuart geht. Die beiden Männer sitzen allein im Zimmer. Jeder in einer Ecke des breiten Plüschsofas.

Der Greis schaut verlegen auf seinen Schwiegersohn. Nun, wo die Emilie nicht mehr da ist, fürchtet er sich ein wenig

und weiß doch nicht, wovor er sich fürchtet. Besser, die Emilie wäre nicht hinausgegangen, denkt er. Warum schweigt denn dieser da so beharrlich? O mein, der ist gewiß noch nicht ganz richtig im Oberstübchen.
Plötzlich sagt Stuart, indem er schräg den Kopf zur Wand wendet: »Kalte Luft.«
Der Alte schaut auf: »Wo denn? Die Türen sind ja zu.«
Stuart drückt sich fröstelnd in eine Ecke. »Kalte Luft von draußen«, murmelt er.
Der Alte wartet noch einen Augenblick, sieht unschlüssig zu Fenster und Tür, dann, als Stuart schweigt, nimmt er, um ihn zu beschäftigen, ein kleines Kontobuch vom Bord. In dieses Büchlein pflegt seine Tochter stets die Ausgaben einzutragen. Er schiebt es ihm aufgeschlagen hin.
»Da siehst du, was dein Leben in der Anstalt teuer ist. Ist kein Spaß, das alles zu bezahlen.«
Stuarts Augen irren suchend über den Tisch. Er entdeckt das Buch, schlägt es auf und blickt hinein. Doch hält er es nicht gerade, sondern schräg, so daß er kaum lesen kann, was seine Frau darin eingetragen hat. Augenscheinlich ist es ihm auch nicht um die Kenntnis der Ausgaben zu tun, sondern um etwas andres. Er greift zum Bleistift, welcher sorgfältig in einer kleinen Hülse am hinteren Buchrande steckt, zieht ihn heraus und schreibt mit schiefen, zerflatternden Schriftzügen quer über die Seite: »Sache Lewin gegen Fischer. Draußen zieht Welt. Emilie. Dein Ott.«
Nachdem er das geschrieben, läßt er den Bleistift fallen. Sein Antlitz, bisher gespannt, fast erschreckt, nimmt eine gewisse Befriedigung an. Er schaut milde und freundlich.
»Was hast du denn geschrieben?« fragt der Schwiegervater und beugt sich über das Buch.
Da betritt seine Frau das Zimmer, und der Vater atmet auf.
»So, nu ist dein Bett gemacht. Kannst wieder zu Hause schlafen. Ist doch besser so, was?«
Stuart lacht vor sich hin.
Emilie bemerkt seine aufgehellten Züge und freut sich darüber. Sie geht zu ihm und ergreift seine Hand.

»Je, was bist du dünn geworden, Mann. Die haben dir wohl nichts zu essen gegeben, was? Das ist eine Gemeinheit. Dafür habe ich schweres Geld gezahlt, daß die dich haben hungern lassen. Na, damit ist nu Schluß.«
»Schluß«, bekräftigt Stuart.
»Ist gut, Mann, komm jetzt.« Sie stützt ihn leicht, weil er während des Aufstehens ein wenig schwankt. Doch dann, als sie ihren Arm unter den seinen geschoben, schreitet er sicher. So betreten sie das Schlafzimmer.
»Kannst du dich wieder alleine ausziehen?«
Stuart nickt und läßt sich auf einen Stuhl fallen. Immer noch ist sein Gesicht freundlich, ja lächelnd ins Leere gewandt.
»Ist es hübsch, daß du nu wieder zu Hause bist?«
»Ha«, antwortet er ohne Ton. Das Lächeln bekommt ein gefrorenes Gepräge wie bei einer Maske. Emilie merkt es nicht, freut sich seiner Fröhlichkeit und spricht: »Du mußt nicht denken, daß ich deshalb nicht in die Anstalt gekommen bin, weil ich dich vergessen habe, Otto. Das mußt du nicht denken.« Sie rückt den Stuhl neben ihn, faßt seine Hand und atmet tief auf. »Nein, das mußt du nicht glauben. Was die aber auch alles gequatscht haben. Die Ohren haben sie mir vollgeblasen, du hättest es mit den Weibern gehabt. Aber der Herr Doktor hat gesagt, das mit der Zeichnung von dem nackten Weibsbild sei nämlich ganz anders zu verstehen. Er hat es mir wissenschaftlich erklärt, ich weiß es so nicht mehr genau also, wie das ist. Du wirst's ja besser wissen. Nee, Otto, ich hab's nicht leicht gehabt hier. Du hast auch was ausgehalten, gewiß, aber ich hab's noch schwerer gehabt. Und dann: was glaubst du wohl, was einen die Leute angucken, wenn sie wissen, der ihr Mann ist verrückt geworden? Ach, du lieber Gott, die tun ja gerade so, als wär's *meine* Schande, als hätt' ich's auch schon im Kopfe. Heute die Frau Kirsch, also ich erzähl' nur ein Beispiel, die Frau Kirsch hat gefragt und dabei immer so an ihr Herz gefaßt, wie sie immer tut, weißt du? Hat an ihr Herz gefaßt und gefragt: ›Haben *Sie* denn gar keine Beschwerden, Frau Stuart? Mein Mann, der verstorbene

Hofschauspieler, hat gesagt, am meisten sei der zu beklagen, welcher zurückbleibe.‹ Und dann hat sie von ihrem Mann gequatscht und daß der sie auch zurückgelassen habe in der Einsamkeit und daß er ihr nachts manchmal erscheine. Richtig erscheine als wie ein richtiges Gespenst. Die ist ja verrückt. Darum will sie auch aus ihrer Wohnung raus, hat sie gesagt, und ob ich nicht reinziehen wolle. Sie ginge an die See und eröffne ein Hotel oder eine Pension oder so etwas, in dem nur die allerfeinste Gesellschaft verkehrt. Ach, was hat die alles gequatscht, Otto, nee, ich weiß nur noch die Hälfte von allem. Dann hat sie gefragt, ob du schriest. Ihr Mann, der verstorbene Hofschauspieler, habe gesagt, bei Schreiern ist die Hauptsache guter Stuhlgang. Das übrige regelt sich dann schon alles von selber. Ob du guten Stuhl hättest. Na, nu bitte ich dich. Und dann hat sie gleich weitergequatscht von ihrer Wohnung und daß sie jeden Dienstag und Sonnabend die Wände abstaube. Wer in ihre Wohnung einzöge, der käm' in ein Himmelreich. Ach, ich hab's gar nicht mehr anhören können. Die ist ja hysterisch, meint Frau Kieferstein, und wenn sie lange spricht, dann riecht sie auch richtig, als sei sie nicht gesund. Mit solchen Frauen muß ich mich nun rumplagen. Ich hab' immer gesessen und gedacht: ›Da wartet der Otto auf mich, und du mußt hier bei der hysterischen Kirsch und der alten Pimme und der dicken Kieferstein sitzen und ihnen deinen guten Kaffee geben, und dein Otto, der hat nichts Rechtes zu essen.‹ Das habe ich immer gedacht, wahrhaftig. Aber willst du glauben, Otto, die gingen ja nicht fort. I wo. Na, nun frage ich: was soll man denn als alleinstehende Frau machen, wenn sie nicht fortgehen? Siehst du, Otto, so ist das nu gewesen, und du darfst mir nicht übelnehmen, daß ich so lange nicht in die Anstalt gekommen bin. Und nu, da bist du nu selber gekommen, per pedes apostolorum, was? Hahaha. Daß du auch den Weg gefunden hast? Bist du mit der Straßenbahn gefahren? Nicht? Die Doktors hätten dir auch ein paar Groschen mitgeben können für die Bahn.«
Stuart hatte wohl auf seine Weise diesen Eröffnungen gelauscht, doch mit eins senkte er sanft seinen Kopf an Emiliens Schulter. Die Augen schlossen sich.

Sie erschrak ein wenig, erkannte indessen gleich, daß er nur müde geworden, nickte ihm freundlich zu, meinend, daß dies gewiß verständlich sei nach dem langen Weg. »Komm«, schloß sie ihren Satz. »Wir gehen schlafen.«
Stuart nestelte an seinen Kleidern.
»Wart, ich helf' dir. So, siehst du, das geht gleich rascher. Bist müde, Alterchen, ja, das versteht sich. Wer von so einer Reise kommt, der ist müde. Mir ist immer, als kämest du von einer langen Reise. Warst weit weg gewesen in der Welt, hast andre Länder und Sitten gesehen und gar nicht mehr an deine Emilie gedacht. Nee, nee, nicht ›nein‹ sagen, das ist schon so, wenn ein Mann auf die Reise geht, dann schlägt er gleich wie ein junges Füllen aus. Dann guckt er gern mal andern Frauen vorn herein, na, ich nehm's nicht übel, das ist so heute in der Welt. Früher war das anders. Die Frieda erzählte mir, ihr Mann sei eigentlich wirklich gut zu ihr, aber alle vier Wochen, da geht er los, da sauft er sich einen in die Krone und führt Reden, daß Gott sein Antlitz abwenden würde, wenn er das hörte. Und dann sind sie einmal nach Hamburg gereist, da gab's eine Revue. Und was soll ich dir sagen: da sind doch richtig nackte Mädchen aufgetreten! Jawohl, so ist das jetzt in der Welt. Zu unserer Zeit war's, Gott weiß, anders. Und da hat Friedas Mann gesagt: ›Du, Frieda, ich gucke doch immer durchs Opernglas, die eine kenne ich, das ist Emmi Spindler oder so ähnlich, ich weiß nicht mehr, ob sie Spindler oder Schindler hieß.‹ Also nun denke mal, das war eine Frühere von ihm. Ja. Und das hat er ganz so mir nichts dir nichts seiner Frau gesagt, daß er so eine früher gehabt hat. Was sagst du dazu?«
Stuart antwortete auch auf diese Erzählung nicht. Indessen fiel das Schweigen seiner Frau nicht auf. Vielmehr wurde sie zusehends vergnügter, da sie sich verstanden fühlte und im leichten Geplauder der Last ihrer Einsamkeit ledig wurde.
Inzwischen war sie keineswegs träge, sondern um ihren Mann eifrig bemüht. Sie löste seine Stiefelschnüre, bemerkte aber, nachdem sie die Schuhe ihm vom Fuß gezogen, daß seine Strümpfe arg zerrissen waren.

»Was?« schalt sie, »nicht einmal das können die Leute in der Anstalt? Nicht mal die Wäsche dir in Ordnung halten? Na, dafür zahl' ich nicht mehr mein teures Geld. Das ist ja eine schöne Wirtschaft in solcher Anstalt. Ich gebe deinem Wärter Zigarren und alle Monate eine Mark Trinkgeld, und er läßt dich herumlaufen, daß alle zehn Zehen schier herausgucken. Wer näht euch denn die Knöpfe an?«
Stuart fühlte sich angesprochen, zuckte zusammen.
»Tut das bei euch eine Frau?«
Er nickte.
»Eine hübsche Wirtschaft. Das nennt man Ordnung. Ich geh' morgen zum Herrn Doktor und öffne ihm die Augen über diese Ordnung. An der Wollweste fehlen auch zwei Knöpfe. Nu sage bloß, wo sind die Knöpfe? Hast du sie in den Taschen?«
Stuart antwortete nicht.
Seine Frau untersuchte die Taschen der Weste und schüttelte den Kopf.
»Ist ja nicht wahr, möchte wissen, wo du deinen Kopf hast. Sind gar nicht in den Taschen. Keine Rede. Wenn so ein Knopf abgeht, dann steckt man ihn in die Tasche, wenn nicht Garn und Nadel zur Hand ist. Früher wäre dir das auch nicht unterlaufen, Otto. Wenn du aber bei den Leuten in der Anstalt Schlamperei gelernt hast, dann sage ich dir nur gleich, daß es so was bei mir nicht gibt. Wo sollte ich mit meiner Wirtschaft, meinen Nähereien und meiner Aufwartung hinkommen, wenn ich nicht Ordnung hielte. Wo wollte ich das Geld für dich her verdienen! Was glaubst du wohl? Vom Himmel fliegt nichts. Der Mensch, der sich nicht ordentlich hält, soll nur alleine seinen Kram zusammen verdienen. Wie wird's denn jetzt überhaupt mit dir? Gehst du wieder aufs Gericht zurück?«
Stuart hob die Augenbrauen, bewegte den blassen Mund. Man konnte die Laute für ein undeutliches Ja halten.
»Hast du denn gleich wieder mit den dummen Akten zu tun?«
Er sagte nichts.
»Ich frage, weil du vorhin sagtest, Wulle habe Akten hier-

her geschickt. Es ist nichts angekommen. Wirst du denn wieder mit den schweinischen Akten zu tun haben? Was? Nu sag mir bloß, warum hast du damals das Weibsbild drauf gezeichnet? War das eine aus den Terminen?«
Ehe indessen Stuart sich hätte anschicken können, die Fragen seiner Frau zu beantworten, erschreckte sie ein heftiges Klingelzeichen. Sie fuhr empor, als hätte sich etwas Schlimmes ereignet. In ihr Bewußtsein trat jäh die richtige Verknüpfung der Ereignisse. Sie öffnete die Tür zum Eßzimmer. Da stand ihr Vater unter der Lampe, zur Tür blikkend, horchend.
»Wer kann denn so spät noch kommen?« fragte sie.
Schweigen.
Wieder klingelte es, gleichzeitig wurde nachdrücklich geklopft.
Frau Stuart fühlte ihre Knie unsicher werden. Da erblickte sie, sich umdrehend, in der Tür zum Schlafzimmer ihren Mann. Er stand im Hemd, grauenvoll verfallen aussehend. Sein aufgerissener Blick enthielt nichts außer der Leere, welche sie stets umgeben hatte, als er noch nicht bei ihr war.
Da begriff sie alles. Ging und öffnete.
Zwei Wärter.
»Sind Sie Frau Stuart?« erkundigte sich der größere ohne Gruß mit strenger Amtlichkeit.
»Wollen Sie ihn denn holen?« fragte sie leise. »Er kann doch bei uns bleiben. Er tut ja keinem was.«
»Darüber haben *wir* zu bestimmen, Madame, nicht Sie«, gab der Amtliche mit unangenehmem Lächeln zurück.
»Der ist gemeingefährlich, Frau Stuart«, setzte der Kleinere versöhnlich hinzu.
»Was hat er denn getan?«
Statt aller Antwort drängten die Männer sie beiseite, ja der strenge Wärter öffnete sogar ohne weiteres die Tür zum Eßzimmer. »Ist er da drin?«
Der andre breitete die Zwangsjacke aus, welche man, wenn nötig, dem Irren anlegen wollte. So traten sie ein. Hinter ihnen mit wächsernen Zügen Frau Stuart. Zitternd fühlte

sie, daß ihr grausames Unrecht geschah, doch gab es keine Wehr gegen den Staat, der roh in den Frieden des Hauses einbrach.
Jetzt sah auch Stuart die Wärter. Er keuchte hörbar und kurzatmig. Sogar seine Zähne schlugen ein paarmal aufeinander. Frau Stuart begann hilflos zu weinen.
»'n Abend, Meister, na? Wie geht's?« fragte der Große anscheinend vergnügt.
»Ach bitte, bitte, meine Herren«, flehte Frau Stuart. »Bitte, bitte, liebe Herren, lassen Sie ihn doch hier. Ja? Lassen Sie ihn doch bitte bei mir, meine Herren!«
Nunmehr tritt der alte Vater zwei Schritte vor. Seine entzündeten Greisenaugen mit den hängenden Rändern starren auf die Wärter.
»Was wollen Sie denn hier?« fragt er langsam.
»Immer friedlich. Wir wollen Sie ja gar nicht stören, Papachen«, wehrte der Große ab. Und zu Stuart: »Na, wie steht's nun, kommen Sie freiwillig, Herr?«
Die Knie des Kranken begannen zu schlottern. Er tastet sich ins Schlafzimmer zurück.
»Lassen Sie ihn doch wenigstens sich anziehen!« begehrt Frau Stuart verzweifelt auf. »Er kann doch nicht kahl auf die Straße.«
»Regen Sie sich nicht auf, Frau«, begütigt sie der Kleine.
Der andere Wärter geht auf Stuart zu.
»Was hat er denn getan?« schreit sie, sich dazwischenstellend.
»Der hat Nummer 24 eins ausgewischt, das war nicht von Pappe. Dann ist er holterdiepolter raus aus die Anstalt. Schlau hat er's angefangen.«
Frau Stuart stiert die Männer an. »Jesus! Hat er jemand totgeschlagen!?«
»I wo, totgeschlagen ist nicht, Frau Stuart. Treten Sie man beiseite, wenn ich jetzt bitten darf.« Er breitet die Zwangsjacke aus und versucht, hinter Stuart zu kommen, der im Schlafzimmer verschwunden ist.
Jetzt hebt der Greis seine zittrige Hand. »Emilie«, röchelt er, »das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen. Schmeiß doch die Männer raus.«

»Stille, Meister!« ruft der erste Wärter aus dem Schlafzimmer, »immer ruhig geblieben. So, sehen Sie, das geht alles ganz gemütlich.«
Auch der Kleine ist im Schlafzimmer verschwunden: »So, nun können Sie Ihren Mann anziehen, Frau Stuart«, sagt er und beugt seinen Kopf vor, »kommen Sie man, er tut Ihnen jetzt nichts.«
Der Kranke, von den Männern kunstgerecht angepackt, ließ alles ohne Widerstand geschehen. Schlaff hingen seine Arme. Er rührte kein Glied mehr. Frau Stuart aber suchte seine Sachen hervor und kleidete ihn an, wobei der eine Wärter ihren unsicheren Fingern mit kleinen Handreichungen zu Hilfe kam, sie tat alles geschäftig und gehorsam, während die Tränen über ihre Wangen flossen und sie alle Augenblicke innehalten mußte, um sich zu schneuzen.
Dann gingen die zwei mit dem Kranken davon.
Er wandte nicht den Kopf, sondern blickte bleiern zur Erde. Nur als er die Schwelle des Eßzimmers überschritt und die Uhr zehn klanglose Schläge anpochte, hob er mit seltsamem Blick den Nacken und sah dorthin, wo ihr gleichmäßiger Pendelschlag den staubigen Weg durchs Leben wies.
Frau Stuart führte die Männer hinunter, schloß die Hauspforte auf. Ihr Mann wurde in den Wagen geschoben, die Tür schlug zu, der Wagen fuhr ab, verschwand.
Danach kletterte sie die Stiege wieder empor und trat ins Zimmer. Als sie ihren Vater schief im Raume stehend vor sich sah, fiel sie ihm aufschluchzend um den Hals.
Der Alte schwankte ein wenig, wußte sich indessen zu halten. Ja, er hob sogar seinen müden Arm und strich mit ungelenker Bewegung übers ergraute Haar seiner Tochter.
»Nu ist er doch noch mal wiedergekommen, siehst du? Ist richtig gekommen, Emilie. Das war schön von ihm.« Er sagte es leise, und über seine Worte legte sich der Schimmer einer matt aufleuchtenden Liebe, die unter Staub und Ruß des Lebens stumpf geworden war.

Erschienen 1951

Sigismund von Radecki

Mein Zeuge ist Don Gasparro

1891–1970

Zuschrift an die Zeitung »El Progreso de Aranagua«:
Da sowohl hier als jenseits des Flusses allerhand Schauergeschichten verbreitet werden darüber, was sich letzten Freitag vormittag auf der Trinidad-Brücke abgespielt hat, so bringe ich eine wahrheitsgemäße Darstellung jener Vorfälle, die geeignet ist, allen alten Weibern den Mund zu stopfen. Mein Zeuge ist Don Gasparro Schüetzli, ein Mann, der seit Jahren die Rangierlokomotive »Elvira« führt und als vorsichtiger und erfahrener Staatsbürger bekannt ist.
Ich, der verheiratete Minenarbeiter Pedro Alverde, beschritt an jenem Vormittag die Trinidad-Brücke von der Station Santa Anna aus, um mich hierher nach Aranagua zu begeben, da ich meine Gattin besuchen und einen Claim auf eine Silberader anmelden wollte, die ich in Rocca Palumba gefunden hatte. Nun weiß man ja, was unsere Brükke vorstellt: seit fünfzehn Jahren schwindelt sie sich »provisorisch« über den Fluß und ist dabei so baufällig, daß den Kaimanen unten auf der Sandbank jedesmal der Mund wässerig wird, wenn ein Zug hinüberdampft. Im Grunde ein auf spinnebeinigen, wurmstichigen Pfeilern ruhendes Schienengeleise, das notdürftig durch Holzschwellen zusammengehalten wird.
Als ich etwa die Mitte der Brücke erreicht hatte, kam es mir vor, als ob die Schwellen merkwürdig zitterten und die Schienen wie unter einem Druck ächzten. Ich wandte mich blitzschnell um – und sah eine ungeheure Güterzuglokomotive leise und rasch auf mich zufahren. Ich schrie und winkte mit dem Arm, allein die Lokomotive – es war der »Caballo Nero« – fuhr mit unverminderter Geschwindig-

keit drauflos: wahrscheinlich erzählten sich die Maschinisten gerade etwas Interessantes. Zur Seite springen konnte man nicht, auch war der nächste Brückenpfeiler zu weit entfernt, und darum tat ich, was jedermann getan hätte – ich klammerte mich mit den Händen an eine Bahnschwelle zwischen den Schienen und ließ mich hinunterhängen. Plötzlich baumelte ich über dem furchtbaren Abgrund. Mit Funkensprühen fuhr jetzt die Lokomotive über mich weg.

Als der letzte Waggon endlich vorübergerollt war, machte ich angestrengte Versuche, wieder nach oben zu kommen. Ich schwang mich wie an einer Reckstange auf und ab, um endlich mit den Füßen eine andere Schwelle festzukriegen. Aber das ging nicht, weil man Gefahr lief, mit der Hand vom eigenen Balken abzurutschen. Dann versuchte ich, mich hinaufzustemmen, aber mein Rucksack hinten war zu schwer. Dann versuchte ich es mit einem Bauchaufschwung, doch stellte sich's heraus, daß ich jetzt dazu bereits zu schwach war. Und endlich versuchte ich, wenigstens die eine Hand von der anderen Seite um den Balken herumzubekommen, damit ich über der umschlungenen Schwelle die Hände festhalten und also sicherer hängen konnte. Aber dazu hätte ich einen Sekundenbruchteil an einer Hand hängen müssen – und ich fühlte plötzlich: dazu reichte es nicht mehr. Und so blieb ich, mit meiner Anmeldung in der Tasche, mitten in der Luft hängen und schrie so laut ich konnte! Aber der Fluß ist breit.

Es war heiß; alles schien zu schlafen. Ich riskierte einen Blick in die Tiefe und sah ein paar dunkle Striche an der Sandbank. Das waren die Kaimane.

Unterdessen hatte sich ein zweiter Mann von S. Anna über die Brücke auf den Weg gemacht. Ein Angler hat mir erzählt, daß das sehr merkwürdig ausgesehen habe: wie von der Brückenmitte etwas kleines Schwarzes herunterhing und wie eine andere kleine Figur sich langsam näherte. Dieses war Ramon Guijarro, ein Mann, dessen Charaktereigenschaften nach ein paar Schritten ans volle Licht treten werden. Er wollte ebenfalls nach Aranagua – aber um einer Anmeldung zu entgehen. Einer Anmeldung wegen fortge-

setzten Pferdediebstahls. Als er mein Schreien hörte, beeilte er sich, und bald hörte ich seinen Sprung von Schwelle zu Schwelle. Er kam mir wie ein Engel vom Himmel vor. Er blieb plötzlich vor meiner Schwelle stehen. Und was ich jetzt bringe, ist wörtlich: »Machst du Turnübungen, he –?« fragte Guijarro und steckte die Hände in die Taschen.
»Halt mich fest!! – Gott sei Dank, daß du gekommen bist! . . . Zieh, zieh, ich muß sonst gleich loslassen . . .!« schrie ich zu seinen Füßen hinauf.
»Was gibst du mir dafür?« fragte Guijarro und spuckte in den Fluß.
»Zehn Pesos.«
»Das ist zuwenig«, sagte er nachdenklich: »bedenke – ich rette dir das Leben!«
»Wieviel willst du?« brüllte ich, »schnell: fünfzehn? zwanzig? fünfundzwanzig? – Santissima, ich muß gleich loslassen . . .«
»Wieviel hast du bei dir?«
»Sechsundvierzig Pesos – o, so halt mich doch . . .!«
»Geht in Ordnung«, meinte Ramon Guijarro und beugte sich über die Schwelle, um mir zu helfen.
Doch in diesem Augenblick bewog ihn ein dumpfes Geräusch, sich schnell umzublicken. Der ungestüm anwachsende Leib einer Lokomotive kam in voller Fahrt auf ihn zu. Mit einem Fluch hatte Ramon gerade noch Zeit, sich geschwind an die Bahnschwelle hängen zu lassen – an meine Bahnschwelle, mit dem Gesicht mir zugekehrt, mit seinen Augen in meinen Augen.
Was nun folgte, spielte sich schnell oder langsam ab, ich weiß es nicht mehr. Der stämmige Guijarro hing mit seinem Gesicht dicht gegenüber meinem und schaute mich wütend an. Ich aber fühlte mich unsäglich elend – ich schlenkerte mit den Füßen –, ich hatte keine Kraft mehr, die entsetzliche Schwelle festzuhalten – – und klemmte plötzlich Guijarros Leib, der sich zuckend wehrte, mit meinen Beinen wie mit einer Zange fest! Nachdem ich so einen neuen Halt bekommen, ließ ich meine Linke von der Schwelle abgleiten und umschlang den Mann mit meinem

freigewordenen Arm. Ich empfand ein wunderbares Gefühl des Gerettetseins. Das war ja seine eigene Schuld, warum hatte er mich nicht gleich emporgezogen! Dann konnte auch meine Rechte die Schwelle nicht mehr halten – und nun hing Ramon Guijarro mit einer doppelten Menschenlast von der Brücke herunter und schrie seinerseits so laut er konnte. Mich abzuschütteln, wagte er nicht, denn er wäre mit mir zusammen in die Tiefe gestürzt. An irgend etwas muß sich der Mensch im Leben halten.
Indessen hatte die Lokomotive (denn es war bloß eine Rangierlokomotive und kein ganzer Zug – aber wer konnte das von den Schienen aus sehen?) kurz vor dieser Unglücksstelle haltgemacht. Und Don Gasparro Schüetzli, der Maschinist, kletterte längs dem Kessel nach vorn und ließ sich über die Laternen vorsichtig aufs Geleise herunter. Er hatte von S. Anna aus beobachtet, wie mitten auf der Brücke zwei Männer plauderten: einer oben stehend, der andere unten hängend – und das war ihm verdächtig vorgekommen! Darum hatte er seiner alten »Elvira« Volldampf gegeben, um sich an der Unterhaltung zu beteiligen.
Der Ramon fauchte mich unterdessen an wie eine Katze: »Bestia!... Loslassen, du Vampir!... Ich kann nicht mehr halten...!!« brüllte er und versuchte dazwischen mit Beißen mich von sich loszulösen. Aber ich dachte nicht daran! Ich wich den Zähnen mit abgewandtem Kopfe aus und klammerte mich nur um so fester an meinen einzigen Halt.
In diesem Augenblick war Don Gasparro bis an die Schwelle herangelaufen. Er sah zwei ins Holz verkrampfte Hände, unter deren Nägeln Blut hervorquoll, und auf der anderen Seite der Schwelle eine dritte, fieberhaft ausgestreckte Hand – die meine. Diese einzige Hand, welche frei war, packte der Maschinist fest an. Und zog. Allein zugleich hörte er einen langgezogenen Schrei und sah die blutigen Hände von der Schwelle abgleiten. Ramon Guijarro hatte die Doppellast nicht mehr halten können ... Einen Augenblick noch schlenkerte er kopfabwärts, in meinen Beinen hängend, verzweifelt suchte ich mit meiner freien Linken nach ihm zu greifen – – und dann stürzte Ramon Guijarro,

immer kleiner werdend, in die Tiefe. Weiß spritzte das Flußwasser unten auf. Die Kaimane machten sich von der Sandbank wohl auf den Weg.

Don Gasparro aber zog mich jetzt mit einem Ruck nach oben. Er sagte mir später, daß er mich wie ein hilfloses, zitterndes kleines Kind auf die Lokomotive habe tragen müssen. Und während die »Elvira« langsam ihren Weg nach Aranagua fortsetzte, hatte ich mich bald soweit gefaßt, um Don Gasparro den Hergang der Sache zu erzählen.

»Das ist ihm recht geschehen!« meinte er. »Warum feilschte er? Warum war er nicht mit zehn Pesos zufrieden? . . . Er hat übrigens bei Lebzeiten Pferde gestohlen . . . Friede seiner Seele!«

Bekanntlich macht die Bahn kurz vor Aranagua einen Bogen hart an den Fluß. Als wir so langsam am Ufer herfuhren, sahen wir plötzlich, wie sich nah aus dem Wasser irgend etwas erhob, das über und über mit Schlamm und Pflanzen bedeckt war. Eine menschliche Gestalt, die mit Würde dem Ufer zustrebte und wie eine Art Flußgott an Land stieg. Und als wir hielten, schien uns auf einmal, als ob die Gestalt eine gewisse Ähnlichkeit hätte . . . »Santissima«, flüsterten wir, »Guijarros Gespenst!!«

»Hallo, bist du es, Ramon?« rief Don Gasparro.

Da zeigte er uns bloß stumm die Faust. Und als wir ihn dann fragten, wie er sich denn von den Kaimanen gerettet habe, da sagte er, daß er von den Indios noch ganz andere Sachen gelernt habe, als mit Kaimanen umzugehen, und daß wir uns vorsehen sollten! . . .

»Da sieht man«, sagte Don Gasparro Schüetzli und gab Volldampf, »daß die Kaimane doch wählerisch sind.«

So und nicht anders war der Hergang der Sache. Insbesondere ist es nicht wahr, daß Guijarro später zu mir gekommen sei, um die sechsundvierzig Pesos abzufordern. Ich hätte sie ihm auch auf keinen Fall gegeben.

Geschrieben 1933

Werner Bergengruen

Das Tempelchen

1892–1964

Das in Weißrußland gelegene Gut Makarjewskoje gehörte im vorigen Jahrhundert der Familie Makedonow, und nachdem sie in der männlichen Linie ausgestorben war, kam es schließlich durch Heirat an den Kollegienassessor Tschaikin. Die Großmutter seiner Frau war eine geborene Makedonowa.

Diese Großmutter lebte in Petersburg und war die Witwe eines Oberstleutnants, der zuletzt an einer militärischen Erziehungsanstalt Kriegsgeschichte gelehrt hatte. Eines Sommers, schon nach der Jahrhundertwende, kam sie für ein paar Wochen zu Besuch, um, wie sie sagte, noch einmal ihr Geburtshaus zu sehen und unter dem alten Dache zu schlafen.

Sie war klein, zart und gebrechlich. Gern ging sie am Arm ihrer Enkelin durch den Park und erzählte von Vergangenem. Wie es bei alten Leuten zu sein pflegt, waren das oft Geschichten, die sie nicht zum ersten Male erzählte. Dann aber bekam Jelisaweta eine Erzählung zu hören, die ihr neu und überraschend war und sich ihr tiefer einprägte als alle anderen. Ja, nachdem sie selber bereits zu Jahren gekommen war und nachdem sich auf Grund der Umgestaltungen, die vom zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts an über die östlichen Länder hingingen, auch in ihrem Leben vieles geändert hatte, hat sie diese Großmuttergeschichte im Sinn behalten und hat gemeint, in ihr ein stattliches Maß angedeuteter Aufschlüsse und Erfahrungen niedergelegt zu finden, und vielleicht mehr, als die Großmutter selbst gewußt hatte. Manchmal gar wollte es ihr – man möchte annehmen: irrigerweise – fast scheinen, als läge hier eine Art Schlüssel zur Dechiffrierung des Lebens und

der menschlichen Schicksale bereit. Doch war es auch der Enkelin nicht gegeben, diesen Gehalt zu erkennen und für das eigene Dasein fruchtbar zu machen. Eines Vormittags, als die beiden am Tennisplatz vorüberkamen, sagte die Großmutter:

»Bevor Onkel Kostja den Tennisplatz angelegt hat, war hier eine Art Wildnis. Die Wege waren verwachsen, und es stand da ein Lusthäuschen, so ein weißes Tempelchen in der griechischen Manier. Kannst du dich daran noch erinnern?«

»Erinnern nicht, Großmamachen«, antwortete die junge Frau, »ich habe nur gehört, daß es so etwas gegeben hat, und es lag auch bei meinen Eltern eine Zeichnung herum. Dann weiß ich noch, daß nachher umgebaut wurde, und an die Stelle des hölzernen Lusthäuschens kam ein steinerner Pavillon. An den erinnere ich mich noch genau.«

»Ach, Kindchen, du sprichst von dieser Veränderung! Nun, als sie vorgenommen wurde, da war ich seit drei Jahren verheiratet, Onkel Fedjuscha war schon geboren, und ich erwartete Tante Katja, und Großpapa und ich waren zu Besuch hergekommen. Wir gingen im Park spazieren und sahen eine Weile zu, wie das Tempelchen abgebrochen wurde, das doch für mich eine so große Bedeutung gehabt hatte. Wir setzten uns auf eine Bank, und ich dachte, jetzt müßte ich es dem Großpapa erzählen, jetzt sei der rechte und vielleicht gar der letzte Augenblick, und ich hatte auch den festen Vorsatz dazu. Diesen Vorsatz hatte ich übrigens schon lange, nämlich seit unserer Verlobung, aber seine Ausführung schob sich hinaus, weil ich fürchtete, Großpapa würde mich nicht so verstehen, wie ich es mir wünschte, und vielleicht würde er sich nur ärgern und mich ausschelten. Jetzt auf der Bank jedoch wollte ich danach nicht mehr fragen, sondern ganz einfach den Mund auftun. Aber Großpapa interessierte sich so sehr für die Bauarbeiten, das war ja bei ihm eine alte Passion, und alle Augenblicke sprang er auf, lief hin und sprach mit den Arbeitern, und einmal hat er einem ein Werkzeug aus der Hand genommen und ihm auseinandergesetzt, was er falsch mach-

te, das war so seine Art. So wurde aus dem Erzählen nichts, und als wir nachher wieder in unserer Garnison waren, da hatte jeder Tag sein Füllsel, und da fühlte ich, daß die Gelegenheit vorüber war. Und doch sind auch später noch Augenblicke gewesen, in denen ich es ihm zu sagen dachte, aber es hat dann immer irgendein Hindernis gegeben.
Vielleicht bin ich zum letzten Male in Makarjewskoje. Und jetzt, da nicht einmal der Pavillon mehr steht, von dem alten Tempelchen gar nicht zu reden, und da außer mir niemand am Leben ist von uns allen, die wir damals hier zusammen waren, jetzt möchte ich doch einmal aussprechen dürfen, was ich so lange in mir bewahrt habe. Freilich, in den letzten Jahren hat es mich nicht mehr viel beschäftigt – so treulos ist die Seele! –, weder bedrückt noch beglückt, denn mit der Zeit blaßt alles ab, und nur die frühen Kinderjahre, ja, die behalten ihre Unverwelklichkeit.
Das wirst du ja gehört haben, Kindchen, daß Großpapa als junger Mann bei uns im Quartier war und daß wir uns hier kennengelernt und verlobt haben. Damals stand er noch bei den Sappeuren, und er hatte die Aufgabe, die Brücke bei Gorodischtsche neu zu bauen, die von den Insurgenten gesprengt worden war. Das war, als der Aufstand schon zu Ende ging. Gelegentlich fielen wohl noch kleine Gefechte vor, aber wir in unserer Gegend, wir haben ja von der ganzen Sache überhaupt wenig gemerkt, eigentlich war die Brückensprengung das einzige gewesen. Hier war eben kein rechter Boden für diese Geschichten, in unserem Kreise gab es damals nur zwei oder drei polnische Gutsbesitzer, die Bauern waren meistens Rechtgläubige, und katholische Leute fand man selten; wie das jetzt ist, das wirst du besser wissen als ich.
Großpapa liebte die Polen nicht und sagte, sie seien Aufrührer von Natur, aber ich bin immer gut mit ihnen ausgekommen. Großpapa hatte so militärische Ansichten, weißt du, der Kaiser hier und der Kaiser dort, und niemand soll räsonieren. Nun, damals ist das so gewesen, heute denken viele anders, und manche auch schon allzusehr. Ich meine immer, auf das Herz des Menschen kommt es an, und nicht

auf seine Sprache oder auf die Gedanken in seinem Kopf. Die Gedanken in seinem Kopf, die können alle falsch sein, das ist wie mit der Orthographie oder dem höheren Rechnen, wo man sich auch sehr täuschen kann. Aber in seinem Herzen hat der Mensch einen Punkt, da kann er nicht irren. Und an dem kann man ihn erkennen.
Damals gab sich Großpapa schon viel Mühe um mich, und natürlich gefiel mir das. Aber ich sah ihn doch nicht sehr häufig, weil er immer bei der Brücke war. Ganz versessen war er auf diesen Bau!
Der Sommer ging schon in den Herbst über, es war naß und kühl. Eines Morgens war ich ganz früh im Park herumgegangen und dann im Walde und dann wieder im Park. Ich hatte gemerkt, daß Großpapa richtige Absichten auf mich hatte, und auch meine Eltern hatten mir so etwas angedeutet, und da meinte ich, ich müßte in der Einsamkeit und in der Natur mit mir zu Rate gehen, wahrscheinlich hatte ich irgendwo gelesen, daß man das so macht. Ich war noch sehr jung, jünger als heutzutage die Mädchen zu sein pflegen, um die man anhält. Du warst, glaube, ich, zwanzig, nicht wahr? Mir scheint, ich bin an diesem Morgen nicht sehr weit gekommen mit meinen Überlegungen, ich war auch noch so kindisch, daß ich mich von jedem Eichhörnchen ablenken ließ. Dann fand ich es an der Zeit, zum Frühstück ins Haus zu laufen, aber da ging plötzlich ein Schauer nieder, ich war gerade in der Nähe des Tempelchens, und so wollte ich dort Schutz suchen.
Du sagst ja, daß du ein Bild von ihm gesehen hast. Da weißt du, daß es im Gebüsch versteckt lag und gerade so groß war, daß eine kleine Gesellschaft dort Tee trinken konnte; der Pavillon ist stattlicher gewesen, aber damals ging alles noch bescheidener zu. Wir benutzten das Tempelchen selten, weil meine Mutter fand, es herrsche dort ein fauliger Geruch. Vielleicht war auch der Schwamm darin. Aber von außen machte es sich doch hübsch mit seinem weißen Anstrich mitten im Grünen, genau so, wie man sich das Altertum vorstellt.
Also gut, ich gehe hinein. Ich kann dir sagen, ich bekam ei-

nen großen Schrecken. Auf dem Boden lag ein Mensch, den ich noch nie gesehen hatte.
Er hatte sich eingewickelt in die blaugelbe Tischdecke, und auf dem kahlen Tisch lag ein Bündel wie ein Lumpenknäuel und daneben eine Mütze, die schon jede Gestalt und Farbe verloren hatte.
Unwillkürlich stieß ich einen Schrei aus. Der Fremde schien geschlafen zu haben, aber sofort war er munter wie einer, der weiß, daß er auch im Schlaf nicht alle seine Achtsamkeit auf die Seite tun darf. Nicht daß er aufgesprungen wäre, aber sein Kopf und sein Oberkörper schnellten förmlich in die Höhe, und zugleich griff er mit der rechten Hand sehr geschwind nach seiner rückwärtigen Hosentasche, als wollte er eine Waffe hervorziehen; diese Bewegung zeichnete sich deutlich unter der Decke ab. Aber inzwischen hatte er bemerkt, daß niemand eingetreten war als ein junges Mädchen, und so führte er seine Bewegung nicht zu Ende. Er lächelte und ließ sich wieder zurücksinken, ohne aber seinen Blick von meinem Gesicht zu entfernen.
Die Furcht verließ mich. Ich war überrascht und unwillig. Ich fragte ihn, wer er sei und wie er hierherkomme.
Ich muß dir jetzt erst beschreiben, wie er aussah. Es war ein junger Mensch. Das heißt, heute weiß ich, daß er jung war wie ein Spatz. Damals habe ich vielleicht mehr empfunden, daß er fast ein Jahrzehnt vor mir voraushaben mochte. Die schwarzen Haare waren ungekämmt, er hatte einen schmutzigen Stoppelbart und ein bleiches Gesicht. Die Wangen waren hohl wie bei einem Hungernden oder einem Kranken. Als er sich aufrichtete, da wurde sichtbar, daß er keinen Rock trug, sondern nur ein fetzenhaftes Hemd. Ja, er sah abgerissen und verwahrlost aus, und doch war es unverkennbar, daß er nicht zu den Landstreichern gehörte, sondern zu uns, und dann kam es mir auch zum Bewußtsein, daß ich ihn ja unwillkürlich ›Sie‹ genannt hatte, schon bei der ersten Anrede. Ja, und gerade darum war seine Erscheinung ergreifend, weil Schönheit und Adel erst durch eine solche Verhüllung von Schmutz und Verwahr-

lostheit hindurchleuchten mußten. Er war schlank und kräftig gewachsen, und er hatte schöne, geistvolle Augen, dunkelbraun und von sehr lebhaftem Ausdruck. Das alles habe ich natürlich nicht gleich im ersten Augenblick wahrgenommen, aber so in der Erzählung fasse ich es schon jetzt zusammen.

›Verzeihen Sie, ich bin nicht sehr präsentabel‹, sagte er lächelnd und zog die zurückgeglittene Decke wieder hinauf, so daß seine schmutzigen bäuerlichen Stiefel zu sehen waren. Sein Lächeln hatte eine solche Ungezwungenheit und Heiterkeit, daß man ihm augenblicks wohlgesinnt sein mußte; auch etwas Spöttisches war dabei, weißt du, von der Art jenes Spottes, den der Spötter auch gegen sich selbst richten kann, das ist mir aber erst später bewußt geworden. Das Spöttische war auch mit Schwermut gemischt, das läßt sich kaum beschreiben. Jetzt tat es mir leid, daß ich ihn so unfreundlich gefragt hatte, aber er hat wohl richtig verstanden, daß das nur von meiner Überraschung kam. Und zugleich fiel es mir auf die Seele, wie elend er war und wie kalt er es gehabt haben mußte; die Fenster des Tempelchens waren ja unverglast, wahrscheinlich hat es im Altertum noch kein Glas gegeben.

›Verzeihen Sie, mein Fräulein‹, fuhr er fort, ›ich bin in einer ungewissen Lage und auch nicht bei sehr guter Gesundheit. Ich habe die regnerische Nacht nicht draußen verbringen mögen. Da nahm ich mir die Freiheit, hier einzudringen. Ich hoffe, Sie finden das nicht unverzeihlich. Ich bin unterwegs.‹

›Wohin?‹ fragte ich. Und ich weiß noch, daß es mir Mühe machte, dies kleine Wort herauszubringen, in einen solchen Zustand war ich geraten.

Er ließ die Frage unbeantwortet. Er wollte freilich etwas sagen, aber er hustete. So viel Mühe er sich gab, es zu unterdrücken, es gelang ihm nicht.

Ich faßte mir ein Herz und fragte geradezu, ob er von den Insurgenten sei. Er nickte.

›Wer Sie auch sind‹, sagte ich, ›ich werde Sie nicht verraten.‹

Kindchen, stelle dir das vor! Ist es nicht das, wovon alle jungen Mädchen träumen? Zu meiner Zeit jedenfalls taten sie das. Wir waren ja noch, möchte man sagen, eine romantische Generation.
›Sie können hier nicht bleiben‹, erklärte ich ihm. ›Wir haben Soldaten im Quartier. Das heißt, für den Augenblick sind Sie hier im Tempelchen noch am sichersten, bei diesem Wetter wird niemand herkommen, das ist ungefährlicher, als wenn Sie versuchen wollten, sich durch den Park davonzuschleichen. Sicher haben Sie Hunger?‹
Er nickte, und sein Lächeln war wieder spöttisch und schwermütig zugleich. ›Seit längerem‹, antwortete er.
›Ich werde Ihnen nachher etwas bringen‹, sagte ich. ›Aber vielleicht müssen Sie noch ein wenig Geduld haben. Ich muß vorsichtig sein.‹
›Sie sind ein Engel‹, erwiderte er. ›Mein Schutzengel sind Sie.‹ Dann erkundigte er sich, wo er sei, und aus seinen Fragen entnahm ich, daß er gar keinen Begriff von der Gegend hatte. Ich antwortete, in Makarjewskoje, beschrieb ihm die Lage und gab ihm Auskunft über den Fluß, den Brückenbau und unsere Kreisstadt und nannte ihm auch unseren Namen. Daran mußte er merken, daß wir keine Polen waren, aber das hat er wohl schon vorher gewußt. Nämlich zuerst hatte er Polnisch gesprochen und dann Französisch, und als er wahrnahm, daß mir das Französische nicht so geläufig war wie ihm, da war er zum Russischen übergegangen, aus Höflichkeit gegen mich. Sein Französisch war aber nicht unser lumpiges Provinzfranzösisch, nein, wie ein Genfer oder Pariser hat er gesprochen.
Ich merke schon, es hat keinen Sinn, daß ich dir das alles mit solcher Ausführlichkeit erzähle, und es ist ja auch nur, weil meine Erinnerung so innig dabei verweilen möchte. Kurz, ich mußte ihn jetzt verlassen, hinübergehen und mich zu den anderen an den Frühstückstisch setzen. Großpapa war nicht dabei, der war schon längst bei seiner Brükke, aber ich habe seine Abwesenheit kaum bemerkt. Es fiel mir nicht leicht, mich am Gespräch zu beteiligen, und ein paar Male habe ich konfuse Antworten gegeben; da sah

ich, wie meine Eltern lächelten und einander zunickten und sich damit zu verstehen geben wollten, ich sei wohl in Gedanken an Großpapa befangen. Gut, sollten sie das nur denken! Ich aber konnte gar keinen anderen Gedanken mehr haben, als wie ich meinen Insurgenten versorgen und ihm weiterhelfen könnte, und es kamen mir listige Einfälle und lauter kleine Verschlagenheiten, die ich mir bisher in meinem einfachen und übersichtlichen Leben nie zugetraut hätte. Plötzlich befiel mich auch eine brennende Neugier, seinen Namen zu erfahren. Ja, wahrhaftig, ich merkte, daß ich schon anfing, mir Namen für ihn auszudenken.

Später ging ich wieder ins Tempelchen, mit klopfendem Herzen. Unter meinem Mantel hatte ich ein schottisches Plaid untergebracht und eine Flasche mit heißem Tee und ein Fläschchen mit Schnaps und allerlei zum Essen, und es war nicht ganz einfach gewesen, das alles ohne Aufsehen zusammenzubekommen.

Als ich eintrat, lag er nicht mehr, sondern saß am Tisch, und die blaugelbe Decke hatte er sich umgehängt, das war wie in der Oper, irgend so ein Ritter oder Spanier oder auch Sarastro. Er bedankte sich feurig, er küßte mir die Hand und nannte mich wieder seinen Schutzengel. Dann sagte er mit einer kleinen Verlegenheit, die viel Anmut hatte, ohne mich anzublicken und mit halblauter Stimme: ›Ich bin sehr ausgehungert. Es ist mir nicht lieb, wenn Sie mir beim Essen zusehen.‹

Ich ging hinaus und stellte mich ins tropfende Gebüsch und sagte mir, so halte ich zugleich Wache für ihn. Mich befiel die Neigung, ans Fenster zu schleichen und einen verstohlenen Lauerblick zu tun, aber ich mochte dieser Neigung doch nicht den Willen lassen, und so blieb ich draußen und fuhr in meinen Überlegungen fort.

Ich wußte natürlich, daß auch in unserem Gouvernement der Kriegszustand verkündet worden war und daß Strafen darauf standen, wenn jemand geflüchtete Insurgenten bei sich beherbergte. Ich hatte auch gehört, daß Güter konfisziert worden waren, nur weil sich ohne Wissen der Besitzer

dort Flüchtlinge aufgehalten hatten. Freilich hatte es sich da um polnische Gutsbesitzer gehandelt, und hätte man denn auch mit uns so verfahren können?
Einen Augenblick hatte ich wohl gedacht, mich meiner Mutter an den Hals zu werfen und sie um Schutz und Hilfe für meinen Polen zu bitten. Aber dann sagte ich mir, wenn etwas Unglückliches geschieht, dann ist es besser, die Eltern wissen von nichts und können sagen, das war eine Kinderei von unserer Tochter, und dann würde man ihnen das nicht zu schlimm anrechnen, und mein Vater hatte doch bei der Garde gestanden und hatte seine Konnexionen von früher her. Und nur wenn er selber wissentlich gegen die Gesetze verstoßen hätte, dann würden ihm auch seine Verbindungen nicht viel helfen. Nein, es lag auf mir allein, und ich mußte es zu Ende führen.
In das Tempelchen zurückgekehrt, fand ich den Insurgenten in besserer Verfassung. Er hatte sich gesättigt und schlürfte nun langsam den Tee, am Tische sitzend und in das Plaid gehüllt. Ich wollte ihm vortragen, was ich ausgeheckt hatte, aber ich mochte das nicht zu geradwegig tun, und so fragte ich ihn, nachdem ich seine Dankesworte abgewehrt hatte, wie ich ihn anreden sollte.
›Nennen Sie mich Jerome‹, antwortete er rasch. Und dann setzte er zögernd hinzu: ›Ich habe keinen Namen mehr. Ich habe meinen Namen abgelegt, und ich werde ihn erst wieder an mich nehmen, wenn Polen frei ist.‹
Diese letzten Worte waren in einem Ton der Hoffnungslosigkeit gesprochen, der mein Mitleid noch vermehrte. Mein Gott, dachte ich, wir haben Länder genug, soll man doch diesen Polen geben, was sie sich so sehr wünschen, was kann das schon ausmachen? Ich sagte dir ja schon, ich war nicht so sehr für das Patriotische, und es kann ja auch keine Bedeutung haben, sobald man einen Menschen vor sich hat, der in Not ist.
Es war, als sei sein Vertrauen zu mir gewachsen, seit er mir die Möglichkeit gegeben hatte, ihn bei seinem Namen zu nennen. Denn nun begann er, etwas von seinen Schicksalen zu erzählen. Er hatte eine Schußwunde gehabt, und da

hatten die anderen ihn zu den Bernhardinern gebracht – er hat mir aber nicht gesagt, in welches Bernhardinerkloster –, und die haben ihn versteckt gehalten und gepflegt. Dann sollte das Kloster durchsucht werden, aber unmittelbar vorher haben sie eine Warnung bekommen, und da hat er fliehen können. Das war jetzt einige Wochen her, und seitdem war er unterwegs, ohne Obdach und ohne alles, was der Mensch nötig hat, und in steter Gefahr. ›Nun, die Bauern‹, sagte er, ›von denen habe ich nicht viel Gutes zu erwarten; Sie wissen ja, wie Ihre Behörden die gegen uns aufgehetzt haben.‹
Ich fragte nach seiner Wunde.
›Ach, die war schon so gut wie verheilt, ich dachte ohnehin an den Aufbruch, und nur, daß es so schnell gehen mußte, war schlimm. Ich konnte mich nur notdürftig anziehen und fast nichts zu mir stecken als ein Stück Brot.‹
Jetzt kam ich mit der Frage heraus, die mich am stärksten beschäftigte, nämlich was er weiter vorhabe und wohin er sich zu wenden denke. Er nannte mir keinen Ortsnamen; er sagte nur, er habe Leute, auf die er sich verlassen könne, aber bis zu denen sei es weit, und die Russen hätten mehr Wachsamkeit als früher.
›Gott wird Sie behüten!‹ rief ich aus. ›Ja, gewiß, und ich werde Seine Mutter Ihretwegen anrufen. Und was ich für Sie tun kann, das werde ich tun.‹
Für einen Augenblick streichelte er flüchtig meinen Arm, sagte aber nichts.
›Hören Sie, was ich mir ausgedacht habe‹, fuhr ich fort. ›Sie müssen heute den Tag über hier im Tempelchen bleiben, es wird bestimmt niemand kommen. Und zur Nacht bringe ich Sie woanders unter. Ich führe Sie in eine Kammer bei der Brennerei, da ist es warm, und nach Feierabend ist kein Mensch in der Nähe. Morgen früh führe ich Sie dann hierher zurück.‹
›Morgen früh? Wo denken Sie hin? Ich muß sehen, daß ich noch heute bei Dunkelheit weiterkomme.‹
›Das ist nicht möglich!‹ rief ich. ›Bei dem Zustande, in dem Sie sind, kann ich Sie doch nicht in die Nässe und Kühle

hinauslassen. Und wenn wir auch Militär im Quartier haben, Ihr Leben ist hier doch weniger gefährdet als in der Elendsfreiheit im Walde. Den Tod können Sie sich holen.‹

Wie zur Bekräftigung meiner Worte überkam ihn ein Hustenanfall. Er unterdrückte ihn mühsam.

›Sehen Sie wohl!‹ sagte ich rasch, und dabei atmete ich auf, als hätte ich nun bereits alles gewonnen. Ich dachte dabei aber nicht nur an ihn. Ich dachte auch an mich selbst und daran, wie ich denn den nächsten Tag und alle folgenden Tage leben sollte, wenn er fort wäre. Mir würde ja zumut sein, wie in einen ausgetrockneten tiefen Brunnen gefallen, dunkel, leer, ohne Laut.

Noch einmal wurde er von einem heftigen Hustenanfall erfaßt. Sein ganzer Körper schütterte, aber es war kein Geräusch zu hören, und ich bewunderte seine Willenskraft. Er entschuldigte sich.

›In der Kammer bei der Brennerei dürfen Sie nicht husten‹, sagte ich, als sei alles übrige schon abgemacht. ›Ebensowenig wie Licht machen. Sonst aber kann Ihnen dort nichts zustoßen. Ich werde Ihnen ein Fläschchen Kirschlorbeerwasser bringen, zwölf Tropfen genügen, dann schlucken Sie jeden Husten hinunter.‹

Er sträubte sich noch ein wenig, aber schließlich gab er nach. Vielleicht hätte er gleich nachgegeben, wenn ich ihm einen Spiegel hätte zeigen können; wahrscheinlich wußte er gar nicht, wie erbärmlich er aussah.

Wir trafen nun die nötigen Verabredungen. Am Abend, schon bei gänzlicher Dunkelheit, geleitete ich ihn zur Brennerei.

Die Soldaten kannten mich. Ich nahm an, sie würden auch meine Stimme kennen. Als wir die Nähe des Postens passierten, sang ich laut, und wir wurden nicht angehalten.

Heute ist ja auch die Brennerei umgebaut. Überhaupt, seit Onkel Kostja mit seiner großen Tatkraft oder auch mit seiner großen Unruhe hier gewirtschaftet hat, ist vieles anders geworden, und manchmal habe ich Mühe, mein altes Makarjewskoje wiederzuerkennen. Damals hatte die Brenne-

rei einen Anbau nach der Seite des Obstgartens hin, mit ein paar Zimmern, in denen sich nur tagsüber jemand aufhielt, und auch das nicht immer. Es wurden da irgendwelche Akten verwahrt, Rechnungspapiere, was weiß ich, und es gab in der Kammer auch einen Diwan, so groß, wie damals diese Möbelstücke waren, auch zum Schlafen geeignet, und auf dem sollte Jerome liegen.
Ich konnte ihn nur hinbringen, dann mußte ich gleich wieder hinüber, denn bei uns war es so, daß abends alle beisammensitzen mußten. Großpapa hatte sich entschuldigt, er hatte noch schriftliche Arbeiten zu erledigen. Ich hatte etwas zu nähen, und ich konnte es kaum ertragen, daß dieser Abend hingehen sollte wie jeder andere Abend. Mein Vater rauchte seine Pfeife und las Zeitungen, und Mama legte ihre Patience und murmelte mitunter vor sich hin, wo denn die Cœur-Zwei geblieben sei, sie habe sie doch vorhin noch in der Hand gehabt, und Tasso, Papas Lieblingshund, lag auf dem Teppich und schnaufte im Traum. Und ich saß dabei in all meiner Aufregung und mußte mir ein alltägliches Ansehen geben.
Glaube mir, Kindchen, es ist herrlich, ein wichtiges und gefährliches Geheimnis zu haben in einem Alter, in dem man eigentlich noch keine Geheimnisse bewahren kann! Das ist, als würde man in die Luft gehoben, zwölf Ellen über alle andern und über sich selbst! Man kommt sich vor wie eine Zarentochter im Märchen, unscheinbar gekleidet und von niemandem erkannt, und doch weiß man, ich bin mehr als alle diese Leute um mich her, ich müßte mich nur offenbaren, dann würden sie Augen machen. Vielleicht würden sie alle zu Boden fallen und einem den Rocksaum küssen, vielleicht würden sie einen auch töten, aber in jedem Falle stünde man da wie in einem Glorienlicht. Dies Glorienlicht ist eine übermächtige Versuchung, aber man darf ihr nicht nachgeben, und davon kommt dies berauschende Kraftgefühl. Nur spielen darf man mit dem Gedanken der strahlenden Helligkeit, aber wenn man versuchen möchte, sie wirklich zu kosten, dann ist auch schon alles zu Ende.
Am nächsten Morgen holte ich ihn ab, und am Abend

brachte ich ihn wieder in die Brennerei. Wenn ich dir sage, das ist drei Tage hindurch so gegangen, dann habe ich damit noch gar nichts gesagt. Wenn man jung ist, dann ist ja die Zeit ausgedehnt; erst wenn man alt ist, fliegt sie davon wie mit acht Pferden und hat für nichts mehr Raum. Damals aber war es wie Wochen, Monate, Jahre – das Herz fragt ja nicht nach der Uhr und nicht nach dem Kalender.

Hätte das nun nicht immer so fortgehen können? Ja, hätte es nicht eigentlich so fortgehen müssen? Ich versuchte, ihm die Meinung aufzunötigen, er sei doch noch zu geschwächt zum Weitermarsch, noch einige Tage, noch zwei, einen einzigen nur...

Er lächelte, wenn ich so redete. Und einmal unterbrach er mich mit der Frage, ob ich ihm nicht eine Landkarte beschaffen könnte.

›Meine Dankesschuld ist schon so riesengroß wie der Ozean‹, fügte er bei. ›So haben Sie mich dreist gemacht, und nun bitte ich Sie ungeniert, Sie möchten noch ein Flüßchen dazuströmen lassen, eins und noch eins.‹

Später hat es mir wie ein Wunder vorkommen wollen, daß es mir gelungen ist, ihn drei Tage lang verborgen zu halten, und daß alles gut gegangen ist. Vielleicht hatte ich Glück. Aber ich muß auch schon sagen, daß ich all meinen Verstand und all mein bißchen Schlauheit zusammengenommen habe, und vielleicht hat es in meinem ganzen Leben nie wieder eine Zeit gegeben, wo ich in einer solchen strengen Zusammengefaßtheit aller Kräfte gelebt habe wie damals. Ich war wie im Fieber, wie in der Betrunkenheit, wie in der Verzauberung, und dabei doch von einer hellsichtigen Besonnenheit. Manchmal war es auch ein traumhaftes Gefühl, immer inmitten der Gefahr, und ich kam mir vor wie jemand aus Tausendundeiner Nacht: der mußte barfuß einen Abgrund überschreiten, jenseits dessen das Paradies lag, und die Brücke bestand nur aus einem bloßen Schwert, dessen Schneide nach oben gekehrt war.

Ich erwog jede Möglichkeit, jeden Schatten einer Bedrohung. Ich habe mich selbst darüber gewundert, welche

Kraft der Verstellung ein Mädchen überkommt, wenn es – ja, soll ich wirklich sagen: wenn es liebt? Nun, ob man meinen Zustand nun Liebe nennen oder ihn mit irgendeinem neumodischeren Ausdruck bezeichnen will, so mit irgend etwas aus der Psychologie, in jedem Falle hatte Jerome sich alle meine Gedanken untertan gemacht.

Sehr vorsichtig mußte ich auch sein, bei allem, das ich ihm brachte. Was hätte ich denn sagen sollen, wenn ich ertappt worden wäre? Und wie oft habe ich mich in diesen Tagen zu ihm geschlichen, denn bei jedem einzelnen Male konnte ich ihm doch nur so viel hintragen, wie sich bequem unter dem Mantel verbergen ließ. Ich habe ihm auch Bücher gebracht, damit er sich nicht langweilte und nicht immer gezwungen war, an seine Verschwörungen und Staatsverfassungen zu denken. Wir hatten ja genug französische Bücher, auch solche, die für mich zu schwierig waren.

Es fiel mir jedesmal schwer, mich von ihm zu trennen, ob es nun im Tempelchen war oder in der Kammer, und einige Male hat er mich ans Fortgehen erinnern müssen und hat gesagt, ich könnte in der Familie vermißt werden. Es war immer nur eine kurze Zeit, daß ich bei ihm sein konnte, ich hatte ihm so tausend Dinge erzählen wollen, und dann fiel mir doch nichts Gescheites ein. Und er? Ja, er hatte wohl eine bezaubernde Art zu sprechen, aber eigentlich hat er mir doch von sich selber fast nichts erzählt, das er nicht schon an jenem ersten Morgen ausgesprochen hätte, außer daß er auf ausländischen Universitäten gewesen war und Gluck-sche Opern liebte. Ja, und dann hat er einmal auch noch gesagt, mit der englischen Küche habe er sich nicht befreunden können.

Es war so vieles, an das ich zu denken hatte. Zum Beispiel an Bijou. Bijou war ein drolliger junger Pudel, der sehr an mich gewöhnt war und mich meistens zu begleiten pflegte. Ja, er rannte herzu, sobald ich nur Miene machte, das Haus zu verlassen. Ich war ihm sehr gut, aber er hatte die Unart, daß er alle Augenblicke kläffen mußte, und mein Vater sagte manchmal, das sei, als habe man mir eine Glocke um den Hals gehängt, so wisse man immer, wo ich sei. Du

kannst dir denken, was das nun für Schwierigkeiten mit sich brachte! Und es durfte doch niemand merken, daß ich plötzlich nicht mehr von Bijou begleitet werden wollte, denn wie hätte ich das erklären sollen? Dann mußte ich auch sehr achtgeben, daß nicht irgendeine dumme Kleinigkeit in der Kammer zurückblieb, und sei es auch nur ein Papierfetzen. Ich weiß noch genau, wie besorgt ich war, als Jerome am zweiten Morgen ein wenig Kirschlorbeerwasser verschüttet hatte und nun der bittere, aromatische Geruch in der Luft hängenblieb. Und dann hatte ich mir auch zur Gewohnheit gemacht, jeden Gang, den wir miteinander getan hatten, hinterher allein zu wiederholen, um die Spuren zu zertreten, die Jeromes Stiefel in dem aufgeweichten Boden hinterlassen hatten. Heute kommt mir ja vor, als sei das etwas übertrieben gewesen. Denn daß Fußspuren eine solche Wichtigkeit haben, das ist doch nur in den Kriminalromanen.

Es half alles nichts, die Zeit ließ sich nicht festhalten, Jerome mußte fort. Er wollte mir seine Ungeduld nicht zeigen, aber ich spürte sie. Er war gut ausgeruht, und auch der Husten schien ihn nicht mehr zu plagen. Er war ja noch in dem Alter, wo die Kräfte sich geschwind erneuern.

An seinen Fragen merkte ich, wie sehr ihn die einzuschlagende Richtung beschäftigte.

Kindchen, hier muß ich mich etwas anklagen. Nämlich, so fest ich entschlossen war, ihm zu helfen, und so sehr ich hierin meine eigentliche Lebensaufgabe zu sehen meinte – ich fürchtete mich doch schrecklich davor, er könnte für seine Flucht von mir ein Pferd verlangen. Das hätte mich in große Schwierigkeiten gestürzt, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich mit ihnen fertig werden sollte, und so bat ich Gott, er möge es doch einrichten, daß Jerome kein Pferd von mir verlangte. Aber er sagte bald von selbst, ein Pferd würde ihn zwar schneller vom Fleck, zugleich aber auch sicherer ins Verderben bringen, und in den Wäldern verstecke sich ein Fußgänger am leichtesten. Da fiel mir ein Stein von der Seele, und zugleich habe ich mich geschämt wie eine Treulose. Ja, wenn es damals schon Fahrräder ge-

geben hätte, das wäre das Richtige gewesen! Aber vielleicht auch nicht, denn Jerome konnte sich ja nicht an die Landstraßen halten, und auf den feuchten Waldwegen wäre es ein schlechtes Vorwärtskommen gewesen. Und ich meine ja auch nur, weil doch ein paar Fahrräder, um die sich keiner mehr kümmert, heute in jedem größeren Haushalt herumliegen, da hätte es mir keine Mühe gemacht, eins für ihn auf die Seite zu schaffen, und vermutlich wäre das erst viele Monate später bemerkt worden oder auch nie.
›Werden Sie mir irgendeine Botschaft schicken können, daß Sie glücklich durchgekommen sind?‹ fragte ich. ›Mir schreiben?‹
Er lächelte wieder, spöttisch, nachsichtig und schwermütig.
›Mein liebes Fräulein‹, sagte er, ›ich bin kein ganz ungefährlicher Korrespondent. Aber wenn sich, möglicherweise erst viel später, einmal eine Gelegenheit bieten sollte, daß ich Ihnen eine Nachricht geben könnte, ohne Sie zu gefährden oder bloßzustellen, dann würde ich das natürlich mit Freuden tun.‹
Wie hätte das geschehen sollen? Ich merkte mit Bekümmernis, daß er das nur zu meiner Beschwichtigung sagte.
Ich hatte Jerome eine Landkarte aus Papas Arbeitszimmer gebracht, der arme Papa hat nachher lange gesucht, ich habe ihm suchen geholfen, und ich konnte ihm doch nicht sagen, was aus ihr geworden war.
Jerome entschied sich zuletzt dafür, den Weg durch die Sümpfe von Stary Dwor zu nehmen. Du weißt ja, daß Onkel Kostja nichts so lassen konnte, wie es war – immer bauen und dränieren und meliorieren und was weiß ich alles! So ist das Sumpfgebiet heute nicht mehr so groß wie in meiner Jugend, und da ist auch kein solcher Urwald mehr, freilich sind auch die Bekassinen seltener geworden. Die heutige Kreisstraße gab es noch nicht, durch die Sümpfe führten ein paar Knüppelwege, aber wer die nicht kannte, der verirrte sich leicht, besonders im Dunkeln, und es war ja klar, daß Jeromes Aufbruch in der Dunkelheit sein mußte. Darum bot ich ihm an, ich wollte ihn führen, wenigstens

bis auf die Höhe von Onissimowitschi, von da an konnte er nicht mehr fehlen, und zum mindesten der Sumpf war dann keine Gefahr mehr.
Ich brachte ihm einen alten Halbpelz von Papa, den dieser doch nicht mehr trug, und Wäsche und Lebensmittel und alles Geld, das ich besaß, in das Tempelchen, und von hier aus sind wir dann aufgebrochen, in den Wald und in den Sumpf.
An diesem letzten Abend hatte ich mich gleich zurückgezogen und hatte gesagt, ich hätte Kopfschmerzen, und Mama hatte mich auch gehen lassen, nur ein Pulver mußte ich noch unter ihren Augen schlucken. Ich schloß mich in meinem Zimmer ein, und ein wenig später bin ich aus dem Fenster gestiegen.
Als wir den Park verließen, da sahen wir von weitem eine Patrouille, das heißt, wir sahen nicht sie, sondern bloß die Stallaterne, die sie bei sich hatten. Das war eigentlich dumm, denn mit diesem Lichtschein warnten sie doch jeden, der nicht mit ihnen zusammentreffen wollte. Aber wahrscheinlich wußten sie das selbst und machten den Rundgang überhaupt nur, weil er ihnen einmal vorgeschrieben war.
Dann kamen wir in den Wald. Es regnete nicht mehr, und auch der Nebel hatte sich verzogen, und dazwischen blitzten die Sterne durch die Baumkronen. Jeder Stern, jeder Vogelruf schien mir Bedeutung zu haben und jedes Rascheln und Knacken mir zu gelten. Wir sprachen wenig, aber das Herz war mir so voll, und wie wir da nebeneinander durch die Dunkelheit wanderten, da kam es mir vor, als würde und dürfe dieser nächtliche Gang in alle Ewigkeit kein Ende nehmen.
Ich besaß eine kleine geweihte Silbermedaille, die ich bei meinem Taufkreuzchen um den Hals trug. Auf der einen Seite war die Gottesmutter mit dem Kinde, auf der andern der heilige Wundertäter Nikolai. Ich hatte sie am Nachmittag von dem Kettchen abgelöst und sie auf eine Schnur gezogen und hatte sie jetzt in der Manteltasche.
Wir waren an die Stelle gekommen, wo ich umzukehren

gedachte. Von hier führte ein Weg schnurstracks zu einem Platz, wo mein Vater in den Wintermonaten das Reh- und Schwarzwild füttern ließ. Es war eine Hütte dabei mit Heuvorräten und dergleichen, und die Tür war mit einem Holzpflock verschlossen, damit das Wild nicht von selber darangehen konnte. Dort sollte Jerome übernachten, und beim Morgengrauen wollte er seinen Weg fortsetzen.
Wir blieben stehen, und nun kam die Verzweiflung über mich. Alles, was sonst zu meinem Leben gehörte, das hatte mit einem Schlage seine Wirklichkeit und seinen Anspruch verloren. Ich wußte und fühlte nur noch das eine, daß ich mich nicht von ihm trennen konnte und daß wir zueinander gehören mußten.
Ich fing an, in ihn zu dringen. Ich weiß nicht, was ich ihm alles gesagt habe, es mag verworren genug gewesen sein. Er sollte mich mitnehmen, ich wollte alles für ihn tun, ihn pflegen und für ihn sorgen und ihm dienen. Er sollte hier warten, ich wollte nur noch ein paar Sachen von Hause holen, ja, und auch ein Pferd würde ich holen, denn jetzt hatte ich alle Bedenken hinter mich geworfen, und ich hatte auch ganz vergessen, daß er mir doch auseinandergesetzt hatte, wie ein Pferd eher Gefahr bringen werde als Nutzen. Jerome hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen, und streichelte nur ein wenig meinen Arm.
›Das wäre ein schlechter Dank für alle Ihre Güte‹, sagte er dann, ›wenn ich meinem Herzen folgen und Sie mit mir in Elend und Gefahren verschleppen wollte.‹
Ja, das hat er gesagt, ›meinem Herzen folgen‹, und dafür bin ich ihm dankbar gewesen, und selbst wenn das gelogen war und er nur an sich selbst dabei dachte und keine Fessel am Bein haben wollte – diese drei Worte sind mir doch ein Trost gewesen, und in den folgenden Tagen habe ich sie mir unzählbare Male wiederholt.
›Wir müssen jetzt Abschied nehmen‹, sagte er.
Ich konnte nicht sprechen. Ich zog die Medaille heraus, hängte sie ihm um den Hals und bekreuzte ihn. Und jetzt will ich dir auch gleich erzählen, was weiter mit dieser Medaille gewesen ist. Aber nein, ich will doch lieber bei der Reihenfolge bleiben.

Er dankte mir noch einmal, er küßte mir beide Hände, und dann schloß er mich in die Arme und küßte mich auf den Mund. Das war nur eine Sekunde, nur eine flüchtige Lippenberührung war es. Ich dachte, daß ich von dieser Sekundenberührung ein ganzes Leben lang würde zehren müssen, aber in diesem Augenblick glaubte ich, daß ich die Kraft dazu haben würde.
Dann war auch schon alles vorbei, und Jerome war im Dunkel verschwunden. Einmal habe ich ihn noch husten hören, aber vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet. Ich meinte sogar, mit diesem lauten Husten zeigte er, vielleicht ohne Absicht, mir an, daß er jetzt in seine wilde Freiheit zurückgekehrt war und es nicht mehr nötig hatte, sich Zwang und Rücksichten aufzuerlegen.
Als ich wieder zu Hause und an manchen Gefahren vorbei in mein Zimmer gekommen war, da lag ich lange wach in Elend, aber auch in Erhobenheit. Zuletzt bin ich dann doch eingeschlafen, denn ein bißchen schläft der Mensch immer, auch wenn er noch so verzweifelt ist, alles andere ist Unsinn oder Schwindel.
Am nächsten Morgen, noch vor dem Frühstück, ließ mein Vater mich in sein Arbeitszimmer rufen. Ich glaubte, alles sei entdeckt, und nun müßten sich fürchterliche Dinge ereignen. Ich bekreuzte mich, ehe ich hinüberging, und die Knie haben mir gewankt. Papa saß an seinem Schreibtisch und Mama auf dem kleinen Sofa zwischen den Fenstern, und beide sahen sie ernst und feierlich aus, und Mama hatte ihr Taschentuch in der Hand. Papa räusperte sich zuerst, und darauf fing er an zu reden, und bald hatte ich verstanden, daß Großpapa um mich angehalten hatte.
Papa sagte dann noch allerlei, nötigen wolle er mich nicht, aber Mama und er hätten sich entschlossen, mir zuzureden. ›Das ist ein ordentlicher Mensch, er trinkt nicht und spielt nicht, immer hinter den Büchern her, Mathematik und Fortifikationswesen und solche Wissenschaften‹, und dann fiel Mama ein, schluchzte ein wenig und meinte, er könnte es weit bringen, und sicher käme er noch in den Generalstab. Enttäuschungen wie manche andere Frauen bei

ihren Männern würde ich bei ihm nicht erleben, und ganz unbemittelt sei er ja auch nicht. Dann sahen sie mich erwartungsvoll an. Was sollte ich sagen? Ich fand ja auch, daß er ein ehrenhafter und guter Mensch war, und mein Herz war so zerrissen, daß ich mir irgend jemanden oder irgend etwas zum Trost gewünscht habe, und da habe ich denn ja gesagt.

Sie haben mich dann umarmt und beglückwünscht und waren gerührt, und mittags, wenn Großpapa von der Brücke zurückkam, sollte es festlich zugehen. Einstweilen sagte ich, ich wollte ein wenig allein sein, und das fanden sie begreiflich und küßten mich, und dann bin ich zum Tempelchen gelaufen. Bijou rannte mit mir und kläffte und war ganz närrisch vor Freude, daß er wieder zu Gnaden angenommen war.

Aufzuräumen gab es nichts mehr. Ich habe den öden Raum betrachtet, wie ich es in der folgenden Zeit so oft tat, und habe gedacht, daß ich in diesem Tempelchen ein Götterbild hatte beherbergen und verehren dürfen. Ich habe geweint und bin mit beiden Händen über die blaugelbe Tischdecke hin und her gefahren, und dann bin ich niedergekniet und habe alles Himmlische um Beistand für Jerome angerufen. Besonders die Gottesmutter und den Wundertäter Nikolai, die auf den beiden Seiten der Medaille abgebildet waren. Und jetzt komme ich wieder auf die Medaille.

Also denke dir, fast zwei Jahre später, nicht lange vor meiner Hochzeit, gingen wir einmal im Wald spazieren, meine Mutter und ein paar Gäste und ich, und wir waren schon jenseits von Onissimowitschi. Es wurden Blumen gepflückt, und ich kam an so eine morastige Stelle, wo Vergißmeinnicht wuchsen; nun, da habe ich eben Vergißmeinnicht gepflückt, ohne mir dabei etwas zu denken. Da hatte ich plötzlich jene Medaille in der Hand. Fast hätte ich laut aufgeschrien! Ich reinigte sie geschwind im Bachwasser, und dann habe ich sie zu mir gesteckt, und ich habe Mühe gehabt, die andern nicht merken zu lassen, daß mir etwas Bedeutungsvolles zugestoßen war.

Siehst du, das riecht nun abscheulich nach einer sentimentalen Geschichte. Gerade Vergißmeinnicht, das ist ohnehin so eine lyrische Blume, das klingt nach Heine, nach Burns, der hat doch auch solche Lieder gemacht, oder nicht? (Dann verwechsle ich ihn.)
Später habe ich freilich manchmal gedacht, und mitunter denke ich das noch heute, es könnte auch eine andere Medaille gewesen sein, so eine ähnliche, es gibt deren ja viele, und wer weiß, wer sie verloren hat und wann das gewesen ist, vielleicht erst ein paar Tage, bevor ich sie fand, und vielleicht schon vor meiner Geburt. Ich habe sie dann in einer Schatulle verwahrt, bei meinen Andenken; jetzt allerdings weiß ich nicht mehr, wo sie hingekommen ist, wir sind auch so oft umgezogen. Aber selbst wenn es nicht die Medaille gewesen ist, die ich ihm damals umhängte – darin, daß ich sie in einer so auffallenden Art gefunden hatte, darin mußte doch für mich ein Hinweis auf Jerome liegen, das wirst du zugeben, und ich wußte nur nicht, wie er zu deuten war.
Damals habe ich noch die ganze Umgegend jener Vergißmeinnichtstelle abgesucht. Aber da war nichts, aus dem ich irgendeinen Schluß ziehen konnte. Hatte er die Medaille in einem Kampfe verloren und war er am Ende ums Leben gekommen? Aber konnte es nicht auch so gewesen sein, daß er sie fortgeworfen hatte, weil er nicht an mich erinnert werden wollte? Vielleicht war er auch so fanatisch, daß er einer Russin nichts zu verdanken haben mochte? Ungläubig ist er möglicherweise auch gewesen. Aber natürlich ist auch das denkbar, daß die Schnur sich an einem Zweig verfangen hat und gerissen ist, ich hatte sie ihm ja im Dunkeln über Papas Halbpelz umgehängt und konnte sie nicht erst unter den Hemdkragen schieben.
Ach, ich habe noch viel über Jerome nachgegrübelt und darüber, daß diese drei Tage mit ihm etwas so Einzigartiges waren! Weißt du, wenn ich sie mit meinem übrigen Leben vergleiche, dann ist das wie ein großer Garten, wo alles mögliche wächst, eins besser, eins schlechter, und da sind natürlich auch sehr bunte und starkriechende Blumen da-

bei. Aber diese drei Tage, das war wie der Extrakt, Tausende von Rosen braucht es wohl, bis ein Fläschchen mit Rosenöl zustande kommt, und manchmal möchte man den ganzen übrigen Garten verachten. Nun, das ist wohl falsch, und später habe ich das auch nicht mehr getan. Nur in den ersten Jahren nach meiner Heirat, da konnte ich noch nicht anders, und als wir in Baden-Baden und in Ems waren, da habe ich mir immer eingebildet, plötzlich würde ich Jerome vor mir sehen, in der Lichtentaler Allee oder auf der Kurpromenade, und ich habe mir das so sehnlich gewünscht, und sei es auch nur, um gewiß zu werden, daß er noch lebte und nicht im Walde von Stary Dwor umgekommen ist. Das war natürlich lächerlich, aber du weißt wohl, wie wir von der älteren Generation waren: immer, wenn wir im Auslande reisten, bildeten wir uns ein, wir müßten jemanden von zu Hause treffen, einen Gutsnachbarn oder einen Kameraden von der Junkerschule, eine Gefährtin aus dem Fräulein-Institut, eine entfernte Cousine oder einen ehemaligen Tänzer. Und oft geschah das auch. Habe ich dir schon erzählt, wem ich einmal auf dem Markusplatz begegnet bin? Nun, ein andermal, ich merke schon, eben will mir der Name nicht einfallen, und dann gehört es wohl auch nicht her. Verzeih mir schon, Kindchen, du weißt, ich werde leicht müde, und dann bin ich noch vergeßlicher als sonst.

Nachher kam natürlich eine Zeit, wo Jerome für mich in den Hintergrund geriet, denn der Mensch muß ja an das Gegenwärtige denken, an Kinder und an deren Krankheiten, an Dienstboten und Verkehr mit anderen Menschen und an Rechnungen, und dann sind da die Schneiderinnen und Modistinnen, du weißt ja, wie das geht.

Aber dann bin ich viel, viel später noch einmal an Jerome erinnert worden, und doch konnte ich nicht mit aller Sicherheit dahinterkommen, ob es sich um ihn handelte oder um jemand anders, das war ebenso ungewiß wie die Geschichte mit der Medaille, und manchmal möchte ich meinen, etwas von dieser Ungewißheit steckt in allen den Dingen, aus denen unser Leben sich zusammensetzt. Nämlich,

als unsere Kinder schon anfingen, groß zu werden, da war einmal so ein kameradschaftliches Erinnerungsfest, da kamen, soweit sie noch am Leben waren und nicht gerade in kaukasischen oder sibirischen Garnisonen standen, alle die zusammen, die damals an der Niederwerfung der Insurrektion teilgenommen hatten. Großpapa mußte sich dabei auch sehen lassen, und am nächsten Morgen (er war ein bißchen verdrießlich, wie immer, wenn er den Abend zuvor hatte trinken müssen, er tat es nicht gern, aber er konnte doch nicht ganz gegen die Höflichkeit und die Kameradschaftlichkeit verstoßen), also am nächsten Morgen, beim Frühstück, erzählte er dies und das, und dann sagte er auch: ›Weißt du, wen ich getroffen habe? Denis Denissowitsch, diesen Sosnowski . . . du kennst ihn nicht? Natürlich, woher solltest du ihn auch kennen? Aber er ist damals, als wir uns verlobten, mit seiner Kompagnie eine Weile in eurem Nachbarkreis stationiert gewesen. Es kommt übrigens auf ihn nicht weiter an, aber er hat mir da eine interessante Geschichte erzählt. Das heißt, eine Geschichte ist es gar nicht, und interessant eigentlich auch nicht, nur daß mir dabei allerhand Gedanken gekommen sind. Also nach dem, was Denis Denissowitsch erzählt hat, muß sich damals in der Gegend von Makarjewskoje ein ganz toller Kerl herumgetrieben haben, ein Insurgentenoffizier, der sich erst in einem Kloster versteckt gehalten hatte. Alle Kommandostellen und alle Zivilbehörden waren alarmiert worden, und es waren Belohnungen ausgesetzt.
›Daß Sie aber auch gar nichts davon wissen!‹ sagte er. ›Sie sind doch damals in Makarjewskoje im Quartier gewesen, oder vielleicht haben Sie es auch bloß vergessen!‹ Und nun stelle dir vor, wenn ich den erwischt hätte! Einen Orden hätte ich gekriegt und vielleicht auch eine Beförderung außer der Reihe. Ich hätte auf mich aufmerksam gemacht, und vielleicht wäre alles anders gekommen. Na, so habe ich jahrzehntelang den Karren gezogen, und jetzt muß ich diese dummen Jungen belehren, wie ein alter Schulmeister!‹ – ›Und hat man ihn erwischt?‹ fragte ich.
›Wen?‹ fragte Großvater zerstreut zurück, und ich merkte

daran, daß er nur an seine eigenen Angelegenheiten gedacht hatte. ›Ach so, den Polen? Nein, ich glaube nicht, wenigstens wußte Denis Denissowitsch nichts davon. Wie er hieß? Den Namen hatte Denis Denissowitsch nicht mehr im Gedächtnis, es wird einer von diesen verdammten polnischen Namen gewesen sein, die einander alle so ähnlich sind. Aber weißt du – daß diese ganze Geschichte auch so völlig an mir vorbeigehen konnte! Das muß doch im Divisionsbefehl gestanden haben! Aber freilich, ich hatte damals ja für nichts Sinn als für diese alberne Brücke, aus der ich ein Wunderwerk an Akkuratheit und gutem Bau machen wollte, als ob das nun eine Wichtigkeit gewesen wäre. Wahrhaftigkeit, nichts als die Brücke hatte ich im Kopf! Und dann natürlich auch dich, natürlich, natürlich, das versteht sich ja von selbst.‹
Als Großpapa das erzählte, da war ich wohl zuerst sehr betroffen, und ich dachte, ob ich diese Geschichte wohl als eine Bürgschaft dafür aufnehmen dürfte, daß Jerome heil davongekommen sei. Und dann kam mir auch der Gedanke, allerdings nur für einen Augenblick, ob ich nicht jetzt alles erzählen sollte. Aber es lag doch nun so weit zurück, da wäre es mir sinnlos vorgekommen, davon zu sprechen. Zugleich freilich muß ich sagen, daß von diesem Tage an meine Gedanken wieder an Jerome hingen. Indessen ist das vielleicht nicht richtig ausgedrückt, und sie hingen nicht an Jerome, sondern an meinem eigenen Schicksal, und an Jerome eben nur insofern, als er zu diesem Schicksal gehörte.
Meine Eltern hatten mir gesagt, gewiß würde ich mit Großpapa glücklich sein. Nun, glücklich bin ich wahrscheinlich nicht gewesen, aber zufrieden – ja, das war ich wohl. Ich habe gute Kinder gehabt, und mit der Gesundheit ist es die längste Zeit auch gegangen, und mein Mann kam vorwärts, das ist für eine Frau doch auch eine Genugtuung. Nun ja, er hat keine sensationelle Karriere gemacht, aber immerhin – der General wäre ihm sicher gewesen, er ist nur zu früh gestorben. Also zufrieden konnte ich schon sein, und wenn man zum Beispiel sich gewöhnte, statt von ewi-

ger Glückseligkeit lieber von ewiger Zufriedenheit zu sprechen, wäre das nicht auch schon etwas?
Ja, damals, ich war ja noch ein halbes Kind, also da hatte ich natürlich das Glück im Kopf, und das ist wohl überhaupt sehr verbreitet. Aber im Grunde weiß man doch recht wenig über das Glück, und auch derselbe Mensch stellt sich etwas ganz Verschiedenes darunter vor, je nachdem, in welchem Alter und in welchen Lebensumständen er gerade ist. Damals, hier in Makarjewskoje, dachte ich mir unter Glück irgend etwas Gewaltiges, so etwas, das einen packt wie ein Bussard, der auf ein Mäuschen stößt! Von diesem Herniederstoßen und von diesem Gepacktwerden träumt man. Und wenn man selber dabei sein Leben verlieren sollte, sein armes kleines Mäuschenleben, was läge daran! Ja, so wäre es vielleicht mit Jerome gewesen.
Ach nein, glücklich wäre ich mit ihm nicht geworden, und zufrieden erst recht nicht. Er hat wohl auch eine Schuld auf sich geladen. Ich habe ihm mein ganzes menschliches Herz angetragen – nein, angetragen habe ich es ihm eigentlich nicht, aber entgegengetragen, verstehst du, stillschweigend entgegengetragen, und ganz zuletzt, im Walde, auch nicht mehr stillschweigend. Und er? Er hing nur an Dingen außerhalb des menschlichen Herzens. Die Stelle der Herzensempfindungen, die hatte bei ihm etwas anderes eingenommen, sein Nationalstolz oder sein Ehrgeiz oder sein Zorn auf die Russen oder seine Gewöhnung an die Konspiration (es heißt ja, man könne an ihr Geschmack finden wie am Morphium); irgend so eine Besessenheit, was weiß ich! Und sieh mal, wenn die Umstände danach gewesen wären, hätte er sich womöglich auch nicht bedacht, mich nur auszunutzen und dann in irgendeiner Weise aufzuopfern – diese Menschen, deren ganzes Leben aus Selbstaufopferung besteht und die sich selber nicht schonen, die haben ja auch keine Schonung für andere. Und wer sich selber nicht liebt, wie kann denn der einen andern lieben?
Nein, Kindchen, da habe ich ihn dir falsch geschildert, verzeih mir, und er soll mir auch verzeihen. Jerome war darin

nicht anders als alle anderen Männer. Ich liebte ihn, und ich fühlte, daß er mich auch geliebt hat oder doch, daß er mich hätte lieben wollen oder lieben müssen. Ja, geliebt hat er mich, das lasse ich mir nicht nehmen, allerdings nicht auf die Art, wie man es sich wünscht und wie in den Romanen und in den Gedichten geliebt wird. Aber so lieben die Männer ja überhaupt nicht, dazu sind sie nicht geschaffen. In der Jugend bilden sie es sich allenfalls ein, aber nachher ist da immer etwas anderes, und dies andere ist das Wichtigere, selbst wenn ein Mann noch so sehr von der Leidenschaft ergriffen wird, und es kann die verschiedensten Namen haben, Konspiration oder Karriere, Kaiser, Brückenbau, Insurrektion, Beruf, Pflicht, Interesse, Orden oder womöglich ganz einfach Geld oder daß sie bauen und verändern müssen wie Onkel Kostja. Also diese Verschrobenheiten haben alle Männer, und wahrscheinlich muß das so sein. Es ist nur arg, daß man uns das nicht von vorneherein klarmacht. Aber hätte es denn einen Zweck? Wir könnten es ja doch nicht aufnehmen.
Also, wie gesagt, Kindchen, wenn schon nicht Glück, dann wenigstens Zufriedenheit. Nur manchmal denkt man, wir könnten auch mit der Zufriedenheit nie ganz zufrieden sein, so wie mit dem Glück nie ganz glücklich. Nun, das wäre noch lange nicht das schlimmste. Denn alsdann könnte man immer noch denken, man würde auch mit dem Unglück nie ganz unglücklich und mit der Unzufriedenheit nie ganz unzufrieden sein.«

Erschienen 1950

Josef Weinheber

Das Verhältnis

1892–1945

Als er die Krawatte umband, sah er im Spiegel sich gegenüber sein unregelmäßiges Asketengesicht und fand, daß es sehr schmal sei. Er hatte die ganze Zeit her nicht viel dafür übrig gehabt, sich vor den Spiegel zu stellen; hatte Tag und Nacht gearbeitet, Tag und Nacht, wie unter höherem Zwang stehend, von tausend Zweifeln gehetzt, von ebenso vielen Hoffnungen angespornt, unter Entbehrungen und Verbitterungen, ohne Blick, schließlich schon ohne Sehnsucht nach den Freuden des Daseins, nach Weib und Trunk, Liedern und Kumpanen. In fröstelndem Alleinsein war es geworden, langsam und unter fürchterlichen Zwiespälten der Seele, das Große, das Einzige – sein Werk.
Ursprünglich, abseitig, ohne Zugeständnis gegen sich oder eines vorgedachten Lesers Meinung, kühn in der Form, mit einem tiefen und seltsamen Inhalt, erfüllt von dem Pulsschlag eines edlen und feurigen Herzens; über ihn hinausragend, in keinem Verhältnis mehr stehend zu seiner menschlichen Nichtigkeit: So erschien dem Urteil der wenigen Getreuen, Eingeweihten die geistige Tat.
Müde und ausgepumpt nach der Vollendung, war eine Zeit der Trägheit über ihn gekommen, die er sich in Kaffeehäusern um die Ohren schlug, mit schnell gefundener Gesellschaft verlungerte. Erlebnishungrig wie ein Rekonvaleszent, hatte er so eines Abends die Geliebte eines seiner neuen Bekannten kennengelernt. Sie nahm ihn sofort gefangen, mit ihrem stolzen Fleisch; mit ihrer tierhaften Weiblichkeit, ihrem ungeistigen Wesen, das ihn jetzt, in natürlicher Folge, in der Abkehr von allem Geistigen, als der Inbegriff der Natur, die Erfüllung des Weibes ansprach. Er wollte, müde wie er war, kein kompliziertes Seelenverhält-

nis, mit seinem gegenseitigen Anziehen und Abstoßen, Durchschauen und Durchhorchen, mit all der Hysterie, wie er es jetzt nannte und für die er sich gegenwärtig viel zu schwach fühlte.
Er war den ersten Abend über sehr um sie bemüht gewesen, hatte sich, wie er annahm, von der besten Seite gezeigt. Die leise Verachtung, die er selbst vor solchem Radschlagen empfand, war im Augenblick niedergekämpft, als er bemerkte, daß er das Spiel gewinnen könne. Beim Nachhausegehen hatte sie ihm dann zugeflüstert, wann er sie treffen könnte.
Nun war er fertig zum Stelldichein. Er sah einen immerhin gut angezogenen Mann im Spiegel, und schließlich, was erhoffte er sich denn?
Jedoch schon in der Straßenbahn begann er sich die Begegnung auszumalen, romantischen Dialog, einsamen Weg und ähnliches Requisit keimender Gefühle. Er fälschte in seinem Geist ihren Menschen, sah sie ebenbürtig und damenhaft neben sich gehen, sprach mit ihr von seiner Arbeit, seinen Kämpfen und Plänen, von den Erschütterungen und den Erfolgen des Künstlers. Als er ausstieg, an einer jener Endstationen, die schon halb im Grünen liegen, sah er sie bereits dort stehen, in ihrem Wuchs, wie aus einem Rubensbild herausgestiegen. Es gab ihm einen leisen Schlag im Herzen.
Dann gingen sie durch einen großen Park, Birken standen in hellen Gruppen auf leichtgewellten Wiesen, ein niedriger Waldsaum begrenzte die Landschaft. Am Rande des Waldes, unter einer vorgeschobenen Baumgruppe, lagerte man, im heißen Julinachmittag.
Er wußte mit sich und ihr nichts Rechtes anzufangen. Ein fader Gras- und Schweißgeruch lag in der Luft. Er sprach kaum zwei Worte. Starrte, ausgestreckt auf dem Rücken liegend, in den flimmernden Himmel.
»Warum so schweigsam – sind Sie schüchtern?«
»Mir ist zu wohl zum Sprechen«, log er.
Da fühlte er ihre Hand auf seinem Haar: »Afferl, Sie!«
Das Wort traf ihn wie ein Peitschenhieb. Erinnerte ihn an

gewisse Bordellerlebnisse. In seinem Hirn zuckte es. Dirne, zuckte es. Spontan beugte er sich über sie, küßte sie, brutal, gierig. Sie wand sich, drängte sich in ihn. Plötzlich stieß sie ihn zurück: »Hast du mich lieb – Willst du mich haben?«
Er sagte nichts, strich mit gierigen Händen über ihre Bluse. Seine Hände flackerten. Er drang in sie, mit einem einzigen, gegurgelten: »Du« – –
Aber sie wehrte ihn ab: »Ah nein – was glaubst du denn? Da ist das nichts . . .«
Wie gemein sie ist, dachte er. Aber er kam nicht los von dem Aufreiz ihres Körpers. Ihr unbewußter Zynismus stieß ihn ab und zog ihn doch unwiderstehlich an. Aus demselben Grunde vielleicht, aus dem etwa ein Denker sich unter Trinker begibt.
Ihr wieder gefiel es, daß sie nicht klug aus ihm werden konnte; daß hinter seiner Liebkosung etwas war, das sie nicht bekam; etwas Heimliches, Feines, Unfaßbares, das die andern vor ihm nicht gehabt hatten. Sie wollte es ihm herauslocken, herausreißen, sie wollte hinter seine Hüllen sehen.
So war diese erste Begegnung. So ward das Band geknüpft, mit festeren Knoten, als beide ahnten. An diesem ersten Abend gingen sie, obwohl nichts geschehen war, mit dem sichern Gefühl nach Hause, daß diese Sache nicht so bald ihr Ende finden würde. Und aus diesem Gefühl heraus kam er plötzlich aufs Heiraten zu sprechen. Ob sie sich Hoffnungen mache wie alle Mädchen.
Sie lachte nur: »Du hast wohl nichts und bist nichts. Wozu denn, Affi? Ach nein, heiraten nicht, aber . . .«
Sie schwieg und drückte sich an ihn.
»Aber?«
»Ich weiß noch nicht.«
Sie trafen sich wieder, den darauffolgenden Sonntag. Fuhren mit der Bahn hinaus ins Grüne. Sie hatte kalten Imbiß mitgebracht, eine Menge guter Dinge, die sie vor ihm ausbreitete, gustiös und geschickt; sie schnitt ihm das Brot, legte ihm Fleisch auf, Käse; sie verbreitete sich über die Zu-

bereitungsweise des Kuchens, den sie eben zerschnitt; sprach über die Teuerung, mit einem kummervollen und weinerlichen Ton in der Stimme, wie ihn die Hausfrauen annehmen, wenn sie vom Einkaufen reden. Unwillkürlich dachte er: Wie eine Köchin. Aber es schmeichelte ihm, so umsorgt zu sein, so bedacht, auch wenn er nicht bei ihr war. Da er satt war, begann er sich ihr zugeneigt zu fühlen wie ein Pfahlbürger. Er lag im Gras und fragte sich: Was will ich eigentlich? Es ist doch schön so?

Aber sie ließ ihm keine Zeit zu Meditationen. Rings waren dichte, niedrige Tannen um den Platz, wo sie in der Sonne lagen. Sie machte keine Umstände. Nahm ihn, der nicht Zeit fand, zu sich zu kommen, sich zu wehren.

Nachher schämte er sich, überrumpelt worden zu sein. Ihre Sachlichkeit der Liebe ekelte ihn an. Aber als er abends allein saß, entzündete sein Blut sich in Erinnerung an ihr üppiges Fleisch.

Ruhiger geworden, schalt er sich selbst um seine Erregung. Der Künstler in ihm sträubte sich gegen das Animalische einer solchen Beziehung. Wohin war er geraten? War er ein Soldat, oder ein Möbelpacker? Die Angst vor ihren kleinbürgerlichen Instinkten packte ihn. Bei seiner Seele! dies durfte nicht weitergedeihen. Sie würde ihn langsam auf ihre Seite ziehen, ihn einspinnen, bequem machen, sein Sträuben mit ihrem Fleisch beschwichtigen, bis . . . Aber nein. Das wäre ja lächerlich. Er würde ihr morgen sagen, daß er eine große Arbeit in Angriff genommen hätte, wenig Zeit übrig habe und so weiter. So werde er vorerst ihre Zusammenkünfte auf die Sonntage beschränken . . .

Er schrak vor seinem eigenen Denken auf. Die Sonntage! Er war ja jetzt schon wie ein Schuster in seinen Gedankengängen . . . Hatte sie schon sie viel Einfluß auf ihn genommen? Konnte das Blut, das Wesen sich so mischen vermöge einer einzigen Umarmung? Was würde erst später werden? Wenn die Gewöhnung kam und die Feigheit, das lang getragene Band zu zerreißen?

Mit dem festen Vorsatz, der Sache ein Ende zu machen, schlief er endlich ein.

Aber am nächsten Tage war er zu feig zum Sprechen. Verschob sein Vorhaben auf einen andern Tag. Und dabei blieb es. Sie sahen einander nun fast täglich. Er nahm ihren Körper, ihre Fürsorge, ihre aufdringliche Fraulichkeit hin mit einer Art ironischer Resignation. Er glaubte noch immer stark genug zu sein, das Band zerreißen zu können, sowie er nur wollte. Aber er redete sich ein, es eben noch nicht zu wollen.
Einmal, nach einer Liebesnacht, meinte sie unvermittelt und geringschätzig: »Du magst mich nicht mehr? Sag's!«
Er war zu feig, es einzugestehen. Verteidigte sich, schwur fast.
»Dann – dann kannst du also nicht mehr – du verstehst mich.«
Jetzt ist es aus, dachte er. Er stellte sich vor, wie sie zwischen ihm und seinen Vorgängern Vergleiche anstellte. Sogleich schrieb er ihr: Daß er dieses unwürdige Verhältnis, das ihn zu ihrem Männchen herabdrückte, nicht länger ertragen könne, daß die Verschiedenartigkeit ihrer Anschauungen und Charaktere eine zu große sei, als daß sie sich auf die Dauer menschlich verständigen könnten. Und er bat sie, sie solle ihn freigeben.
Am nächsten Tag war sie mit dem Brief bei ihm. »Was glaubst du denn, du Dummerl? Wegen eines solchen Spaßes!«
»Das nennst du Spaß! Du weißt nicht, was du aus mir machst.« Sie bekam Tränen in die Augen: »Hab ich dir weh getan?«
»Du tust mir fortwährend weh. Dein ganzes Wesen tut mir weh.« Sie stand auf, hielt ihm die Hand hin. »Du willst mich nicht mehr. Ihr seid alle gleich. Zuerst das, und dann schmeißt ihr einen weg wie einen Fetzen. Aber ich kann ja gehen.« Sie sah ihn an, während zwei schnelle Tränen ihre Augenwinkel füllten. »Ich werde dich um nichts bitten.«
Er war gerührt, daß es so glatt ging. »Du willst wirklich gehen?«
Sie, schluchzend: »Du willst mich ja nicht mehr?«
Sie war schon an ihm. Ihr Arm lag an seiner Brust. Ihr Schenkel drängte an seinen Körper.

Er wich einen Schritt zurück, etwas Feindseliges war in seinen Augen: »Laß mich. Das geht jetzt nicht mehr.«
Da reckte sie sich auf, pfiff ihm ihre Worte ins Gesicht: »Dann nicht. Hab ich's notwendig? Solche wie dich kann ich jeden Tag haben, solche Windbeutel, solche . . .«, sie fand keine andre Niedertracht, ». . . solche – Künstler!«
Er taumelte wie unter einem Schlag. Widerwillen vor ihr und Bewunderung ihrer nackten Gemeinheit mischten sich in seinem Blick. Er war hilflos und preisgegeben. Er konnte nichts entgegnen.
Da flog sie auf ihn zu, umschlang ihn, preßte sich an ihn, küßte ihn. »Verzeih, verzeih mir!« Sie ließ nicht ab von ihm. Kniete nieder, küßte seine Hände, umschlang seine Knie.
Er ließ alles mit sich geschehen. Er war starr in seinem Leiden. Sie zog ihn nieder zu sich, streichelte sein Gesicht, bat und weinte um seinen Kuß.
Da nahm er die Bettelnde auf und trug sie in sein Bett . . .
Fortan schlief sie öfter bei ihm. Manchmal kam sie, abends, wenn er, gepeinigt von seinem Hinleben, in Arbeit oder Studium sich zu retten versuchte. Sie sah die Bücher, las, was er mühsam geschrieben hatte. Ihr Lächeln war ein Urteil, das vernichtete. Ihn quälten Pläne, Entwürfe, seine ganze frühere Welt, die er nicht mehr heraufkommen lassen durfte. Sie aber ließ ihm nur dazu Zeit, ihr Fleisch anzubeten. Sie war eifersüchtig auf jeden Buchstaben, auf jede Seite beschriebenen Papiers.
Er versuchte jetzt gar nicht mehr loszukommen. Er wußte ja schon, wie solche Szenen zu enden pflegten. Er rechnete mit der Zeit, die auch dies ändern müßte, rechnete damit, daß sie selbst seiner müde werden würde. Vielleicht käme ein anderer, so wie er damals gekommen war. Es war ja so leicht, sie zu erobern.
Aber es kam kein anderer. Und sie wurde nicht müde. Sie zeigte eine erstaunliche Kraft und Ausdauer. Und er tat nichts, ihr die Liebe zu ihm auszutreiben. Er verstand sich nicht darauf. Aber er haßte sie jetzt heimlich, er hatte Angst vor ihr wie vor dem bösen Feind. Dabei war er zu vornehm und zu schwach, es ihr zu zeigen.

Sie ahnte wohl alles, aber gerade seine Resignation reizte und hielt sie.
Da begann er in seiner Not zu trinken. Er betrank sich systematisch, in zweifelhaftester Gesellschaft. Bald ertappte er sich dabei, wie die Allüren dieser Umgebung auf ihn abfärbten. Im Jammer des darauffolgenden Morgens weinte er vor Selbstzerrissenheit, über seinen verlorenen Menschen, über seine verlorene Kunst. Er kam sich vor wie ausgestoßen. Aber seine Sehnsucht nach Reinheit war nicht mehr stark genug. Dauerte Momente, die überschwemmt wurden von Wein, Katzenjammer, Szenen und Liebesexzessen. Allmählich geriet er in Schulden. Als einer seiner neuen Freunde sein Geld energisch von ihm zurückforderte, wußte er sich keinen anderen Ausweg als sie. Er beichtete ihr. Sie drängte ihm das Geld geradezu auf. Es war ein für kleinbürgerliche Verhältnisse ansehnlicher Betrag. Er beglich seine Schuld und mied eine Zeitlang den neuen Kreis. Schmiedete Pläne, Geld zu verdienen, faßte tausend Vorsätze. Aber es war alles nicht von Dauer. Jetzt kam es manchmal vor, daß in ihren Auseinandersetzungen ein brutales Wort von seiner Seite fiel. Sie erwiderte ebenso, übertrumpfte ihn. So leerten sie voreinander ihren Schmutz aus.
Hie und da hatte er noch Ansätze von Explosionen, zum Widerstand. Ganz von ferne blitzte manchmal die Erinnerung an ein verlorenes Paradies des Geistes in ihm auf. Aber er erdrückte solche Bilder, die ihm erst ganz die Tiefe seines Sturzes zeigten. In seinen Arbeiten wagte er nicht einmal mehr zu blättern. Er schämte sich vor diesem einsamen, starken Menschen, der dort lebte und hoffte, kämpfte und litt.
Manchmal, wenn er allein war, grübelte er darüber nach, was sie denn eigentlich von ihm wolle. Sie hatte ihm hundertmal versichert, daß sie ihn nicht heiraten wolle. Sie sei materiell nicht abhängig, und er habe ja nichts.
Gleichwohl konnte er nicht glauben, daß sie nicht sah, wie er litt. So robust war doch kein Weib. Selbst sie nicht. Obwohl er ihr viel zutraute.

Eines Tages, es war anfangs April des nächsten Jahres – so lange kannten sie sich jetzt schon –, kam sie abends wie gewöhnlich zu ihm. Er hatte den ganzen Tag in Wirtshäusern zugebracht, eine seltsame Art von Verzweiflung trieb ihn umher. Als die Stunde nah war, in der sie zu kommen pflegte, lief er wie gepeitscht nach Hause. In seinen Sessel gekauert, erwartete er erregt und angstvoll ihr Kommen. So fand sie ihn.
»Was ist?«
Ihn fröstelte. »Ich weiß nicht. Laß mich heute!«
»Was fehlt dir denn?« Sie roch den Weindunst. »Natürlich. Gesoffen.«
»Willst *du* mir's verbieten?«
»Meinetwegen besauf dich, aber nicht um mein Geld.«
Er war jäh aufgesprungen, jeder Muskel an ihm bebte. Über sein Gesicht flogen Zorn, Haß, Hohn. »Teufel, du! Es ist genug. Hinaus!«
Sie wich ein wenig zurück, sah ihn von unten herauf an, lächelte. Sie glaubte ihm seine Stärke nicht mehr.
»Hinaus!« brüllte er. Er war sehr bleich und häßlich in seiner Wut. Sie lächelte noch immer. Ein aufreizendes Lächeln, hämisch und von unten herauf.
Mit zwei Schritten war er an ihr. »Du willst nicht? Brauchst Erklärungen? Da . . . Und da . . . Und da . . . Kanaille!«
Er schlug auf sie ein wie ein Roßknecht. Ein krampfiger Eifer hatte ihn ergriffen. All die hoffnungslose Erniedrigung der vergangenen Monate machte sich Luft in dieser lauten und gemeinen Mißhandlung eines Weibes.
Sie wehrte sich nicht. Hatte sich nur gebückt, und fing mit ihrem Rücken die Schläge.
Als er von ihr abließ, erschöpft und schäumend, richtete sie sich behutsam auf, und mit verzerrten Lippen, darauf gleichwohl der Triumph, ihn endlich ganz zu haben, brannte, sagte sie langsam und wollüstig: »Jetzt hast du nichts mehr vor mir voraus.«
Vier Wochen später heirateten sie.

Erschienen 1954

Carl J. Burckhardt

Schlangengeschichte

1891–1974

In Ancona sagte der Wirt, der Gasthof sei voll besetzt, der letzte Raum sei genommen, eine Viehzüchtervereinigung und eine wandernde Schauspielertruppe hätten sich seit drei Tagen in allen seinen Räumen gelagert. Man würde sehen, später in der Nacht fände sich vielleicht noch etwas. Mittlerweile setzte ich mich auf einen Balkon über der engen Straße, gerade dort, wo sie wendet, um in den Hauptplatz zu münden; man sah den Hauptplatz nicht, man hörte nur das Gespräch der Auf- und Abgehenden und dieses rhythmische Schreiten der italienischen Menge am Feierabend. Auch das hellere Licht des grelleuchtenden Platzes drang bis auf den Granitstein, ein einziges großes Stück aus dem Appenin, aus dem der ganze Balkon bestand.
Nach einigem Wortgefecht mit einem leporellohaften Kellner, neronisches Haar, aber schon grau, über einem rostroten Gesicht und der gebrochenen Nase, nach zwei Griffen in die Tasche, bequemte er sich dazu, auf dem Balkon den Wein und das Essen zu servieren. Schon begannen unten die Mandolinen zu spielen, und auch die kleine Straße unter den schwankenden Bogenlampen füllte sich mit Menschen, die sich ruhig an die Hauswände lehnten und nur gedämpft sich in den Pausen unterhielten. Eine Stelle an der gegenüberliegenden Wand blieb frei. Keiner stellte sich dorthin. Nicht, daß man sie mit Scheu oder Angst oder irgendwie auffällig vermieden hätte, aber keiner stellte sich hin. Eine Lücke blieb, und auf diese Lücke fiel mein Blick. Wie der Kellner einschenkte, folgte er diesem Blick, und in der raschen Art der lateinischen Küstenbewohner sagte er mir, »ja, dieser Platz bleibt leer. Da stellt sich keiner hin. Da stand während zwanzig Jahren einer, ein Narr, ein

Bettler vielleicht, aber er hatte große Kräfte. Er konnte Tiere bändigen; einen tollen Hund hat er einmal mit dem Blick gebannt, er ließ ab von seinem Rasen, legte sich nieder, schaute ihn an und verendete wie unter einem Zwang. Auch Schlangen nahm er an seinen Körper und ließ sie auf seiner Hand tanzen – Giftschlangen; der Apotheker kannte sie, es war kein Schwindel. Letzte Woche starb er, jetzt stellt sich keiner hin. Die Menschen sind so« – und, indem er das Gedeck wegnahm, hob er die rechte Schulter –, er war etwas verwachsen – bis zur Wange hob er sie, und er lächelte plötzlich gütig und eigentümlich, als müßte er die Menschen entschuldigen, daß sie so seien. Die Mandolinen setzten wieder ein, in einem Pizzicato, wie Sommerregen auf einem heißen Kiesweg. In dem Augenblick drängte sich eine alte, ganz schwarz gekleidete, schlanke Person durch die Tür – wie eine zweifelhafte Nonne sah sie aus –, sie lehnte sich nur mit dem Oberkörper zu mir hinaus ins Freie. Den verschlissenen, durch das Straßenlicht grellgrünen Vorhang der Flurtüre hielt sie quer über sich von der linken Schulter zur Hüfte mit einer klauenartigen, ganz kleinen, grauen Hand, an deren Mittelfinger sie einen falschen Rubin trug. Ganz leise, als singe sie eine abgesungene Melodie, sprach sie von einem Mädchen, das sie Guili nannte, und dann von einem Mann, der ihr ergeben sei, der mit einem schönen Schiff weit hinaus fahre vor die Mole, der Mond werde bald aufgehen.

Das brachte mich auf den Gedanken, noch jetzt in der Nacht mit einem Segelschiff hinauszufahren und draußen zu bleiben bis zum Sonnenaufgang, der an der Adria nicht vom Land her erfolgt, hinter silbernen Kämmen und leicht erschauernden Bäumen des frühen Tages, sondern aus dem Meer, mitten aus dem Horizont, als stiege Aphrodite selbst herauf. Ich ging zum Hafen. Dort hörte man hinter dem Lärm der Kneipen, der raufenden, singenden Matrosen ein Getöse höherer Ordnung; das hohe Meer, die an Vollmondtagen stark steigende Flut. Ein Schiffer trug ein aufgerolltes braunes Netz, die letzte der leichten Korkplatten in der linken Hand tragend, langsam zu seinem großen

Boot hinunter. Ich fragte ihn, ob er ausfahre, ob ich mitkommen könnte. Er warf das Netz ins Heck zu den Tauen, kam zurück und meinte, jeden Tag des Jahres hätte er mir gern zugesagt, aber heute könne er es nicht selbst entscheiden. Heute sei der 2. Juli und eine Vollmondnacht, und da fahre er, wie jedes Jahr bei Vollmond im Juli, einen alten Engländer, der mit seiner Yacht alljährlich um diese Zeit herkomme und sich dann von ihm in seinem Fischerboot zu einer untiefen Stelle herausfahren lasse, wo der Seegang für die Jollen zu stark sei. Dort blieben sie dann jeweils eine Stunde, bis das große Gestirn über den Kämmen des Appenin stehe. Er könne da von sich aus nichts machen, aber er wolle seinen Engländer fragen – und, als hätte er gerufen, stand dieser auch schon bei uns, er schaute vom einen zum anderen –, fragte mich dann: »Sie wollen also mitfahren?« Er nickte dem Schiffer zu und wir stiegen ein, er am Bug, ich am Heck. Soweit war an alle dem nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlich war aber das Gesicht des Engländers, als nun der Mond heraufkam. Sein Alter war schwer abzuschätzen. Die Augen vor allem hatten kaum etwas Menschliches, an dem der Ablauf der Zeit, der verebbten Spannungen, sich hätte ablesen lassen, sie waren wie nach innen gerichtet, und zwar mit einem Ausdruck erschöpften Grauens, als starrten sie auf etwas Ungeheuerliches, das sie keinen Augenblick freigäbe und das sie in einer finsteren, verdammten Wacht unaufhörlich zu bewachen hätten. Dabei lag in diesen Augen, sie waren blau, als Widerschein nun die ganze aufgetane Landschaft, der Blitz der leuchtenden, sprudelnden Spur unseres lautlos mit der Landbrise fahrenden Schiffes, und bald richteten sie sich auch auf das Gebirge hinter der verklingenden, blinkenden Stadt. Das Gebirge, das hier den Ankon bildet, den Ellbogen, wie ihn die Griechen benannt haben, kalkweiß gesteigert mit tiefen, lastenden Quadern, seidenschwarz glänzender Nacht in den Falten seiner Flanken. Dann kamen wir zu der Sandbank, von wo aus man das Ganze überblickt; das Segel wurde gerefft und der Anker ausgeworfen. Niemand hatte ein Wort gesprochen. Dann fragte mich der Engländer:

»Ist Ihnen ein Buch von einem Franzosen bekannt, der jetzt, wie ich höre, in Vergessenheit gerät? Ich liebe dieses Buch sehr«, und er setzte hinzu, »Sie sind doch Franzose?« Daß ich es verneinte, interessierte ihn nicht und er verharrte mit fragendem Ausdruck und erwartete meine Antwort wegen dieser Dichtung, die er zu nennen vergessen hatte. »Meinen Sie Maupassants letztes Buch ›Sur l'eau‹?« »Ja.« – Eine kleine Gebärde der Ungeduld verriet, daß er erschrak, so ohne Wachsein gesprochen zu haben. »Ja, das meine ich«, und er beugte sich vor und mimte nun mit einer fast schmerzlichen Spannung etwas wie Neugier. Aber es war ihm nicht mehr um eine Rückäußerung zu tun, denn er fuhr fort: »Was der in jenen Seiten beschreibt, das Begehren, die Angst um die Freude und die Gewißheit, daß es aus ist für ihn, und daß der dunkle Weg ihn weiter fort ins Ungangbare führt, das ist qualvoll für jemand, der die Welt nur von sich aus sieht. Aber was ist das, gemessen an dem Furchtbaren, das einem im Geschick eines anderen geschehen kann, wenn dieser andere für einen mehr als die Welt bedeutet.« – Dann winkte er, man möge zurückkehren. Er schien unruhig geworden und nun wirklich über alle Begriffe geplagt und im Zustand finsterster Angst. Im Hafen sagte er mir: »Ich möchte jetzt nicht allein sein, da geschieht mir bisweilen etwas, dann muß ich mich halten an irgendeinem Menschen, dessen Kraft im Augenblick ungebrochen ist.« Und er schlug vor, daß wir noch ein Glas auf Deck seiner Yacht trinken sollten. In einer kleinen Jolle, von einem jungen Matrosen gerudert, fuhren wir herüber, und dann saßen wir die halbe Nacht, der Wahnsinnige und ich. Ob er seine Lebensgeschichte oft erzählt hat, ob damals die eine Stunde war, wo er nicht anders konnte, das weiß ich nicht.

Eigentlich war seine Geschichte sehr einfach, und nur im Abschluß dessen, was sein Leben war – denn es war abgeschlossen, und er lebte als Toter weiter –, nur im Abschluß war es, als hätten die finsteren Mächte sich Stelldichein gegeben.

»Ich war«, sagte er, »wie irgendeiner meiner jungen Lands-

leute, mit 22 Jahren zur Armee in Indien gegangen. Ich war völlig intakt geblieben, nichts hatte mich jemals aus einer einfachen Bahn mit einem klaren Ziel gebracht, und dieses Ziel war, daß ich die Tochter eines Gutsnachbarn in Sussex heiraten wollte. Und das habe ich auch getan, und damals befand ich mich in diesem unheimlichsten aller Zustände, jedem bösen Zauber ausgesetzt, ich war vollkommen glücklich. Und ich blieb es. Nicht, daß das Glück einen Riß bekommen hätte, einen unmerklichen zuerst, nein gar nicht, mir scheint im Gegenteil, es steigerte sich in jeder Stunde. Es war wie von einer lautlosen und doch fast wilden Flamme belebt, die nie ausbrennen konnte, so heiß sie auch brannte, denn der Stoff, aus dem sie sich nährte und ihre roten, wehenden Garben und Fächer trieb, war unerschöpflich. Nur etwas war seltsam. Wir waren die Herren dort drüben, und solange wir sind, müssen wir das bleiben, denn sonst haben wir uns selbst verloren. Nun, diese junge Frau lebte wie unter einem Schatten, der manchmal ihr eigentliches Wesen, oder das, was ich dafür halten wollte, verdunkelte. Sie fürchtete sich und sie war mitleidig, dort, wo man gebieterisch sein mußte. Sie fürchtete sich vor dem Dunkel der heißen Nächte, aus denen die fernen Tierstimmen böse kläfften oder klagten. Vor dem Fremdartigen fürchtete sie sich, vor der Beziehung, die uns so natürlich schien und in die wir zu diesem Fremdartigen gesetzt waren. Vor dem bläulichen Weiß des sich senkenden Blicks eines Parias und vor der ungeheuren Wucht der nach der Dürre im ersten Regen brausend wieder aufschießenden, aus dem Grunde strömenden Vegetation. Wir hatten einen Boy, der aus dem Gebirge stammte, den ertappte ich einmal bei einem Diebstahl. Daß ich ihn auspeitschen lassen würde, war gewiß, denn ich wollte ihn behalten, und er sollte wissen, was er zu tun habe. Aber ich ließ ihn auf dem Hof auspeitschen, und wie ich spürte, daß während Tagen eine Kränkung auf ihr lag, ohne daß sie es mit einem Wort erwähnte, begann ich, dieses Gekränktsein, das Mitleid und die Angst als nicht zu ihr, nicht zu uns, zu unserer Welt gehörend, zu hassen. Ja, es war ein Haß, der aus der Liebe

wuchs, wie ein wilder Schoß. Aber ich wußte es nicht, damals. Ich hätte, würde ich mich befragt haben, nicht mehr gewußt, als dieses, es muß einer Frau, die doch immerhin auch ein Kind ist, etwas abgewöhnt werden. Weiter wären meine bewußten Gedanken nicht gegangen – und über welchen Abgründen gingen diese Gedanken. – Nun, eines Tages kam mir plötzlich der Einfall, es mit einem Scherz zu versuchen. Wenn Männer für das Rohe, das in ihnen ist, keinen rohen Ausweg finden, so erfinden sie den Scherz, der das, was ihn schuf, in sich zurücknimmt und somit, wie sie glauben, aufhebt. Ein Sergeant vom Regiment hatte eine Boa constrictor, ein Weibchen, geschossen. Ich ließ die Schlange bringen und mit ihm und den zwei Burschen, die im Garten arbeiteten, richtete ich sie auf an einem Pfahl wie Moses. Dann setzte ich mich auf die Veranda. Nun kam Alice zurück –« Hier hielt er inne. Er hatte die Rede schon häufig unterbrochen, da es ihm zu schwer wurde, aber hier bei diesem Wort ›zurück‹ war es, als zerrten zwei Gewalten an ihm, um ihn zu zerreißen. Er trank und trank ein Glas nach dem anderen, trommelte auf dem Tisch und war dann plötzlich in dem Zustand, in dem man ganz ruhig weitererzählt, als wäre man gar nicht mehr dabei, und nun erzählte er rasch.

»Sie kam zurück«, wiederholte er, »leise, wie mit List, List gegen sich selber, in ihrem weißen Kleid in der Sonne zwischen den Bambussträuchern, und sie setzte sich zu mir in die Veranda. Die Schlange wartete. Sie wartete, so wie wir sie aufgerichtet hatten, den Kopf, den aufgesperrten Rachen ins Fenster des Schlafzimmers hinein. Und dann stand meine Frau auf und lief singend die Treppe hinauf, um sich den großen Hut zu holen, den sie im Garten trug. Ich wartete, und es war nicht die geringste Unruhe in mir. Sie würde das Tier sehen und natürlich erschrecken, das ohne Zweifel. Schreien, die Hand aufs Herz pressen, dann gleich den eingeschlagenen, noch blutenden Kopf sehen und lachen, wie ich ihr Lachen kannte; das etwas zu stark war für ihre ganze Person; sie hätte diesem Lachen noch nachreifen müssen. Und was sich in diesem Lachen alles lö-

sen würde, die Angst und auch das Mitleid, denn die Bestie, die sie erschreckt hatte, würde sie doch wahrlich nicht bemitleiden können. Aber wie ich noch so in ungefähren Worten träge und unbeteiligt vor mich hindachte, fuhr mir plötzlich der Schreck in den Nacken wie ein Schlag. Warum schrie sie nicht? Was wartete sie so lange mit diesem Schreien und diesem Gelächter? Und schon war es auch wieder Zorn und Ungeduld. Was konnte sie nun wieder Unerwartetes tun? In einigen Sätzen war ich oben, riß die Tür auf. Immer noch starrte die tote Schlange an ihrem Pfahl mit geöffnetem Rachen ins Zimmer, am Boden aber wand sich eine zweite, lebendige Schlange, das Männchen der Getöteten, das aus dem Dunkel des Dschungels, aus der Tiefe des Bösen in mir selbst und in dieser Welt heraufgestiegen war, und in ihren eisernen Ringen hatte das Leben aufgehört, für das ich tausend Leben geopfert hätte!«

Erschienen 1927

Anton Schnack

Der Bootsmaat Nikifor Begitschew

1892–1973

Er war ein untersetzter Bursche, von Kälte gerötet und von dem vielen Alleinsein schweigend gemacht. Er hatte ein kühles graues Auge und den Instinkt eines Tieres. Sein Gesicht war hoch und ungemein kühn. Er liebte Robbenfleisch, das Nordlicht, das Gleiten der Hundeschlitten und das Erzählen über den russischen General Koltschak.
Über dem gewaltigen Fluß Jenissei waren die Abenddämmerungen eisgrün. Im Frühling tobte er die ganze Nacht; das Eis spaltete sich mit krachendem Donner. Nikifor hatte eine Hütte bei Dudinka, ein wenig abseits stehend und von Hunden umheult. Sie lag im Schatten einer Steinklippe, auf der er oft stand.
Er hatte schmale Kajaks, eine Wand voller Gewehre, eine Kiste mit Fallen, Wurfhaken, Harpunen, Lammfell- und Eisbärmützen, Mäntel aus Seehundsfell, Stiefel aus Rindsleder, Geweihe von Rentieren, Pelze von Silberfüchsen, einen Herd, eine kleine flotte Frau, die ein Paar kohlschwarze Augen und eingefettetes, schwarzes Haar hatte.
Grausam war sein Beruf. Er jagte und fischte. Er stach blitzschnell nach den Lachsen. Die Wildgänse schoß er im Fluge ab, an die schlafenden Seehunde schlich er sich lautlos heran.
Ende Mai des Jahres 1920 erreichte ihn beim Fallenreinigen die Nachricht der Sowjetunion, daß Amundsens »Maud«-Matrosen Peter Tessem und Paul Knudsen seit einem Jahre vermißt wären. Er möge nach ihnen suchen. Die Norweger hätten viel Geld gestiftet.
Begitschew rüstete eine Hundeexpedition aus, suchte vier Männer aus Dudinka, Sibirier von Entschlossenheit und Kenntnis, und brach auf.

Immer die Küste entlang, von der das Eis im Sommerwind sich löste. Die Fahrt ging langsam, da sie untersuchten, spähten, in Felsrisse rochen und nach Feuerstellen ausschauten. Zuweilen schoß er einen Bären, dann gab es frisches Fleisch. Stürme fegten über sein Zelt. Er war nicht so wie die anderen; er fand, daß manchmal die Sterne furchtbar in ihrem nahen Glanze waren. Er horchte oft nach dem Gebell der Eisfüchse und nach dem Rauschen der Brandung.
Bei Port Dikson trafen sie auf Hütten, Zelte, Walfischfänger, Pelzjäger und Soldaten. Keiner wußte etwas von den verschollenen Norwegern.
In Port Dikson blieben sie einige Tage zur Rast, fütterten die Hunde auf, besserten die Schlitten aus, das Leder, die Stricke und ihre Mäntel, schliefen und fraßen sich voll.
Dann zogen sie zum Kap Wilde hinauf, das sie in der Dämmerung erreichten. Sie waren wieder viele Tage lang gefahren, suchend, spähend, horchend; nichts.
Eines Morgens stolperte er allein über einen Felshang, der besät war mit losen Steinen. Er stutzte, da er Steinblöcke sah, die aufeinandergelegt waren. Er ging hin und fand zwischen den Steinen eine kleine Konservenbüchse norwegischer Herkunft. Sie war vom Schnee verrostet, aber gut verschlossen. Sie enthielt ein Schriftstück, das er lesen konnte. Es lautete:
»Zwei Mitglieder der ›Maud‹-Expedition haben auf Hundeschlitten diesen Punkt am 10. November 1919 erreicht. Wir stießen hier auf ein Lebensmitteldepot. Das Brot war feucht und vom Salzwasser verdorben. Wir schlugen an einer höheren Stelle der Küste unser Lager auf und nahmen Nahrungsmittel mit. Wir sind gesund. Unser Marsch geht weiter. Am 15. November 1919. Peter Tessem, Paul Knudsen.«
Nikifor zitterte, als er dies gelesen hatte. Er war ihnen auf der Spur.
Eine große Entschlossenheit überkam ihn. Er zog mit einem Schlitten und einigen Hunden, Proviant und einem Kajak, allein in dreizehn Tagesmärschen nach der Bucht

Glibokaia. Manchmal stieg ein Schneehuhn vor ihm auf, äugte und verschwand. Das Meer lag unter grauen Schneegestöbern. Es war am Ufer eisfrei und von wilder Brandung. Eines Nachmittags kam er an einen Felsen, der riffartig vom Meere aufstieg. Eine Wolke schwarzer Raben saß auf ihm.
Hinter diesem Felsen entdeckte er alte Asche, ein von Rost angegriffenes Jagdmesser, eine Patronenhülse und drei Schritte weiter noch eine. Als er mit seinem Gewehrlauf die Asche durchstöberte, fand er Knochen, ein Schulterblatt, lange schmale Schienbeinknochen, Schädelstücke und drei Fingerglieder. Mehr fand er nicht.
Er suchte noch am folgenden Tage. Auf der ganzen Halbinsel war keine Spur von den Verschollenen zu entdekken.
Er erlegte für sich und seine Hunde Polarhasen, von denen es viele gab. Dann brach er sein Zelt ab und zog hinab an den Jenissei. Denn der Polarwinter kam mit grünen Nordfeuern heran.
Seine Frau Petrowna sah ihn an einem Mittag von Norden her kommen. Er schoß aus seiner Flinte und rief ihr durch die hohle Hand zu. Er war müde, abgemagert und etwas fahl im Gesicht. Sieben Hunde hatte er eingebüßt. In einem Sack aus Robbenleder hatte er die Knochen, Teile der Asche, das Messer und die Hülsen. Mit einem Bericht schickte er den Sack an die Sowjets zum Weiterleiten.
Er brach zum zweiten Male auf, als der Frühling kam. Diesmal hielt er sich westlicher. Er hatte schon wochenlang die Küste abgestreift und nichts anderes gesehen und gehört als quäkende Schneehühner und schrille Raubmöwen. In den Lehmebenen am Ufer schnatterten die Ringelgänse. Auf den Eisschollen sah er Robben sich sonnen. An einem Mittag setzte sich ein Leinhänfling auf eine Stange seines Zeltes und sang. Es war derselbe Mittag, an dem er auf dem Felsen eine verweste Männerleiche fand. Raben und Raubzeug hatten daran herumgehauen und genagt. Neben der Leiche lag eine Taschenuhr, die Tessems Monogramm trug. Sie stand auf zwei. Er begrub den Leich-

nam unter Steinen und deckte ein Flaggentuch mit dem Sowjetstern darüber. Er kletterte den Felsen ab, spähte in jede Spalte, aber er fand nichts mehr. Gewehr und Schneeschuhe fehlten. Der Abhang des Felsens war steil. An seinem Fuße brandete das Meer.

Über dem Toten lag ein unerforschbares Geheimnis. Himmel und Schnee und das ewige Brausen des Meeres hatten über dieses Geheimnis ihre Schwermut gelegt.

Begitschew brach nach einigen Tagen vergeblichen Suchens und Umherschweifens zum Rückweg auf. Er hatte auf 117 Grad östlicher Länge und 74 Grad nördlicher Breite eine Insel entdeckt, die Felsklippen wie Buckel in das Meer wölbte. In ihrem nördlichen Teil war sie vereist und ohne Lebewesen.

Er kehrte zurück in sein Haus bei Dudinka, seine Hunde waren heil, aber er war schwermütiger als sonst. Er sandte einen zweiten Bericht, und die Norweger schickten ihm als Anerkennung eine große Geldsumme. Es waren dreißigtausend Mark. Die Jäger am Jenissei beneideten ihn.

Im Herbst des Jahres 1926 brach Begitschew mit einer Jagdgesellschaft auf, um Eis- und Silberfüchse zu jagen. In seiner Begleitung war der Jäger Natalschenko, der einen Kopf größer war und weißblonde Haare hatte. Er war sehnig wie ein Rentier und schwieg gerne. Dieser Natalschenko war der Liebhaber von Begitschews Frau geworden.

Die Jäger hatten viel geschossen; drei Schlitten voll Felle zogen die Hunde; am meisten hatte Begitschew erlegt. Am 21. Mai 1927 – sie hatten den Fluß Piessina erreicht – stießen beide, Begitschew und Natalschenko, auf Bärenspuren, die sie verfolgten, Begitschew wollte, als die Spuren sich teilten, nach links, Natalschenko aber nach rechts. Dies war sinnlos, denn die Bären waren tatsächlich nach links abgestrichen. Für Natalschenko war dies Anlaß, einen Streit zu suchen. Er beschimpfte seinen Jagdgenossen und warf ihn schließlich zur Erde. Bei diesem Sturz hatte sich Begitschew den linken Knöchel ausgekugelt; er konnte nicht vom Boden auf und bat Natalschenko um Hilfe. Aber dieser schlug dem Gefallenen mit dem Ende seiner

harten Stiefel auf den Schädel, bis er bewußtlos umsank. Er zog ihm den Mantel aus, riß ihm die Stiefel von den Füßen und ließ ihn liegen. Der Abend brach mit bitterer Kälte herein. Begitschew lag die Nacht durch. Begitschew lag am nächsten Tage noch auf der Erde und lebte. Sein Blut, das aus der gesprungenen Schädeldecke sickerte, fror an ihm fest. Die zweite Nacht kam, Begitschew lag immer noch und sein Herz schlug. Am dritten Tage, in der grünen Morgendämmerung, starb er. Aus der Ferne stieg das Meerrauschen. Ein Eisbär kletterte über eine Felsklippe und brummte furchtbar.
Der Mörder warf Steine über den Toten, brach sein Zelt ab und traf nach drei Tagen die Gefährten. Ihnen sagte er, Nikifor sei am Skorbut gestorben . . .

Erschienen 1920

Ernst Toller

Der eiserne Gustav

1893–1939

Eine Berliner Chronik

»gustav ante porten«
aus dem Lexikon
eines berühmten Zeitgenossen

In der Aera deutsch-französischer Verständigungspolitik bleibt Gustav Hartmann ein Gipfel. Der Bubikopferfinder Antoine zog mit grüner Perücke in Berlin ein, Grasmus, das treue deutsche Pferd, auf dem Kopf ein kokettes Strohhütchen, hielt seinen Einzug in Paris. Nennen wir dreist diesen Einzug triumphal, nehmen wir ihn als Ersatz für den vor 10 Jahren von Ludendorff markig verkündeten. Antoine begleiteten die scheelen Blicke seiner Kollegen, hinter Hartmann marschierten die Legionen Leser der Boulevardblätter. Einem Ondit zufolge soll Gustav 20 000 fr. auf die Banque de France eingezahlt haben. Der Botschafter Hoesch veranstaltete einen Galaabend, die deutsche Republik repräsentierte sich aufs würdigste, bezaubert war die Mistinguette, noch heute schleckt sich Gustav die Zunge, denkt an ihren französischen Begrüßungskuß. Unzufrieden war einzig die Zeitungskonkurrenz, doch sind wir an deutschen Hader gewöhnt und nehmen es nicht allzu tragisch, wenn gewisse Blätter behaupten, daß Gustav leicht gemogelt, Grasmus dreimal gegen ein anderes Pferd ausgetauscht hätte und auf dem Rückweg mit dem von Opel gestifteten Auto viele Kilometer am Volant gefahren sei, während der falsche Grasmus im Güterwagen die Reden in Genf, den Dolchstoß von hinten für Gustav, verdauen mußte.

Gustav vor den Toren Berlins, meldete W.T.B. Das Haus in der Kochstraße rüstete zum feierlichen Empfang. Zehntausende waren auf den Beinen, draußen staute sich die Menge und raste vor frenetischer Begeisterung, während drinnen der Chef des Hauses bei schlichtem Berliner Eisbeinessen den Helden feierte, Henny Porten den Heimgekehrten die Reize der deutschen Frau fühlen ließ, und Alexander Moissi ihm die Palme, das Zeichen des Geistes, feierlich überreichte. Gewiß, es kam zu Zwischenfällen, der Chronist will es nicht verschweigen. Vor dem wie eine Barrikade versperrten Hauptportal beschimpften sich die zu spät eingetroffenen Manager Gustav Hartmanns und Henny Portens mit Worten, die man mir erlaube nicht wiederzugeben, doch da der eine Jud, der andere Christ war, kann man sich die Suada leicht vorstellen. Auch drinnen im Haus ging es zu.

Im Festsaal neben Gustavs Eisbeinportion lag eine Brieftasche. Gustav schaute sie sich mißtrauisch an, dachte sich »Bowel« und schielte voll Verachtung zu den Gewaltigen des Hauses. Durch freundlichen Blick belehrt, öffnete er sie, entdeckte Hundertmarkscheine darin, befeuchtete den Daumen mit Spucke, begann sachlich, sie zu zählen, nickte befriedigt, übergab die Tasche seiner Ehehälfte, tätschelte leicht Henny Portens berühmte Arme, nickte auch ihrem Gatten verständnisvoll zu, begab sich dann auf den Balkon, um sich seinem Volk, das Hoch und Hurra schrie, leutselig zu zeigen.

Den Einzug durch das Brandenburger Tor hat der Chronist nicht gesehen, doch wurde ihm berichtet, daß dreißigtausend Menschen die Hüte schwenkten, sechsundachtzig geflüsterte und geschriebene, handgeschriebene und getippte Liebesanträge Gustav erreichten. Der Chronist sah den Zug am Kurfürstendamm, voran ritten Droschkenkutscher auf Pferden, deren Mindestalter 20 Jahre betragen mußte, hell schmetterten die Fanfaren: »Was tust du mit dem Knie, lieber Hans«, dann folgten in Galakaleschen Herren in Gehrock und Zylinder, die Vereinsbanner feierlich schwenkten, und schließlich kam ER. Grasmus, der

echte oder der falsche, zockelte im Schritt die Straße entlang, Gustav verneigte sich nach rechts und nach links, während die Lorbeerkränze, von staatlichen und städtischen Behörden gestiftet, leise wippten. Aus dem Gebirge der Kränze ragte ein Papierfähnchen, darauf stand das seltsame Wort: Tempo. Die Zuschauer schienen zu verstehen, denn die Stimme des Volkes lautete: »So siehste aus.«
Abends wurde Gustav im Lunapark gefeiert, er trank deutsches Bier, aß Würstchen mit Kartoffelsalat, schwenkte das ein wenig gichtische Tanzbein und verließ schließlich um ½12, von Schupotrupps ehrfürchtig begrüßt, von seinen treuesten Anhängern begleitet, den Lunapark. Der Chronist betrat mit ihm eine kleine Bierschenke in Halensee. Gustav nahm am Tisch Platz, stellte neben sich eine 30 Pfund schwere Schachtel Konfekt, die ihm eine bekannte Schokoladenfabrik gestiftet hatte, der Kellner, devot und schwänzelnd, brachte ihm die gewohnte Weiße ohne Schuß, eine Weile herrschte Schweigen. Dann fragte ihn jemand: »Herr Hartmann, wollen Sie rauchen?«
Der Leser erinnert sich der großen Männer, die für ihre Popularität Opfer brachten. Wilhelm II. ließ sich fotografieren, wie er im Felde trockenes Brot aß, Coolidge zeigte sich den Bayern des Atlantik, wie er mit aufgekrempelten Hemdsärmeln in einer Zeitungssetzerei arbeitete, Gustav Hartmann antwortete schlicht und hochdeutsch: »Ich möchte eine Zigarre rauchen, aber sie darf nicht mehr kosten als zehn Pfennig.« Die Kleinbürger strahlten, Gustav war einer der Ihren geblieben.
Da zerriß ein Mann die feierliche Stimmung: »Wat verlangen Se denn so for eine Ansichtskarte, Herr Hartmann?« Gustavs Gesicht rötete sich: »Da müssen Se den fragen, der wo meine Karten fälscht und se for teuret Jeld an die Leite bringt.« Er zog an seiner Zigarre und setzte nach einer Weile hinzu: »Quatschkopp.« Von Mund zu Mund ging dieses Wort, schon war es ein geflügeltes geworden.
Keiner getraute sich zu reden, bis ein bebrillter Herr, offensichtlich ein Intellektueller, sich Gustav Hartmann zu-

wandte. »Pardon, Herr Hartmann, haben Sie in Paris auch die Mistinguette gesprochen?« »Jawohl, ha ick. Ick ha jefragt, wie alt biste denn, Mächen. Da hat se jesagt, 22. Da ha ick jesagt: ein schönes Alter, ick wer nächstens och 17.« Und so verging die Nachfeier. Die Herren im Zylinder saßen dekorativ herum, die Banner lagen, mit schwarzem Wachstuch umwickelt eingerollt auf Tischen, die Schäfte standen trübselig in den Ecken. Gustav erhob sich, verließ die Budike, ging zu den Autos, die auf der andern Seite der Straße seiner harrten. Drinnen saßen strahlende, dicke Frauen, mit schwarzen Atlaskleidern aufgetakelt, Gustavs Frau, Tanten und Cousinen, und auf dem Schoß hielten sie sein Enkelchen, mit Blumen geziert.
Auf den Chauffeur des ersten Autos zu trat ein junger Herr des Empfangsstabes: »Wenn jemand Sie fragt, wen Sie fahren, dann sagen Sie nur: ich fahre Gustav Hartmann aus Wannsee, und setzen Sie gleich hinzu, Sonntag wird er in Wannsee öffentlich empfangen.« Die Autos fuhren los, aber siehe da, nach einigen Minuten erhellte sich der Salon in der ersten Etage eines Hauses in der Königsallee, und man erblickte Gustav Hartmann, den echten, während der falsche heimgefahren wurde. Gustav nahm den Zylinder vom Haupte, trat ans Fenster, guckte in den nächtlichen Sternenhimmel und war allein mit seiner Seele. Eingeweihte schätzen sie auf 100 000 Mark.
»Der ist gesund uff beede Backen«, sagte ein Neidischer. Viele in der Menge überlegten, wie sie ähnlichen Ruhm erreichen könnten. Ob der Plan des einen, auf dem laufenden Band Piscators nach Afghanistan zu rollen, Erfolg haben wird, werden wir ja sehen.
Der Chronist ging nachdenklich nach Hause. Er dachte über Volkshelden nach und über Massenrausch, dachte an die schon berühmt gewordenen Aussprüche Gustav Hartmanns, und wer wohl einst sein Biograph sein wird, fragte sich, ob je ein Mann des Geistes nur ein Quentchen jenes öffentlichen Interesses einheimsen würde, und versuchte sich klarzuwerden über den tieferen Sinn des Ereignisses. Er kann nicht verhehlen, daß der geschäftstüchtige Gustav

ihm sympathischer dünkt, als jene Helden, die Wagemut, Patriotismus und Geschäftssinn zu einem pathetischen Brei vermanschen. Er glaubte, die Erfolge jener öffentlichen Macht zu begreifen, die in Presse und Kino, in Theater und Magazinen, dem Publikum eine Welt vorgaukelt, die jenseits aller sozialen Probleme, jenseits aller Klassenunterschiede, ein phantastisches Leben führt. Gustav hin und Ludendorff her, schloß er, freuen wir uns, daß diesmal Gustav gefeiert wurde zum Dank dafür, daß er Paris friedlich eroberte.

Erschienen 1961

Meinrad Inglin

Begräbnis eines Schirmflickers

1893–1971

Zwei Landstreicher, die sich noch nie gesehen hatten, schlossen beim ersten Zusammentreffen im winterlich verschneiten Vorderau Freundschaft und zogen schnapsend von einer Wirtschaft zur andern. Beide wollten nach Hinterau. Sie schwankten noch am selben Abend betrunken auf dem knirschenden Schnee zum Dorfe hinaus und schlugen einen schmalen Feldweg ein, der die Straße abkürzte. Der pfiffigere, ein Korbflicker, ein magerer Mann in einem zu weiten, ältlichen Überzieher, der nicht immer ihm gehört hatte, hielt indes auf einen kleinen Gaden zu, fand dort eine offene Tür und rief seinen Freund herbei, dann deckte er sich mit Streue und schlief ein. Der andere, ein Schirmflicker, wollte aber unbedingt noch an diesem Abend nach Hinterau und schwankte weiter. Er kam in den Tannenwald, wo keine Spur mehr lief, und beschrieb mit Schleifen und Haken seinen Weg im Schnee nun selber, ohne allzusehr vom richtigen Fußpfad abzuweichen. Nachdem er mitten im Wald die Grenze zwischen den beiden Gemeinden überschritten hatte, stolperte er über einen Wurzelstock und fiel hin; er wollte nur einen Augenblick liegenbleiben, doch er lag so bequem im weichen Schnee, daß er rasch einschlief. Eine eiskalte, klare Januarnacht brach an, die kein eingeschlafener Schnapser im Freien lebend überstehen konnte.

Am anderen Morgen verließ der Korbflicker den Gaden und setzte seinen Weg fort. Er las die Schrift seines Kameraden im Schnee und lächelte über besonders schwungvolle Schnörkel. Plötzlich aber lag der Mann selber vor ihm, er lag steifgefroren neben einem Wurzelstock, ließ sich nicht wecken und erwachte auch nicht, nachdem er eine

halbe Stunde lang kräftig bewegt, geknetet und gerüttelt worden war. »Fertig«, sagte der Korber und erhob sich schwitzend, »du bist fertig, mein Lieber. Nach meiner Berechnung hast du dich hier etwa um neun Uhr abends hingelegt, jetzt ist es acht Uhr morgens, das macht elf Stunden Schlaf bei fünfzehn bis zwanzig Grad unter Null. Tut mir leid, aber ich kann dir nicht mehr helfen. Ich kann nur noch dafür sorgen, daß du mit dem kirchlichen Segen als Christenmensch begraben wirst; du hast gestern, soviel ich mich erinnere, die Herrschaften im Himmel verlästert wie ein alter Heide, und ohne Paß kommst du dort oben wohl nicht so leicht über die Grenze wie hier.« Er schob ihm den Rucksack unter den Kopf, verschränkte ihm die kalten Hände auf der Brust und ging weiter.

Er ging nach Hinterau und kam mit drei Gemeinderäten zurück, die sich selber von dem Vorfall überzeugen wollten, statt den erfrorenen Schirmflicker einfach abholen zu lassen. Die Herren untersuchten den Toten flüchtig und schienen sich zu ärgern, daß ein Landstreicher ausgerechnet hier erfrieren und ihnen dadurch unnütze Mühen und Kosten aufhalsen durfte. Beratend steckten sie die Köpfe zusammen, dann sahen sie sich nach allen Seiten um und erklärten dem Korber, der Grund und Boden hier gehöre noch zur Nachbargemeinde, es sei daher am besten, wenn er nun dorthin zurückkehre und das Unglück melde, damit man sich in Vorderau des Toten annehme.

Der Korber war einverstanden und sah dabei ganz ahnungslos aus, er marschierte ab und ging hundert Schritte in die Nachbargemeinde hinein, dann wich er mit einem Hasensprung vom Pfade ab und kehrte auf einem Umweg hurtig zur Grenze zurück. Kaum hatte er sich hinter ein paar dichten Tanngrotzen verborgen, da sah er auch schon, wie die Herren Gemeinderäte mit dem erfrorenen Mann daherkamen und ihn über die Grenze trugen. Grinsend blickte er dem kleinen Leichenzug nach, aber als die gemeinderätliche Kommission nach wenigen Minuten ohne ihre traurige Last aus der Nachbargemeinde zurückkam, trat er hervor, klopfte mit der Hand an den Grenz-

stein und sagte freundlich: »Bleib nur so stehen, bleib nur schön stehen!«
Die verblüfften Herren umringten den Landstreicher nach kurzer Beratung, der Präsident spielte mit einem Fünffrankenstück in der Rechten und erklärte: »Wir sind den Vorderauern mit dem Toten etwas entgegengegangen, wir können ihn aber auch bei uns beerdigen, es kommt auf Sie an.«
»Mir kommt's nicht so drauf an«, antwortete der Korber. »Jedenfalls liegt er jetzt in Vorderau.«
»Eben ja!« bestätigte der Präsident und drückte ihm das Geldstück in die Hand. »Und sonst wissen Sie von nichts! Es würde Ihnen auch niemand etwas anderes glauben, denn wir unsererseits wissen rein gar nichts. Sie gehen jetzt nach Vorderau, und wenn die Sache in Ordnung ist, kommen Sie zurück und trinken bei mir im »Sternen« zu einem ordentlichen Nachtessen einen halben Liter.«
Nachdem die Deputation ihren Auftrag so erledigt und den Heimweg angetreten hatte, suchte der Korber nachdenklich seinen toten Freund auf, der neben dem Weg im Schnee lag, und sagte zu ihm: »Fünf Franken, ein Nachtessen und einen halben Liter bist du ihnen wert, mehr nicht. Jetzt will ich noch wissen, was du den Vorderauern wert bist; je nachdem wirst du da vorn oder hinten bestattet, aber ein christliches Begräbnis bekommst du!«
Er kehrte also nach Vorderau zurück, kaufte da einen billigen Briefbogen und zwei verschiedene Umschläge, ging ins Wirtshaus zur »Sonne« und nahm in der warmen Stube ein Mittagessen ein, dann erkundigte er sich nach dem Gemeindepräsidenten. Der Sonnenwirt selber war Gemeindepräsident. »Grad recht!« sagte der Korber und meldete, daß sein Kamerad erfroren im Walde liege.
Der Präsident fragte: »Wo liegt er genau?«
»Auf der Vorderauer Seite, nahe beim Grenzstein«, antwortete der Korber. »Zuerst ging er in seinem Rausch noch über die Gemeindegrenze hinaus, kehrte dann aber zurück.«
»Schade!« sagte der Präsident. »Von uns aus hätte er drüben bleiben können.«

Der Korber meinte nachdenklich: »Wenn man ihm helfen würde, wäre er bald wieder drüben.«
»Helfen Sie ihm!« rief der Präsident. »Hinterau ist eine reichere Gemeinde als Vorderau, er bekäme dort hinten ein besseres Begräbnis. Sie als sein Kamerad werden ihm doch diesen letzten Dienst noch erweisen wollen.«
»Mir kommt's nicht so drauf an«, antwortete der Korber. »Da er jetzt in Vorderau liegt, wird er wohl hier bestattet werden müssen. Ich bin ja darum hierher gekommen und habe hier zu Mittag gegessen. Wenn ich nun wieder nach Hinterau gehen und dort übernachten müßte, hätte ich nur unnütze Kosten.«
»Kosten sollen Sie keine haben, nicht einmal für das Mittagessen hier. In Hinterau werden Sie – sagen wir für zehn Franken – ordentlich übernachten und zweimal essen können. Eine gute Tat ist uns hier soviel wert, nur müßte sie freilich getan sein, bevor sie belohnt werden könnte.«
»Das seh ich ein, Herr Präsident, und will es versuchen«, entschied der Korber. »Ich brauche dazu jetzt nur noch Tinte und Feder, etwas Siegellack und einen Schoppen Wein.«
Er bekam, was er wünschte. Nun faltete er die Papierserviette, die er beim Essen in die Rocktasche geschoben hatte, sorgfältig anders zusammen und steckte sie in einen Umschlag, den er versiegelte. Darauf schrieb er einen Brief, legte ihn zum Trocknen auf den geheizten Kachelofen und schob ihn zusammen mit dem versiegelten Umschlag in einen größeren, gelben Umschlag; auch den versiegelte er, schrieb so etwas wie eine Adresse darauf, die er ebenfalls auf dem Ofen gründlich trocknen ließ, und kehrte damit in den Wald zurück.
Er trat zu seinem erfrorenen Kameraden, der noch immer auf dem Vorderauer Gemeindeboden lag, und sagte: »Du bist im Preise leicht gestiegen. Zehn Franken bist du jetzt wert, jedoch leider nur unter der Bedingung, daß man dich in Hinterau bestattet. Du mußt deshalb mit mir über die Grenze zurück. Ich habe dir hier einen Paß mitgebracht, der dir wahrscheinlich zur dauernden Niederlassung drü-

ben verhelfen wird.« Er öffnete den Rucksack des Verstorbenen und verbarg unter der schmutzigen Wäsche den gelben Umschlag, dann schleppte er den steifen Mann über die Grenze, legte ihn in den Schnee und setzte seinen Weg fort.
In Hinterau ging er zuerst zum Herrn Pfarrer und erzählte ihm alles, was geschehen war, wobei er nur sich selber schonte. »Die Herren Vorderauer«, schloß er, »haben also meinen verstorbenen armen Freund auch nicht behalten wollen, sondern ihn auf den Hinterauer Boden zurückschaffen lassen, wo er ja zuerst schon lag. Was ich nun tun soll, weiß ich nicht, es ist schon dunkel draußen, ich bin hier fremd, und wenn man den Toten nicht beerdigt, fressen ihn die Füchse.«
Der eifrige junge Pfarrherr war entrüstet über die unwürdigen Machenschaften. »Bitte kommen Sie!« sagte er und ging mit dem Korber in die Wirtschaft zum »Sternen«, wo die drei beteiligten Gemeinderäte beim Abendschoppen saßen. »Herr Präsident, es ist ein Unglück geschehen«, begann er, »da draußen im Walde ist ein Mensch erfroren, ein Kamerad dieses Mannes hier. Bitte veranlassen Sie doch, daß er sogleich hierher geschafft wird!«
Der Präsident und Sternenwirt, ein wohlgenährter, breitschultriger Mann, stand langsam auf und erklärte: »Das stimmt, Herr Pfarrer, aber der Erfrorene liegt auf Vorderauer Gebiet, und dieser Mann hier hatte den Auftrag, das in Vorderau zu melden.«
»Ich habe es gemeldet, Herr Präsident, aber die Vorderauer wollten ihn auch nicht«, sagte der Korber.
»Was, wollten ihn auch nicht? Das fehlte noch!«
»Streiten wir nicht!« rief der Pfarrer. »Es ist meine Pflicht, mich um den Abgeschiedenen zu kümmern, ich werde jetzt hinausgehen und bitte Sie, meine Herren, mich zu begleiten!«
Nachdem sie dennoch eine Weile gestritten hatten, brachen der Präsident und der Armenpfleger auf und wanderten mit dem Pfarrherrn und dem Landstreicher durch die schneebleiche Januarnacht abermals dem Walde zu. Der

Totengräber der Gemeinde zog auf die Veranlassung des Pfarrers einen Hornschlitten hinter ihnen her. Der Armenpfleger ging im Walde mit der brennenden Laterne voraus. »Wahrhaftig«, rief er, als sie den toten Schirmflicker fanden, »da liegt er . . .«
» . . . wieder!« ergänzte der Korber laut.
Der Präsident blickte den Landstreicher aus nächster Nähe scharf an und sagte darauf: »Der Polizist hätte mitkommen sollen, schade, daß er nicht hier ist. Wir haben es offenbar mit schriftenlosen Leuten zu tun, die voneinander nicht einmal den Namen kannten. Herr Pfarrer, wir werden uns in Ihrer Gegenwart hier an Ort und Stelle überzeugen, ob dieser Verstorbene Schriften besitzt, wie er heißt und ob er alles bei sich hat, was er gestern vielleicht noch hatte. Wir wollen uns nachträglich nichts vorwerfen lassen.«
Der Armenpfleger untersuchte die Habe des Toten und fand im Rucksack unter der schmutzigen Wäsche, die er bei der ersten Untersuchung am Morgen nicht angerührt hatte, einen versiegelten gelben Umschlag. »Da ist etwas!« rief er und las: »Dem Herrn Pfarrer der Gemeinde zu übergeben, in der mein Ableben erfolgt.«
Der Pfarrer nahm den Umschlag entgegen und öffnete ihn, der Totengräber hielt die Laterne hoch, und die Herren steckten über einem beschriebenen Briefbogen die Köpfe zusammen. »Herr Präsident«, sagte der Pfarrer und trat einen Schritt zurück, »ich will es in Ihrer Gegenwart hier an Ort und Stelle vorlesen, damit alle Anwesenden es hören und niemand uns nachträglich etwas vorwerfen kann.« Und er las leise, mit bewegter Stimme: »Für den Fall meines Ablebens stifte ich 500 Franken. Damit will ich ein kirchliches Begräbnis in einem Friedhof haben. Auch soll dazu die Glocke geläutet werden, wie bei jedem verstorbenen Bürger, und soll eine Messe gelesen werden zum Heil meiner armen Seele. Allen, die mich zur letzten Ruhe begleiten, soll man nachher recht zu essen und zu trinken geben. Was vom Geld übrigbleibt, soll in die Armenkasse. Hier ist ein versiegeltes Couvert, darin ist das Geld in Banknoten. Es muß beim Herrn Pfarrer deponiert werden.

Es darf erst am Tag nach meinem Begräbnis aufgemacht werden, daß kein Mißbrauch entsteht. Der Herr Gemeindepräsident und zwei Gemeinderäte sollen es dann auf dem Pfarramt abholen. Ich verfüge es. Der Herr sei mir gnädig! Alexander Huser.«
Der Korber, der schon während der Verlesung fluchend sein Erstaunen ausgedrückt hatte, rief jetzt: »So ein abgefeimter alter Fuchs! Behauptet, keinen Rappen bei sich zu haben, und läßt mich den Schnaps zahlen, den er sauft. Da hört doch alles auf!«
»Unter diesen Umständen«, sagte der Gemeindepräsident, »müssen wir ihn im Polizeianzeiger ausschreiben. Das Datum ... darf ich noch einmal sehen, Herr Pfarrer? Das Datum geht auf zwei Jahre zurück, der Ort ist mir nicht bekannt. Und nun das Geldcouvert ...«
»Oha!« rief der Korber.
»Es ist alles klar«, entschied der Herr Pfarrer, steckte das Geldcouvert zusammen mit dem Schriftstück in den gelben Umschlag, versorgte beides in seiner Brusttasche und wandte sich an den hinterbliebenen Landstreicher: »Ich werde dafür sorgen, daß alles nach dem Letzten Willen Ihres verstorbenen Kameraden vollzogen wird und nichts Unrechtes geschieht. Das verspreche ich Ihnen. Und jetzt legt ihn auf den Schlitten!«
Der erfrorene Schirmflicker wurde aufgeladen, der Armenpfleger ging mit der Laterne voraus, der Totengräber zog den Schlitten, die übrigen folgten schweigend. In Hinterau begleiteten trotz der späten Stunde noch ein paar Neugierige den traurigen Zug zum Friedhof, wo die Leiche in der Kapelle aufgebahrt wurde.
Der Korber erhielt ein Dachzimmer im »Sternen«. Den folgenden Tag verbrachte er als Gast des Hauses, und die Trauer war ihm vom Gesichte abzulesen. Auf einem Spaziergang durch das Dorf lernte er eine alte Lumpensammlerin und ein paar andere armselige Leute kennen und forderte sie alle auf, seinem heimatlosen toten Kameraden morgen das letzte Geleite zu geben.
Am Morgen darauf wurde der erfrorene Landstreicher in

einem schwarzen Sarge von zwei Totengräbern aus der Kapelle getragen. Dem Sarge folgten der Korber mit dem hölzernen Grabkreuz, der Gemeindeschreiber mit einem grünen Tannreiskranz, der Herr Pfarrer im weißen Chorhemd, der Sigrist, eine Abordnung des Gemeinderates und verschiedene arme Leute. Feierlich klang die Glocke durch die kalte, klare Frühe. Der Zug bewegte sich zum nahen Grabe, wo der Abgeschiedene mit dem kirchlichen Segen würdig zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Dem Korber rannen die Tränen in die Bartstoppeln, und als er zum Abschied Weihwasser in die Grube auf den Sarg hinab spritzte, murmelte er gerührt: »Prost, alter Gauner!«
Nachdem die Trauergemeinde in der Dorfkiche auch noch der heiligen Messe für die arme Seele beigewohnt hatte, geriet sie während des testamentarisch verfügten Mahls im »Sternen« bald in eine fröhlichere Stimmung. Der hinterbliebene Freund des Verstorbenen tat sich im Essen und Trinken besonders hervor; der Gemeindepräsident hatte aber nicht im Sinn, diesen hergelaufenen Gast noch weiter zu beherbergen und gratis zu füttern, er übergab ihm rechtzeitig die Habe des Seligen samt einer Belohnung von zwanzig Franken.
Unauffällig verließ der Korber das gastliche Hinterau schon am Vormittag und begab sich in die Nachbargemeinde, wo er noch eine Prämie einzog; gleich darauf verließ er auch Vorderau. Er bedauerte nur, daß er die Eröffnung des versiegelten Geldbriefes durch den Hinterauer Gemeindepräsidenten im Pfarrhaus nicht noch miterleben durfte, sonst aber war er sehr zufrieden und verschwand auf Nimmerwiedersehen aus der Gegend dieser beiden Gemeinden.

Erschienen 1958

Hans Fallada

Ein Mensch auf der Flucht

1893–1947

Wie Sänftlein zu seinem Namen Sänftlein kam, weiß er nicht mehr. In den Akten einer ganzen Reihe deutscher Staatsanwaltschaften tritt er unter einem andern Namen auf, doch der tut hier nichts zur Sache. Jedenfalls entspricht Sänftlein nicht ganz dem Bild eines großen Ganoven, das man sich nach der Lektüre von Kriminalromanen macht. Er hat wasserblaue, treuherzige Augen, einen birnenförmigen Kopf, blondes Strubbelhaar, einen Körper, tolpatschig wie der eines jungen Hundes, ein guter Junge alles in allem.
Das Interview, das er mir gewährte, fand auf einem Gefängnishof statt, wir trugen beide blaue Tracht. Sänftlein äußerte sich absprechend über die beruflichen Qualitäten einiger Mitgefangener: »Das sind – Gelegenheitsarbeiter sind das. Denen ist nur mal die Hand ausgerutscht.«
Ich meinte, es wären doch ein paar tüchtige Jungen darunter. Sänftlein war Verachtung: »Die? Tüchtig? Na, vielleicht nach deinen Begriffen. Ich möchte wissen, was die machen wollten ohne Kleider, im Winter, in einer fremden Stadt, ohne einen Pfennig Geld, Kohldampf im Magen und die Greifer hinter sich. Ja, mein lieber Scholli, da zeigt sich, was ein Ganove ist.«
Ich fragte, was *er* denn täte. Und da erzählte er mir, was er getan hatte, und ich merkte es mir, schrieb es mir sogar auf.
In Hamburg hatten sie mir acht Jahre Knast (Strafhaft) aufgebrummt, noch dazu Zet (Zuchthaus), nun sollte ich nach Kassel auf Termin, wegen Bettelns mit der Waffe (Raub). Besser war, ich ging vorher stiften (fliehen).
Unterwegs über Nacht lag ich mit noch zweien auf der Zelle, einer war stikum (zuverlässig), der andere ein richtiger

Stubben (zahlender Besucher einer Dirne) von der Portokasse, nichts für unsereinen. Ich brach ein Stück Eisenbeschlag vom Bett los, mit dem Ganoven bog ich's zurecht, daß es über der Hüfte auf dem bloßen Leib von selbst festsaß. Dann rissen wir dem Schemel ein Bein aus, ich brauchte einen Hebel. Der Halbseidene wurde getrampelt (eingeschüchtert), daß er uns nicht verpfiff, und der Wachtmeister pennte halb bei der Filzerei (körperlichen Revision), ich bekam die Sachen mit auf die Bahn.
Den ganzen Tag hielt unser Expreß in jedem Kaff, erst um zehn sollten wir in Kassel sein. Nach vier war also die beste Zeit zum Türmen, da wurde es dunkel. Es war übrigens kalt draußen, zwei, drei Grad, manchmal schneite es auch. Der Halbseidene muckste nicht, es war auch egal, ob er mitmachte oder nicht, wenn er nur das Maul hielt. Übrigens war ich ganz ruhig, ich wußte bestimmt, die Sache würde klappen.
Kurz vor fünf hielten wir irgendwo endlos. Ich zog mich aus, nahm Brechstange und Schemelbein vom Leib und blieb erst mal in Hemd, Hose und Strümpfen. Als der Zug wieder anfuhr, hatte ich schon die Scheibe aus dem Fenster, es war ohne Laut abgegangen.
Die verdammte erste Gitterstange brachte mich in Schweiß, ich hatte keinen rechten Raum, mein Brecheisen anzusetzen. Es krachte ein paarmal schrecklich. Wir hörten die Transporteure auf dem Zellengang reden, aber uns hatten sie nicht gehört.
Als die erste Stange einmal los war, brachen die anderen weg wie Harzer Käse. In fünf Minuten hatte ich das Fenster frei und hing mit dem halben Leibe draußen. Der Wind pfiff mich an, es war dunkel, bitter kalt. Ich wollte grade zurück, als ich merkte, daß der Zug langsamer fuhr, in der Ferne sah ich die Lichter einer Station.
Mit dem zertrümmerten Gitterfenster konnten wir unmöglich auf einen Bahnhof; ich fuhr rein ins Abteil, schrie den andern zu: »Ich hau ab. Station!« und turnte, diesmal mit den Beinen zuerst, aus dem Fenster. Einen Augenblick hing ich am linken Arm, der Wind biß unsinnig in mein Ge-

sicht, die Stationslichter kamen erschreckend schnell nahe, dann warf ich mich mit aller Gewalt nach rechts, um nicht unter die Räder zu kommen.

Der Zug schrie mit Geknatter und Steinspritzern an mir vorbei, ich lag auf dem scharfen Schotter im Nachbargleis. Als ich aufstand, waren die Knochen heil, aber die Hose hing in Fetzen, an den Beinen lief mir das Blut herunter und die Hautflächen waren bloßes Fleisch.

Vorne fing Geschrei an, der Zug stand, Schatten liefen. Ich machte, daß ich von der Bahn kam. Dabei flog ich über die Signaldrähte, rollte die Böschung hinunter und landete im Graben, in Eis und Wasser. Es brannte wie Feuer, der Atem blieb mir lange weg.

Ehe ich noch hoch war, sah ich sie oben laufen, die Greifer. Auch am Grabenrand kamen zwei, darum blieb ich liegen, wenn mich die Eissuppe auch so krumm zog, daß ich dachte, ich käme nie wieder hoch.

Als sie vorbei waren, rappelte ich mich auf. Ich war krumm wie eine Kanone, und für die ersten hundert Meter brauchte ich wohl eine Stunde. Hemd und Hosen waren aus Eis und schabten mir das bißchen Haut ab, das der Schotter mir noch gelassen hatte. Aber nach einer Weile fühlte ich nichts mehr und lief weich wie Butter.

Ich hatte mir geschworen, nichts anzufassen im ersten Dorf wegen Kleider und Essen. Überall waren Leute unterwegs, und Lichter brannten, so schlug ich mich durch die Felder, bis ich auf eine Chaussee kam, die ich weiterlief.

Es mochte gegen neun sein, als ich in dem bißchen Mond wieder ein Dorf sah. Aber die Häuser lagen verdammt eng, und die Mistbauern schliefen noch nicht, so schlich ich lange herum, ohne was Rechtes zu finden. Schließlich machte ich, daß ich weiterkam.

Ich war müde, auch das Frieren hatte wieder angefangen. Ich hatte das Gefühl, als ob meine Füße, von denen der letzte Fetzen Strumpf längst abgefallen war, immer dicker wurden. Ich mochte gar nicht hinfassen.

Schließlich kam ich an einen Ausbauhof, ganz einsam gelegen, grade das rechte für einen Mann in meiner Lage. Im

Wohnhaus brannte Licht. Gardinen gab's keine, so konnte ich die beiden Bauersleute hocken sehen. Er qualmte, sie nähte. Ich wollte keine faule Sache anfangen, ich dachte, warte lieber, bis sie schlafen sind. Eine Ewigkeit stand ich vor dem Fenster, alle Viertelstunde sagte sie ein Wort, aber er antwortete nicht einmal. So ein blödes Pack, diese Bauern!

Unterdes versuchte ich, die Hände ein bißchen warm zu kriegen. Die Finger standen krumm wie die Backen einer Zange, ich bog sie mit Gewalt gerade, steckte sie in den Mund: keine Möglichkeit. Ich war steif wie eine Latte. Darum ging auch alles schief. Als ich die Scheibe eindrückte, fiel sie ins Zimmer, es gab Lärm, Hunde bellten, ein Fenster wurde hell – ich mußte sehen, daß ich weiterkam.

Eine bildschöne Wut hatte ich im Leib, ich weiß nicht, wie lange. Am liebsten wäre ich hingefallen und verreckt, aber ich mochte den Bullen (Kriminalpolizei) nicht den Spaß machen, mich so dämlich selbst in die Pfanne zu hauen.

Gegen zwölf kam ich wieder in ein Nest, und nun mußte ich zum Schluß kommen, so viel war klar. Gleich im ersten Hof stand der Wagenschuppen auf, ich kroch rein, konnte aber nichts finden. Eine Weile lag ich im Kutschwagen unter dem Knieleder, döste auch einmal ein. Aber die Kälte hatte mich gleich wieder wach.

Hinter einer Wand hörte ich das Rasseln von Kuhketten. Gegen das Vorlegeschloß brauchte ich nur ein paarmal mit einem Stein zu schlagen, dann war es offen. Ich hängte es in die Krampe, als hätten sie vergessen, es zuzuschließen, und zog die Tür sachte hinter mir zu.

In die warme, dunkle Luft hineinzukommen, war wie ein Tannenbaum zu Hause bei Muttern. Ich machte nur ein paar Schritte, dann warf ich mich blindlings aufs Stroh zwischen zwei Kühe. Sie blieben liegen, ich wühlte mich immer tiefer ein, ich hätte heulen mögen vor Wonne.

Fünf Minuten lag ich so, langsam zog die Wärme in meinen Körper, dann begannen die Schmerzen. ich preßte Faust und Stroh ins Maul, um nicht laut zu brüllen. Hände und Füße schnitt es mit Messern, meine abgescheuerten Schen-

kel brannten wie der Teufel. Ich rieb mich ganz mit Kuhdreck ein. Das half eine Weile, aber dann legten die Schmerzen wieder los.
Irgendwie ging die Nacht vorüber. Als es gegen Morgen war, kroch ich die Leiter hoch zum Heuboden. Es war dort wenigstens windgeschützt und einigermaßen warm. Dann kamen die Weiber zum Melken. Ihre Stimmen und die Strullgeräusche der Milch in den Eimern regten mich auf nach dem langen Knast. Ich schlief aber schließlich darüber ein. Am Nachmittag war ich wieder so weit, daß ich mich runtertraute und eine Mahlzeit, Milch, Futterrüben und Kleie, hielt, die mir guttat.
Aus dem Hinundhergehen und aus den Gesprächen hatte ich gemerkt, daß der Pferdestall mit der Knechtekammer direkt an den Kuhstall stieß. Nun kam es darauf an, ob alle auf einmal zum Abendessen ins Wohnhaus rübergehen würden oder ob einer bei den Pferden blieb. Als die Türen klappten, war ich schon halb die Leiter vom Heuboden runter. Weder im Kuh- noch im Pferdestall war einer. In der Knechtekammer brannte sogar Licht, eine gewöhnliche Kerze, auf ein paar Haken in der Wand hingen eine Menge Sachen.
Ich glaubte, jemand ging über den Hof, ich war viel aufgeregter als draußen beim größten Bruch. Ich griff mit beiden Armen um das Paket Sachen, riß sie mit einem Ruck von den Haken. Die Aufhänger zerplatzten, und ein paar Haken gingen auch mit. Ich schoß hinaus auf den Hof ins Dunkle, lief hinter die Scheune, schmiß den ganzen Klumpatsch auf eine Kartoffelmiete und lauschte. Nichts.
Ich hatte ungefähr eine Ahnung von dem, was ich gegriffen hatte, ich konnte mich von unten auf anziehen. Zwei Hemden, zwei Unterhosen, eine dicke, gestrickte Weste, eine Tuchweste, eine Joppe und eine Manchesterhose. Ich wurde noch mal so dick wie ich gewesen war, und eine Masse Zeug ließ ich noch liegen. Nur keine Mütze, keine Strümpfe und keine Schuhe. Ich überlegte, ob ich nicht noch mal reingehen sollte, aber ich hatte keinen rechten Mumm, wollte lieber bis zum nächsten Dorf warten.

Es war bitter, wieder mit den bloßen, wunden Füßen durch den Schnee zu marschieren, aber ich reparierte das bald. Ich holte mir aus einem Stall ein paar Holzschuhe. Auch eine Mütze bekam ich, als ich kurz nach zehn auf der Chaussee einem Arbeiter begegnete. Ich markierte betrunken, rempelte ihn an und schob ihm mit dem Arm die Mütze vom Kopf. Dann stellte ich mich mit dem Fuß drauf, als wüßte ich von nichts. Es war ein gräßlich hartnäckiger Kerl, über eine halbe Stunde stand er und bat mich, von seiner Mütze runterzugehen, aber als ein Betrunkener brauchte ich nicht ein Wort davon zu verstehen. Endlich zog er schimpfend Leine. Ich war scharf auf seine Schuhe und Strümpfe, aber das hätte die Polente sofort auf meine Spur gebracht, so war ich einfach ein Besoffener aus dem nächsten Dorf.

Ich lief die ganze Nacht und das beste Stück des nächsten Tages mit viel Kohldampf im Bauch. In all den Taschen hatte sich nicht ein Groschen gefunden, nicht eine Tabakkrume, ich bekam mal wieder einen richtigen Begriff von diesen Kerlen auf dem Lande.

Schließlich kam ich auch so nach Kassel, drückte mich zuerst auf den Wartesälen rum, aber es roch da sauer nach Schmiere (Kriminalpolizei), so machte ich, daß ich wieder fortkam und lief durch die Straßen. Ich kannte in Kassel keinen Schwanz und keine Gelegenheit, aber irgend etwas mußte ich drehen, und das heute abend noch, soviel war klar. Ich kam durch verschneite Anlagen, in denen fast kein Mensch war, dann durch Villenstraßen, dann in ein Arbeiterviertel.

Einmal kam ich hinter einen Rollwagen; er hielt bald da, bald dort und lud seine Kisten ab. Waren die Kolli zu groß, so half der Kutscher dem Ablader, sie trugen dann gemeinsam die Kiste ins Haus.

Ich suchte mir ein Frachtstück aus, nicht zu groß, so ein Dings, das aussah, als könnte was drin sein, mich in Gang zu bringen. Die Kiste schnappte ich mir ruhig, als die beiden im nächsten Haus waren, und ging in einen Torweg. Da war eine Kellertreppe; ich stieg hinunter und setzte mich vor den Keller.

Nun kam es darauf an, ob die Brüder gleich merken würden, daß die Kiste fehlte. Aber eine halbe Stunde verging und nichts rührte sich. So machte ich mich dann mit meinem Kolli auf die Socken. Ich kam wieder durch die Proletengegend, dann durch die Villenstraßen. Unterwegs simulierte ich, was drin sein könnte. Es war leichter, als ich taxiert hatte, höchstens dreißig Kilo. Bloß nichts zu saufen, dachte ich. Denn dann betrank ich mich mit meinem hohlen Magen und wurde gekitscht, soviel war mir klar.
In den Anlagen war es still und dunkel, es schneite, kein Mensch zu sehen. Hinter einem Gebüsch warf ich die Kiste ab. Sie war mit einem Eisenband zugemacht, verdammt schwer aufzukriegen. Ich mußte meinen Holzschuh als Hammer und Stemmeisen nehmen, natürlich ging die Sohle zu Bruch.
Ich spannte nicht schlecht, als ich unter den Deckel faßte, aber es war schon richtig: Flaschen. Ich steckte mir ein paar ein und ging zur nächsten Laterne. Dralles Birkenwasser! Es gab Schlimmeres, aber viel Marie brachte die Sorte nicht. Als ich mir die Taschen vollsteckte, merkte ich, daß doch noch anderes in der Kiste war. Ich geriet auf Kartons, in denen Parfums und Seifen war, so Geschenkpackungen zu Weihnachten. Auch davon steckte ich Proben ein, warf auf die Kiste Schnee, zog den kaputten Holzschuh an und ging wieder los.
Bei den Proleten suchte ich mir einen Babutz. Das Geschäft war schon zu, aber ich klingelte an der Wohnung und fragte die Frau nach dem Meister. Ich möchte gern noch rasiert werden. Sie ließ mich rein, ich sah ihr wohl so aus, als könnte ich Rasieren brauchen.
Ich merkte gleich, daß ich den Richtigen gefaßt hatte, einen kleinen Gelben, der gern was verdient, wenn es nichts kostet. Von Rasieren sagte ich nichts mehr, ich zog meine Proben aus der Tasche und fragte, ob er die Sachen brauchen könne. Die Frau stand dabei und sah mich nur an; sie hatte auch schon gemerkt, daß mein einer Holzschuh kaputt war.
Erst tat er zach, mit so ein bißchen Kram gebe er sich nicht

ab. Ich meinte, wo das herkäme, wäre vielleicht noch mehr. Er gab mir fünf Mark und wollte aufbleiben, bis ich wiederkäme, lieh mir auch einen Rucksack, daß ich mich nicht nachts mit der Kiste über die Straßen zu schleppen brauchte.
Alles ging glatt, ich kriegte noch sechzig Mark, und er rasierte mich. Die Frau gab mir ein Essen und, ohne daß ich auch nur ein Wort sagte, ein Paar Trittlinge (Schuhe) von ihrem Mann.
Dann zog ich in eine Kneipe, wo Musik und Weiber und die richtigen Jungens waren. Ich trank diesen Abend fast nichts, alles ging gut. Ich schlief mit einer kleinen Blonden, die mir noch Hemd, Kragen und Schlips von ihrem Stenz (Zuhälter) schenkte.
Aber in der Nacht fingen die Schmerzen in den Füßen wieder an. Zwei Tage hielt ich's aus, dann ging ich zum Arzt. Der sagte, so was hätte er noch nicht gesehen. Vier Zehen wurden mir abgenommen, aber da war das nicht mehr schlimm, ich hatte schon wieder reichlich Kies und gute, falsche Flebben (Papiere).

Ich fragte Sänftlein, wie lange er denn nun in der Freiheit gewesen sei.
Er grinste etwas verlegen: »Keine drei Wochen, da kitschten sie mich wieder. Es war eine grausame Sache.«
Wie es denn gekommen sei?
»Weil man nie genug weiß, weil man nichts Vernünftiges lernt!« schrie er wütend. »Hast du gewußt, daß Räucherlachs keinen Frost verträgt?«
»Direkt gewußt nicht. Aber das kann man sich schon denken.«
»Denken ... Denken ... Hinterher sind alle Doofen schlau. Weil ich das nicht gewußt habe, darum haben sie mich gekitscht.«
»Na, erzähl schon, Sänftlein«, sagte ich.
Und da erzählte er.

Kassel war mir auf die Dauer für die Arbeit zu klein, ich

hatte nicht den rechten Mumm, da etwas Größeres zu drehen. So machte ich nur ein paar kleine Sachen, bis ich genug Marie auf der Tasche hatte, und fuhr wieder nach Hamburg, wo ich die Gelegenheiten kannte.

Ich hatte immerhin schon drei Jahre abgerissen, als ich hinkam. Alles hatte sich verändert. Die alten Kumpels waren weg, was ich so an Jungens fand, war halbseiden. Geld hätten sie schon gern gehabt, nur nichts anfassen dafür, so waren die. Schließlich hatte ich drei Mann, die mir stikum schienen.

Es war ein schlechter Winter. Ich selbst konnte nicht gut baldowern, in Hamburg kannte mich die ganze Schmiere, weil ich mal einen von ihnen angeknallt hatte; so mußte ich die Jungens auf die Tour schicken. Was sie brachten, war alles Mist, viel zu schwere Brecharbeit für solche Anfänger oder keine vernünftige Sore zu erwarten.

Schließlich kamen sie an eine große Lachsräucherei, ganz leicht ranzukommen. Sie machten mir einen Qualm, was Lachs kostete, ich mochte auch nicht immer nee sagen, also zittern wir los.

Es war eine mistige Nacht, ich hatte gleich kein gutes Gefühl, die Kumpels stritten sich untereinander, sie hatten noch nicht einmal einen Schärfer für die Sore. Ich kriegte langsam eine bildschöne Wut.

Auf den Hof, wo die Räucherei lag, kamen wir leicht genug, einer blieb draußen Schmiere stehen.

Wie wir vor der Tür sind, was soll ich sagen, da haben die Kerls die Tändel (Dietriche) zu Haus liegen lassen! Da stehen wir wie die Ochsen, das Schloß ganz einfach und kein Tändel! Die Brüder kriegen sich schon wieder bei den Haaren, wer dran schuld ist; ich brüll sie an, ich hab sie richtig angebrüllt, es war mir ganz egal, ob einer hörte. Dann sag ich: »Umkehren? Gibt es nicht!« und nehm den Kuhfuß und stoß und splittere die Türfüllung raus. Das macht einen Krach, der ganze Hof krachte mit, manchmal hielt ich inne und dachte, das kann nicht gut gehen. Aber kein Schwein wurde wach.

Meine Herren Kollegen waren längst getürmt, Luft diesig,

Gewitterneigung. Ich machte das Loch schön groß, weil ich nachher mit den Koffern durchmußte, stieg rein. In fünf Minuten habe ich zwei Zentner Lachs abgehängt und eingepackt und ging nach Haus. Von den andern kein Schwanz zu sehen.

Ich überlegte die ganze Zeit, wo ich mit den Koffern abbleiben sollte, auf die Bude wollte ich sie nicht mitnehmen. Schließlich stell ich sie zwei Straßen weiter in einen Neubau. Da war jetzt doch nichts los, fünfzehn Grad Frost, da bleiben die Maurersleut bei Muttern.

Nachts im Bett bei meiner Kleinen sinnier ich und sinnier ich, was fang ich an mit der Sore? Ein Schärfer, der mich nicht kennt, trampelt (erpreßt) mich und gibt zehn Mark; die, die mich kennen, schieben alle Knast oder sind fort. Aber was, denk ich, sei auch einmal frech. Kies muß her, was soll das schlechte Leben nützen? Am Morgen sah ich mir die Preise in den Schaufenstern an, dann geh ich auf den Bau, mach mir einen Handkoffer mit so sechzig Pfund zurecht, schmeiß mich in die feinste Kluft und zitter los.

Ich komm also in so ein Delikatessengeschäft, frag nach dem Chef; er läßt mich gar nicht reden: Nein, danke, kein Interesse. Der nächste hat Lachs genug bis übers Jahr, und so ging es weiter, die ganze Tonleiter rauf und runter, eine feine Sore das, mein Köfferchen braucht ich gar nicht erst aufzumachen.

Schließlich denk ich, was machst du mit den kleinen Krautern, geh zu den großen. Die Warenhäuser haben auch Lebensmittel. Richtig, Offertenabteilung, Lebensmitteleinkäufer, alles in Butter. Was haben Sie für Ware? Zeigen Sie mal her. Sehr schöne Fische. Sehen gut aus. Wollen mal eine Probe nehmen.

Nimmt das Messer, säbelt einen Fetzen ab, probiert, sieht mich an: »Aber mein Herr, der Fisch hat Frost gekriegt!«

»Nanu«, sag ich. »Hat der Fisch Frost gekriegt? Das ist ja wohl nicht möglich.«

»Der Fisch hat Frost gekriegt. Der wird ja schon weich.«

»Weich wird er?« frag ich. »Nun, ich geb ihn auch billig.«

»Nein«, sagt der Mann, »das muß ich Ihnen zeigen, das ist ja ein schwerer Schaden für Sie. Herr Soundso, holen Sie mal einen von unsern Lachsen.«
Wir warten, der bringt den Lachs. »Sehen Sie, der schneidet sich fest, und Ihrer schneidet sich weich.«
Er säbelt los; da bleibt ja nichts nach, denke ich.
»Nun wollen wir mal noch einen Augenblick warten«, sagt er. »In Ihrem Fisch sitzt noch Frost. Sie sollen sehen, wenn der erst ganz raus ist, wie weich dann Ihr Fisch wird, ein Pudding, sage ich Ihnen.«
»Warten kann ich jetzt grade nicht«, sag ich. »Ich muß jetzt erst mal . . .«
»Das können Sie hier«, sagt er. »Deswegen brauchen Sie nicht fortzugehen. Ich will Sie ja vor Schaden bewahren.«
»Das wollen Sie«, sagte ich. »Da habe ich das feste Vertrauen, Herr Einkäufer, daß Sie das wollen. Aber wenn Sie wissen, daß dreitausend auf mich ausgesetzt sind, so wissen Sie auch, daß es bei mir leicht knallt.«
Und dabei zieh ich die Kanone halb aus der Tasche und seh ihn an. Er wird ganz weiß, und die andern Leute sehen mich auch alle an, aber keiner tut einen Mucks.
Ich geh rückwärts und sag noch: »Den Fisch behalten Sie man, Herr Einkäufer, der ist ja doch weich. Den schenk ich Ihnen für Ihre Tapferkeit, daß Sie mich haben wollen in die Pfanne hauen (verraten).«
Und damit bin ich draußen und die Treppe runter und über den Hof und auf der Straße. Ich nehm mir 'ne Droschke und dann ein Auto, und dann fahr ich ein bißchen auf Landpartie, und abends geh ich auf meine Bude, und wie ich am Bau vorbeigehe, denk ich: Da steht der Lachs! Wenn den die Maurersleut im Frühjahr finden, denken sie auch, da hat sich einer 'ne Madenfarm eingerichtet.
Am nächsten Morgen, es wird so grad hell, bin ich wach und denke: da wispert doch was! Meine Tür war mit einer Milchglasscheibe, und dahinter der Gang war hell, so sah ich recht hübsch zwei Köpfe mit Pinselhütchen. Also haben sie dich doch, denke ich. Na, die Tür ist verschlossen,

denke ich, und bis ihr drin seid, bin ich in den Hosen und raus aus dem Fenster.
Ich überleg grad noch, ob ich meine Kleine wecken soll, da bewegt sich die Klinke. Drückt ihr man, sage ich, ihr könnt lange drücken – da –, ich habe keine Worte – geht die Tür auf. Hab ich das Dings nicht abgeschlossen, ich sag schon, in den Tagen war ich richtig von aller Vernunft verlassen.
Also die beiden Kerls von der Schmiere stehen im Zimmer, die Kanonen natürlich in der Hand. Den einen kannte ich sogar.
»Sie sind ja früh auf, meine Herren«, sag ich. »Erschrecken Sie bloß die Dame nicht.«
»Machen Sie keine Geschichten«, sagen die. »Sie kennen wir. Wenn Sie eine Bewegung machen, funken wir los. Wir lassen uns nicht von Ihnen abknallen.«
»Seien Sie bloß friedlich«, sage ich. »Ich bin ja ein nackter Mensch. Und lassen Sie das Mädchen raus, die hat nichts mit der Sache zu tun.«
Die Kleine lag neben mir und zitterte und klapperte in einer Tour.
»Stehen Sie auf«, sagt der zu mir. »Stellen Sie sich hier in die Mitte vom Zimmer. Fräulein, machen Sie, daß Sie rauskommen.«
Die Kleine raus, gar nicht erst angezogen, die Lumpen überm Arm, im Hemd. Es sah richtig komisch aus, solche Angst hatte die.
»Anziehen werde ich mich ja wohl dürfen, Herr Kommissar«, sage ich.
»Bleiben Sie stehen, wo Sie stehen. Wenn Sie einen Mucks tun, ich habe verdammt Lust, Ihnen eine zu knallen von wegen Sie wissen schon.«
Ich wußte schon, sie dachten an den von der Schmiere, den ich angeknallt hatte. Der eine nahm meine Sachen vor, ein Stück nach dem andern. Wenn er's nachgesehen hatte, warf er mir's zu. Da war nichts zu machen, der andere hielt mir seinen Revolver immer unter die Nase, und meiner lag auf dem Waschtisch, halb unter der Schüssel.

So zog ich mich langsam an, ich redete immer gemütlich mit denen, sie sollten nicht denken, ich hatte was vor. Aber ich kam beim Anziehen doch langsam einen halben und einen ganzen und wieder einen halben Schritt dem Fenster näher, und dem Bullen wurde der Arm mit der Knarre auch steif, er hielt ihn gegen die Erde.

»Also fertig«, sagte der.

»Nur noch meine Zahnbürste«, sage ich und greife nach dem Waschtisch.

»Halt!« brüllt er, aber schon funk ich zweimal ganz rasch, und dann warf ich mich mit dem Rücken in die Fensterscheibe. Sie dachten natürlich, zweiter Stock, da ist nichts zu machen, aber unter meinem Fenster war ein Vordach von einer Veranda.

Ich prassele durch die Scheiben; die knallen auch, aber viel zu hoch, weil ich gleich nach unten wegsacke. Und schon geht es die Veranda runter. Ein Blauer steht auf dem Hof; ich schieße gleich, er läuft fort und versucht dabei, seine Pistolentasche aufzukriegen und ich schon über den Hof.

Ich war in Wut, ich sah alles rot. Ich laufe los, durch den Torgang nach der Straße, die Kanone immer in der Hand. Im Torweg steht ein Weib; sie schmeißt sich ganz in die Wand, käsebleich, wie ich komme. Schön habe ich nicht ausgesehen, blutend von den Scheiben, den Revolver in der Flosse.

Auf der Straße steht Schmiere. »Fort, ihr Hunde!« brülle ich und schieße. Schon laufen sie, und auch ich laufe, die Straße hinauf und um die Ecke, die andere Straße entlang. Ich denke, ich kann mich unter die Leute verstecken, aber die laufen vor mir, sie spritzen nach allen Seiten auseinander, die Staßen werden leer vor mir. Und wenn ich mich mal umdrehe, kommen sie hinter mir, eine dichte schwarze Masse mit tausend weißen Gesichtern, die schießen auch schon.

Ich denk, ich muß meine Kanone wegstecken und halt sie nur fester. Ich denk, in den Anlagen, da sind Büsche, aber die Büsche sind kahl, es wird immer leerer um mich, was lauf ich noch? denk ich.

In ein Haus, denk ich, die Treppen rauf, über die Dächer weg, daß die meine Spur verlieren, die Bullen, und renne rein, mitten in einen Laden.

Wie ich mich umseh, steh ich in einer Sparkasse, in einem großen Raum, eine Tür nach außen. Ich schrei gleich: »Raus, ihr Hunde! Raus mit euch!« Und die laufen, immer an mir vorbei, zur Tür raus, und draußen stehen sie in einem großen Kreis, auf der andern Seite vom Platz, alles schwarz, und trauen sich nicht näher. Als letzter lief ein Dicker, Fetter an mir vorbei, er war ganz weiß und wollte leise laufen; er fiel über einen Schirmständer und lag da, platt und sah mich an und bewegte den Mund wie ein Fisch. Ich funkte noch einmal, das war mein letzter Schuß, und er kroch raus aus der Tür, und ich war allein.

Da stand ich nun mit meinem Talent und der leeren Kanone und konnte nicht weiter. Auf dem Kassentisch lagen Haufen von Geld, soviel Geld hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Aber es interessierte mich nicht, nichts interessierte mich, ich mußte daran denken, wie sie alle vor mir fortgelaufen waren, und ich stand hier. Das Mädchen war auch fortgelaufen.

Draußen klingelte es, die Feuerwehr, dachte ich, brennt es denn irgendwo? Und da fuhr es schon zum Fenster herein, ein Wasserstrahl, ich weiß nicht, wieviel Atmosphären Druck. Ich lag glatt am Boden, es schmiß mich um wie nichts, es prallte auf mich, es war, als hätte ich alle Knochen im Leib gebrochen. Nicht den kleinsten Finger konnte ich rühren.

So lag ich da, und sie spritzten eine ganze Weile mit dem vollen Strahl auf mich und dann ging die Tür auf, und die Bullen kamen mich holen.

Erschienen 1967

Hans Henny Jahn

Ragna und Nils

1894–1959

Es war ein junger Fischer Nils. Er besaß ein schuldenfreies schönes Schiff. Es war ein starkes Schiff aus gutem Eichenholz. Es war sehr viel Kupfernes und Messingenes an Bord. Man konnte daran erkennen, daß die Taler, die in seiner Tasche klangen, nicht blechern waren. In der Kajüte, häuptlings an seiner Koje (es war die obere von zweien; in der unteren pflegte zu schlafen ein Bursche, ein junger Steuermann) war eine rote Locke befestigt. Nils hatte eine Braut. Zu fünfen waren sie. Fünf Männer waren auf dem Schiffe Nils'. Sie lagen, wenn es die Zeit war, in den Wassern um Island und fischten. Es konnte geschehen, daß der Schiffsherr sehr plötzlich die Arbeit abbrach, in die Kajüte hinabstieg und die roten Haare anstarrte. Das war für seine Umgebung sehr ungewöhnlich. Sie mochten es nicht leiden, die anderen. Sie waren abergläubisch, wiewohl sehr beherzt. Als Nils wieder einmal in der Bucht seines Heimatortes Anker geworfen hatte (es war eine stille und flache Bucht, es war sehr viel Sonne an diesem Strand, es standen nur ein paar Häuser bis an das Wasser heran) und er an Land gegangen war, Geschäfte halber und um des Bodens willen, auf dem er geboren, der seine kindlichen Schritte geduldet, ging er nicht sogleich den Weg nördlich, am Gestade entlang, nach dem Hause seiner Braut, die ihn erwartete; – war doch das Schiff gekommen, das aus gutem Eichenholz gefügte mit den zwei gelben Masten und den braunen Segeln; – er narrte die Gewohnheit, er ängstete die Wartende. Er besuchte seinen Bruder im Gebirge, der einen Hof bewirtschaftete. Er sagte zum Bruder: »Am Strand wohnt eine, die rothaarig ist. Wir aber liegen in den nördlichen Buchten und fischen. Unsere Gedanken sind

stark, aber nicht immer von bester Zusammensetzung. Ich habe nicht immer eine gute Ruhe bei meinem Geschäft. Wenn du in meiner Abwesenheit zuweilen den Strandweg benutzen möchtest, würde es mir wohltun.« Nach diesem Gespräch erst suchte er die Braut auf. Er fand sie sehr verweint. Es konnte ermessen werden, sie liebten einander sehr. Das Schiff trug nach dem Mädchen den Namen Ragna. Sie fand ihn ungerecht. Dieser Mann konnte besser mit dem Fahrzeug verglichen werden. Er war sehr fest an den Muskeln. Sie sagte »Bär« zu ihm. Aber er hieß nicht Björn, Nils war sein Name. Sie schaute ihn an. Daß er sehr groß war. Ein heller Mast. Daß er sehr schön war. Das gute Eichenholz, die kupfernen und messingenen Beschläge. Sie bat ihn, das Schiff umzutaufen. Nils solle am Bug stehen. Oder wenigstens Björn. Er verwarf Björn. Er sagte: »Vielleicht heißt ein anderer Björn. Mein Bruder heißt Björn.« Sie war sehr betrübt, daß er einen Bruder hatte, der sich Björn nannte. Sie hatte es nicht gewußt. Sie hatte niemals nach seinen Verwandten gefragt. So sehr liebte sie ihn. Er sagte sehr still, daß es eine Erfindung sei, dieser Bruder Björn. Sie gingen hinab an den Strand. Sie fuhren über den grünen Spiegel der Bucht. Es war ein schöner Anblick. Sie stiegen an Bord des Schiffes. Sie wußte sich vor Glück nicht zu fassen. Dies Schiff und diesen Mann. Es war ein gutes Schiff. Es roch nach Fischen, nach Islandsfischen. Island war eine weite Ferne. Der Name und der Geruch seiner Fische stimmten sie traurig. Doch überwog das Glück. Dieser Nils besaß blanke Buchstaben, die seinen Namen ausmachten. Er suchte sie in der Kajüte aus einem Schubkasten hervor. Er legte sie auf den Tisch. Mit Schrauben konnte man sie am Bug befestigen. Das sollte jetzt geschehen. Er nahm einiges Werkzeug. Ein starkes Hanfseil legte er sich um Schenkel und Brust. Ragna mußte ihn mit ihren Händen hinabgleiten lassen über das Wasser, vom Deck aus, vorn am Bug. Da arbeitete er nun. Und sie sah ihn nicht. Ihre Hände hielten ihn, ein wenig eingeschnürt, unterstützt durch ein paar Schlingen, die um zwei Eisenstäbe liefen. Die Arbeit war zwiefach: Backbord und Steuerbord.

Auch einen Topf mit Farbe mußte sie ihm reichen. Als nun die Arbeit getan, stiegen sie in das Beiboot, umfuhren das Schiff. Da stand golden auf schwarzem Grund: *Nils Nils.* Sie gingen wieder an Bord. Sie wollten Kaffee bereiten. Zuvor erschien Nils eine andere Arbeit wichtiger. Er zog aus seiner Tasche die abgelösten, ein wenig ältlichen, patinierten Buchstaben. Über seine Lagerstatt heftete er sie an, in unmittelbarer Nähe des roten Haarbüschels. Und man konnte, nach wenigen Minuten schon, lesen: *Ragna Ragna.* Sie weinte fast und sagte: »Ich möchte immer dein Bett sein.« »Jetzt ist alles sehr richtig«, antwortete er. Es mußte bald ihre Hochzeit kommen, denn ihre Liebe zueinander war sehr groß.

Er fuhr noch einmal aus. Wie er zurückkam, war er gesegnet gewesen. Das Schiff wollte fast bersten vor der Menge des Fanges. Er lief, Sehnsucht trieb ihn, die heimatliche Bucht an. Bestellte die große Feier seines Lebens. Dann fuhr er südlich. Um die Beute zu verkaufen für gutes Geld. Die Leute, die im Dorfe wohnten, sagten: »Dieser Nils ist ein reicher Mann. Er hat ein Schiff. Man weiß nicht, woher er es bekommen hat.« Sie vergaßen ganz, daß er einer der ihren, unterschlugen, ein Bruder von ihm wohnte im Gebirge. Waren auch seine Eltern gestorben, so gab es doch einen kleinen Grabstein bei der weißen Kirche, der von ihrem ehemaligen Leben an der Bucht berichtete. Aber die Kirche war eine Wegstunde vom Strande entfernt. – Sie alle freuten sich auf die verschwendende Hochzeitsfeier. Sie rechneten: in einer Woche oder in zweien, in dreien werde diese Freude eintreffen. Auch der Lendsmand meinte es. Es verstrichen die Wochen. Nils kam nicht zurück. Er mußte sehr weit südlich gefahren sein. Diejenigen, die das Böse wünschten, kamen hervor mit ihrer Meinung und ängsteten die übrigen, ein Unglück müsse geschehen sein. Da wurde nun die Ansicht über den Fischer sehr verändert. Die vier Männer, die mit ihm waren, hatten auch ihre Weiber und Geliebten an diesem Ort. Und ihr Kummer klagte den Menschen an, daß er durch unnatürliche Neigung zu der Rothaarigen die Kräfte des Untergangs angezogen. So

war er schuldig. Und das Mädchen selbst (sie wurden sehr verächtlich, Waisenkind sagten sie, die von dem reichen Nils Ausgehaltene) schuldiger, weil es ihn behext. Es war eine große Sorge, die solche Meinung gebar. Die Wochen und Monate waren sehr lang. Es kam die Zeit heran, wo man sich erneut zum Islandfang hätte rüsten müssen. Da, eines Morgens, lag auf dem schwarzgrünen Spiegel der Bucht das Schiff, dieser *Nils*. Die fünf gingen wohlbehalten an Land und lachten, unbändiger Freude voll. Und trugen mit sich Kisten und Kasten. Dieser Nils verstand das Leben. In Spanien hatte er den Fang verkauft. Das war keine Ausbezahlung in harten Silbertalern gewesen: Gold, lauter Gold, säuberlich in Beutelchen verwahrt, war sein Besitz geworden. Und er hatte mit den vieren geteilt, wie sie es im Heuervertrag ausgemacht hatten. Die fünf und ihre Weiber und Bräute und Kinder lachten. Auch der Lendsmand rieb sich die Hände in gutmütiger Anteilnahme. Von den übrigen Bewohnern aber ging eine Stille aus, eine Stille des Enttäuschtseins. Es war Ärger, daß sie unrecht behalten hatten. Es war Neid, des großen Reichtums wegen, der den anderen geworden war. Ragna hatte sehr lange geweint an der Brust Nils. Sie erzählte ihm (nicht von den eigenen Herzsorgen) von dem Leid, das man ihr zugefügt. Sie wollte nun um so gewisser von ihm hören, daß sie geliebt war. Die Hochzeit wurde in ganz anderer Weise begangen als man erwartet hatte. Es wurden die vier geladen, die Mannschaft vom Schiff, mit ihren Frauen und Bräuten. Nicht einmal der Bruder des Nils war herabgekommen. Dieser Mensch, dieser Schiffsherr, hatte den Bruder aufgesucht. Man wußte nicht, daß zwischen den beiden ein Gespräch, eine Abmachung getroffen wurde. Man wollte an Streit zwischen den beiden glauben. Und es war doch nur der Taumel eines kleinen Heimlichtuns bei Nils gewesen, der es so anrichtete, wie es hinterher kam. »Zweihundert Taler schenke ich dir für ein Pferd«, hatte er gesprochen, »ich mache jetzt Hochzeit. Das ist ein Fest für zwei, nicht für viele. Ich möchte dich ungeladen lassen. Ich tue es nicht aus Feindschaft zu dir; bitte dich vielmehr, daß du

mir die Freundschaft gibst und mich ohne Groll gewähren lässest.« Ragna buk den Hochzeitskuchen: ein Kilogramm Mehl, ein Kilogramm Butter, ein Kilogramm Zucker, sechsunddreißig Eier. Es war ein gutes altes Rezept. Und die vier kamen auf das Fest. Zwei mit ihren Bräuten, zwei mit ihren Weibern, so daß zehn beisammen waren. In der Nacht aber wurden nur fünf Betten warm. Acht Tage lang verließ Nils das Haus nicht. Danach reiste er aufs Meer. Mit den vieren. Beim Abschied gab er, was er besaß, seiner jungen Hausfrau in Obhut. Und sagte noch, eingedenk der Furcht, die sie, als er lange ausgeblieben war, um ihn gelitten: »Was auch gegen dich und mich beschlossen sein mag, ich kehre zu dir zurück.«
Nachdem das Schiff drei Tage fort war, fühlte Ragna, daß ihr Schoß blühte. Sie erachtete sich sehr erniedert und begann zu weinen. Sie wartete einen Monat. Als das Bluten sich wiederholte, wurde es ihr schwer ums Herz. Sie ging nacheinander zu den vier Frauen und kundschaftete aus, ob es ihnen ergangen ihr gleich, nicht gesegnet zu sein. Sie kam zu den Ehefrauen. Sie waren guter Hoffnung. Sie wagte den Weg zu den Bräuten. Sie waren guter Hoffnung. Wie die Ehefrauen. An der Brust der letzten weinte Ragna. Sie mußte sich trösten lassen mit dem bescheidenen Trost, daß eine kurze Woche der Freude in die Zeit geringer Bereitschaft zu Mutterschaft fallen könne. Nun blieb nur das Wort in ihr: »– ich kehre zu dir zurück.«
Es kam eine sehr schlimme Nachricht ins Dorf. Der Telegraf verkündete sie. Es war eine ungewisse Nachricht. Sie besagte, die »Nils« sei wahrscheinlich mit der Besatzung in einem Sturm vor Island verloren. Der Lendsmand schlich zu den fünf Frauen. Er verlas mit gedämpfter Stimme, was da geschrieben stand. Seine Ernte war sehr gleichmäßig: Tränen. Er bemerkte auch, die Weinenden waren schwanger, die Ehefrauen und die Bräute. Die Bräute tröstete er, so gut er es verstand, daß die Kinder ehrliche Namen haben sollten. Nur Ragna, die rothaarige, fand keine Tränen. Sie hörte den Mann bis ans Ende an. Dann sagte sie: »Nein. Es ist ein Irrtum. Es ist eine Falschmeldung wie im Vorjah-

re. Nils hat mir zugesagt, er würde zurückkommen. Er wird kommen.« Das war ihre Antwort gewesen. Als aber der Beamte gegangen, wollte heimliche Furcht ihr das Herz abdrücken. Mit Neid dachte sie an die vier Frauen, die guter Hoffnung waren. Nils mochte tot sein, trüge sie nur ein Kind von ihm. Es war eine große Verwirrung in ihr. Die Zeit verstrich. Das Schiff war überfällig. Es mochte schon Wahrheit sein, daß es gescheitert. Was lag auch an dem Schiff? Nils würde kommen. Nils würde über das breite Wasser zu ihr kommen. Sehr verspätet. Ein weiter Weg. Er würde sie schwängern. Vielleicht verließ er sie danach wieder. Es sollte ihr gleichgültig sein, wenn er nur käme und ihr etwas schenkte. Es war ein böser Winter. Alle Freude war erdrosselt. Es war eine Strafe über den Ort gekommen. Niemand wußte wessentwegen. Niemand wagte den Namen der Rothaarigen über die Lippen. Die Lehre des Vorjahres wirkte noch. Die Hoffnung war nicht unwiderruflich tot.
Der Bruder des Nils kam herab an den Strand. Er wollte der Schwägerin ein paar Worte sagen. Er war der Bruder des Toten, ob sie ihn auch nicht kannte. Er war nicht bei der Hochzeitsfeier zugegen gewesen. Das Heimlichtun rächte sich. Da er feige war, Tränen zu sehen, wartete er, bis der Abend herab war. Er klopfte gegen die Tür. Es war kein Licht in der Stube. Doch wurde er eingelassen. Es hing ihm jemand am Halse und küßte ihn mit Inbrunst. Er hatte niemals vorher solche Lippen gefühlt. Ihm wurde sehr warm. Er schämte sich. Er wollte stammeln. Und ermaß nur, daß hier eine Qual leidenschaftlich war wie das Meer, das gemordet hatte. Er hörte an seinem Ohr flüstern: »Nils, Nils.« Und erschrak. Er wollte schreien, er sei der Bruder, nicht der Tote, er sei Fleisch, nicht ein Gespenst. Daß er nicht über die Wasser gekommen. Aber das laute Wort erstarb in seiner Kehle. Er hielt hin diesem Ansturm der Liebe. Er flüsterte nur, um wahrhaftig zu bleiben: »Ich bin Björn, Björn bin ich.« Seine Stimme aber schien nichts zu bewirken. Es wurde eine Antwort, die nicht im Widerspruch zu dem Empfang stand: »Mein Bär bist du, mein

Bär. Nun heißt das Schiff nicht Ragna, nicht Nils, *Björn* heißt es.« Sie zog ihn in die dunkle Stube. Mit ihrem ganzen Leib umfing sie ihn. Er hatte dergleichen niemals erlebt, wiewohl er Weib und Kind besaß. Es betäubte ihn. Da war plötzlich das Fleisch der Frau in seinen Armen. Seine Hände tasteten an ihrer vollkommenen Nacktheit. Sein Herz wurde warm an der Gestalt, die er mit Händen wahrnahm. Ihr Stimme aber flehte: »Geh nicht von mir, geh nicht zurück über das Meer, ehe mein Schoß nicht gesegnet ist.« Da war das Bett warm von den zweien. Er schlich fort, ehe die Nacht vorüber. Sie schien zu wissen, daß sie ihn nicht halten konnte. Ehe er am Wege war, hauchte ihre Stimme. »Eine kurze Nacht der Freude kann mich in geringer Bereitschaft zum Mutterwerden finden. Über vierzehn Tage wieder erwarte ich dich.« Und er kam. Und er fand eine Lagerstatt, deren Süßigkeit ohnegleichen war. Die Stimme sagte: »Ich möchte immer dein Bett sein.«
Die vier Frauen gebaren ihre Kinder. Und die der Bräute wurden ehrlich geschrieben, weil ihre Väter tot waren. Es war sehr viel Leid an den Wochenbetten. Ragna besuchte die vier und zeigte mit den Händen auf sich und sagte: »Auch ich habe empfangen.« Und lächelte. Man glaubte es ihr nicht. Und bemitleidete sie, weil ihr Geist krank erschien. Man trieb sie in einen Hinterhalt und fragte: »Wann denn wirst du gebären?« Und sie rechnete an ihren Fingern aus, in welchem Monat es sein würde. Eine unbeherrschte Frau pfiff durch die Zähne: »Seit wann kommen die Toten ins Ehebett?« Ragna nickte mit dem Kopfe, lächelte und antwortete: »Er ist gekommen. Er hatte es versprochen. Er ist zweimal gekommen.« Wie sie es errechnet, in einem späten Monat gebar sie einen Knaben. Die Weiber des Dorfes sagten: »Es stinkt.« Und fragten: »Geht ein Weib fünfzehn Monate schwanger? Und ist nicht berichtet worden, daß sie im Hochzeitsbett nicht empfangen?« Niemand aber konnte den heimlichen Liebhaber nennen. Die Mutter beharrte, des Kindes Vater sei Nils. Der Lendsmand schrieb den Knaben ehrlich, weil der Pfarrer es anempfahl; der lange mit Ragna gesprochen. Ihr Glück war

sehr groß. Ihre Brüste waren zwei Brunnen, weiß und feingeädert. Wenn das Kind schlief, dachte sie daran, daß dem, der zweimal über das Meer gekommen, ein drittes Mal nicht schwerfallen könne. Und sie rief ihn mit ihrem Herzen. Und war dessen gewiß, daß er sie höre. Und schon daran war, die Pilgerschaft zu tun. Bald würde er über die Schwelle treten. Und er kam. Er sagte nur ein Wort: »Das Kind.« Und sie antwortete: »Unser Kind.« Sie führte ihn an die Wiege, daß er es betaste. Sie hörte einen schweren Atem in ihm. Und ein Schluchzen. Und es war ihr, als fühlte sie eine Träne seines Auges in ihren Händen. Da hatte sie das Bett für ihn bereit. Er ab widerstrebte. Doch überwand sie ihn mit der Weichheit und dem Duft ihres Leibes und der Süßigkeit ihrer Verheißung. Und der Pilger sank hin. Und versprach, wieder einzukehren. Er brach sein Wort nicht. Als nun der Leib Ragnas sich zum zweitenmal wölbte und von ihren Lippen kam, daß wieder Nils sie gesegnet, da begann man Gift auf ihren Weg zu spritzen. Man schrie ihr nach: »Hure.« Der Pfarrer kam zu ihr ins Haus. Er verhörte sie sehr christlich, aber sehr strenge. Sie lächelte. Sie sagte: »Nils ist über das Wasser zu mir gekommen.« Der Lendsmand löste den Pfarrer ab. Die Hebamme versuchte, ihr Geständnisse abzupressen. Man alarmierte den Distriktsarzt. Der fuhr sie an, ob sie wünsche, daß auch er an das Märchen glauben solle. Sein Zorn richtete nicht mehr aus als der Eifer der anderen. Er erklärte sie für geistig minderwertig. »Defekt im Hirn«, schrie er auf dem Polizeiamt, »ungefährlich, aber verrückt. Wenn man nur ihren Beischläfer fassen könnte! Ein sauberer Bursche. Ein Vieh.« Da ein zweites Kind geboren wurde, mußte der Lendsmand es in das Register eintragen. Kein Vater war nachzuweisen; es wurde nach diesem toten Nils benannt. Es gab einige Geistergläubige im Dorf, die Ragna für eine Heilige zu halten anfingen. Diese Menschen kamen zu ihr ins Haus, um mit der Auserwählten (wie sie meinten) das Wunder zu besprechen. Sie sanken vor den beiden Kindern in Verzückung und priesen ein Geschehen, das sich ihnen nur mit einer Ahnung entschleierte. Sie stärkten den Geist

Ragnas. War sie allein, betete sie über der Wiege des zweiten Knaben ihren Lockruf an Nils, daß er über die Wasser zu ihr kommen möge. Ihr Schoß sei wieder eine frische Frucht. Sie mußte ihn oft bitten, ehe er ihre Stimme vernahm. Sein Weg mußte sehr mühevoll geworden sein. Er hatte sehr lange pilgern müssen. Da war diese Furcht in ihr gewesen, er sei auf ewig verschollen. Sie hatte sich die beiden Kinder an die Brüste gedrückt, die Augen voll Wasser. Er war ihrem Ruf endlich gefolgt. Er war gekommen. Sehr verändert, wie ihr schien. Müder. Mit vielen Seufzern in der Brust. Doch ohne Widerstreben war diese dritte Hochzeit geschehen. Es war eine lange Hochzeitsfeier. Die Nächte eines Monats füllte sie aus. Eine Nacht war wohl die letzte. Er mußte zurück über die Wasser. Sie fühlte es. Er weinte. Sein Atem wurde beladen. Als sollte die Trennung für alle Ewigkeit geschehen. Sie weinte mit ihm. Und er sprach aus, was ihre Seele zerriß, daß er nicht würde wiederkommen dürfen. Und verschwand in der Dämmerung und entglitt über die Wasser. Jetzt hatte der Tote Ruhe gefunden. Sie wurde sehr schwach. Das starke wohlgefügte Schiff mit den Planken aus Eichenholz war vor Island gescheitert. Nils in den Fluten ertrunken. Fünf Männer ertranken. Der eine aber hatte sein Versprechen halten müssen: »Was auch gegen dich und mich beschlossen sein mag, ich kehre zu dir zurück.« Jetzt war sie Witwe wie die anderen. Und ertrug es schwerer als die anderen. Und klagte an, daß der Tote selbst die Zeit bemaß. Doch reifte in ihr das dritte Kind. Als es ruchbar wurde, kam ein schlechtes Schweigen in den Gemütern auf. Man übte Verhaltung. Diese Geburt sollte erst vorüber sein. Dann aber würde ein Strafgericht angezettelt werden. Die Dörfler wurden aufgebläht von dem Unheil, das sie stiften wollten. Sie fühlten sich beleidigt, genarrt, angespien. Doch ehe die Zeit sich erfüllte, kam anderswo das Schauderhafte ans Licht. Da war ein grauenvolles Verbrechen gewachsen. Dieser Björn hatte an einem Tage sein Weib und sein Kind mit einer Axt erschlagen. Und man wußte den Grund sogar. Die Ursache lag wie ein aufgeschlagenes Buch. Die Hausfrau war in

einem Anfall von Traurigkeit auf die Straße gelaufen und hatte geschrien: »Björn hat Ragna geschwängert.« Da war dieser Mord geschehen. Mit einer Axt. Dieser Björn, der ein Bruder des Nils war, hatte blutbespritzt, mit blutigen Händen, ein Pferd aus dem Stall gezogen, sich fast nakkend auf den sattellosen Rücken geschwungen, war galoppiert. Hinab in die Bucht. Ins Wasser. Reitend. Der Schrei über seine Tat aber war schneller gewesen als das Pferd. Es fuhren Boote auf der Bucht. Eine Hand faßte die Haare seines Kopfes. Das Pferd trieb ab, versank. Dieser Menschenkopf aber ging nicht unter. Das war ein wertvoller Kopf, ein Verbrecherkopf, Schädel einer Kanaille. Sie zogen den Leib aus dem salzigen Wasser hervor. Sie prügelten diesen Leib. Sie banden ihn mit neuen Hanfseilen. Sie brachten ihn in die Amtsstube des Lendsmands. Am Nachmittage schon kam ein Motorboot gefahren, einige Soldaten an Bord. Er wurde in das Fahrzeug hineingestoßen. Er würde auf Lebenszeit in einem Gefängnis vermauert werden. Als Ragna erfuhr, was geschehen war, wurde ihr Antlitz sehr steinern und weiß wie Kalk. »Es war Nils«, sagte sie, »denn er hat mich geliebt. Er wollte über das Wasser zurück.« Wie sie noch weinte, kam das dritte Kind. Sie gebar es stehend. Es fiel vor ihr auf den Boden. Sie hob es auf. Niemand war bei ihr. Sie wusch es, obgleich sie daran war, umzubrechen. Da waren nun drei Kinder in der Hütte. Alle sehr stark und sehr schön; aber der Name schon bestimmte ihnen ein schweres Leben. Sie hießen: Nils, Björn, Ragna. Die aber, die ihre Mutter war, war steinern. Sie konnte nicht lachen, ob sie auch die Kinder liebte. Da war der erwachsene Nils ihretwegen ertrunken und vermauert in einem Gefängnis.

Erschienen 1974

Joseph Roth

Seine k. und k. apostolische Majestät

1894–1939

Für Stefan Zweig

Es war einmal ein Kaiser. Ein großer Teil meiner Kindheit und meiner Jugend vollzog sich in dem oft unbarmherzigen Glanz seiner Majestät, von der ich heute zu erzählen das Recht habe, weil ich mich damals gegen sie so heftig empörte. Von uns beiden, dem Kaiser und mir, habe ich recht behalten – was noch nicht heißen soll, daß ich recht hatte. Er liegt begraben in der Kapuzinergruft und unter den Ruinen seiner Krone und ich irre lebendig unter ihnen herum.

Vor der Majestät seines Todes und seiner Tragik – nicht vor seiner eigenen – schweigt meine politische Überzeugung und nur die Erinnerung ist wach. Kein äußerer Anlaß hat sie geweckt. Vielleicht nur einer jener verborgenen, inneren und privaten, die manchmal einen Schriftsteller reden heißen, ohne daß er sich darum kümmerte, ob ihm jemand zuhört.

Als er begraben wurde, stand ich, einer seiner vielen Soldaten der Wiener Garnison, in der neuen feldgrauen Uniform, in der wir ein paar Wochen später ins Feld gehen sollten, ein Glied in der langen Kette, welche die Straßen säumte. Der Erschütterung, die aus der Erkenntnis kam, daß ein historischer Tag eben verging, begegnete die zwiespältige Trauer über den Untergang eines Vaterlandes, das selbst zur Opposition seine Söhne erzogen hatte. Und während ich es noch verurteilte, begann ich schon, es zu beklagen. Und während ich die Nähe des Todes, dem mich noch der tote Kaiser entgegenschickte, erbittert maß, ergriff mich die Zeremonie, mit der die Majestät (und das

war: Österreich-Ungarn) zu Grabe getragen wurde. Die Sinnlosigkeit seiner letzten Jahre erkannte ich klar, aber nicht zu leugnen war, daß eben diese Sinnlosigkeit ein Stück meiner Kindheit bedeutete. Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.
An dem Abend, an dem wir in Doppelreihen in die Kaserne zurückmarschierten, in den Hauptstraßen noch Parademarsch, dachte ich an die Tage, an denen mich eine kindische Pietät in die körperliche Nähe des Kaisers geführt hatte, und ich beklagte zwar nicht den Verlust jener Pietät, aber den jener Tage. Und weil der Tod des Kaisers meiner Kindheit genauso wie dem Vaterland ein Ende gemacht hatte, betrauerte ich den Kaiser und das Vaterland wie meine Kindheit. Seit jenem Abend denke ich oft an die Sommermorgen, an denen ich um sechs Uhr früh nach Schönbrunn hinausfuhr, um den Kaiser nach Ischl abreisen zu sehen. Der Krieg, die Revolution und meine Gesinnung, die ihr recht gab, konnten die sommerlichen Morgen nicht entstellen und nicht vergessen machen. Ich glaube, daß ich jenen Morgen einen stark empfindlichen Sinn für die Zeremonie und die Repräsentation verdanke, die Fähigkeit zur Andacht vor der religiösen Manifestation und vor der Parade des neunten November auf dem Roten Platz im Kreml, vor jedem Augenblick der menschlichen Geschichte, dessen Schönheit seiner Größe entspricht, und vor jeder Tradition, die ja zumindest eine Vergangenheit beweist.
An jenen Sommermorgen regnete es grundsätzlich nicht und oft leiteten sie einen Sonntag ein. Die Straßenbahnen hatten einen Sonderdienst eingerichtet. Viele Menschen fuhren hinaus, zu dem höchst naiven Zweck der Spalierbildung. Auf eine sonderbare Weise vermischte sich ein sehr hohes, sehr fernes und sehr reiches Trillern der Lerchen mit den eilenden Schritten Hunderter Menschen. Sie liefen im Schatten, die Sonne erreichte erst die zweiten Stockwerke der Häuser und die Kronen der höchsten Bäume. Von der Erde und von den Steinen kam noch nasse Kühle, aber über den Köpfen begann schon die sommerliche Luft, so daß man gleichzeitig eine Art Frühling und den Sommer

fühlte, zwei Jahreszeiten, die übereinanderlagen, statt aufeinanderzufolgen. Der Tau glänzte noch und verdunstete schon und von den Gärten kam der Flieder mit der frischen Vehemenz eines süßen Windes. Hellblau und straff gespannt war der Himmel. Von der Turmuhr schlug es sieben.

Da ging ein Tor auf, ein offener Wagen rollte langsam heraus, weiße Pferde mit zierlichem Schritte und gesenkten Köpfen, ein regloser Kutscher auf einem sehr hohen Bock, in einer graugelben Livree, die Zügel so locker in der Hand, daß sie eine sanfte Mulde über den Rücken der Pferde bildeten und daß es unverständlich blieb, warum die Tiere so straff gingen, da sie doch offensichtlich Freiheit genug hatten, ein ihnen natürliches Tempo anzuschlagen. Auch die Peitsche rührte sich nicht, kein Instrument der Züchtigung, nicht einmal eins der Mahnung. Ich begann zu ahnen, daß der Kutscher andere Kräfte hatte als die seiner Fäuste und andere Mittel als Zügel und Peitsche. Seine Hände waren übrigens zwei blendende weiße Flecke mitten im schattigen Grün der Allee. Die hohen und großen, aber zarten Räder des Wagens, deren dünne Speichen an glänzende Dirigentenstäbe erinnerten, an ein Kinderspiel und eine Zeichnung in einem Lesebuch – diese Räder vollendeten ein paar sanfte Drehungen auf dem Kies, der lautlos blieb, als wäre er ein feingemahlener Sand. Dann stand der Wagen still. Kein Pferd bewegte den Fuß. Kaum, daß eines ein Ohr zurücklegte – und schon diese Bewegung empfand der Kutscher als ungeziemend. Nicht, daß er sich gerührt hätte! Aber ein ferner Schatten eines fernen Schattens zog über sein Angesicht, so daß ich überzeugt war, sein Unmut käme nicht aus ihm selbst, sondern aus der Atmosphäre und über ihn. Alles blieb still. Nur Mücken tanzten um die Bäume, und die Sonne wurde immer wärmer.

Polizisten in Uniform, die bis jetzt Dienst gemacht hatten, verschwanden plötzlich lautlos. Es gehörte zu den kalt berechneten Anordnungen des alten Kaisers, daß kein sichtbar Bewaffneter ihn und seine Nähe bewachen durfte. Die Polizeispitzel trugen graue Hütchen statt der grünen, um

nicht erkannt zu werden. Komiteemänner in Zylindern, mit schwarz-gelben Binden, erhielten die Ordnung aufrecht und die Liebe des Volkes in den gebührenden Grenzen. Es wagte nicht, die Füße zu bewegen. Manchmal hörte man sein gedämpftes Gemurmel, es war, als flüsterte es eine Ehrenbezeigung im Chor. Es fühlte sich dennoch intim und gleichsam im kleinen Kreis eingeladen. Denn der Kaiser war gewohnt, im Sommer ohne Pomp abzureisen, in einer Morgenstunde, die von allen Stunden des Tages und der Nacht gewissermaßen die menschlichste eines Kaisers ist, jene, in der er das Bett, das Bad und die Toilette verläßt. Deshalb hatte der Kutscher die heimische Livree, dieselbe fast, die der Kutscher eines reichen Mannes trägt. Deshalb befand sich niemand neben dem Kutscher auf dem Bock, solange der Wagen nicht fuhr. Es war nicht das spanische Zeremoniell der Habsburger, das Zeremoniell der spanischen Mittagssonne. Es war das kleine österreichische Zeremoniell einer Schönbrunner Morgenstunde.

Aber gerade deshalb war der Glanz besser wahrzunehmen, und es schien mehr vom Kaiser auszugehen als von den Gesetzen, die ihn umgaben. Das Licht war besänftigt und also sichtbar und nicht blendend. Man konnte gleichsam seinen Kern sehen. Ein Kaiser am Morgen, auf einer Erholungsreise, im offenen Wagen und ohne Gesinde: ein privater Kaiser. Eine menschliche Majestät. Er fuhr von seinen Regierungsgeschäften weg, in Urlaub fuhr der Kaiser. Jeder Schuster durfte sich einbilden, daß er dem Kaiser den Urlaub gestattet hatte. Und weil Untertanen sich am tiefsten beugen, wenn sie einmal glauben dürfen, sie hätten dem Herrn etwas zu gewähren, waren an diesem Morgen die Menschen am untertänigsten. Und weil der Kaiser nicht durch ein Zeremoniell von ihnen getrennt wurde, errichteten sie selbst, jeder für sich, ein Zeremoniell, in das jeder den Kaiser und sich selbst einbezog. Sie waren nicht zu Hof geladen. Deshalb lud jeder den Kaiser zu Hof.

Von Zeit zu Zeit fühlte man, wie sich ein scheues und fernes Gerücht erhob, das gleichsam nicht den Mut hatte, laut

zu werden, sondern nur gerade noch die Möglichkeit, »ruchbar« zu sein. Es schien plötzlich, daß der Kaiser schon das Schloß verlassen hatte, man glaubte zu fühlen, wie er im Hof das Gedicht eines deklamierenden Kindes entgegennahm, und wie man von einem herannahenden großen Gewitter zuerst den Wind verspürt, so roch man hier von dem herannahenden Kaiser zuerst die Huld, die vor den Majestäten einherweht. Von ihr getrieben, liefen ein paar Komiteeherren durcheinander, und an ihrer Aufregung las man wie an einem Thermometer die Temperatur, den Stand der Dinge ab, die sich im Innern zutrugen.

Endlich entblößten sich langsam die Köpfe der vorne Stehenden, und die rückwärts standen, wurden plötzlich unruhig. Wie? Hatten sie etwa den Respekt verloren?! Oh, keineswegs! Nur ihre Andacht war neugierig geworden und suchte heftig ihren Gegenstand. Jetzt scharrten sie mit den Füßen, sogar die disziplinierten Pferde legten beide Ohren zurück, und es geschah das Unglaublichste: der Kutscher selbst spitzte die Lippen wie ein Kind, das an einem Bonbon lutscht, und gab dermaßen den Pferden zu verstehen, daß sie sich nicht so benehmen dürfen wie das Volk.

Und es war wirklich der Kaiser. Da kam er nun, alt und gebeugt, müde von den Gedichten und schon am frühen Morgen verwirrt von der Treue seiner Untertanen, vielleicht auch ein wenig vom Reisefieber geplagt, in jenem Zustand, der dann im Zeitungsbericht »die jugendliche Frische des Monarchen« hieß, und mit jenem langsamen Greisenschritt, der »elastisch« genannt wurde, trippelnd fast und mit sachte klirrenden Sporen, eine alte schwarze und etwas verstaubte Offiziersmütze auf dem Kopf, wie man sie noch zu Radetzkys Zeiten getragen hatte, nicht höher als vier Mannesfinger. Die jungen Leutnants verachteten diese Mützenform. Der Kaiser war der einzige Angehörige der Armee, der sich so streng an die Vorschriften hielt. Denn er *war* ein Kaiser.

Ein alter Mantel, innen verblaßtes Rot, hüllte ihn ein. Der

Säbel schepperte ein wenig an der Seite. Seine stark gewichsten, glatten Zugstiefel leuchteten wie dunkle Spiegel, und man sah seine schmalen, schwarzen Hosen mit den breiten roten Generalsstreifen, ungebügelte Hosen, die nach alter Manier rund waren, wie Röllchen. Immer wieder hob der Kaiser seine Hand salutierend an das Dach seiner Mütze. Dabei nickte er lächelnd. Er hatte den Blick, der nichts zu sehen scheint und von dem sich jeder getroffen fühlt. Sein Auge vollzog einen Halbkreis wie die Sonne und verstreute Strahlen der Gnade an jedermann.
An seiner Seite ging der Adjutant, fast ebenso alt, aber nicht so müde, immer einen halben Schritt hinter der Majestät, ungeduldiger als diese und wahrscheinlich sehr furchtsam, von dem innigen Wunsch getrieben, der Kaiser möchte schon im Wagen sitzen und die Treue der Untertanen ein vorschriftsmäßiges Ende haben. Und als ginge der Kaiser nicht selbst zum Wagen, sondern als wäre er imstande, sich irgendwo im Gewimmel zu verlieren, wenn der Adjutant nicht da wäre, machte dieser fortwährend winzige, unhörbare Bemerkungen an dem Ohr des Kaisers, der sich wirklich nach jedem Flüstern des Adjutanten in eine andere Richtung, fast unmerklich, wandte. Schließlich hatte beide den Wagen erreicht. Der Kaiser saß und grüßte noch lächelnd im Halbkreis. Der Adjutant lief hinten um den Wagen herum und setzte sich. Aber ehe er sich noch gesetzt hatte, machte er eine Bewegung, als wollte er nicht an der Seite des Kaisers, sondern ihm gegenüber Platz nehmen, um den Adjutanten aufzumuntern. In diesem Augenblick stand auch schon ein Diener mit einer Decke vor den beiden, die sich langsam über die Beine der beiden Alten senkte. Der Diener machte eine scharfe Wendung und sprang, wie von einem Gummi gezogen, auf den Bock, neben den Kutscher. Es war des Kaisers Leibdiener. Er war fast so alt wie der Kaiser, aber gelenkig wie ein Jüngling; denn das Dienen hatte ihn jung erhalten, wie das Regieren seinen Herrn alt gemacht hatte.
Schon zogen die Pferde an, und man erhaschte noch einen silbernen Glanz vom weißen Backenbart des Kaisers. Vi-

vat! und Hoch! schrie die Menge. In diesem Augenblick stürzte eine Frau vor, und ein weißes Papier flog in den Wagen, ein erschrockener Vogel. Ein Gnadengesuch! Man ergriff die Frau, der Wagen hielt, und während Zivilpolizisten sie an den Schultern griffen, lächelte ihr der Kaiser zu, wie um den Schmerz zu lindern, den ihr die Polizei zufügte. Und jeder war überzeugt, der Kaiser wisse nicht, daß man jetzt die Frau einsperren würde. Sie aber wurde in die Wachstube geführt, verhört und entlassen. Ihr Gesuch sollte schon seine Wirkung haben. Der Kaiser war es sich selbst schuldig.

Fort war der Wagen. Das gleichmäßige Getrappel der Pferde ging unter im Geschrei der Menge. Die Sonne war heiß und drückend geworden. Ein schwerer Sommertag brach an. Vom Turm schlug es acht. Der Himmel wurde tiefblau. Die Straßenbahnen klingelten. Die Geräusche der Welt erwachten.

Erschienen März 1928

Ernst Jünger

Die Eberjagd

geb. 1895

Die Schützen hatten sich längs der Schneise aufgestellt. Der Fichtenschlag stand hinter ihnen mit schwarzen Zakken; die Zweige berührten noch den Grund. Vergilbtes Waldgras war in sie eingeflochten und hielt sie am Boden fest. Das machte den Eindruck, als ob dunkle Zelte aufgeschlagen wären, Herbergen gegen Sturm und Kälte im tief verschneiten Land. Ein Gürtel von fahlem Schilf verriet den Graben, der unter dem Schnee verborgen war.
Das Waldstück grenzte an das Fürstliche. Es war im Sommer schwül und stickig, und Schwärme von Bremsen zogen die Lichtungen entlang. Im Herbst, wenn die Gespinste flogen, bedeckten Legionen von Pilzen den moosigen Grund. Die Beeren glänzten wie Korallen auf den Kahlschlägen.
Es hatte eben erst zu schneien aufgehört. Die Luft war köstlich, als ob die Flocken sie gefiltert hätten; sie atmete sich leichter und trug den Ton weithin, so daß man unwillkürlich flüsterte. Die frische Decke schien jede Vorstellung des Weißen zu übertreffen; man ahnte herrliche, doch unberührbare Geheimnisse.
Die besten Plätze waren dort, wo eine Schonung an die Schneise stieß. Kaum ragten die grünen Spitzen aus dem Schnee hervor. Hier war das Schußfeld ideal. Richard stand neben dem Eleven Breyer in einem Querschlag, auf dem sich die Zweige fast berührten, so daß kaum Ausblick war. Es war ein schlechter Platz, ein Stand für Anfänger. Doch war die Erwartung so stark geworden, daß er nicht mehr an Einzelheiten dachte, ja daß sogar sein Kummer sich auflöste. Er hatte bis zuletzt gehofft, daß der Vater ihm eine Büchse geben würde; das war die Erfüllung, auf

die sein Dichten und Trachten gerichtet war. Er kannte keinen heißeren, keinen zwingenderen Wunsch. Er träumte von dem blauen Stahl der Waffe, von ihrer Nußbaumschäftung, von den Stecheichenblättern, die in das Metall graviert waren. Wie leicht sie war, wie handlich, und wunderbarer als alle Spielzeuge. Im Dunkel ihres Laufes glänzten die Züge in silberner Spirale auf. Wenn man sie spannte, gab sie ein trockenes Knacken von sich, als ergriffe die Zuverlässigkeit selbst das Wort, um das Herz zu erfreuen. Man konnte den Abzug durch einen Stecher verfeinern – dann war es, als ob ein Gedanke den Schuß entzündete. Daß dieses Kleinod, dieses Wunder, zugleich das Schicksal, den Tod in sich beschloß: das freilich ging über die Phantasie hinaus. Richard fühlte, daß in ihrem Besitze eine Ergänzung für ihn verborgen lag, eine vollkommene Veränderung. Bevor er einschlief, sah er sich zuweilen mit ihr nach Art der Wachträume im Walde – nicht etwa, um zu schießen, nein, nur um wie mit einer Geliebten mit ihr im Grünen sich zu ergehen. Es kam ihm dabei ein Wahrspruch in den Sinn, den er auf einem alten Zechkrug gelesen hatte, aus dem der Vater zuweilen einschenkte:

> Ich und du, wir beide
> Sind uns genug zur Freude.

Auch wenn ihm die Augen zugefallen waren, spannen sich die Bilder fort. Sie führten manchmal selbst zu Beängstigungen: er hatte die Waffe gespannt und wollte schießen, doch verhinderte ein böser Zauber, daß sie Feuer gab. Sein ganzer Wille heftete sich dann daran, doch seltsam, je mehr, je heftiger er ihn spannte, desto gründlicher verweigerte die Büchse ihm den Dienst. Er wollte schreien, doch die Stimme versagte ihm. Dann fuhr er aus dem Alpdruck auf. Wie glücklich war er, wenn er erkannte, daß ihn ein Traum genarrt hatte.
Am sechzehnten Geburtstag sollte ihm das Wunder zufallen. Es wurde ihm nicht leicht, sich zu gedulden, wenn er Jägerburschen oder Eleven wie diesen Breyer sah, der

knapp zwei Jahre älter und kaum größer als Richard war. Jetzt aber war es so still und klar im Walde, daß dieses Zehrende und Drängende in ihm erlosch. Die Welt war feierlich verhüllt.
Ein feines Zirpen durchzog das Tannicht und entfernte sich. Das waren die Goldhähnchen, die winzigen Gelbschöpfe; sie fühlten sich in den dunklen Schlägen wohl, in denen sie die Zapfen abkleibten. Dann hallte vom Rand des Forstes ein Hornruf durch die weiße Welt. Das Herz begann zu klopfen; die Jagd ging an.
Von fern her kam Unruhe in den Dickichten auf. Im Maß, in dem sie sich verstärkte, nahm auch der Herzschlag zu. Die Treiber brachen in schweren Lederschürzen durch das Gezweig und klopften mit dem Axtholz an die Stämme; dazwischen hörte man ihre Rufe: »hurr-hurr, huur-huur, hurr-hurr«. Zuerst klang dieses Treiben fern und heiter, dann wurden die Stimmen gröber, gefährlicher. Sie klangen nach Pfeifenrauch, nach Obstbrand, nach Wirtshaushändeln und drängten sich in das Geheimnis des Waldes ein.
Jetzt hörte man das Rauschen und Rufen ganz in der Nähe, und dann ein Rascheln, das sich unterschied. Ein Schatten durchfuhr das Röhricht und wechselte in die andere Dekkung, genau zwischen Richard und dem Eleven hindurch. Obwohl er wie ein Traumbild über die Blöße huschte, erfaßte Richard im Fluge die Einzelheiten: die Treiber hatten einen starken Keiler aus dem Lager aufgescheucht. Er sah ihn in einem Sprunge, wie von der Sehne geschossen, über den Weg fliegen. Das Vorderteil mit der mächtigen Brust lief keilförmig nach hinten zu. Die starken Rückenborsten, die der Weidmann Federn nennt, waren zum Kamm gesträubt. Richard hatte den Eindruck, daß ihn die kleinen Augen streiften; vor ihnen leuchteten die starken, gekrümmten Gewehre auf. Auch sah er die gebleckten Haderer, die dem Haupte den Ausdruck wütender Verachtung mitteilten. Das Wesen hatte etwas Wildes und Dunkelstruppiges, aber es war auch Röte, wie vom Feuer, dabei. Der dunkle Rüssel war absonderlich gebogen, ja fast ge-

schraubt; er ließ den Ekel ahnen, mit dem dieser Freiherr die Nähe der menschlichen Verfolger und ihre Witterung empfand. Im Augenblick, in dem er die beiden wahrnahm, ließ er ein Schnarchen hören, doch wich er nicht aus der Bahn.

Im Nu war dieses Bild vorüber, doch prägte es sich mit traumhafter Schärfe ein. Der Eindruck blieb Richard für immer haften: die Witterung von Macht und Schrecken, doch auch von Herrlichkeit. Er fühlte, daß er in den Knien wankte und daß er den Mund geöffnet hatte, doch brachte er keinen Laut hervor.

Genauso schien es den Eleven zu verstören; er war ganz blaß geworden und stierte dem Eber mit aufgesperrten Augen nach. Fast hätte das Untier ihn gestreift. Schon war es wieder im Grün verschwunden, als er die Büchse hochriß und ihm eine Kugel nachwarf, dorthin, wo noch die Zweige zitterten.

Im engen Dickicht dröhnte der Schuß betäubend wie ein Paukenschlag. Die beiden jungen Leute starrten sich wortlos an. Zwischen den Fichten haftete die strenge, rauschige Witterung des Keilers, sie mischte sich mit dem Geruch des Harzes und dem Pulverdunst, der sich verbreitete. Ein zweiter Hornruf ertönte; er blies das Treiben ab. Man hatte nur diesen einen Schuß gehört.

Dann kam Moosbrugger, der Förster, von der Schneise her gelaufen, während das Jagdhorn am grünen Bande flatterte. Die Nase glühte ihm wie ein Karfunkel, und er mußte erst Atem schöpfen, ehe er zu fluchen begann. Er prüfte die Fährte und sah zu seinem Ärger, daß die Sau nicht, wie erwartet, über die Schneise flüchtig geworden war, sondern hier am entlegenen Ort. Nun hatten der Graf und seine Gäste das Nachsehen gehabt. Das kränkte Moosbrugger persönlich, und Richard hatte den Eindruck, daß es ihm schwerfiel, den jungen Schützen nicht zu ohrfeigen. Wenn es sich um einen seiner Jägerburschen gehandelt hätte, dann hätte er es wohl getan. So begnügte er sich, die Zähne zu fletschen und den Eleven zu fragen:

»Wissen Sie, was Sie jetzt gemacht haben?«

Und als der Gefragte verlegen die Achseln zuckte:
»Ich will es Ihnen sagen: ein leeres Rohr haben Sie gemacht.«
Dabei stieß er ein teuflisches Lachen aus und wandte sich von neuem der Fährte zu. Richard fühlte sich nun ganz zufrieden mit der Rolle des Zuschauers, die er gespielt hatte. Der unglückliche Eleve hatte einen roten Kopf bekommen; es schien ihm unbehaglich in seiner Haut zu sein. Er murrte vor sich hin.
»Dem hat's noch keiner recht gemacht. Wenn ich nicht geschossen hätte, würde er auch geraunzt haben.«
Er war indessen schuldbewußt. Erst hatte er sich durch das Grobschwein erschrecken lassen und dann ein Loch in die Luft gesengt. Mit gleicher Inbrunst, wie er bei sich gehofft hatte, daß die Sau an ihm vorüberwechseln möge, verwünschte er nun, daß sie ihm in die Quere gekommen war. Schon sah er den Waldgrafen und hinter ihm die Jagdgesellschaft von der Schneise her auf sich zuschreiten. Seine Verwirrung war so stark, daß sie sich auf Richard übertrug. Bei alledem war es noch günstig, daß der fürchterliche Moosbrugger im Gebüsch verschwunden war.
Im Augenblick, in dem der Jagdherr sie erreichte, erscholl die mächtige Stimme des Försters aus dem Dickicht: »Sau tot! Sau tot!«
Dann blies er die Jagd aus, daß es weithin den Forst durchdrang. Die ganze Gesellschaft mit den Treibern folgte dem Hornruf und trat auf eine Lichtung, die hinter dem Fichtengürtel lag. Dort stand Moosbrugger neben dem Keiler, der im Neuschnee verendet war. Er war jetzt im vollen Triumph darüber, daß die Jagd gut ausgegangen war, und meldete dem Grafen noch einmal, während ein schreckliches Lachen sein Gesicht von einem Ohre bis zum anderen spaltete. Er hatte es natürlich gleich gewußt – nur zwei, drei Schnitthaare und Lungenschweiß –, zum Teufel, die jungen Leute hatten bei ihm gelernt.
Alle umstanden nun im Oval die Beute, die Schützen mit umgehängter Büchse, die Treiber mit geschulterter Axt. Der Keiler lag auf dem weißen Bett wie schlafend, die klei-

nen Augen blickten die Bezwinger halb spöttisch an. Die Männer bewunderten das mächtige Haupt, das wie auf einem Kissen lag. Die scharfen Gewehre schimmerten in grimmiger Krümmung wie altes Elfenbein. Dort, wo der breite Hals ansetzte, starrten die Läufe, die Moosbrugger die Vorderhämmer nannte, steif in die Luft. Das dunkelborstige Vlies war rostig durchschossen, nur über den Rükken zog sich ein reinschwarzes Band. Immer noch breitete sich, an den Rändern verblassend, ein großer Blutfleck aus.

Bei diesem Anblick empfand Richard ein Bangen; fast schien es ihm unziemlich, daß sich hier die Augen an dem Erlegten weideten. Nie hatte ihn eine Hand berührt. Nun, nach dem ersten Staunen, packte man ihn an den Tellern und Läufen und wendete ihn hin und her. Der Knabe suchte sich gegen das Gefühl zu wehren, das in ihm aufstieg: daß ihm in diesem Augenblick der Eber näher, verwandter als seine Hetzer und Jäger war.
Nachdem sie die Beute bewundert und betastet hatten, entsannen sie sich des glücklichen Schützen, der sie gestreckt hatte. Der Graf brach einen Fichtenzweig, den er in den Anschuß tauchte, dann präsentierte er auf dem Kolben des Gewehres den blutbetauten Bruch, während Moosbrugger Halali blies. Der junge Mann stand mit bescheidenem Stolz in ihrer Mitte und heftete das Reis an seinen Hut. Die Augen ruhten mit Wohlwollen auf ihm. Bei Hofe, im Krieg und unter Jägern schätzt man den glücklichen Zufall und rechnet ihn dem Manne zu. Das leitet eine Laufbahn günstig ein.
Sie ließen nun eine runde, mit Obstwasser gefüllte Flasche kreisen, aus welcher der Graf den ersten Schluck nahm und die er dann, nachdem er sich geschüttelt hatte, als nächstem dem Eleven gab. Sie suchten jetzt alle mit ihm ein Wort zu wechseln, und er durfte nicht müde werden zu berichten, wie ihm der Keiler begegnet war. Wirklich ein Kernschuß, das mußte der Neid zugeben. Er schilderte, wie er die Sau vernommen hatte und wie sie auf ihn zugesprungen war. Auch wie er nicht voll Blatt getroffen hatte,

sondern etwas dahinter, weil sie im spitzen Winkel im Tann verschwunden war. Er hatte sie aber deutlich zeichnen gesehen. Moosbrugger lobte ihn über den grünen Klee.

Nur Richard war befangen, er hielt sich für den einzigen, der dem Vorgang nicht gewachsen war. Er hörte mit Erstaunen, daß Breyer ihn ganz anders wahrgenommen hatte, und mußte es glauben, denn dafür zeugte der Keiler, der vor ihm lag. Er lernte hier zum ersten Male, daß Tatsachen die Umstände verändern, die zu ihnen führten – das rüttelte an seiner idealen Welt. Das grobe Geschrei der Jäger bedrückte ihn. Und wieder schien ihm, daß ihnen der Eber hoch überlegen war.

Moosbrugger zog bedächtig sein Messer aus der Scheide und prüfte die Schärfe, indem er es über den Daumen strich. Man durfte selbst bei strengem Frost den Keiler nicht in der Schwarte lassen, dafür war er zu hitzig im Geblüt. Die Miene des Jägers wurde nun ganz altertümlich, durchleuchtet von einer Art von feierlichem Grinsen, das die tief eingegerbten Falten senkrecht zog. Er kniete sich auf einen Hinterlauf des Keilers und packte mit der Linken den anderen. Dann ritzte er die gespannte Decke mit der Schärfe an und schlitzte sie bis zum Brustbein auf. Zunächst entfernte er zwei Gebilde, die spiegelblauen Gänseeiern glichen, und warf sie, während die Treiber beifällig lachten, hinter sich: »Die holt sich der Fuchs zum Nachtessen.«

Dann fuhr er behutsam einem Strange nach. Der scharfe Dunst, der das Tier umschwelte, wurde nun beizend; die Männer traten fluchend zurück. Moosbrugger wühlte mit beiden Händen in der Bauchhöhle und fuhr in den Brustkorb hinein, zog rotes und blaues Gescheide heraus, die edlen Eingeweide absondernd. Das Herz war vom Geschoß zerrissen; der Eber hatte mit dieser Wunde noch an neunzig Fluchten gemacht. Ein Jägerbursche schnitt den Pansen auf, um ihn im Schnee zu waschen; er war prall mit geschrotenen Bucheckern gefüllt. Bald hatte sich der geschändete Leib in eine rote Wanne umgewandelt, aus der noch immer das Blut in die Frostluft emporrauchte.

Moosbrugger umschnürte den Oberkiefer hinter den Hauern mit einer Schlinge; die Treiber spannten sich davor und schleiften den borstigen Rumpf davon. Die Jäger entzündeten die Pfeifen und schlossen sich, behaglich plaudernd, dem Zuge an. Die Jagd war aus.
Das war der erste Abend, an dem Richard einschlief, ohne an das Gewehr gedacht zu haben; dafür trat nun der Eber in seinen Traum.

Erschienen 1952

Arnolt Bronnen

Die Ermordung des Aisop

1895–1959

Kobon, Archiereus des Delphischen Priester-Kollegiums,
schrieb diese Glossen zu dem Prozeß
gegen Aisopos im 3. Jahre der 58. Olympiade.

Mit Kaine, der Tochter des Elatos, vermählt sich Poseidon. Dann (es war ihr nämlich nicht erwünscht, Kinder zu bekommen, weder von ihm noch von einem anderen) macht Poseidon sie zu einem Manne, der unverwundbar ist und unter den damaligen Menschen die größte Kraft hat. Und wenn diesen Kaineus jemand mit Eisen oder Erz treffen will, gerade der wird am ersten überwältigt.
Dieser Kaineus wird König der Lapithen und führt Krieg mit den Kentauren. Er stellt einen Speer auf dem Markt auf und befiehlt, diesen als Gott zu verehren. Das aber mißfiel den Göttern, und wie Zeus ihn bei diesem Treiben sah, drohte er ihm und regte die Kentauren gegen ihn auf. Und die hauen ihn, wie er aufrecht dasteht, in die Erde hinein und setzen einen Fels-Block darauf zum Zeichen. Und er stirbt.

Ich las diesen Spruch der alten Theologen den Priestern vor. Wir mußten uns mit dem Willen der Götter in Einklang wissen, ehe wir vor die Menschen hintraten.
Darum hatte ich mich auch der sofortigen Hinrichtung des Frevlers widersetzt, wie sie Demonax, völlig außer sich in der Ekstase seines göttlichen Zorns, immer wieder gefordert hatte. Damals hatten auch noch die Delphier wie wilde Tiere gebrüllt und nach dem Blute des Frevlers gelechzt.
Die meisten von ihnen brüllten wohl immer noch. Sie umlagerten das Gefängnis von Krisai, in das wir den Aisopos gesperrt hatten. Es gab aber einzelne, wenige, die zischten

und tuschelten: man hätte dem Aisopos die goldene Statuette ins Gepäck geschmuggelt! Wer hätte das wohl tun können? Will man dergleichen Schurkereien dem Demonax nachsagen? Oder gar mir? Und kein anderer hätte überhaupt vor das Zimmer, in das Zimmer des Aisopos gelangen können.

Eben weil es mir klar war, daß die Freunde des Aisopos logen und leugneten, sah ich auf äußerste Korrektheit des Verfahrens. Wir hatten Zeugen, und wir hatten Indizien die Fülle. Auch hatte der Aisopos bis jetzt noch gar nichts abzustreiten gewagt. Er tat freilich so, als nähme er die Anschuldigung gar nicht ernst.

Auch seine Freunde traten mit dergleichen Argumenten auf. Als Gesandter des reichsten Königs der Welt, des Kroisos, hätte der Aisopos es nicht nötig gehabt, eine Gold-Statuette zu stehlen, wenn sein König jederzeit bereit war, ihm hundert Gold-Statuetten zu schenken. Eine wacklige Argumentation: denn Kroisos – wir warteten nur den letzten Boten ab – war zur Zeit gar nicht mehr König, und warum sollte der schlaue Aisopos nicht auch das wissen, was wir durch Boten erfahren konnten?

Natürlich wäre mir am liebsten gewesen, der Aisopos hätte sein Verbrechen offen gestanden. Doch so weit war er, selbst angesichts des nahen Todes, noch nicht. Vielleicht würde ihm vor Freunden ein Geständnis entschlüpfen? Ich ließ es daher zu, als ich hörte, jener Buch-Händler Demeas hätte die Wachen bestochen und würde sich in den Kerker zum Aisopos einschließen lassen.

Ich belauschte das Gespräch. Das Gefängnis in Krisai war recht hell und gemütlich, auch hatten wir den Gefangenen, da es sich ja doch um seine letzten Stunden handelte, mit Essen und mit Trinken gut versorgt. Trotzdem begann Demeas zu weinen, als er den Aisopos in Ketten erblickte. Da weinte auch der Aisopos.

Demeas kannte die Stadt-Delphier genau. Er sagte zum Aisopos: »Ich sah Dich doch oft weinen, wenn Du deine Geschichten erzähltest. Warum weintest Du nicht, als man Dich so ungeheuerlich beschuldigte? Du sahst nur kalt und

starr und fühllos drein. Die Delphier aber sagten, das tätest Du, weil Du Dich schuldig fühltest.«
Jetzt begann der Aisopos zu lächeln, weil ihm eine Geschichte einfiel, und er umarmte den Demeas und sagte: »Ich will Dir etwas über echte und falsche Tränen erzählen.« Und sie lächelten beide und schmiegten sich aneinander, und der Aisopos erzählte:

Eine Frau, die ihrem kürzlich verstorbenen Manne ein prächtiges Mausoleum errichtet hatte, ging täglich in dieses Gruft-Gewölbe, betete dort und weinte. Dies sah ein Mann, der in der Nähe pflügte, und bekam Lust, ihre Liebe zu genießen. Er ließ seine Ochsen stehen, ging in das Mausoleum, stellte sich neben die Frau, betete und weinte.
Die Frau fragte ihn: »Warum weinst Du, Lieber?« Er erwiderte: »Auch ich habe eine schöne Frau begraben. Wenn ich nun weine, lichtet sich mein Schmerz.« Die Frau sagte: »So geht es auch mir.« Da meinte der Mann: »Warum tun wir uns dann nicht zusammen? Ich werde Dich lieben, wie ich meine Frau geliebt, und Du wirst mich lieben wie Deinen Mann.« Derart überredete er die Frau, sie taten sich zusammen, und er trieb sein Spiel mit ihr.
Währenddessen kam ein Dieb, spannte die Ochsen aus und zog mit ihnen ab. Als nun die beiden aus dem Mausoleum kamen, fand der Mann seine Ochsen nicht mehr vor, begann zu jammern und weinte. Die Frau sah seine Tränen und fragte: »Warum weinst Du denn schon wieder?« Der Mann fuhr fort zu schluchzen: »Diesmal sind es echte Tränen.«

So lächelten sie beide über ihre Tränen, und nur ich lächelte nicht, weil ich mich um das Geständnis des Frevlers betrogen fühlte. Doch half dem Aisopos alle seine durchtriebene Hinterlist, alle seine Verstocktheit nichts. Der Gott sprach. Er ließ, eben in meinem größten Kummer, den lang erwarteten Boten aus Sardeis eintreffen. Ich hörte ihn an und berief sogleich das große Tempel-Gericht ein.
Wir tagten auf der alten Agora. Rings um uns starrten Ruinen, die, noch nach Jahrzehnten, von den großen Bränden

zeugten, durch welche Delphoi einst die Macht der hoffärtigen, gegen das Orakel aufbegehrenden Stadt gebrochen hatte. Das Bouleuterion, die Amts-Gebäude, die Paläste der Reichen, alles lag in Trümmern. Die Buden der Armen waren zerstört, als wären sie nie gewesen. Von Krisai stand nur mehr das, war Delphoi brauchte: die Molen, die Speicher, das Gefängnis. So warnte Krisai alle Feinde des Gottes.

Wir Richter saßen auf Waren-Ballen, auf Pflöcken, auf umgestürzten Marmor-Säulen. Dicht umdrängte uns die graue Masse der Stadt-Delphier. Überall stachen die Augen wie schwarze, giftige Beeren heraus. In der Mitte stand der Angeklagte einsam. Noch schien er stolz, noch ungebrochen. Zögernd erhob sich Demeas zur Verteidigung.

Die Menge empfing ihn mit Zischen, mit Drohungen. Ich ließ ihn reden. Ich wußte, was er sagen würde. Ich wußte, daß seine Worte nur die Wucht dessen verstärken würden, was nunmehr, allen klar, allen verständlich, gegen den Aisopos sprach.

Der Verteidiger beweist die Schuld, so konnte ich beginnen, nachdem Demeas geendet hatte. Der Verteidiger behauptet noch einmal, daß der Aisopos unser Gold – das auch Euer Gold ist, Stadt-Delphier – nicht gebraucht hätte. Hier, neben mir, steht der Mann, an dessen Füßen noch der blutgetränkte Staub von Sardeis klebt. Er wird Euch beweisen, daß der Aisopos, gerade jetzt, nur mehr einen Ausweg sah: dem Gott, dem Orakel und Euch, Stadt-Delphier, das kostbare Gold zu rauben.

Die Menge keuchte und stöhnte vor Erregung. Tausend Augen drohten mit stechender Schwärze des Aisopos. Ich hieß den Boten vortreten und berichten: »Vierzehn Wochen lang hatte der Kroisos die Belagerung durch den Kurusch gut überstanden, und auch den großen Sturm am Ende dieser Zeit. Als nun Ruhe eingetreten war, beugte sich ein lydischer Wacht-Posten triumphierend über die Mauer; da fiel ihm der Helm vom Haupte und rollte über den Felsen zu den Persern hinab. Ein Perser namens Hyroiades sah es, tat aber, als hätte er nichts gesehen; daraufhin stieg

in der Nacht der Lyder über einen geheimen Pfad durch die unwegsam scheinenden Felsen hinab und holte sich den Helm wieder. Hyroiades beobachtete ihn genau, zeigte den Pfad seinen Kameraden, und in der folgenden Nacht wurde Sardeis erstürmt.
Die Perser suchten überall in der riesigen Stadt den Kroisos, um ihn vor Kurusch zu bringen. Die ihn kannten, fanden ihn nicht. Einer, der ihn nicht kannte, fand ihn. Der ging mit der Lanze auf den Lyder los. Es stand vor dem Kroisos der letzte Sohn, der ihm geblieben, der war stumm. Der trat dem Perser entgegen, doch was konnte das nützen? Der Vater, verzweifelt, wollte nicht reden, der Sohn, verzweifelt, konnte nicht reden.
Kroisos hatte auch wegen dieses Sohnes das Orakel in Delphoi um Hilfe angefleht. Die Pythia hatte ihm erwidert:

Lyder, Du bist ein gewaltiger Fürst, doch törichten Herzens.
Sehn Dich nicht, jemals die Stimme des Sohnes zu hören,
Denn es wär' besser für Dich, er blieb' in Deinen Palästen
Stumm! Er redet zuerst am letzten Tag Deines Reiches.

Es geschah genau, wie die Pythia geweissagt hatte: als die Lanzen-Spitze des Persers die Brust des Königs berührte, da löste die Furcht die Zunge des Stummen. Er schrie: »Mensch, töt den Kroisos nicht!« So wurde Kroisos vor Kurusch gebracht.
Es verurteilte Kurusch den Kroisos wegen des mutwillig begonnenen Krieges zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Wie nun Kroisos auf dem Holz-Stoß stand und die Flammen an den vier Ecken zu züngeln begannen, da rief er in seiner Not Apollon an. Der Gott sandte Regen, und das Feuer erlosch. Kurusch war erstaunt und begnadigte Kroisos. Nur dies wollte er wissen: ›Warum riefst Du den Gott der Hellenen an, und nicht Deine Götter? Kroisos erwiderte: ›Der Gott der Hellenen hat mich zu diesem Kriege gereizt.‹
Kurusch konnte das nicht glauben. Kroisos berichtete ihm von den Orakeln, die ihm die Pythia gegeben. Da lachte

Kurusch und deutete ihm die Orakel richtig. Er nahm ihm die Ketten ab und sagte: ›Die kannst Du nach Delphoi schicken, als Spende eines Unwissenden. Denn nicht Delphoi hat Dich in den Krieg gehetzt, sondern Deine Verblendung.‹ Und Kroisos erkannte vor dem Gott und vor den Menschen seine eigene Schuld.«

Es war Totenstille auf der weiten Agora, als der Bote geendet hatte. Ich nahm die Kette des Kroisos aus jenes Händen. Ich fügte hinzu: Gewaltig wie das Licht des Tages ist der Triumph von Delphoi. Strahlend steht der Gott über uns allen. Der Gott hat Kroisos gestraft, gewarnt und gerettet. Er hat ihn gestraft wegen des Krieges. Er hat ihn gewarnt wegen des Aisopos. Und er hat ihn gerettet, da der König, machtlos geworden, den Frevler nicht mehr schützen kann. Milder und unerbittlicher Gott! Nachdem Du milde warst, gibst Du uns auf, in Deinem Namen unerbittlich zu sein.

Damit warf ich die schwere Kette auf den in den Felsen gehauenen Boden. Die Kette klirrte. Und wir hörten es alle: auch die Kette an den Händen des Aisopos klirrte. Heilige Schauer rieselten uns über den Rücken hinab. Der Gott war da. Der Gott war unter uns. Der Gott war erschienen.

Wir sahen ihn alle: Er ging hoch, hell, tödlich-strahlend quer über die Agora. Er ging knapp am Aisopos vorbei, der sich vergeblich bäumte und streckte. Die Hand des Gottes war ausgestreckt. Sein Zeigefinger streifte die Schulter des Frevlers. Da brach der Aisopos, vom Gotte gefällt, zusammen.

Die tödliche Stille dauerte. Ich wagte nicht, sie zu brechen. Da raste die Menge los. Sie schrie nach Tod. Sie lechzte nach Tod. Der Gott, und durch den Gott Delphoi, hatte die Tausende in seinen Bann geschlagen.

Ich sagte: Das Urteil, und ich wartete auf den Spruch der Menge.

Jetzt gab es keine Gegenstimmen mehr. Sie wollten den Tod des Frevlers. Sie wollten den Tod, der jeden zum Henker machte. Das Verhungernlassen, das Steinigen genügte

ihnen nicht. Sie schrien: »Er soll kein Grab haben!« Sie brüllten: »Ihn sollen die Fische fressen!« Der Chor raste los: »Vom Gipfel der Hyampeia – ins Meer!! Ins Meer!!«
So mußte ich, Kobon, das Urteil sprechen: Aisopos, Phrygier, wird wegen Gottes-Lästerung und Tempel-Raubes dazu verurteilt, vom höchsten Gipfel der Phaidriaden, der Hyampeia, ins Meer gestürzt zu werden. Das Urteil wird sogleich nach seiner Verkündigung vollstreckt.

Als des Jammers
genug war und die Klage sich gelegt,
da ward es still umher, und eine Stimme
von fern erscholl, daß uns, vor jähem Schrecken,
allsamt das Haar in Angst zu Berge stand.
Denn einmal übers andre ruft der Gott:
O du! Du! Oidipous! Was zaudern wir
zu gehn? Du säumst zu lang an deinem Tod.

Uralter Boten-Bericht aus uralter Sage: und ich sang ihn vor mich hin, der letzten Schritte des Frevlers von ureinst gedenkend, während wir den Todes-Marsch mit dem Frevler von heute stampften. Die Phaidriaden lagen dicht vor uns. Die grelle Sonne des späten Nachmittags fiel schräg in sie hinein und machte das Schimmern der steilen Felsen unsern Augen schmerzhaft. Unten rauschte das schwarzblaue Meer. Zum Gipfel Hyampeia hatten wir noch mehr als eine Stunde zu gehen.
Voran schritten Demonax, die Profosen, die Stadt-Richter. Ihnen folgte der Aisopos, an den Händen gefesselt, am rechten Fuße eine schwere Kette scheppernd über den Fels-Boden nachschleppend. Dicht hinter ihm, die trennende Wache hatten sie überrannt, folgten die Stadt-Delphier, an die dreihundert; die anderen tausend waren in Krisai zurückgeblieben.
Es war natürlich kein Schade um jene Tausend, die sich vom steilen Weg hatten abschrecken lassen; denn daß sie

etwa Mitleid mit dem Aisopos hätten haben können – auch das wurde behauptet –, war völlig unmöglich. Diese Dreihundert waren um so besser. Während ich, den Priestern voran, dem Zuge langsam und mit Abstand folgte, wußte ich, daß der Aisopos bei diesen umsonst um Gnade flehen würde.
Der Aisopos wußte es nicht. Ich sah es an seinen Augen. Er hoffte, dies wären noch die gleichen Delphier, die er unten gesehen, wild und bestialisch, solange kein Blut floß, mild und rührsam, sowie es Ernst wurde. Das hoffte er vergebens, und er war kein Held, als er begriff, daß er vergebens gehofft hatte. Später werden die Freunde des Frevlers sagen, daß er tapfer und ungebrochen war bis zum Ende. Aber er war ein kläglicher Lump, ein stinkiger Fetzen Mensch, und ich: ich habe ihn so gesehen.
Jetzt sagte der Aisopos zu den Delphiern, die ihn drängten und trieben: »Stoßt mich doch nicht!« Und er keuchte. Sie grinsten nur: »Sei froh, solange wir Dich aufwärts stoßen; wenn wir Dich abwärts stoßen, wird Dir das Reden vergehn.« Er stöhnte wiederum, und ich sah es, wie er um sein Leben kämpfte; und sie werden sagen, er hätte nicht um sein Leben gekämpft, sondern um seine Arbeit – wobei seine frevlerische Arbeit dem Gott noch verhaßter war als sein verfluchtes Leben; und er wollte mit den Stadt-Delphiern ins Gespräch kommen, damit die ihn vielleicht doch begnadigten, sie waren ja mehr an der Zahl als wir Priester. So blieb er stehen und keuchte und flehte: »Laßt mich Euch eine Geschichte erzählen!« Sie blieben stehen, weil der Weg gerade sehr steil war. Sie wollten ein wenig rasten und sahen den Frevler erwartungsvoll an. Und er begann:

Als das Getier noch einander verstand, verliebte sich eine Maus in einen Frosch. Sie lud ihn zum Schmause und führte ihn in die Speisekammer eines Bankdirektors, bei dem sie wohnte. Da gab es Käse, Honig, Feigen, Nüsse, alle erdenklichen Leckerbissen. »Da iß nach Herzens-Lust, lieber Frosch«, sagte die Maus, und beide schwelgten in üppigen Genüssen.
Nun gab der Frosch vor, sich revanchieren zu wollen, und

führte die Maus an seinen Teich, auf dessen Grund sein Frosch-Palast war. Die Maus bekam Angst, ihm zu folgen, weil sie doch nicht schwimmen konnte. Da band der kräftige Frosch ihrer beider Füße aneinander und hopste ins Wasser. Vergebens piepte das Mäuslein um Hilfe. Es mußte ertrinken. Doch ehe es ertrank, sagte es noch: »Du tötest mich, Frosch, und ein Stärkerer rächt mich.«

Die Stadt-Delphier grölten: »Du giftiges Mäuslein, was drohst Du uns? Wir Frösche werden uns schon gut im Kote verstecken!« Und sie lachten sich krumm. Da erzählte ihnen der Aisopos den Schluß seiner Geschichte:

Die Maus trieb oben, und der Frosch trieb unten. Den Frosch sah niemand, ein Habicht sah die Maus. Der Habicht schoß herab und schlug die Maus. Weil aber an der Maus auch der Frosch hing, so verschlang der Habicht sie beide.

Es war, wie immer, das Aisopische Gift, das sie zögern machte. Ich schrie ihnen daher zu: Bürger von Delphoi, seid Ihr Frösche oder Menschen? Laßt Euch nicht anquaken von so einem! Da erwachten sie aus ihrer Verzauberung und pufften den Aisopos weiter hinauf.
Nun schritten wir schon den Grat der hohen Phaidriaden entlang. Der Weg wies nach Osten. Es klaffte nach Süden, zum Meer, entsetzlich hinab. Tiefer unten nisteten Möwen, die schrill und gierig krischen. Ein paar Männer packten den Aisopos und zeigten ihm, was seiner wartete: den Abgrund. Sein Gesicht wurde fahl. Nun begriff er zum ersten Male den furchtbaren Tod.
Vielleicht dreihundert Schritte vor dem Ziel: da machte der Grat einen scharfen Knick. Hier waren einst bei einem Donner-Sturm drei verirrte Kitharoden, Stadt-Delphier, ins Meer gestürzt. Stadt Delphoi hatte zum Gedächtnis des Unfalls und zur Begütigung der Geister, die hier lauern mochten, den Musen eine winzige Kapelle errichtet. Ich rief: Geht nicht zu nahe an dem Kapellchen vorbei! Da hat-

te sich der Aisopos bereits losgerissen und hielt trotz seinen gefesselten Händen die Opfer-Platte des Altars umklammert.
Ich sprang heran, der Zorn trieb mich vor. Der Tempel-Räuber suchte Schutz im Tempel, auch wenn es nur eine Kapelle, nur die Musen waren! Ich schrie: Reißt ihn weg! Er verunreinigt, was er anfaßt! Das feige Pack indessen sah mich an, sah den Aisopos an – und zögerte.
Sie standen wie eine Mauer zwischen mir und dem Frevler. Um den Grat brauste der Sturm; er riß mir jedes Wort aus den Zähnen. Der Aisopos aber zwängte sich in die enge Nische, er sprach wie aus einer tönenden Maske heraus, jedes Wort schien groß, jedes Wort war laut:

Hört mich an, Brüder aus Delphoi!
Einst wurde ein Hase von einem Adler verfolgt. Doch kein Tier bot dem Verfolgten Schutz, kein Tier setzte sich für ihn ein. Nur das verachteteste aller Wesen, der Mistkäfer, sprach dem Hasen Mut zu, stellte sich vor ihn und trat dem Adler entgegen. Bat den Gewaltigen, ihn nicht wegen seiner Kleinheit zu verachten, sondern anzuhören. Der Adler wurde zornig, warf den Mistkäfer mit einem Flügelschlag beiseite, riß den Hasen und verzehrte ihn.
Der Mistkäfer verkroch sich nun in das Gefieder des Adlers und ließ sich in dessen Nest tragen. Dort wälzte er, kaum daß der Adler fortgeflogen, dessen Eier über den Nest-Rand, so daß sie zur Erde fielen und zerbrachen. Der Adler nahm sich den Verlust seiner Brut sehr zu Herzen. Er brütete da und er brütete dort, hoch und noch höher; immer flog ihm der Mistkäfer nach und zerstörte die Brut.
Der stolze Adler, Vogel des Zeus, flog zum größten der Götter. Er klagte: »Ich werde immer meiner Brut beraubt. Jetzt vertraue ich sie Dir an, denn nur Du kannst sie bewachen.« Und er legte die Eierchen auf die Knie des Zeus.
Währenddessen war der Mistkäfer noch höher geflogen als die beiden, hatte eine Pille aus Mist gedreht und sie auf das Antlitz des Zeus niederfallen lassen. Zeus sprang auf, um den Schmutz abzuschütteln. Da war es wiederum um die Brut des Adlers geschehn.

So kann sich das Kleinste auch am Größten rächen. Denn es gibt ein Gesetz, göttlicher als die Götter und menschlicher als die Menschen: Hör an, der Dich bittet.

Doch vor dem Aisopos standen Männer, denen die Fäuste näher zum Hirn waren als das Herz. Das sah er nicht, das sah ich. So rief ich: Es sind nur mehr dreihundert Schritte bis hinauf zur Hyampeia. Wollt Ihr den Gott, der Euch zu seinen Richtern und Rächern bestimmt hat, so enttäuschen?
Das wollten sie nicht. Sie stürmten grölend auf die Kapelle los, rissen den, der sich verzweifelt wehrte, vom Altar, packten ihn, schleppten ihn zur Hyampeia hinauf. Wir waren oben. Ungeheuer weitete sich die Welt. Tief unter uns lag das erstarrte Meer. Mich schwindelte, wenn ich versuchte, hinunterzublicken. Ich mußte rasch zurücktreten, so sehr sog mich die Tiefe zu sich hinab.
Da stand er nun, der Aisopos, allein unter dem Pöbel der Stadt Delphoi. Finstere, schmierige Gestalten umgaben den Mann, zu dessen Henkern ich sie bestimmt hatte. Denn es war von Anfang an meine Absicht gewesen, das Orakel selbst mit der Vollstreckung des Urteils an einem Schmutzigen nicht zu beschmutzen.
Es war ein dichter Halbkreis um den Aisopos. Es war ein riesiges, graues Tier. Das bewegte sich langsam, man sah keine Schritte, dem Abgrund zu. Wir zitterten vor Kälte, vor Sturm, vor Erwartung. Dieser elende Aisopos verstand es immer noch, die Menschen zu bannen. Die Kerle fanden nicht den richtigen Mut, den Verbrecher zu packen und endlich, endlich! von der Hyampeia hinabzustürzen. Zum Glück sah jeder seine Faust vor sich. Diese Faust mußte jeden zum Henker machen.
Warum kämpfte der Aisopos überhaupt noch? Wenn er mich sah, inmitten der stolzen Schar meiner Priester, dann mußte er wissen, daß sein Tod beschlossen war. Immer kleiner wurde der Raum um ihn. Jetzt konnte er nicht mehr, nirgendhin mehr ausweichen. Zwei Fuß hinter ihm klaffte der Abgrund.

Dreihundert gegen einen: nun wußte er auch um den Hohn seines Todes. War dieses Pack nicht dieselbe Masse, für deren angebliche Befreiung er mit Lüge und Aufruhr sein Leben lang gehetzt hatte? Aber der Gott war stärker gewesen als der Gottlose, gerade beim Pack. Ich atmete froh und glücklich auf. Ja, das war der richtige Tod für Empörer!

Sie keuchten alle, sein Keuchen war heftiger. Der Sturm peitschte die Fetzen seines Gewandes gegen die Knöchel ihrer Fäuste. Er wehrte sich, er stieß noch einige zurück. Die Zurückgestoßenen murrten. Es war, es wuchs ein dumpfes Grollen in der flatternden Luft. Die Fäuste schwollen ihnen an. Jetzt mußte der erste zustoßen.

Da hob der Aisopos noch einmal die Hand, und sie zitterte endlich, die Hand. Er sprach – und das Pack ließ ihn sprechen. Er sprach – und das Pack ließ sich ihn anhören. Es hätte ja wissen müssen, was der Frevler sagen würde; denn daß in dessen dunklen Augen selbst jetzt nur Bitternis, nur Todes-Not, und keine Spur von Haß und Verachtung zu sehen war, konnte nichts anderes als erklügelte Verstellung sein.

Der sagte: »Weil ich mein Leben lang nichts anderes getan als Euch geliebt; weil Ihr die letzten seid, übriggeblieben von den Tausenden, die das Orakel gegen mich aufgehetzt; Ihr armen Henker; so müßt Ihr diese Geschichte hören. Mißversteht sie jetzt und versteht sie erst später:

Ein Bauer, auf dem Felde alt geworden, wollte zum Ende seines Lebens seinen Acker-Sklaven die Freiheit schenken. Er hieß einen Wagen anspannen, damit er in die Stadt zum Sklaven-Amt führe.

Den Söhnen paßte nicht, was der Alte wollte. Sie sagten: »Die Gäule und die Maultiere werden auf den Feldern gebraucht. Du kannst nur Esel für den Wagen haben.« So hofften sie, der Alte würde nicht fahren.

Der Alte geriet in Zorn, nahm die Esel und fuhr trotzdem. Die Esel trotteten langsam, Finsternis fiel ein, und ein Sturm erhob sich. Die Esel irrten vom Wege ab und schleuderten den Alten

in den Abgrund. Der stürzte sich zu Tode und im Sterben klagte er: »Sinnlos muß ich zugrunde gehen, nicht durch grausame Tiger, nicht durch jähzornige Menschen, sondern durch elende Esel.«

Da endlich brach der Bann. Da endlich entlud sich der ganze Zorn, nicht nur des Packs, sondern auch unser, der Priester, der Gläubigen und des Gottes. Die Fäuste stießen zu. Ein ungeheuerlicher Schrei – ich weiß nicht, wer ihn ausgestoßen hatte – peitschte sich in unsere Ohren hinein. Der Aisopos stand noch immer, obwohl Hunderte von Fäusten nach ihm zuckten. Dann verlor er das Gleichgewicht. Er trat zurück, er wollte noch so tun, als ob er in den Lüften gehen könnte. Dann schlug er um. Die zerrissenen Gewänder wirbelten um ihn. Ein wilder Tanz begann, während sich der Körper des Frevlers fort und fort überschlug. Die Gewänder zerflatterten, blieben an Fels-Spitzen hängen. Das nackte, bleiche Fleisch, das dunkle, wirre Haar, das war alles, was ich noch sehen konnte, ehe es im felsengemischten Meere zerschellte.
Ich hatte mich weit vorgebeugt. Fast wäre ich, das Ende des Frevlers zu sehen, jenem nachgestürzt. In diesem schwankenden Moment sah ich noch einmal ganz nah das Gesicht des Aisopos. Die aufheulende Gischt der Brandung war wie sein Mund. Ich hatte ihn nur einmal eine seiner Schnurren sprechen hören. Die war, seltsam laut, seltsam deutlich, in meinem Ohr:

Es war ein Mann, der konnte gut Trompete blasen. Er blies das ganze Heer zusammen. Er blies zum Angriff. Er blies zum Sieg. Er blies auch dann zum Sieg, als er zur Niederlage hätte blasen sollen. Da fingen ihn die Feinde.
Sie führten ihn vor den General. Der General sagte: »Niedermachen!« Der Trompeter flehte: »Warum tötet Ihr mich? Ich habe niemals einen getötet!«
Der General sagte: »Gerade darum mußt Du sterben. Denn Du hast, ohne selber kämpfen zu können, alle miteinander zum Kampfe gehetzt.«

Demonax riß mich zurück. Wir waren beide bleich; noch nachträglich durchpfählte uns der Schreck. Demonax lächelte mühsam: »Jetzt wärst bald auch Du dem Zauber seiner Fabeln erlegen.« Ich faßte mich, ich straffte mich, ich wies spöttisch in die Tiefe hinab: Der dort wird keine Fabeln mehr erzählen; es sei denn, das Meer erzählt sie für ihn.

Erschienen 1956

Carl Zuckmayer

Eine Liebesgeschichte

1896–1977

Wissen Sie aber auch,
was die Liebe sie lehrte,
dem Rittmeister zu sein?
Lessing

Der Rittmeister Jost Fredersdorff, der als junger Leutnant bei den Brandenburger Kürassieren Roßbach und Leuthen mitgekämpft hatte und am Tag nach dem Torgauer Sieg wegen Tapferkeit vorm Feind dekoriert und befördert worden war, verbrachte den Silvesterabend des Jahres 1767 in der Wohnung seines Regimentskameraden, eines Grafen von Prittwitz.
An diesem Abend lernte er die Schallweis kennen.
Lili Schallweis war nicht gerade mehr jung, aber sie gehörte zu der Art von Frauen, die sich von Mitte der Zwanzig bis in die Vierzig hinein an Gestalt und Angesicht kaum verändern. Von Natur aus zu leichter Fülle neigend, blieb doch ihr Körper stets straff und nervig gespannt, und um Fesseln und Kniekehlen, vor allem aber von den Hüften aufwärts zu Schultern und Nacken hin hatte sie etwas von der wendigen Biegsamkeit eines Reitpferdes aus guter Zucht. Manchmal, wenn sie müde oder verstimmt war, verschwammen ihre unteren Augenlider in bläulicher Schattentiefe, und es spielten kleine, flüchtige Falten um ihre Nasenflügel und um die Bögen der Stirn. Dann wieder, und besonders zu später Nachtstunde oder bei lebhafter Unterhaltung, zeigte ihr Gesicht, von den weich fallenden lichtblonden Haaren gerahmt, die Frische und den kräftigen Farbton eines gesunden Landkindes. Auch ihre Hände, schmalfingrig und schön geformt, waren in der Mitte

mehr kraftvoll und fest als zart. Man wußte nicht viel über ihr Leben, nur, daß sie früher mit einer wandernden Theatertruppe aus Süddeutschland gekommen war und eine Zeitlang als Geliebte eines hohen Offiziers in Berlin gewohnt hatte. Später war sie mit einem andern Offizier, der eines Zweikampfs wegen versetzt worden war, nach Brandenburg gekommen. Der aber hatte dort geheiratet, und sie lebte seitdem ganz offensichtlich von den Zuwendungen ihrer häufig wechselnden Liebhaber. Jetzt war sie die erklärte Freundin des Grafen Prittwitz.

Graf Prittwitz, der an diesem Abend einige unverheiratete Kameraden zu Gast hatte, unter denen die Schallweis als einzige Frau den natürlichen Mittelpunkt bildete, war das, was man unter Frauen, damals wie heute, einen ›interessanten Mann‹ zu nennen pflegt. Sein schmales dunkles Gesicht, das schon mit vierzehn Jahren etwas müde und lebenskühl gewirkt haben mochte, zeigte jene Mischung aus Weichheit und eigensüchtiger Härte, die immer eine dunkle, gefährlich verhaltne Hintergründigkeit, eine leidenschaftliche Unruhe des Gefühls auszudrücken scheint, auch wenn sich nichts dergleichen dahinter verbirgt. Er galt unter den Kameraden als feiner Kerl, als schneidig, amüsant und vorurteilslos. Aber es wäre doch nie einer auf den Gedanken gekommen, sich ihm etwa in einer schwierigen Situation anzuvertrauen, einen besonderen Freundschaftsdienst oder gar eine aufopfernde Tat von ihm zu erwarten. Das war es wohl, was ihn reizvoll und anziehend machte: man war sich seiner nicht ganz sicher, ohne doch Grund zu haben, ihm zu mißtrauen. Manchmal konnte er, ganz aus der Luft heraus, von einer kindlichen Herzlichkeit des Sichfreuens, Wohlbehagens, Genießens sein, von einer stürmischen und berauschten Heiterkeit, die mitriß und ansteckte. Besonders seine Erfolge bei Frauen trug er mit einer so heftigen Selbstbegeisterung zur Schau, mit so viel unverhohlener Freude am Triumph, am Besitz und an der Eitelkeit, daß man ihn glänzend und sympathisch fand und niemand ihm sein allzu leichtes Glück mißgönnte. Er bekleidete, obwohl auch noch ziemlich jung, die Charge

eines Majors und galt, schon infolge seiner Familienbeziehungen, als Anwärter auf eine große Karriere.
Lili Schallweis spielte an diesem Abend bei ihm ein wenig die Hausfrau, sorgte für die Bewirtung der Gäste und auch für den Wein, denn ab elf hatte man den Burschen freigegeben, damit sie sich am Mitternachtsfest der Mannschaften beteiligen konnten. Es war schon recht viel getrunken worden, und es wurde laut geredet und gelacht, als die Uhrzeiger allmählich auf zwölf zurückten und man schon da und dort aus den Straßen der kleinen Stadt das Aufzischen von Feuerwerkskörpern und das Johlen verfrühter Neujahrsgratulanten vernahm.
Obwohl alle Gäste, außer Fredersdorff, der selten zu Prittwitz kam, die Schallweis längst kannten, der eine oder andere sogar ziemlich gut – gab doch die Tatsache ihrer Anwesenheit dem Abend ein besonderes und leicht erregtes Gepräge. Zwar versuchte niemand, mit ihr vertraulich zu werden, man fiel auch nicht in den Ton reiner Herrengeselligkeit, aber es herrschte doch keineswegs die Zurückhaltung in Rede und Benehmen, die im Beisein einer richtigen Dame üblich ist. Gerade dieses Gemisch von Ausgelassenheit und leiser Reserve, von Wahrung der äußeren Form und allgemein lächelndem Einverständnis lockerte die Stimmung mehr und mehr auf und erfüllte die Luft unmerklich mit Spannungen und prickelnder Geladenheit. Prittwitz trank seinen Gästen tüchtig zu und schien ein wenig zu gleichgültig, wenn sie Lili den Hof machten. Ging sie aber einmal in die Küche, um Getränke nachzuholen, beugte er sich rasch vor und lobte, von den andern sachverständig unterstützt, ihren Gang und ihre Figur, ihre Haut und ihre sonstigen Vorzüge.
Der junge Jost Fredersdorff saß ziemlich einsilbig dabei. Er war an sich kein allzu gesprächiger Mensch, obwohl seinem Alter entsprechend heiter und gern gesellig. An diesem Abend aber verschlug ihm etwas die Luft. Sooft er, mit oder ohne Absicht, die Schallweis anschaute, glaubte er seinen Blick erwidert zu fühlen, und zwar nicht in einer beziehungsvollen oder pikanten Art, sondern kühl, for-

schend, nachdenklich. Auch wenn er nicht hinsah, glaubte er oft den kühlen Strahl dieser Augen auf seiner Stirn oder seinen Lidern zu spüren. Das beunruhigte ihn so sehr, daß es ihm schwerfiel, der Unterhaltung zu folgen. Sein Gesicht bekam etwas gezwungen Abweisendes, Steifes, Frostiges, und man fragte ihn scherzhaft, ob er sich fürs neue Jahr eine Audienz beim König oder den Beisitz beim Obersten Militärgerichtshof vorgenommen habe. Als die Schallweis einmal durchs Zimmer ging, um eines der Wandlichter zu putzen, konnte er sich nicht enthalten, ihr mit dem Blick zu folgen. Prittwitz unterbrach plötzlich das Gespräch der andern, lehnte sich in den Sessel zurück und deutete lachend auf ihn. »Jost fängt Feuer!« sagte er mit übertrieben amüsiertem Tonfall. Die andern grinsten. Fredersdorff verlor die Fassung nicht und wurde auch nicht rot. »Warum nicht?« – sagte er nach einer kleinen Pause, mit einer höflichen Kopfneigung zu Lili, die sich ihnen wieder zugewandt hatte und auf den Tisch zukam. Sie blieb vor Jost stehen und sah ihn wie geistesabwesend an.
In diesem Augenblick ertönte von der Garnisonkirche das Glockenspiel, das den Stundenschlag einleitete. »Achtung!« rief Prittwitz und füllte rasch die Gläser. Alle standen auf, auch Lili blieb stehen, wo sie stand. Von der Kaserne her schmetterte eine Signaltrompete mit scharfem, glänzendem Ton, und auf den ersten Schlag der zwölften Stunde begannen die Glocken zu brausen, Schüsse donnerten empor, und die Posauenen bliesen den Lobchoral nach der Schlacht. »Es lebe der König!« rief Prittwitz mit lauter, etwas knarrender Stimme, und alle Herren zogen ihren Degen, berührten die Spitzen der Klingen hoch in der Luft, die von blankem Metall und Kerzenschein funkelte. Lili war einen Schritt zurückgetreten und sah zum Fenster hin, bis die Stille im Zimmer und das Scheppern und Klappern der Waffen, die man in die Säbelscheiden zurückschob, verklungen war. Dann, als die Gläser klirrten unter lautem, lachendem Zuruf und alle sich, in einer freimaurerischen Gepflogenheit, die damals unter den preußischen Offizieren üblich war, umarmten und den

Bruderkuß tauschten, trat sie zu Prittwitz und legte ihm die Hand auf die Schulter. Der nahm ihren Kopf und küßte sie auf die Lippen. Dann preßte er sie an sich und streichelte ihre Arme und ihren Hals, während ihr Kopf fast in seinen Rockaufschlägen verschwand. Die andern traten mit den Gläsern herzu und verlangten, mit ihr anzustoßen. Sie drehte sich herum, ihr Gesicht war ernst, bleich und verschattet. »Jetzt wird Lili euch den Schwesterkuß geben«, sagte Prittwitz lachend und schob sie dem Nächststehenden zu. Der faßte sie um die Hüften und küßte sie respektvoll auf beide Wangen, nicht anders, als er es mit einer Nichte oder Cousine aus gutem Haus getan hätte. Aber als er sie schon losgelassen hatte, schien er zu bereuen, beugte sich hastig noch einmal auf ihr Gesicht und küßte sie auf den Mund. »Bravo!« rief Prittwitz. »Courage, meine Herren!« Nun küßte sie jeder, wohin er wollte, und Lili lächelte schweigend dazu. Auch Fredersdorff küßte sie auf den Mund und spürte, daß sie die Lippen fest geschlossen hielt.

Prittwitz hatte den Fenstervorhang aufgezogen und öffnete nun. Draußen war die Regimentskapelle aufmarschiert, die in dieser Stunde jedem der Offiziere vor seiner Wohnung ein Ständchen brachte. Die Herren traten ans Fenster und grüßten hinab, riefen wohl auch ihrem Tambourmajor ein paar Worte hinunter und taktierten, von der Nachtkälte berührt, mit den Körpern die hitzige Marschmusik. Jost war bei Lili im Zimmer stehengeblieben, er hielt sein Glas noch in der rechten Hand, schaute zu den andern hin, und plötzlich spürte er, wie sie mit beiden Händen seine herabhängende Linke ergriff und an ihre Brust preßte. Er sah ihr ins Gesicht. Sie hatte die Augen geschlossen, und ihre Lippen sagten lautlos ein Wort, das er nicht verstand. Das dauerte nur einen Herzschlag lang, dann ging sie rasch von ihm weg, und er trat ans Fenster.
Zufällig kam er neben Prittwitz zu stehen, und zufällig folgte sein Auge dessen Blick. Der haftete auf der zurückgelehnten Glasscheibe des Fensters, in deren blanker

Schwärze sich groß, deutlich, mit allem Licht und Schatten, das Zimmer spiegelte. Fredersdorff starrte in die Scheibe, und ihm war, als sähe er darinnen noch sich selbst und neben sich Lili Schallweis, ihre Hand, ihren Mund und ihre geschlossenen Augen. Tatsächlich sah er nur noch einen Schimmer von ihrem Kleid, denn sie verließ jetzt den Raum durch die rückwärtige Flurtür. Nun drehte Prittwitz den Kopf zu Fredersdorff und sah ihm ins Gesicht. Der erwiderte seinen Blick voll und ruhig. Prittwitz sah aus wie immer, nur im samtigen Braun seiner Iris und in den großen schwarzen Pupillen schien ein dreieckiges, spitzes, grellweißes Licht zu stehn. So verharrten beide noch einen Augenblick, während die andern Herren schon zum Tisch zurücktraten, dann schlug Prittwitz mit der flachen Hand ganz leicht auf Fredersdorffs Rockärmel. »Komm«, sagte er und schloß das Fenster, zog den Vorhang vor. Von drunten Trommelwirbel und Marschtritte der abziehenden Musik. Sie gingen zum Tisch, setzten sich. Lili erschien in der Tür. Sie hielt einen großen Schöpflöffel in der Hand, und es wehte ein Geruch von heißem Rotwein und Rum ins Zimmer. »Jetzt kommt die Siebenjährige!« rief sie, und die Offiziere applaudierten begeistert. Die ›Siebenjährige‹ nannten sie eine ganz besonders stark gebraute Feuerzwangenbowle, mit der sie sich in den Quartieren der sieben Kriegswinter das ewige Warten auf Friedrichs säumige Zahlmeister und auf den Beginn der Frühjahrskämpfe verkürzt hatten. »Kommen Sie, Graf«, rief Lili zu Prittwitz hin. »Das Anbrennen trau ich mich nicht!« Die Bowle mußte brennend auf den Tisch gebracht werden, indem man draußen einen ganz und gar mit Arrak übergossenen, vorher in Rum getränkten Zuckerhut, der, in eine Zange geklemmt, über der dampfenden Flut lag, anzündete und dann bei verlöschten Lichtern die bläulich umflammte Schüssel hocherhoben hineintrug.

»Nein«, sagte Prittwitz. »Ich habe zuviel getrunken. Geh du, Jost.« – Der schüttelte den Kopf. »Ich kenn mich nicht aus mit dem Bowlemachen«, sagte er. – »Das ist mir neu«, sagte Prittwitz. »Oder du mußt seit Böhmen einiges ver-

lernt haben!« – Beide blieben steif sitzen, sahen sich an. »Inzwischen verdampft der schöne Alkohol«, sagte ein anderer mißbilligend. – »Also bitte!« sagte Prittwitz, ohne sich zu rühren. – »Kommen Sie schon, Herr Rittmeister!« rief Lili von der Tür her. »Der Rum wartet nicht länger!« Fredersdorff stand auf. »Bravo«, rief einer, »Jost kann den Rum nicht warten lassen!« Er zog dabei das U von Rum in die Länge und lachte dann ganz allein über seinen spärlichen Witz. »Mach's gut, Jost!« rief Prittwitz hinter ihm her, als der zur Tür ging. »Und nicht zu schwächlich! Viel Feuer! Viel Brennstoff! Nicht mit dem Pulver sparen!« brüllten die andern durcheinander. »Licht aus!« kommandierte Prittwitz, und der jüngste Leutnant sprang auf und löschte im Zimmer die Kerzen. Einen Augenblick lang ward es fast feierlich still. Man hörte ferne Musik und das Kreischen einer Weiberstimme von irgendwo. Dann ging die Tür auf, und mit starken, schwerem Geruch schwebte die Bowle, von unsichtbaren Armen getragen, flackernd und züngelnd herein. In dem springenden, ungewissen Lichtschein, der nun am Tisch entstand, sah man das weiße Kleid der Schallweis schimmern und daneben in schwarzem Umriß Fredersdorffs hohe Gestalt.
»Wo bleibt das Lied?« sagte Prittwitz mit gelangweilter Stimme.
Ein tiefer Baß stimmte an, die andern fielen ein. Das Lied, das einmal in einer durchsoffenen Kriegsnacht lustig und jung gewesen sein mochte, schlappte wie ein bekrückter Veteran durch die Stube:

»Das Feuer muß brennen,
Und die Liebe brennt auch –«

Während des Liedes war Lili hinausgegangen, nun kam sie mit einem Span zurück und zündete wieder die Lichter an. Fredersdorff tauchte den Schöpflöffel in die mählich abflackernde Bowle und füllte die hohen, dicken Punschgläser. »Hast du sie auch gekostet?« fragte Prittwitz. Jost antwortete nicht, vielleicht hatte er die Frage überhört. Er

reichte eben der an den Tisch tretenden Lili ein volles Glas. Prittwitz hatte angesetzt, nippte. »Pfui Teufel!« brüllte er plötzlich und setzte das Glas hart auf den Tisch, so hart, daß die heiße Flüssigkeit im Bogen herausspritzte und Lilis weißes Kleid an der Brust, aber auch ihren Ausschnitt und ihren Arm traf. Sie schrie leise auf, fuhr zurück. Die andern sprangen auf. Alles fragte durcheinander. Jost stand bleich und still vor Prittwitz, der sich nun auch erhob. »Was tust du denn!« sagte er halblaut. – »Pfui Teufel!« schrie Prittwitz noch einmal. »Das ist bitter! Das ist Gift!« kreischte er völlig unbeherrscht. »Du bist verrückt«, sagte Jost und zuckte die Achseln. Dann wandte er sich zu Lili Schallweis, die sich mit einem Tuch betupfte. »Sie müssen Öl drauftun«, sagte er. Lili ging wortlos. Es leuchtete rot auf dem weißen Atlas ihres Kleides. Die andern standen betreten herum.

»Gute Nacht«, sagte Fredersdorff nach einer Pause, mit einer Verbeugung zu Prittwitz. Der antwortete nicht. Man versuchte ungeschickt, beiden Vernunft zu predigen, obwohl keiner von den andern ganz genau wußte, worum es ging. Jost drehte sich auf dem Absatz, ging hinaus. Drinnen bestürmte man den Grafen, der glasig in die Luft starrte, ihn zurückzuholen. Schließlich schien der auch einen Entschluß gefaßt zu haben, ging mit raschen Schritten ihm nach auf den Gang. Man erwartete allgemein eine prompte männliche Versöhnung und blieb lachend, trinkend zurück. Jost hatte seinen Mantel umgeworfen und den Hut aufgesetzt. Er war im Begriff, die Wohnung zu verlassen, hielt schon die Türklinke in der Hand. Da trat Lili aus einer Nebentür, auch sie in Mantel und Hut. »Bringen Sie mich nach Hause«, sagte sie zu Jost. »Bitte –«, fügte sie noch hinzu. Ehe der antworten konnte, kam Prittwitz heraus, blieb stehen. »Hast du Geld bei dir?« sagte er zu Jost. »Es kostet was.« – Jost machte einen halben Schritt auf ihn zu. »Pfui!« sagte er laut. Und dann, die Tür öffnend, Lili den Vortritt lassend, ging er mit ihr, ohne sich noch einmal umzudrehn.

Es war eine klare Winternacht, der Mond schon untergegangen, die Sterne zuckend und hell. Die Straßen waren schneefrei gefegt, nur kleine, zusammengefrorene schmutzgraue Hügel an Häuserecken und um Laternenpfähle gehäuft. In vielen Häusern brannte noch Licht, aber es war jetzt, nachdem die erste Jahresstunde vorüber war, schon wieder still geworden in der Stadt. Selten begegnete man ein paar von einem Fest nach Hause kehrenden vermummten Leuten. Dann und wann der ruhig hallende Tritt einer Wachtpatrouille.

Fredersdorff wußte nicht, wo Lili Schallweis wohnte. Sie hatte seinen Arm untergefaßt, und er überließ ihr die Führung. Ihre Hände berührten sich im Gehen. Sie trugen beide keine Handschuhe, aber sie spürten den Frost nicht. Nach einiger Zeit schob Lili ihre Finger zwischen die seinen, die er nun fest über ihren Knöcheln schloß. Die inneren Handflächen hielten sie eng zusammengepreßt, und sie fühlten die Bewegung des Blutes bei jedem Schritt. So gingen sie lang, ohne zu reden. Schon waren sie in der Vorstadt, wo die Häuser vereinzelt zwischen kleinen Gemüsegärten lagen. Das Pflaster hörte auf, der Weg wurde schmal und holprig. Schließlich sah man gar keine Häuser mehr, ein zerbrochener Zaun lief noch ein Stück über Land – dann flache Felder, von dünner Schneeschicht bedeckt, leise flimmernd im Sternenschein. Eine Wagenspur zog sich schnurgerade vor ihnen her, auf die schwarzen Umrisse eines Kiefernwaldes zustrebend. Es knirschte und sang in der Stille unter den Stiefeln, und wenn man in die tiefe Radrinne trat, klirrte das trocken splitternde Eis. Von der Stadt her schlug die Kirchenuhr, es klang dünn und silbrig. Lili lauschte und blieb einen Augenblick stehen.

»Wohnen Sie noch weiter draußen?« fragte Jost plötzlich.

»Nein«, sagte sie lachend. »Ich wohne ganz woanders. Da drüben, wo wir herkommen!«

»Ich dachte es mir schon«, sagte er. »Aber es ist herrlich, zu gehen!« –

»Ja – es ist herrlich.«

»Sind Sie nicht müde?« fragte er dann, da sie immer noch stehenblieb. »Noch bis zum Wald bitte!« sagte sie. »Das ist nicht mehr weit.«
Sie gingen voran. Ihre Hände hatten sich nicht gelöst. Der Wald wuchs finster auf sie zu. Immer mehr vom Himmel versank hinter dem Wall seiner buckligen Baumkronen, die sich mählich voneinander schieden. Nun sah man den hellen Fleck, wo der Fahrweg zwischen die Stämme einmündete. Rechts davon stand ein Wegweiser, der wie ein Kreuz aussah. Sie gingen darauf zu, blieben stehn.
»Ich dachte, es wäre ein Gekreuzigter«, sagte Lili.
»Nein«, lächelte Jost, der jeden Feldstein in der Gegend kannte. »Das gibt es hier nicht.«
»Wo ich zu Hause bin, stehn sie überall«, sagte sie. »Auch Marien!«
»Hier gibt es das nicht«, wiederholte er. Dann sah er sie an. Sie blickte noch auf den Wegpfahl. Er legte den freien Arm um sie, preßte sie an sich. Sie sah zu ihm auf, beugte den Kopf zurück. Er küßte sie. Ihre Haut war kalt, auch ihre Lippen von der Luft überfroren. Er hielt seinen Mund lange auf dem ihren, bis er auftaute und sich an ihm festsog. Ihre Gesichter lagen aufeinander, bewegten sich nicht. Durch den Pelz und den schweren Mantel hindurch spürten sie ihre Körper und ihre klopfenden Herzen.
»Komm«, sagte sie nach einer langen Zeit. »Wir wollen heim.« Er nahm jetzt ihren Arm, schob seinen drunter.
Sie schritten rasch aus, stolperten manchmal auf den hartgefrorenen schartigen Sandfurchen, kamen immer wieder in gleichen Tritt. Über den Dächern der Stadt, die sich vor dem Anlauf der flachen Felderwellen duckten, sprang mächtig der strahlenblitzende Orion auf, der winterliche Himmelsjäger. Mit den gespreizten Füßen stand er breit überm Erdrand, die Hüfte mit dem blitzenden Gürtel schräg zur Seite gebeugt, das kurze Schwert flammte niederwärts, aber die Sternfäuste spannten den Bogen weitzielend in die nördliche Nachtkuppel hinaus.
Bei Prittwitz, an dessen Haus sie wieder vorbeimußten, brannte noch Licht. Sie gingen vorüber, fast ohne es zu

merken. Einige Straßen weiter, der andern Richtung nach, blieb Lili vor einer Haustür stehen, kramte den Schlüssel vor. »Hier ist es«, sagte sie. Jost half ihr beim Aufschließen, dann ging er hinter ihr die Treppe hinauf. Unten, neben der Haustür, befand sich ein Spezereiladen, und es roch im Treppengang nach gebranntem Kaffee, Zimt, Nelken, Muskatnuß und anderm scharfem Gewürz. Die beiden Stockwerke dienten völlig als Lagerräume, mit Ausnahme zweier Vorderstuben der oberen Etage, die Lili gemietet hatte. Nachts oder an Feiertagen war man ganz allein im Hause. Es wohnte auch keine Zofe oder Magd bei ihr, sondern eine Bedienerin kam des Morgens und ging, wenn ihre Arbeit getan war. Da es im Treppenhaus dunkel war, hatte Lili sich im Gehen halb umgedreht und führte ihn an der Hand. Droben schloß sie im Finstern die Flurtür auf, dann standen sie auf einem kleinen Vorplatz, der von einem fast heruntergebrannten blakenden Öllämpchen ein wenig Licht bekam. Lili schraubte den Docht höher, und man sah nun linker Hand eine Küche, zu der die Tür offenstand. Geradeaus ging es in ihr Zimmer, und sie ließ Jost, noch in Mantel und Hut, eintreten. Durch das Wohnzimmer, das im Dunkel lag und von dem man nichts erkannte als die Umrisse eines großen, die Wärme noch haltenden Kachelofens, führte sie ihn ohne Aufenthalt und wortlos in ihr Schlafzimmer und nahm ihm im Finstern den Mantel ab. Dann entfernte sie sich von ihm, und er hörte, wie sie beide Mäntel, ihren und seinen, irgendwohin hängte. Das Zimmer mußte durch sehr schwere Vorhänge verdunkelt sein, denn er sah nicht die Hand vor den Augen. Nun ging Lili hinaus und kam sehr rasch mit einer brennenden Kerze unter einem schmalen geschliffenen Windglas zurück. Sie stellte das Licht neben das Bett auf einen kleinen Tisch, dann kam sie zu ihm, strich ihm übers Haar. Er wollte sie küssen, aber sie entzog sich ihm, lief noch einmal hinaus. Er sah sich im Zimmer um: ein breites Bett aus schönem, dunkelpoliertem Holz, die Kopf- und Fußenden in Schiffsform geschwungen, stand an der hinteren Wand. Den Boden bedeckte ein dicker samtiger Teppich in einfar-

bigem tiefem Rot. Der Kachelofen war zwischen die beiden Zimmer eingebaut, so daß er im Wohnzimmer geheizt wurde und seine Wärme noch ins Schlafzimmer hinübergab. Zwischen Bett und Fenster war ein Teil des Zimmers durch Vorhänge abgetrennt. Daher hatte man, wenn die geschlossen waren, gar kein Licht von außen. In der Ecke stand eine Art Spieltisch mit blanker, gemusterter Platte und zwei gepolsterte Backenstühle. Jost sog die Luft durch die Nüstern und spürte den sehr zarten, unverkennbar weiblichen Duft des Zimmers. Er schien von der seidenen Decke des Bettes und von einem Schrank, dessen Tür nur angelehnt war, auszugehen. Jost ging bis zur Schwelle. Aus dem Nebenzimmer roch es nach angewelkten Blumen und ein wenig nach Holzrauch. Lili schien in der Küche zu sein, er hörte sie gehen. Er schnallte seinen Degen ab und stellte ihn in die Ecke.Dann setzte er sich auf einen der Backenstühle, wartete. Gleich darauf kam Lili herein, mit einer Flasche Tokaier, die sie geöffnet hatte, und zwei Gläsern. Sie stellte Wein und Gläser vor ihn auf den kleinen Tisch, goß ein und setzte sich ihm gegenüber. Es war, seit sie das Haus betreten hatten, noch kein Wort gesprochen worden. Jost hob das Glas ihr zu, wollte etwas sagen. Aber sie legte rasch den Finger auf ihre Lippen, lächelte. Dann stieß sie mit ihm an und trank ein wenig. Sie saßen eine Weile und sahen sich an. Es war so still, daß man den eignen Atem hörte. Nach einiger Zeit schlug im Nebenzimmer eine Standuhr. Lili zählte mit den Lippen lautlos die Schläge mit. Die Uhr schlug drei. Sie stand auf, ging zum Schrank, kramte ein wenig, holte einen rotseidenen Schlafrock hervor, schloß die Schranktür und verschwand dann hinter den Vorhängen, indem sie das Licht mitnahm. Das Zimmer lag im Dämmer, und der Lichtschein zitterte gelblich durch die Spalte des Vorhangs. Jost hörte, wie sie sich auszog, und die Geräusche ihrer fallenden Kleider hatten etwas Traumhaftes und Ungewisses, das ihn tief erregte und gleichzeitig wieder die leise Unruhe seines Herzschlags seltsam beschwichtigte. Als sie zurückkam, auf nackten Füßen, den roten Mantel mit der Hand über der Brust hal-

tend, ließ sie das Licht hinterm Vorhang stehen, so daß das Zimmer weiterhin fast im Dunkel lag. Sie ging zum Bett, ohne ihn anzusehen, deckte es auf. Nun ließ sie den Mantel fallen, legte sich nieder. »Komm«, sagte sie leise, fast flüsternd. Dann drückte sie den Kopf mit einer raschen Bewegung in die Kissen und blieb so, daß er nur ihr Haar und ihren nackten Arm sah. Er kleidete sich leise im Dunkel aus, trat an ihr Bett. Sie hob mit dem Arm die Decke ein wenig, ohne aufzusehen. Er legte sich neben sie, spürte ihre Wärme. Ganz leicht strich sie mit der Hand über seinen Arm und zog ihn etwas an sich. Sein Herz pochte, er atmete tief und küßte sie, als sie das Gesicht ein wenig hob, auf die geschlossenen Augen. Sie schlang die Arme um seinen Hals, und sie lagen beide unbewegt, eng zusammengeschmiegt und still atmend. Obwohl sein Puls rascher ging, fühlte er eine kostbare, kindhafte Müdigkeit, eine süß beklemmende, rieselnde Schwäche im ganzen Leib, wie er sie nie gekannt hatte. Es war ihm wie wenn man im Traum zu schweben glaubt und als könne sein Körper nie mehr etwas anderes tun, als so schwerelos zu liegen und im gemeinsamen Atem zu vergehen. Er lag mit offenen Augen und sah den kleinen Widerschein des verborgenen Lichts auf der Dekke, der immer schwächer wurde. Nach einer Weile merkte er, daß sie schlief. Noch etwas später fielen auch ihm die Augen zu, und er glitt in einen Schlaf, der schon im Wachen lösend und stillend auf ihn zugeflutet war.

Dieser Schlaf schien bodenlos und ohne Ufer. Wachten sie einmal auf, so nur, um – ohne den Riß des Wachwerdens – im Bewußtsein der Nähe und der Geborgenheit gleich wieder zu versinken. Es war, wie sich Kinder den Schlaf von Tieren in der Höhle denken oder wie die Saat schläft unterm Schnee. Nur süßer, gnadenvoller, beseelter. Kaum daß sie ihre Lage ein wenig veränderten. Sie blieben so hingegossen und so verzaubert, wie sie sich in die Wiege dieses Schlafs gefunden hatten.
Jost, der sich wie viele Soldaten den inneren Appell erworben hatte, zu der Stunde zu erwachen, die der Dienst von

ihm verlangte, schlug die Augen auf, als die Standuhr im Nebenraum gleichzeitig mit dem Glockenspiel der Garnisonskirche den Morgen ansagte. Er fühlte sich klar, frisch, von einem Strom lebendiger Kraft durchronnen. In seinen Fingerspitzen spürte er ein Prickeln und Knistern, wie wenn Funkenbündel aus einem Stab springen. Er lag mit dem Kopf in ihrer Achselbeuge, und bei jedem Heben des Atems berührten seine Lippen den Ansatz ihrer Brust. Es war dunkel im Raum, die Kerze längst heruntergebrannt, nur ein dünner Streif opaligen Frühlichts quoll durch die Vorhangspalte. Sehnsucht und wilde Zärtlichkeit machten ihn plötzlich erzittern und betäubten ihn fast. Aber er blieb noch unbewegt und lauschte mit angehaltner Luft auf ihre leisen Atemzüge. Da hob sie die Schultern auf und stützte sich auf den freien Arm. »Du bist wach«, sagte sie, und er spürte, wie sie ihn im Finstern ansah. Er faßte nach ihrem Haar und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Dann richtete er sich auf. »Was ist?« flüsterte sie. Er sagte ihr, daß er, durch Dienstorder verpflichtet, in die Kaserne müsse, um seine Schwadron zum Neujahrsgottesdienst zu führen. »Und was dann?« fragte sie ihn. Dann müsse er dem Kommandeur eine Neujahrsvisite machen und dann mit den andern Herren vom Dienst im Kasino speisen. Aber dann? wollte sie wissen. Dann sei er frei, bis zum Dritten früh, denn der Zweite fiel auf einen Sonntag. »Dann kommst du wieder!« sagte sie. Er küßte sie und stand auf. Während er sich rasch im Dunkeln anzog, hatte auch sie sich erhoben und eine neue Kerze geholt. Nun stand sie vor ihm in ihrem roten Morgenrock, der vorne offen war und ihr lose fallendes Hemd frei ließ. Sie gab ihm das Licht und die Schlüssel der Wohnung und des Haustors. Dann legte sie die Hände auf seine Schultern. »Du kommst wieder?« fragte sie noch einmal. »Natürlich!« sagte er. – »Wann?« – »Sobald ich frei bin. So gegen vier.« – »Das ist spät«, sagte sie. »Aber ich freue mich.« Während er unterschnallte, holte sie seinen Mantel aus dem Eck hinterm Schrank und legte ihn um seine Schultern. Dann ging sie um ihn herum und zog den Mantel vorne zu. Sie bog den Kopf nach hinten, und er

küßte sie auf den Mund. Dann, als er rasch hinausging, hörte er, wie sie sich wieder zu Bett legte.
Graf Prittwitz erschien an diesem Mittag nicht im Kasino. Er ließ sich mit Krankheit entschuldigen. Da er, am Tage nach den Silvesterfeiern, nicht der einzige war, lachte man und machte Witze darüber. Jost nahm das alles kaum ins äußere Gehör auf, er lebte in einem Dämmer, in dem er sich uhrenhaft bewegte, aß, trank, Rede und Antwort stand, bis er sich endlich nach einer Ewigkeit gleichgültigen Tuns und Wesens, das er sofort vergaß, wieder mit sich allein und ganz in sich gesammelt fand. Er hatte nur einen Gedanken, so rasch wie möglich zu ihr zurückzukehren. Aber in seiner Wohnung, wo er sich umzog, fiel ihm ein, ihr etwas mitzubringen, und er suchte hastig und unverständig überall herum. Er stopfte in eine Ledermappe, was er Eßbares fand, ein paar Äpfel vom Obstgut seines Freundes, Nüsse und etwas Weihnachtsgebäck, eine Flasche Danziger Schnaps und ein Glas mit eingemachten Früchten. Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er noch etwas sehr Wertvolles besitze, nämlich ein kleines, mit echten Steinen besetztes Kreuz an einer goldenen Kette, das er im dritten Kriegsjahr geschenkt bekommen hatte. Aber im selben Moment beschloß er, es nicht mitzunehmen, denn er fürchtete, sie könne ein so kostbares Geschenk mißverstehen. Und als er, nach kurzem Zögern, die Tür ihrer Wohnung aufgesperrt hatte und allein auf dem kleinen Vorplatz stand, ließ er, bevor er eintrat, die Mappe mit den Geschenken in der Küche zurück, denn er kam sich plötzlich mit seinen Äpfeln und Nüssen komisch vor. Er klopfte zuerst an die Wohnzimmertür, und da er nichts hörte, öffnete er. In der Nacht und am frühen Morgen hatte dieses Zimmer im Dunkel gelegen, so daß es ihm jetzt mit seinen hellen Möbeln fremd und feindlich vorkam. Er zögerte einen Augenblick, wie von böser Ahnung bedrückt. Dann ging er zur Schlafzimmertür, klopfte wieder. Er hörte ihre Stimme von drinnen und war erlöst. »Komm!« rief sie. Er machte rasch die Tür auf. Tageslicht füllte den Raum, der ihm schon so vertraut erschien, als habe er sein Leben hier

verbracht. Die Vorhänge zwischen Bett und Fenster waren zurückgezogen, gaben eine Art Ankleidezimmer frei, dessen Hauptwand von einem mächtigen Spiegel ausgefüllt wurde. Sie stand in diesem Raum, nackt, mit aufgestecktem Haar. Auf dem Boden zu ihren Füßen eine flache Holzwanne, in der sie wohl vorher, sich waschend, gestanden hatte. Der rote Morgenrock lag über einem Stuhl, ihre Kleider vom Vorabend waren achtlos um den Toilettentisch verstreut. Sie stand mit dem Rücken zu ihm und hatte den Kopf über die Schulter gedreht. Nun drehte sie sich ganz zu ihm herum, und er sah diese Drehung noch einmal im großen Spiegel. Gleichzeitig aber nahm sein Blick jede Einzelheit des ganzen Zimmers auf, mit einer Schärfe und Gründlichkeit, daß er es nie vergessen konnte. Sie mochte die ganze Zeit über im Bett gelegen haben, denn es war noch nicht aufgeräumt. Aber die Bedienerin mußte wohl hiergewesen sein, denn auf dem Spieltisch waren Flasche und Gläser verschwunden, statt dessen stand da ein Kaffeetablett mit einer halbgeleerten Tasse und etwas Gebäck. Ihr Mantel hing noch da, wo sie ihn in der Nacht mit seinem zusammen aufgehängt hatte. Jost schloß ganz langsam die Tür hinter sich, dann zog er den Mantel aus und brachte ihn auf diesen Platz. Auch den Säbel stellte er dorthin, und dann ging er mit ruhigen Schritten zu ihr. Sie hielt ihm die Hände entgegen, aber er nahm sie mit beiden Armen um den Leib. Dabei sah er sich selbst und jede seiner Bewegungen und war doch so sehr von seinem Gefühl zu ihr überwältigt, daß er fast ohne Besinnung handelte. Er fühlte ihre Haut über den Hüften und mit den Lippen die federnde Weichheit ihrer Brust, den Flaum ihrer Achselhöhlen, die beglänzte Straffheit ihrer Schultern. Ihr Geruch überschwemmte ihn, und es spannte sich alles an ihm vor Drang und Begehr. Er packte sie fast roh, gewaltsam, und sie dehnte sich in seinen Griff mit einer zärtlichen, drängenden Bereitschaft. Mit feuchten offenen Lippen berührte sie sein Gesicht, als er sie hochhob. Er trug sie zum Bett, schloß die Vorhänge, daß es halb dunkel ward, kam zu ihr.

Dies geschah in der Dämmerstunde des ersten Neujahrstages. Draußen war's wärmer geworden, tiefe, bauchige Wolken trieben über der Stadt. Rasch fiel die Dunkelheit, und nachts begann es zu schneien. Der rieselnde, flutende Schnee umhüllte die Häuser mit einer so tauben, hauchlosen Stille, daß man kaum noch den Stundenschlag der Kirchtürme vernahm. Alles Leben schien hinter die dick angelaufenen, verwehten Winterfenster der Stuben gebannt, und was darinnen atmete, pochte, flammte und sich erfüllend verglomm, war wie auf Meeresgrund versunken, von den schwarzen Wassern der Tiefe eingehüllt, von aller Zeit und Umwelt ewig geschieden und abgetrennt. Auch der nächste Tag dämmerte schwer und spät, der Himmel mochte nicht hell werden, das Getöse der Kirchenglocken ertrank im Schneegewölk und zog als fernes, verworrenes Brausen vorbei. Dann sank die Nacht wieder herab, es hatte zu schneien aufgehört, der Sternhimmel sprühte im kalten Feuer des Frostes, Eisblumen schossen am Fenster auf, wucherten sprießend, kristallisch, einsame Schlittenschellen klingelten dünn, verschollen. Fast ohne Schlaf, aber in einer Versunkenheit, die tiefer und heftiger als ein Rausch war und schwebender als ein Traum – fast ohne die Augen zu schließen, aber manchmal durch blinde Stunden im Nebel einer halbwachen Bewußtlosigkeit treibend –, fast ohne Unterlaß einander stumm umarmend, berührend, beglükkend, nur hin und wieder im Flüstern der Scheu, der Stille, der Nähe einander Worte tiefster Vertrautheit schenkend – durchmaßen sie die Ewigkeit dieser Begegnung –, eine Nacht, einen Tag, und wieder eine Nacht – als gäbe es aus ihr kein Zurück mehr in die vergessene Zeit –, als stünde an ihrem Ende auch das Ende des eigenen irdischen Daseins. Manchmal ward ihren Augen der Strom einer Dämmerung zuteil, von dem sie nicht wußten, ob er dem Abend oder dem Tag zuschwimme. Auch schlurfte wohl nebenan ein Schritt, pochte ein Knöchel vorsichtig an die verschlossene Tür, knisterte frisches Holz im Ofen der Wohnstube, ward ein Tablett mit leise klirrenden Tassen draußen abgestellt, nichts aber, kein lebendiger Laut drang wirklich über ihre

Schwelle. Entfernten sie sich einmal für kurze Frist voneinander, so geschah es schlafwandlerisch und ohne Erwachen, fühlbar nur durch die Brandung neuer Sehnsucht, neuer Heftigkeit, die sie einander neu entgegenwarf. Als er sie in der Frühe des zweiten Tages verließ, ging er wortlos und ohne Abschied, denn es war nur ein Schatten von ihm, der in eine verlorene Welt glitt, all sein Wesen blieb ungeteilt in ihrem Raum zurück.
Seine Stiefel knarrten fremd auf der leeren Holzstiege, und er erschrak fast über das Klirren seiner Sporen auf den Steinfliesen des unteren Hausflurs. Er löschte das Licht und stellte es in die Ecke hinter der Tür, dann trat er hinaus und schloß von außen wieder ab.
Die Sterne waren schon erloschen, und ein langer, rötlicher Streif lag über den Dächern. Der Himmel darüber war hechtgrau, schuppenhäutig, vom Widerschein des gefrorenen Schnees beglänzt. Quer über die Staße, deren buckliges Pflaster ganz vom Schnee verhüllt war, lief im Zickzack die Fußspur eines Mannes in Reiterstiefeln, der bis zur Haustür und dann vielfach hin und her gegangen sein mußte. Jost bemerkte sie nicht, schritt weit ausholend darüber hin, mit jedem Tritt neue, dunkle Tapfen in den noch unberührten, hell knirschenden Glitzerschnee brechend. Die Kälte biß ihm ins Gesicht, er spürte sie in der Haut wie eine wilde, brennende Liebkosung. Dampfweiß schnob der Atem aus seinem Mund, wie die Rauchwolke aus Pferdenüstern. Die Stille, das immer stärkere Morgenlicht und das Alleinsein in dieser Stunde erfüllten ihn mit einer göttlich heiteren Gelassenheit, einer strömenden Zuversicht, mit einem ganz neuen, in allen Fasern des Körpers ausschwingenden Gefühl von Weite, Freiheit, grenzenloser Leichte und Kraft. Er ging immer schneller, das Blut sauste in seinen Ohren. In seiner Brust war ein Dröhnen und Schmettern gleich mächtiger, vorwärts stampfender Marschmusik. Er glaubte sich selbst, um viele Jahre jünger, in das blinkende Ungewiß eines Kampfmorgens reiten zu sehen – mit jener überlichteten Klarheit, Helligkeit hinter der Stirn, die die Grenzen des menschlichen Denkens und

Fühlens schon fast überschritten hat. Noch im kahlen Hof der Kaserne, unterm gewohnten Hornklang des morgendlichen Wecksignals, im scharfen Dunsthauch des Stalles und auf dem federnden Rücken des leicht antrabenden Gaules verblieb ihm diese Bereitschaft, dieser mächtige stumme Alarm, dieser freie, unwiderrufliche Einsatz aller Kräfte, auf Gedeih und Verderb.
Prittwitz begegnete ihm, als er vom Dienst zurückkam, am Kasernentor. Sie grüßten sich kurz. Aber in den nächsten Tagen, wenn er seine kleine Wohnung in den Kronhäusern neben der Kaserne betrat, die er jetzt nur noch zum Umkleiden für kurze Zeit aufsuchte, erfuhr er mehrmals von seinem Bruschen, Graf Prittwitz sei hiergewesen und habe nach ihm gefragt. So beschloß er, etwa eine Woche nach Neujahr, selbst zu dem Grafen hinzugehn, ihm Erklärung, Rechenschaft abzustatten. Der Major von Prittwitz saß, als er eintrat, auf einem schmalen seidenbezogenen Bänkchen vorm Spinett, eine linke Hand klimperte ruhelos kleine Läufe und Arpeggien, während er ihn mit der rechten in einen Polstersessel lud. Dann läutete er dem Diener, ließ einen Südwein, Gläser, Gebäck hereinbringen. Beim Einschenken, das er selbst besorgte, schlug er mit der freien Hand leicht auf Josts Schulter. »Nett, daß du herkommst«, sagte er. »Ich wollte dich mehrmals besuchen – aber du wohnst wohl nicht mehr bei dir!« – »Ich hab's erfahren, daß du bei mir warst«, sagte Jost ohne Steifheit, aber doch im Ton bewußter Zurückhaltung, »und deshalb in ich hier.« – Prittwitz hob langsam das Glas. »Auf dein Wohl!« sagte er. – »Auf deins!« erwiderte Jost. Sie tranken. Plötzlich lachte Prittwitz ganz leicht, lustig, jungenhaft, unbefangen ihm ins Gesicht. »Alter Kerl!« rief er und beugte sich lachend zu ihm vor. »Sind wir nicht einfach komisch? Sollen wir uns deshalb vielleicht Gift in den Wein schütten?« – »Nein«, sagte Jost und lächelte. »Auch nicht in die Feuerzangenbowle!« – Prittwitz stand auf, hielt ihm die Hand hin. »Ich war verrückt«, sagte er, »und du hast die Sache wettgemacht. Erledigt?« – »Erledigt!« sagte Jost, drückte seine Hand. – »Na, Gott sei Dank«, rief Prittwitz

leicht, »nun kann man doch wieder ein vernünftiges Wort miteinander reden!« Und zwinkernd, vertraulich ihm beide Hände auf die Schultern legend: »Bist du glücklich, mein Junge?« – »Ich bin glücklich!« antwortete Jost ernsthaft. – »Es sei dir gegönnt«, sagte Prittwitz, schenkte wieder ein, schlug dann einen Triller auf den Tasten. »Bei mir hätt's auch so nicht mehr lange gedauert«, sagte er. »Und schließlich ist sie dazu bestimmt, daß sie uns alle glücklich macht. Immer hübsch nach der Rangordnung!« Er lachte, hörte auf zu trillern. »Ablösung vor!« rief er und machte die Armbewegung der antretenden Wache. »Ich bitte dich«, sagte Jost leise und stand auf, »nicht mehr so zu reden. Ich betrachte sie ganz als meine Frau.« – »Wieso?« machte Prittwitz und starrte ihn an. – »Sie ist meine Frau«, wiederholte Jost, seinen Blick voll aushaltend. Es sah so aus, als wolle Prittwitz laut lachen, aber er blieb still, in seinem Gesicht arbeitete es. »Sag mal«, meinte er nach einer Weile, »hast du noch nie was mit einer Frau gehabt?« – »Doch«, sagte Jost. »Aber ich bin noch nicht geliebt worden.« – »Liebt sie dich?« fragte Prittwitz. – »Ja«, sagte Jost einfach. – »Na, dann gratulier ich«, sagte Prittwitz spöttisch, verbissen. – »Danke«, sagte Jost. Sie schwiegen eine Weile, dann streckte Jost ihm die Hand hin. »Auf Wiedersehn«, sagte er. – »Moment noch«, sagte Prittwitz, ohne die Hand zu nehmen, ging im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor ihm stehen. »Wohnst du wirklich bei ihr?« fragte er. – »Ja«, sagte Jost. »Ich komme nur noch von Dienst wegen ins Kronhaus.« – »Weißt du, daß man schon redet?« sagte Prittwitz. – »Meinswegen«, antwortete Jost. »Aber ich muß jetzt gehn.« – »Schön«, sagte Prittwitz, ergriff seine Hand und hielt sie einen Augenblick fest. »Mach keinen Blödsinn, Jost«, sagte er. »Tob dich aus, aber komm wieder zu dir selbst!« – »Ich bin bei mir selbst«, sagte Jost lächelnd, »mehr als ich es jemals war. Und ich freue mich, daß zwischen uns nichts mehr ist.« – »Ich freue mich auch«, sagte Prittwitz und ließ seine Hand los. Er sah ihm nicht mehr ins Gesicht, und als Jost gegangen wir, stand er noch eine Zeitlang unbewegt und spielte mit der Zunge in seinem Mundwinkel.

Gegen Ende dieses Winters, als schon Tauwasser in den Traufen gluckste und der laue Wind nach Pfützen und bitterer Birkenrinde roch, kam die berühmte Wiener Operngesellschaft Coronelli-Schlumberger in die Stadt und gab ein Gastspiel im großen Saal des Hotels ›Zum Kurfürsten‹, der sonst zu Bällen und Festlichkeiten benutzt wurde. Da das Orchester vor der rasch aufgezimmerten Bretterbühne unten im Saal sitzen mußte, waren die Stühle für die Zuschauer halbkreisförmig in immer weiteren Ringen, die allen Platz ausnutzten, angeordnet, und der ganze Raum wurde von einer Art Logen umkränzt, die auch wieder auf einem erhöhten Podest aufgebaut und durch kleine, niedrige Zwischenwände voneinander getennt waren und die in der Hauptsache das Offizierskorps der Kürassiere belegt hatte. Während die Musiker ihre Instrumente stimmten und von dem Zirpen, Trillern, Zupfen, Schaben und Flöten ebenso wie von den Bewegungen des niedergelassenen Vorhangs, dem Flackern der Rampenlichter unter seinem Spalt und dem Geschwirre vieler halblauter Worte Wellen seltsamer Erregtheit durch den Raum liefen, nahmen die Herren, in großer Uniform, zum Teil mit ihren Damen, zum Teil in kleineren Freundschaftsgruppen, ihre Logenplätze ein, und man beobachtete sich gegenseitig durch Lorgnons und Theatergläser. Bald wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit, die zunächst dem Kommandeur gegolten hatte, der mit seiner Gattin und seinen drei Töchtern in der Mitte Platz nahm, einer kleinen Seitenloge zu, in der nur zwei Stühle standen. Dort war der Rittmeister Fredersdorff erschienen und, von ihm geleitet, in einem großen, pelzbesetzten Seidenkleid, die Schallweis. Er wartete, bis sie sich niedergesetzt hatte, legte ihr den Schal, den er auf dem Arm trug, um die Schultern, dann trat er zur Brüstung, grüßte höflich und unbefangen zuerst nach der Loge des Kommandeurs, dann zu den übrigen Herren und Damen. Ehe man sich noch darüber schlüssig werden konnte, ob und wie man sich nun in dieser Sache zu verhalten habe, ehe noch die gnadenlosen Blicke der Damen und Mädchen, die vielfach schon etwas von der Existenz und

dem Ruf dieser Frau hatten läuten hören, jeden Zug ihrer Erscheinung abtasten konnten, gingen die Lichter aus, ein kurzes hohes Anschwellen aller Stimmen wich völliger Stille, das Orchester begann mit der Ouvertüre. Josts Stuhl stand ein klein wenig weiter zurück als der ihre, und nach dem Hochziehen des Vorhangs sah er im Widerschein der Bühnenlichter einen leichten Glanz auf ihrem Haar und die bleiche, reglose Hälfte ihres der Bühne zugewandten, im Hören der Musik ganz aufgeschlossenen Gesichtes. Ihre Hand lag neben der seinen auf der Seitenlehne ihres Sessels, aber er berührte sie nicht. Er spürte von dieser Hand, von diesem Körper her eine tiefe, besessene Abwesenheit, es war ihm, als trennten die Töne, die sein eigenes Gehör aufnahm, sie auf eine heimliche und unerklärliche Weise von ihm. Als das große Vokalquartett kam – man gab eine Oper von Gluck –, sah er, wie ihre Lippen sich lautlos bewegten und ihr Auge sich an einen dunklen, selbstversunkenen Glanz verlor, der ihn jäh und ohne daß er es begriff mit einem brennenden, bohrenden Schmerz erfüllte. Da berührte ihre Hand fast zufällig die seine, und dann tastete sie nach ihm, umschloß seine Finger mit heißem, zärtlichem Druck. Ohne sich umzuwenden, grüßte sie ihn mit einer kaum merklichen Veränderung ihrer Lippen, ihres vorgebeugten Halses, ihres abgewandten Blickes, und jetzt erst, als habe er eines Schlüssels, eines Zustroms, einer Mündung bedurft, ging der Zauber, der Schauer, die zarte Kraft und die schwebende Vollendung dieses unfaßbaren Elements, dieser formgewordenen Unwirklichkeit, in sein Wesen ein. Als es hell wurde, saßen sie noch eine Zeitlang stumm nebeneinander und hoben die Blicke nicht auf. Später, in der Pause, als man aufstand, um sich von Loge zu Loge und in den Gängen vor dem Saal zu begrüßen, merkte Jost wohl – und es war nichts, was er nicht erwartet und kühl erwogen hätte –, daß man seinem Gruß auswich, daß man hinter Fächern vor, über Achseln und zwischen Fingern hindurch die Frau an seiner Seite mit ablehnender Neugier maß. Er schien gleichgültig und unberührt, und sie unterhielten sich leise, übers Programm der Oper ge-

beugt. Prittwitz, der dicht an ihnen vorbeimußte, fühlte ihren Blick auf sich geheftet, und er grüßte sie kurz und förmlich. Als er dann, draußen, der Frau und den Töchtern des Kommandeurs die Hand küßte, zog der ihn am Arm beiseite. Sie flüsterten miteinander, während die Damen sich vergeblich bemühten, ein Wort zu erhaschen, Prittwitz mit eifrigem, besorgtem, doch etwas lauerndem Ausdruck, der Kommandeur ernsthaft, unschlüssig, ohne sichtliche Erregung. Ein paar andere Herren traten näher, wurden ins Gespräch gezogen, das nun etwas heftiger schwoll und in einzelnen Ausrufen seinen Gegenstand verriet. Aber der Oberst winkte rasch ab und trat wieder zu den Damen, während die jüngeren Offiziere sich um Prittwitz sammelten, der für diesen Abend nach der Vorstellung einige Regimentskameraden und die Mitglieder der Operngesellschaft zu einem kleinen Fest in seine Wohnung eingeladen hatte. Auch dort, wo man sich erst gegen Mitternacht versammelte, drehte sich das Gespräch zunächst um Fredersdorffs unerklärliches Verhalten und um die Schallweis. Es war ein Thema, das auch die Eingeladenen, besonders die Künstlerinnen, beschäftigte und so die Unterhaltung mit ihnen mühelos in Gang brachte, denn es stellte sich heraus, daß Lili Schallweis bei ebendieser Operngesellschaft Sängerin gewesen war und sich erst vor einigen Jahren von ihr getrennt hatte. Herr Schlumberger, der Prinzipal, von dem Prittwitz den andern Herren versicherte, daß er völlig im Bilde sei und sofort nach dem Essen verschwinde, beteuerte immer wieder, ein so wertvolles und gutartiges weibliches Wesen wie die Schallweis weder vorher noch nachher je bei seiner Truppe gehabt zu haben, womit er ganz offensichtlich nur die Coronelli reizen wollte, die, als Diva der Gesellschaft, mit einer herablassenden Nachsicht, einem vernichtenden Mitleid von ihrer früheren Kollegin, der sie immer alles Gute gewünscht habe, sprach. Mit besonderer Heftigkeit jedoch und ganz ohne jede Zurückhaltung drückte sich die kleine Zuckerstätter aus, ein resches, wuschelköpfiges Wesen, dessen wienerischer Aussprache und affektierter Natürlichkeit die preu-

ßischen Herren wie einem exotischen Rauschgift verfielen. Vor Frauen, die sich dazu hergäben, rief sie aus, könne sie keine Achtung haben, noch dazu, wenn es sich um eine Künstlerin handle, allerdings, fügte sie hinzu, gäbe es ja auch sogenannte Künstlerinnen. Man pflichtete ihr höflich bei, obwohl man im Grunde selbst den Unterschied nicht so genau nahm, und als Herr Schlumberger nach dem Essen gegangen war und den müden, schläfrigen Tenor sowie den noch sehr trinklustigen, heftig widerstrebenden Baßbuffo mitgenommen hatte, verzichtete man auf weitere Festlegung und allzu scharfe Trennung der Begriffe. Die Coronelli wurde schließlich von einem sehr jungen Leutnant nach Hause gebracht, die andern Damen in einer Regimentsequipage unter männlichem Schutz in ihre Quartiere gefahren, die kleine Zuckerstätter hatte den Hausschlüssel ihres Gasthofs vergessen und mußte bei Prittwitz übernachten. Als der am nächsten Tag seine kostbare Tabatiere und eine goldene Uhr vermißte, wollte er die Sache wohl vertuschen, aber sein Bursche und vor allem seine Aufwartefrau fühlten sich verdächtigt, holten, bevor er es hätte verhindern können, die Polizei, und schon am Nachmittag hatte man ihm seinen Besitz wieder zugestellt und die kleine Zuckerstätter ins Polizeigefängnis eingeliefert.

Jost, gegen Abend nach Dienst und Befehlsempfang den gewohnten Weg zu Lilis Haus eilend, begegnete kurz vor ihrer Tür einem unbekannten, etwas schäbig aussehenden Menschen in Schlapphut und Radmantel, der, als er seiner ansichtig wurde, vom Gehsteig heruntertrat, Front zu ihm nahm, seinen Hut zog und mit einem Kratzfuß murmelte: »Schlumberger!« Er achtete nicht darauf, hastete rasch vorüber. Erst im Hausflur, zwischen den leeren Kisten und aufgestapelten Säcken der Spezereihandlung, kam es ihm in den Sinn, diese Gestalt mit Lili in Beziehung zu setzen. Er blieb einen Augenblick stehen, dachte nach, dann ging er weiter. Aber schon auf dem ersten Treppenabsatz hielt es ihn wieder fest. Er lauschte, hielt den Atem an, dann

spürte er, wie sein Herz mählich, beklemmend zu pochen begann. Leise, fern, dann plötzlich in einem Lauf zur Höhe anschwellend, wieder abklingend, fast zaghaft der klaren Linie einer Melodie nachtastend, sie dann mit Bögen und Figuren zärtlich umspielend, drangen Töne zu ihm herab. Es war zum erstenmal, daß er sie singen hörte. Er hatte nie daran gedacht, daß sie Sängerin war. Langsam schritt er weiter treppauf, bis er vor ihrer Flurtür stand. Er verharrte unschlüssig, den Schlüssel in der Hand wiegend. Die Stimme brach kurz ab – dann setzte sie neu ein, in einem großen, jubelnden Crescendo. Er überlegte, ob er eintreten solle. Da vernahm er den leise verwehten Klang des Glokkenspiels, das die volle Stunde ansagte. Es ward ihm klar, daß sie ihn um diese Stunde erwartete, erwarten mußte, daß er nicht die Schwelle eines heimlichen, heimlich gehüteten Eigenlebens übertrat, daß sie, ihn erwartend, auf seinen Eintritt wartend, sang, ihm entgegensang – und diese Vorstellung beschwingte ihn so sehr, daß er fast über sein Zögern, über das dunkle Erschrecken seines Herzens lachen mußte. Er drehte den Schlüssel um, trat ein. Der Gesang riß ab, als er die Stubentür aufmachte, die Stimme zerfiel in einem leisen, verhaltenen Lachen, das ihm ebenso fremd schien wie die Töne vorher. Sie stand zwischen Koffern, von denen einer geöffnet und halb ausgeräumt war. Ein leichter Geruch von Seide, Kattun, Lavendel und etwas Mottensalz erfüllte den Raum. Auf Stühlen und Sesseln, auch auf dem Boden und überm aufgeklappten Deckel des Koffers lagen Kostüme, Tücher, Garderobenstücke aller Art. Quer überm Tisch ein spitzenbesetztes Pagenkostüm, mit kurzen, gelbseidenen Kniehosen. Sie hatte ein kleines geblümtes Mieder in der Hand und hielt es prüfend gegen's Licht. Als er eintrat und näher kam, ließ sie's zur Erde fallen. »Hier«, sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend und mit der anderen auf verschiedene umherliegende Kostüme weisend: »Lucinda! Rosamonde! Coelestin!« – Dann bemerkte sie seinen Blick, schwieg, sah ihn voll an. Er trat zu ihr, umarmte sie. »Was ist?« fragte er leise. – »Es ist meine alte Truppe«, sagte sie. »Ich bin jahrelang mit ih-

nen gereist. Der Prinzipal war hier. Er hat heut ein Mitglied verloren, das meine Partien sang. Er fragt mich, ob ich einspringen will – mitwill.« – Jost sah auf ihre Hände, in seinem Gesicht regte sich nichts. »Möchtest du?« fragte er, mit ruhiger Stimme. – »Ich weiß nicht, ob ich noch kann«, sagte sie. »Ich war sehr krank damals – als ich aufhörte. Ich hatte fast keine Stimme mehr.« – Jost trat einen Schritt zurück – steckte seine Hände in die Taschen. »Und wenn du könntest«, sagte er dann, »möchtest du fort?« Da sie nicht antwortete, wiederholte er nach einer Weile: »Möchtest du von mir fort?« – Sie stand unbewegt, den Kopf etwas geneigt, das Lampenlicht verschattete ihre Augen, hob ihren Mund und die kleinen Falten um seine Winkel scharf und deutlich heraus. »Ich glaube, es wäre besser!« sagte sie langsam. – »Warum?« fragte er. – »Weil es nicht geht«, sagte sie. – »Warum?!« wiederholte er mit unveränderter Stimme. – »Weil es nicht geht«, sagte sie wieder. – »Warum?!« fragte er zum dritten Male. – »Wir hätten nicht dorthin gehen sollen«, sagte sie gequält, »gestern abend.« Sie wandte sich etwas ab. Er trat hinter sie, nahm ihren Kopf in die Hände, drehte ihr Gesicht zu sich um. Es schwamm in lautlosen Tränen. »Ich laß dich nicht«, sagte er fest. »Niemals.« – Sie warf sich herum, umklammerte ihn, barg ihr Gesicht an seinem Hals, preßte es in die Aufschläge seines Rockes. Er spürte, wie ihre Zähne den Stoff seines Hemdes zerbissen. Er beugte seinen Mund auf ihren Kopf, sprach in ihr zerwühltes Haar. Seine Worte versanken darin, vergingen in ihrem Atem, in ihrem Blut, im Dröhnen ihrer Herzen. Ihre Hände fanden einander, berührten, preßten, marterten sich. Dann spürte er, wie ihr Mund ihn suchte, sah ihr Gesicht ganz groß, aufgetan, mit geschlossenen Augen, spürte, wie ihr die Knie wegsanken und wie ihr Schoß ihn zu Boden zog.

Der Kommandeur des Brandenburgischen Kürassier-Regiments, ein alter verdienter Kriegsobrist, der aus dem bürgerlichen Offiziersstand stammte, entschloß sich in den nächsten Tagen, nach einer Besprechung mit einigen seiner

Herren, die ihm die Beschwerden ihrer Damen und ihre persönliche Verstimmung mitgeteilt hatten, den jungen Rittmeister unter vier Augen zur Rede zu stellen und ihm das Unpassende seiner Gesellschaft in der Oper, das Bedenkliche seines Lebenswandels überhaupt freundschaftlich und verweisend klarzumachen. Bevor aber noch die Ordonnanz mit der Befehlszustellung an ihn abgegangen war, ließ der Rittmeister Jost von Fredersdorff sich beim Kommandeur melden und unterbreitete ihm ein Gesuch um Erlaubnis zur Eheschließung mit der ledigen Sängerin Lili Schallweis.

Am zweiten Ostertag holte Jost sie in einem Wagen ab, den er selbst kutschierte, und fuhr mit ihr übers helle, sonnenbeglänzte Land. In der seidigen Luft des Apriltags standen schon Lerchen wie hochgeschleuderte, schmetternd schwebende Feldsteine, Starschwärme plapperten, flöteten auf den Giebelrändern der Scheunen, von den weiten Marschwiesen quäkte der Brutschrei der Kiebitze. Da und dort am Kanal schleierten junge Birken und Weiden, und Lili trug an der Brust einen Busch frischer Veilchen, den ihnen ein Bub an der Landstraße verkauft hatte. Jost nannte kein Ziel, aber es war ihm anzusehen, daß er mit dieser Fahrt eine besondere, ungewöhnliche Absicht verband. Er sprach wenig, schien aber von einer heiter leichten Gespanntheit, und seine Augen hatten manchmal den Glanz stiller Erwartung. Je weiter sie von der Stadt und den vorgelagerten Dörfern ins platte Land kamen, je schlechter der Weg und je endloser das Blickfeld über feuchte Wiesen, Äcker im Flaum der jungen Saat und ferne Waldränder sich dehnte, desto munterer, ausgelassener wurde sein Wesen, er lachte viel, ließ sie die Zügel des vor Kraft und Luftfreude ausschlagenden Pferdes führen, ihr die Grundlagen des Fahrens beibringend – und zeigte ihr plötzlich sehr aufgeregt Kenn- und Merkpunkte in der Gegend, die sich durch nichts von ähnlichen Erscheinungen in anderen Gegenden unterschieden: die Flügel einer Windmühle am Horizont – einen Kirchturm fern hinterm Hügelrand – ein

altes Storchnest auf dem vermoosten Dach eines Bauernhofs – und schließlich die Front eines hellen, schloßartigen Gebäudes, die zwischen Ulmen aufschimmerte. Er griff in die Zügel, hielt den Wagen an. Lili schwieg, sah ihm ins Gesicht. Sie spürte, daß etwas in ihm stockte, das sie mit Fragen nicht lockern konnte. Sie rückte nah zu ihm hin, wartete. »Das ist mein Vaterhaus«, sagte er schließlich, mit dem Peitschenstiel auf das Herrschaftsgebäude weisend, an dessen Flanken man jetzt die Wirtschaftshäuser und Stallungen sah. »Und hier werden wir leben«, fügte er nach einer Weile hinzu. Sie sagte noch immer nichts, schmiegte sich dicht an ihn. »Als meine Eltern starben«, sagte er dann im Ton ruhigen Erklärens, »war ich schon in die Armee eingetreten. Brüder hatte ich nicht, ein Vetter von mir, der bei uns aufgewachsen war, übernahm das Gut. Aber ich habe erblichen Anspruch auf die Hälfte des Besitzes. Den will ich jetzt geltend machen. Für uns.« – »Wird dein Vetter das hergeben?« fragte sie. – »Er muß!« lachte Jost. »Und außerdem sind wir Freunde, von Kind auf. Ich will ihn jetzt überraschen.« Er lockerte die Bremse, wollte anfahren. Sie legte die Hand auf seinen Arm. »Willst du nicht lieber allein zu ihm?« fragte sie. »Ich kann hier aussteigen, spazierengehen«, und da sein Gesicht sich beschattete, fügte sie kraftlos lächelnd hinzu: »unser Gut anschaun!« – »Das tun wir später zusammen!« rief Jost und schien wieder fest. »Jetzt mußt du mitkommen!« sagte er mit fast herrischem Ton und ließ den Gaul mit einem Ruck antraben. Sie lenkten in die kahle Allee ein, die zur Freitreppe des alten einfachen Herrenhauses führte. »Es heißt Gut Wendlitz«, sagte er, »hat ein paar tausend Morgen Ackerland, Wiesen, Wald, Viehweiden.« – »Es ist wunderschön«, sagte sie leise. – Ein Knecht in Hemdsärmeln sprang aus dem Stall herzu, faßte das Kopfzeug des Pferdes. Jost sah ihn prüfend an, aber er schien ihn nicht zu kennen, es war ein jüngerer Mensch. »Sind die Herrschaften zu Haus?« fragte Jost. – »Jawohl, Herr«, sagte der Knecht. »Soll ich ausspannen?« In diesem Augenblick öffnete sich die Haustür überm Schwung der Freitreppe, ein Herr trat heraus, in Reitstie-

feln und einer Art soldatischer, vorne offenstehender Litewka, die er mit der linken Hand zuknöpfte. Lili starrte wie gebannt auf die schlanke, fast hagere Gestalt im Türrahmen, die jetzt, die Ankömmlinge erstaunt prüfend, eine Hand über die Augen hob. Da stand ein Abbild von Jost, nur etwas älter, kälter, härter, lebloser – so wie man es ihm vielleicht als Denkmal aufs Grab gesetzt hätte, wenn er bei einer Heldentat gefallen wäre –, und es ging so viel Fremdheit, Sprödheit, Unberührbarkeit von ihm aus, daß ihre Haut kalt wurde. – »Fritz!« rief Jost und knallte mit der Peitsche. Der Angerufene mochte ihn gleich erkannt haben, es änderte sich nichts in seinem Gesicht, er blieb noch einen Augenblick stehn und musterte beide mit einem gesammelten Ausdruck, wie ein Mensch, der gewohnt ist, rasch Ziel und Wirkung abzuschätzen. Dann kam er ruhigen, aber flotten Schrittes die Freitreppe herunter. Jost war abgesprungen, half ihr aus dem Wagen. Nun wandte er sich mit ausgestreckter Hand dem Gutsherrn zu, der sie ergriff und freundlich schüttelte. »Ich freue mich, daß du mal herkommst, Jost«, sagte er. »Ich habe dich lange nicht gesehen.« Dann wandte er seinen Blick kühl fragend auf die Dame. »Dies ist mein Vetter Fritz«, sagte Jost herzlich und schob ihn etwas näher zu ihr hin. »Fritz von Fredersdorff. Und dies ist meine Verlobte.« Der Gutsherr beugte sich über ihre Hand, dann trat er zurück, und ließ ihr mit einer Armbewegung den Vortritt auf die Freitreppe. Sich umwendend rief er dem Knecht zu: »Spann das Pferd aus, Kilian, schütt ihm vor! – Du bleibst doch eine Stunde?« wandte er sich an den vorausschreitenden Jost. – »Es kommt drauf an«, sagte der und drehte sich lächelnd halb um. »Vielleicht länger!« – In der Tür oben erschien ein älterer Diener, der sich vor Jost tief und freudig atmend verbeugte. Jost gab ihm die Hand. »Wie geht's immer, Martin?« sagte er. – »Danke, gnädiger Herr!« flüsterte der Diener und wollte sich rückwärts entfernen. Der Gutsherr hielt ihn mit einem Blick zurück. »Sie führen die Herrschaften ins Herrenzimmer!« sagte er, während sie in eine dämmerige, mit Hirschköpfen und alten Waffen ge-

schmückte Halle eintraten. Von links, offenbar von einem Flur her, der zur Halle führte, hörte man deutlich eine Frauenstimme und das Lachen von Kindern. Jost wandte sich nach dort. »Deine Frau?« fragte er. – »Meine Frau ist leider nicht zu Hause«, sagte der Vetter in unverändertem Ton. »Sie ist mit den Kindern über Land gefahren und wird auch vor Abend nicht zurück sein.« – Jost blieb stehen, sah ihn an. Der hielt seinen Blick ruhig aus, dann sagte er, zu Lili gewandt: »Ich bitte Sie, mich einen Augenblick zu entschuldigen!« und ging rasch nach links. Der Diener öffnete eine Tür zur rechten Hand. Sie traten ein. Eine strenge Einrichtung und ein Schreibtisch gaben dem Raum fast den Anstrich eines Büros. Jost blieb an der Tür stehn, öffnete sie einen Spalt, dann schloß er sie wieder. »Verdammt!« sagte er, stampfte auf. Sein Gesicht war bleich, seine Augen flammten. Lili sah in kurz an, dann riß es ihren Blick von ihm weg. Sie trat zum Fenster, schaute in einen vorfrühlingskahlen, mit Fichtenreisern eingedeckten Garten hinaus. Mit dem Blut, das ihr in die Schläfen wallte, stieg ohne Willen und Vorsatz ein Trotz, eine Wut, eine zornige Empörung in ihr auf. Sie erschrak tief, denn sie merkte, daß dieser keimende Haß nicht gegen die fremden Leute, sondern gegen ihn, den Mann, den Geliebten, gerichtet war. Sie spürte, wie sehr er, mit verkrallten Händen an der Tür stehend, litt, und es regte sich eine blinde, hilflos grausame Feindschaft in ihr. Sie preßte die Hände gegen die Schläfen, sagte sich lautlos wie eine Litanei alle zärtlichen Namen, Worte, alles Gute, Vertraute, Gemeinsame, das sie für ihn wußte. Aber sie konnte sich ihn dabei nicht vorstellen, so wie man oft nicht imstande ist, beim Aufsagen eines Gebetes sich dessen, an den es gerichtet ist, bewußt zu werden. Hinter sich hörte sie seine Stimme, scharf, fremd, erkaltet, so daß sie sie im ersten Vernehmen nicht von der des Vetters unterscheiden konnte. »Da deine Frau es vorzieht«, sagte er zu dem lautlos Eingetretenen, »meine Verlobte nicht kennenzulernen, möchte ich auch dich nicht lange aufhalten.« – »Ich habe ein kleines Frühstück anrichten lassen«, sagte der andere. »Darf ich bit-

ten!« Er wandte sich deutlich zu ihr, aber sie drehte sich nicht um. »Danke«, sagte Jost ziemlich trocken, »wir verzichten darauf. Ich bitte dich nur um eine kurze Unterredung unter vier Augen.« – »Wie du willst«, sagte der andere nach einer kleinen Pause. »Darf ich Sie bitten, solange im Salon Platz zu nehmen?« – »Ich möchte lieber draußen warten«, sagte Lili und deutete mit einer unbestimmten Armbewegung durchs Fenster in den Garten hinaus. – »Es wird Ihnen kalt werden«, sagte der Gutsherr höflich. – »Nein«, sagte sie. »Ich werde umhergehen.« – Er verbeugte sich leicht, öffnete ihr die Tür, winkte dem Diener draußen. Sie neigte den Kopf, ging hinaus. Der Vetter schloß die Tür, wandte sich zu Jost um. Der stand am Schreibtisch, eine Hand auf die Tischplatte gestützt. Sie sahen sich wortlos an. Dann sagte der Gutsherr: »Du wirst es verstehen, Jost. Ich kenne die Schallweis vom Sehen. Ich kann meine Frau unmöglich mit deiner –«, er zögerte kurz, »mit deiner Freundin bekannt machen.« – »Es handelt sich um meine zukünftige Frau«, sagte Jost kühl. »Und um die zukünftige Herrin von Gut Wendlitz. Wenigstens vom halben Gut Wendlitz!« fügte er hinzu. – Der Vetter nickte, als höre er etwas, das er erwartet hatte. »Möchtest du dich nicht setzen?« sagte er dann. – »Nein«, antwortete Jost. »Wir wollen's kurz machen. Ich werde den Abschied nehmen. Ich habe ein Gesuch um Eheschließung eingereicht, es wurde abgewiesen.« – »Wunderst du dich darüber?« fragte der Vetter. – »Nein«, erwiderte Jost. »Aber ich ziehe die Konsequenz.« – »Jost«, sagte der andere, ohne daß seine Stimme besondere Erregtheit oder Nachdrücklichkeit aufbrachte – mehr, wie man eine Formel anwendet, von der man weiß, daß sie sinnlos ist, »wenn dir deine Laufbahn gleichgültig ist, so denke an unsern Namen.« – »Unser Name«, sagte Jost leise und ernst, »wird im Kriegstagebuch meines Regiments nicht ausgelöscht werden. Auch meine Laufbahn«, sagte er lächelnd, »steht in diesem Journal. Jetzt aber beginnt mein Leben.« – Sie schwiegen. Dann sagte Jost: »Die Hälfte des Gutes gehört erbrechtlich mir. Ich beanspruche sie jetzt. Wir müssen uns über die Form der

Teilung verständigen.« – Der Gutsherr antwortete nicht, sah lange zum Fenster. Dann ging er zum Schreibtisch, zog eine Lade auf, nahm einen kleinen Schlüssel heraus, trat zur Wand und öffnete einen eingelassenen Tapetenschrank. Aus einer Mappe nahm er ein großes, vielfach gesiegeltes Schriftstück, breitete es auf den Tisch. Beide beugten sich darüber. Der Vetter tippte mit dem Finger mehrere Male auf einen bestimmten Absatz. »Hier steht's«, sagte er. »Wenn ich das Gut länger als zehn Jahre bewirtschaftet habe, steht mir das Recht zu, dir deinen Erbanteil gegen eine bestimmte Barsumme abzugelten. Die Summe richtet sich nach dem amtlich festzustellenden Schätzungswert. – Ich bewirtschafte das Gut seit mehr als elf Jahren.« – »Hast du das Geld?« fragte Jost. – »Nein«, sagte der andere. »Es wäre nicht leicht. Aber wenn du mich zwingst, bringe ich's auf.« – »Ich will das Geld nicht«, sagte Jost. »Ich will meinen Anteil. Ich will hier leben.« – »Mit dieser Frau?« fragte sein Vetter. – »Mit meiner Frau!« erwiderte Jost, jedes Wort betonend. Sie schwiegen, der Gutsherr packte das Schriftstück wieder ein, verschloß den Wandschrank. – »Du mußt mir einen Monat Zeit lassen«, sagte er dann. »Das entspricht der Gepflogenheit.« – »Selbstverständlich«, sagte Jost. »Mein Abschied ist auch noch nicht eingereicht.« – »Danke«, sagte der Vetter kurz. – »Leb wohl«, sagte Jost und hielt ihm die Hand hin. »Ich hoffe, daß wir in einem Monat die Teilung regeln können!« – »Leb wohl«, sagte der Gutsherr und gab ihm die Hand. »Ich werde dir Nachricht geben.« – Jost ging. – Kinderlachen schrillte ihm entgegen. Lili stand hinterm Haus im Obstgarten, dessen Blüte noch nicht aufgebrochen war, und scherzte mit zwei kleinen flachsköpfigen Mädchen. Sie ahmte das dumpf murrende Quaken der früh laichenden Erdkröte nach, das von einem nah gelegenen Schilfteich herüberdrang. Es klang so echt, als habe sie immer nur Erdkröten nachgeahmt, sie blies dabei die Backen auf und preßte die sehr gewölbten Augenlider dick zusammen, so daß sie ein richtiges Froschgesicht bekam. Die Kinder versuchten es auch, es gelang ihnen nicht, sie schnitten Gri-

massen, machten andere Tiere und Tierstimmen nach, johlten. Plötzlich vom Fenster her eine scharfe, befehlende Frauenstimme. Die Kinder fuhren zusammen, standen starr. Dann warfen sie sich herum, jagten zum Haus.
Jost trat zu ihr, nahm behutsam ihren Arm. Sie sah ihn nicht an, schaute den Kindern nach. Sie gingen ein paar Schritte. Dann sagte Jost, ihre Hand streichelnd: »Es wird alles gut werden.« Sie antwortete nicht, ihre Mundwinkel zuckten. Als sie im Wagen saßen und er das Pferd wendete, im Schritt den Hof durch die Allee verlassend, brachte sie ihr Gesicht nah zu ihm und sagte flüsternd: »Verzeih!« Er beugte sich rasch nieder und küßte ihre Hand, die nackt auf der Decke lag. Kreuz und quer lenkte er das Gefährt über sandige, ausgefahrene Feldwege, durch kleine Wäldchen, an Viehzäunen entlang, manchmal nur Hufspuren oder Radrinnen folgend. Immer wieder sah man aus verändertem Winkel und verschiedener Entfernung das Herrenhaus. – Schließlich hielt er in einem kleinen Hohlweg an, machte die Zügel an einem Weidenstrunk fest. Er stieg ihr voraus die grasige Böschung hinauf, folgte ein paar Minuten einem schmalen Fußpfad durch knospenden Buchenwald, blieb am Rand einer Lichtung stehen. Unter einem vereinzelten knorrigen Eichbaum war eine niedrige, zerzauste Buchshecke eingepflanzt. Er bückte sich, teilte den Busch mit den Händen, man sah einen flachen grauen Stein darunter. »Ein Hundegrab«, sagte er dann und lächelte abwesend. Die Sonne lag schräg auf dem Waldrand und auf der langgestreckten, noch winterfahlen Wiese, durch deren Mitte ein schmaler Wassergraben lief. Sie setzten sich auf das trocken knisternde Altlaub zu Füßen der Eiche, lehnten die Rücken an ihren sonnenbehauchten Stamm. Die atmende Kühle des Erdreichs und die mähliche Erwärmung der sonnenstäubigen Luft vermischten sich zu einem lauen, feuchtwürzigen Dunst, der mit dem Atem und durch die Haut in sie einströmte, ihre Stirnen und Lippen umbadete und ihre Körper wie mit Himmelsäther ganz durchdrang. Die tiefe, zehrende, durch Schlaf nicht stillbare Müdigkeit des Frühlings zog mit diesem lichtflüssi-

gen Nebel in ihre Adern. Ihre Hände und Knie berührten sich, ihre Blicke versanken brennend ineinander. »Man könnte sterben«, sagte Jost nach einer langen, schweigenden Zeit, und seine Stimme klang etwas heiser, von Dunst und Sehnsucht belegt, »– man könnte sterben vor Glück.« – Sein Blick verlor sich von ihrem, streifte weit über die Lichtferne des Horizonts. Lili hob scheu die rechte Hand und machte, ungesehen von ihm, mit dem Daumen das Zeichen des kleinen Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust. »Ist es wahr«, fragte sie nach einer Weile mit einer kleinen, fast ängstlichen Kinderstimme, »daß euer König nicht an Gott glaubt?« – »Unser König«, antwortete Jost, und sein Gesicht ward schmal vor Stolz, »unser König braucht keinen Gott.« – »Aber wir brauchen ihn«, sagte sie leise. »Wir sind ja verloren ohne ihn.« – »Ja«, sagte Jost. »Aber er hat uns drei große Wege gemacht, die immer ins Freie führen.« – »Welche sind das?« fragte sie. – »Die Tapferkeit«, sagte Jost, schwieg eine Zeit, blickte sie an. »Die Liebe«, sagte er dann. – »Was noch?« fragte sie rasch. – »Der Tod«, sagte er, stand auf, reckte die Glieder. Sie sprang von der Erde empor, umschlang ihn mit aller Kraft. Er küßte sie lange. »Komm«, sagte er dann. Sie schritten zum Wagen zurück. Als sie, in scharfem Trab, auf die große Landstraße einbogen, die zur Stadt zurückführte, drehte er sich noch einmal kurz um, pfiff zwischen den Zähnen. »Er wird das Geld nicht aufbringen!« sagte er dann, lachte kurz und trieb den Gaul an.

Josts Gesuch um Abschied aus der Armee lag nun schon einige Wochen beim Kommandeur seines Regiments, der sich nicht entschließen konnte, es zur Personalkammer nach Potsdam weiterzugeben, und immer wieder erfolglos versuchte, den jungen Offizier von seinem Vorhaben abzubringen. In den ersten Maitagen empfing der Kommandeur den Grafen von Prittwitz zu einer langen Aussprache hinter verschlossenen Türen. Kurz darauf erhielt Jost einen militärischen Auftrag, der ihn für einige Tage von der Stadt entfernte. Es handelte sich um die Führung der Eh-

reneskorte für eine durchreisende Fürstlichkeit, die in der Stadt Pferdewechsel hatte und von einer Schwadron der Kürassiere bis Berlin geleitet werden sollte. Jost wunderte sich im stillen über diesen Auftrag, denn es waren dem Zug schon zwei Geleitoffiziere eines Potsdamer Regiments beigegeben. Am Tage nach seinem Abritt wurde bei der Schallweis, die ihre Wohnung nicht verließ – denn es folgten ihr seit einiger Zeit die Blicke der Passanten, und manch gehässiger Ausruf gellte hinter ihr drein, wenn sie allein auf der Straße ging –, an der Flurtür gepocht. Da sie allein war, öffnete sie selbst. Prittwitz stand draußen, in seinen langen Mantel gehüllt. Sie sah ihn wortlos an, gab den Eingang nicht frei. »Ich bitte Sie«, sagte Prittwitz, »mir eine kurze Unterredung zu gewähren. Ich muß mit Ihnen sprechen.« – »Ich wüßte nicht«, entgegnete sie, »was wir zu besprechen hätten.« – »Es handelt sich um Herrn von Fredersdorff«, sagte Prittwitz. »Es geht um Jost!« fügte er drängend hinzu, da sie keine Miene machte, ihn eintreten zu lassen. Sie zögerte noch einen Augenblick, dann trat sie zurück. »Ich bitte«, sagte sie, öffnete die Tür des Wohnzimmers. Drinnen blieb sie in der Nähe des Fensters stehen, forderte ihn nicht auf, abzulegen oder sich zu setzen. Er ging ihr nach, sah sie lange an. »Sie müssen fort!« sagte er dann unvermittelt. In ihrem Gesicht regte sich nichts. – »Was wollen Sie damit sagen?« erwiderte sie langsam. – »Ich will damit sagen« – er trat einen Schritt näher auf sie zu, legte die Hand leicht auf ihren Arm –»daß Jost nicht zugrunde gehen darf!« – Sie schwieg, zog ihren Arm zurück. Nach einer Weile sagte sie: »Kommen Sie in einem Auftrag hierher?« – »Ich bitte Sie, mich zu verstehen«, sagte Prittwitz mit Nachdruck. »Ich komme nicht in einem Auftrag hierher. Aber ich komme in einer allgemeinen Sache hierher. – Jost ist Offizier. Er ist einer der Besten.« – Sie nickte, sah zu Boden. »Sie meinen, daß ich ihn verlassen soll?« sagte sie dann in einem ungläubigen Ton. – »Ich meine, daß sie es müssen!« entgegnete Prittwitz mit fester Stimme. »Sie sind für das verantwortlich, was geschieht.« – »Ich bin für sein Leben verantwortlich –«, sagte sie, wie zu sich selbst. –

»Ja«, rief Prittwitz aus. »Und es geht um sein Leben!« – Sie sah ihn an. »Ich kann nicht«, flüsterte sie. – Prittwitz trat auf sie zu, legte den Arm um ihre Schulter. Sie ließ es geschehen, stand unbewegt. »Seien Sie stark, Lili«, sagte er, und seine Stimme bekam einen wärmeren Klang. »Sie wissen doch selbst, daß es nicht geht!« – »Ich weiß nichts«, sagte sie. »Ich liebe ihn.« – »Wenn Sie ihn wirklich lieben«, sagte Prittwitz, »dann müssen Sie mich verstehen. Es gibt nur die Wahl zwischen dem raschen Schnitt, der verheilt – und dem langsamen Verbluten.« – Sie lehnte sich leicht an ihn, er spürte, daß ihre Knie zitterten. »Glaubst du, daß wir nicht leben können miteinander?« fragte sie. – »Muß ich dir darauf antworten?« fragte er leise zurück. – »Ich kann nicht –«, sagte sie, ging von ihm weg, ließ sich in einen Stuhl sinken. – »Du brauchst nichts zu entscheiden«, sagte er rasch. »Es genügt, daß du nicht widerstrebst!« – Sie sah ihn fragend an, mit glanzlosen, bläulichen umschatteten Augen. – »Ich stehe für alles ein«, sprach er weiter. »Ich werd's ihm erklären. Ich werde ihn nicht allein lassen. Er hat Freunde!« Sie regte sich nicht. »Es ist alles vorbereitet«, sagte er. »Es liegt eine polizeiliche Ausweisungsorder für dich vor. Erschrick nicht –«, sagte er und trat rasch zu ihr hin, fuhr ihr kurz übers Haar, »es ist eine Formsache. Es enthebt dich der freien Entschließung, nimmt deinem Schritt alles Bittere. Wenn er zurückkommt, bist du verschwunden, durch höhere Gewalt.« Sie antwortete noch immer nicht. »Es wird Blut kosten«, sagte er, »– aber dann ist er gerettet. Auch du wirst nicht sterben daran«, fügte er hinzu. – »Man stirbt und lebt weiter«, sagte sie fast ohne Ton. Prittwitz durchmaß zweimal die Stube, dann blieb er am Tisch stehen, sprach trocken und fast geschäftsmäßig. »Es geht alles ohne Aufsehen. Es fährt ein Wagen vor, mit verhängten Fenstern, morgen um die gleiche Zeit. Zwei berittene Polizisten werden ihn begleiten. Sie warten am nächsten Straßenkreuz, es wird sie niemand bemerken. Ich selbst werde hiersein, dich abholen.« – »Wo soll ich hin?« fragte sie im gleichen unberührten Tonfall. – »Das steht bei dir!« sagte er. »Am besten zunächst nach Berlin.«

Dann, nach einer Stille, sagte er noch: »Solltest du ohne Mittel sein, so könnte fürs erste für dich gesorgt werden.« Sie stand auf, hob die Hand. »Das nicht!« sagte sie hart. »Das, bitte, nicht!« – »Verzeih«, sagte er. »Ich wollte dich nicht kränken damit.« – »Ich weiß es«, sagte sie leise. Er trat zu ihr hin, streckte die Hand aus. »Ich kann auf dich rechnen?« fragte er. Sie antwortete nicht mehr, übersah die Hand, wandte sich ab. Er sah, wie ihr Nacken sich immer schwerer herniedersenkte. Schweigend verbeugte er sich, dann ging er.

Jost, der sich in Potsdam vom Kommandanten der Ehrenwache hatte beurlauben lassen und, von tiefer Unruhe getrieben, der unter Führung eines Leutnants heimkehrenden Schwadron um einen Tag vorausgeeilt war, ritt gegen Abend, von seinem Pferdeburschen in kurzem Abstand gefolgt, in die Stadt ein. Auf dem Platz vor der Garnisonkirche hielt er kurz an, wie von einem Gedanken gepackt, dann zwang er sein Pferd, das, den Stall witternd, in Richtung zur Kaserne drängte, herum und lenkte es in schärferer Gangart der Straße zu, in der die Schallweis wohnte. Immer heftiger trieb er das schrittmüde Pferd an und spähte, auf seinen Hals vorgebeugt, in die rasch sinkende Dämmerung. Schon von weitem bemerkte er den Wagen vor ihrer Haustür, und als er die beiden Gestalten auf die Straße treten sah, ließ er den Gaul trotz des Holperpflasters in Trab fallen. Die berittenen Polizisten, hinterm Straßeneck, sahen ihn vorbeisprengen und schlossen sich seinem langsamer nachfolgenden Reitknecht an. Jost warf sich atemlos vom Pferd, als er beim Wagen angelangt war, dessen Schlag Prittwitz schon geöffnet hatte. Er ließ das Pferd stehen, wo es stand, der Bursche sprang ab und nahm es beim Zügel. Lili, in einen Reisemantel gehüllt, hatte den Fuß auf den Wagentritt gesetzt. So verharrte sie regungslos, wie sie seiner ansichtig wurde, alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Als er mit drei Schritten neben ihr stand, sank sie mit einem leisen Aufschrei zusammen. Er fing sie auf, nahm sie in die Arme. Prittwitzens Faust umklammerte den

Griff der Wagentür, als wolle er ihn zerbrechen. – Jost starrte ihn an, die Lippen weiß vor Feinschaft und Empörung. Lili richtete sich in seinen Armen empor, löste sich von ihm, stand frei zwischen beiden. Er trat rasch vor sie, so daß er ganz nahe an Prittwitz herankam. »Was willst du hier?« fragte er drohend. Gesichter erschienen an Fensterscheiben, ein paar Burschen traten mit vorgestreckten Hälsen aus einer Toreinfahrt. Prittwitz, blindlings vom Gedanken besessen, seine Absicht durchzuführen und die Szene rasch zu beenden, richtete sich straff empor. »Herr Rittmeister von Fredersdorff«, sagte er scharf und leise, »ich fordere Sie bei Ihrem Dienstgehorsam auf, sich sofort in die Kaserne zu begeben!« Jost rührte sich nicht. »Ich will wissen, was hier vorgeht«, sagte er dann kalt. – »Es geschieht auf Befehl des Polizeikommandanten«, sagte Prittwitz hastig. »Es gibt keinen Widerstand!« Er wollte einen Schritt zu ihr hin tun, sie in den Wagen drängen. Da hob Jost die geballte Faust, stieß ihn so heftig gegen die Brust, daß er zur Seite taumelte. Die beiden Polizisten waren abgesessen, traten unschlüssig näher. Prittwitz, am hinteren Rad des Wagens lehnend, winkte ihnen ab. Jost legte den Arm um ihre Hüfte, führte sie rasch zum Haustor. Dort drehte er sich noch einmal um. »Ich bin zur Genugtuung bereit«, sagte er laut. »Aber ich werde meine Frau gegen jede Gewalt verteidigen!« Dann trug er sie mehr, als er sie stützte, in ihre Wohnung zurück. Prittwitz stand noch einen Augenblick wie erstarrt, dann gab er den Polizisten und dem Reitknecht einen halblauten Befehl und stieg in den Wagen, der sich rollend und polternd entfernte. Langsam folgten ihm die Gendarmen und der Soldat mit den beiden Pferden.

Noch am gleichen Abend erhielt Jost durch einen Ordonnanzoffizier die Aufforderung, seinen Degen abzugeben, da er bis zur Erledigung seines Abschiedsgesuchs, das durch reitenden Boten weggeschickt worden war, vom Dienst suspendiert sei. Am nächsten Tage aber geschah es, daß die dritte Schwadron, von Berlin zurückkehrend – im Glauben, es könne ihrem Rittmeister nur ein Unrecht ge-

schehen sein –, dem Grafen von Prittwitz, der mit ihrem vorläufigen Kommando betraut war, den Gehorsam verweigerte.

Sie hatten die Wohnung nicht mehr verlassen, seit er sie vom Tritt des Reisewagens weg hinaufgebracht hatte, lebten besinnungslos in einer neuen Entflammtheit, die jede frühere schattenhaft und vergänglich machte. Auch in ihrer Seele wurden alle Zweifel vom Feuer des Glaubens, das solche Liebe entfacht, zu Asche verbrannt. Ganz tief in ihrem Innern bebte manchmal nachts eine leise schraubende Angst, die rasch vom Sturm ihres Blutes und von den Wettern seiner Umarmung erstickt wurde. Sie erwarteten den Tag seiner endgültigen Entlassung wie ein heimliches Fest, dem das der Vermählung nur noch als ein letztes sichtbares Bekenntnis folgen konnte. Von Prittwitz hatte er einen Brief erhalten, in dem er auf jede Genugtuung verzichtete, da Jost nicht gegen seine Person, sondern gegen den militärischen Gehorsam verstoßen habe, wofür er die Folgen allein und in anderer Weise tragen müsse – und in dem er ihn bat, sein Vorgehen aus der alten Freundschaft zu begreifen und ihm eine kameradschaftliche Erinnerung zu bewahren. Auch erfuhren sie, daß man seiner Schwadron bis zur Erledigung seines Falles die Pferde und Waffen genommen hatte. Der Kommandeur war in diesen Tagen persönlich nach Potsdam befohlen worden, um dort die Vorfälle zu erklären und zu verantworten. Er tat dies in einer Art, die der Handlungsweise des Rittmeisters alles Entehrende oder Unverzeihliche nahm und Jost der Gnade und dem Verständnis des Königs empfahl. – Ihn berührte all das nicht mehr, drang kaum noch in sein Ohr wie die Geräusche einer fremden Welt, deren Luftkreis man längst verlassen hat und deren Geschick und Bewegung man nicht mehr versteht. Einmal erschien ein Amtsschreiber bei ihm, der ihn in einer wichtigen Sache zum Notar holen wollte. Aber Jost schickte ihn nach kurzem Wortwechsel allein wieder fort. Am nächsten Tag ließ der Notar selbst sich bei ihm melden und hatte in der Wohnstube eine längere Un-

terredung mit ihm. Als Lili, die im Nebenzimmer gewartet hatte, nach seinem Weggang die Wohnstube betrat, lag eine größere Geldsumme, in Bündeln und kleinen Säckchen geordnet, neben dem Duplikat eines gesiegelten Schriftstücks auf dem Tisch. Sie schaute ihn fragend an. »Er hat es doch aufgebracht«, sagte Jost mit fast gleichgültiger Stimme. Sie fühlte, daß dies keine gespielte Gleichgültigkeit war, und die letzte Furcht schwand aus ihrem Herzen. »Jetzt können wir weit reisen!« sagte er lachend leichthin. »Nimm du's! Ich kann's nicht verwalten!« Und da sie eine abwehrende Handbewegung machte, schob er's zusammen und tat alles in die Lade ihres kleinen hellpolierten Sekretärs. An diesem Tage verließ Lili zum erstenmal wieder das Haus. Sie ging gegen Dämmerung einige Besorgungen machen, und als sie an einem Blumenstand vorbeikam, kaufte sie der Gärtnerfrau einen Arm voll frischer, kaum entknospter Rosen, der ersten dieses Jahres, ab. Während sie fort war, erschien bei ihm ein Offizier seines Regimentes und brachte ihm ein allerhöchstes Handschreiben, in dem ihm, in Anerkennung seiner Verdienste im Krieg, der ehrenvolle Abschied aus der Armee des Königs gewährt wurde. Auch schickte ihm der Regimentskommandeur seinen Degen zurück. Als Lili heimkam, traf sie ihn am Tisch stehend, das Wehrgehänge mit Degen und Pistole in der Hand – mit hellem, strahlendem Gesicht. – In dieser Nacht blieben sie lange wach. Das Fenster stand weit offen – der Duft der Rosen, die wie eine Hecke mitten im Zimmer blühten, vermischte sich mit dem trunkenen Atem der Mondstunden. Sie sprachen nicht zueinander, versanken in den Wellen ihres Glückes, für das es kein Wort mehr gab. Als sie die Augen schlossen, wuchs schon die rasche Dämmerung des nördlichen Vorsommers über den Osthimmel.

Mit dem Jubelschrei der Vögel und dem ersten aufblitzenden Sonnenpfeil weckte sie ein ungewohnter, mählich näher schwellender Lärm, der wie das Anrollen einer fernen Schlacht aus der Stadtmitte auf ihr Haus zudrang. Jost sprang plötzlich empor, warf sich in seine Uniform, nahm

das Wehrgehänge um, trat in die Wohnstube, ans offene Fenster. Da kamen sie, um die Ecke biegend, die leere helle Straße entlang, Schritt vor Schritt, Fuß bei Fuß mit trappenden Sohlen, klappernden Eisen, klirrenden Reitersporen, die Kürassiere seiner alten Schwadron, ohne Pferde und Waffen, den Tambour, dumpf und mächtig trommelnd, an ihrer Spitze, den Torgauer Fahnenstumpf in ihrer Mitte hochgestemmt. Vorm Fenster formierten sie sich zu kurzer Front, die Trommel schwieg, in stummer männlicher Ergebenheit blickten die vielen Gesichter, die bärtigen und vernarbten, die glatten, jungen, begeisterten, zu ihm empor. Und während er stand und auf sie herabschaute, unfähig zu einem Wort, einem Laut, einer Bewegung, riefen sie aus rauhen, beklommenen Kehlen erst – dann immer freier, in wildem, brausendem Chor die Namen ihrer Schlachten und Gefechte, ihrer bösen und stolzen Jahre zu ihm, der sie mit ihnen geteilt hatte, hinauf. Dann fiel die Trommel donnernd wieder ein, und abziehend in Schritt und Tritt verhallte mit ihrem Schlag das alte Reiterlied. Lili trat nicht zu ihm herein. Sie blieb auf dem Bettrand sitzen, reglos gebannt, als hielte sie noch halb der Traum. Von drinnen hörte sie seine Stimme, mit einem veränderten, seltsam beschwingten Klang.
»Das war der Abschied!« sagte er. Es klang wie ein Jubelruf. Sie blieb unbewegt, wagte nicht, ihm den Hauch, dieser, seiner Stunde durch ein Wort, einen Laut zu entführen.
»Das kann nicht vergehn« – vernahm sie ihn wieder – »das kann nicht vergehn!« Sie fühlte, daß er zu ihr sprach.
»Ja«, sagte sie laut und begriff kaum, daß es ihre eigene Stimme war – »es kann nicht vergehn!«
»Dank!« rief er drinnen. »Dank!«
Sie wollte aufspringen, doch ihre Knie waren von einer plötzlichen Eiseskälte gelähmt.
Mit dem letzten verhallenden Trommelschlag fiel der dumpfe Knall des Schusses zusammen.
Der Schreck warf sie zu Boden, sie tastete sich auf den Händen zur Tür. Dann richtete sie sich langsam empor,

trat ein. Er saß, aufrecht zurückgelehnt, nahe beim Fenster in einem hohen, schmalen Sessel, die rauchende Pistole noch dicht an seinem Herzen. Sie sah sein Gesicht, es war schön und still und so sehr erfüllt von allem, was eines Mannes Leben ausmacht, daß sie niederkniete und keine Tränen fand.

Erschienen 1934

Karl Heinrich Waggerl

Hans

1897–1973

Ich habe immer ein unbehagliches Gefühl, wenn Bauern an meinen Zaun kommen, während ich im Garten arbeite. Nicht, daß ich mich meiner Arbeit schämen müßte, ich bin noch heute fast so gut wie jeder Knecht, das darf ich wohl sagen. Übrigens ist es gar keine Kunst, Heu zu machen, das Gras wächst von selbst. Tomaten hingegen, Melonen und zartes Gemüse zwischen Junifrost und Oktoberschnee reifen zu lassen, davon will der Bauer gar nichts hören, in seinem Unverstand verachtet er den Gärtner. Ich muß das erwähnen, weil ich bemerkt habe, daß ich auch bei meinen Hausgenossen ein wenig im Ansehen gesunken bin, besonders seit dem Abenteuer mit Hans.
Da tritt also der Bauer an den Zaun, er hängt sogar seine Kuh an und lehnt sich herüber und betrachtet mich nachdenklich, wie ich im Blumengarten mit bloßen Händen Erde herumschleppe, Misterde und sandige Erde und Torfmull dahin und dorthin. Der Mann bewegt abgründige Pläne in seinem Kopf, ich weiß das genau. Vielleicht hat er Brennholz auf dem Anger liegen, schon ein wenig überständig und kernfaul, oder er hat ein uraltes Schaf umgebracht und ist nun unterwegs, einen Narren zu suchen, der es kauft. Eine Weile unterhalten wir uns über allerlei, was das Wetter betrifft, die Gesundheit beiderseits, aber plötzlich zieht er mich am Ärmel zu sich und vertraut mir etwas an: Er hat einen Rehbock zu Hause.
So, sage ich, hast du einen. Meinetwegen, mich geht es nichts an.
Ja, aber das Verteufelte dabei ist, daß er einen lebendigen Rehbock zu Hause hat. Sehr zahm und leibig, das soll heißen gut genährt, und noch ganz klein, versteht sich.

Wie klein? frage ich.
So, beiläufig. Wie ein Hüthündchen. Er hat ihn auf der Weide gefunden und aufgezogen wie sein eigenes Kind, aus Gutherzigkeit, die mutterlose Waise. Aber jetzt kommen die Schafe heim, es ist kein Platz im Stall. Und wenn er sich das hier so betrachtet, den Garten und das Krautzeug herum, so meint er, daß ich vielleicht den Bock dazukaufen möchte.
Gut soweit. Ich habe einmal sieben kleine Igel in meiner Schreibstube gehalten, von dem jungen Habicht gar nicht zu reden, der mir den halben Daumen von der Hand fraß. Warum sollte ich nicht einen Rehbock im Garten haben können? Das würde sich großartig machen, denke ich, so ein Rehlein zwischen meinen Blumen, und abends läge es dann wiederkäuend unter der Holunderstaude. Wenn junge Damen kämen, fräße ihnen der Rehbock aus der Hand, und es wäre dann nicht schwierig, etwas Passendes dazu zu sagen.
Aber vielleicht mochte er gar nicht unter den Stauden liegen, sondern er fräße den Holunder und die Astern, die Gladiolen und meine kostbaren Gräser. Ich habe eine Leidenschaft für alle Arten von Gras; mein weiblicher Hausgenosse meint, das hänge mit meiner Gemütsart zusammen. Gräser sind beseelte Geschöpfe, zart und doch voll von Kraft, prunkend im Sommer mit den wehenden Fahnen ihrer Ähren und Rispen, verklärt noch im härtesten Frost.
Aber schließlich kaufe ich den Rehbock doch. Meine beiden Hausgenossen habe sich dazugesellt, von nun an verhandelt der Bauer gar nicht mehr mit mir.
Weil nämlich die Schafe heimkommen, sagt er zur weiblichen Hälfte meines Gefolges, weil kein Platz im Stall ist, darum müßte er den Bock einfach abschlagen – schlachten, erklärt der männliche Hausgenosse. Und das will ich gern zugeben, so etwas ist nicht auszudenken, ein geschlachtetes Reh.
Am Abend wird der Rehbock Hans im Garten freigelassen. Er ist ein stattliches Tier, sein brandrotes Fell leuchtet in

der Sonne, unwahrscheinlich dünn sind seine Läufe und die Augen blicken wirklich so groß und mild und fromm, wie bei den Dichtern geschrieben steht – seine Lichter, erklärt der Hausgenosse. Wir lehnen am Gatter und strecken ihm Hände voll Laub und Zucker entgegen, kein Hans ist jemals mit zärtlicheren Worten herbeigelockt worden. Aber er kümmert sich gar nicht darum, plötzlich schnellt er mit zwei mühelosen Sätzen über alle Beete weg. Ich sehe mit Herzklopfen, was er vorhat: daß er nämlich sogleich darangeht, den Zaun zu untersuchen. Die Hausgenossin streift mich mit einem fragenden Blick, und ich zucke beleidigt die Schultern. Das weiß der Himmel, ob alle Latten standhalten werden, mein Zaun ist mehr auf das Malerische angelegt, nicht für wilde Tiere.
Allein Hans denkt offenbar nicht daran, jetzt schon auszubrechen; er ist nur in allem, was er tut, behender und lebhafter als unsereins. Jetzt wendet er sich dem Gemüse zu. Gut, den Kohl soll er fressen, ich mag keine Kohl. Ich baue ihn nur an, damit niemand denken soll, er gedeihe nicht bei mir. Hans beschnuppert auch die Sträucher und rupft sich da und dort ein Blättchen. Ich höre zwar, daß ein Reh nicht schnuppert, sondern windet, und daß es Blätter äst und nicht rupft, aber jedenfalls stößt die Hausgenossin plötzlich einen beglückten Schrei aus. Er frißt! ruft sie begeistert.
Ja, das tut er wirklich. Carex plantagineus, erkläre ich bekümmert, meine schöne grüne Schleppensegge.
Ach Gott, ich mit meiner langweiligen Botanik! Ich sollte lieber zusehen, wie niedlich Hans sei; humorvoll könne man ihn nennen, anmutig. Er nimmt ein Büschel Gras auf, das hängt ihm wie ein grüner Schnurrbart unter der Nase. Dann schaut er um sich, lebhaft spielen seine Ohren, die Lauscher, und dabei kaut er den Bart langsam in sich hinein.
Ich finde ja auch, daß er sich gut benimmt; aber schließlich habe ich es satt, mir immerfort sagen zu lassen, ich möge doch endlich ruhig stehen, und ich sei überhaupt viel zu ungeduldig und zu grob mit meiner tiefen Stimme. Seht

her, ich öffne einfach das Gatter und gehe auf ihn zu, jetzt soll es sich einmal zeigen, ob ich wirklich Erdgeruch an mir habe. Die Arme breite ich aus, ein friedfertiger Adam im Garten Eden, und Hans flieht nicht vor meinem zärtlichen Gebrumm, nein, er streckt den Hals, und dann nimmt er wirklich ein paar Körner aus meiner hohlen Hand. Das Herz stirbt mir ab vor Freude, während das geschieht, und auch vor Kummer, weil ich nichts Besseres tun kann. Nicht seine Brust umfangen, um ihn zu liebkosen und das glatte Haar an der Wange zu fühlen. Ich lasse es genug sein, die Tiere trauen uns doch nicht mehr. Wir riechen alle nach Schießpulver.
In der Nacht wird mir wieder angst: Ich schleiche in die Tenne und suche ein paar leere Kisten zusammen, die will ich über meine Gräser stülpen.
Es ist schon bitter kalt. Ich finde Hans unter den Büschen; wir rufen uns mit leisen Lauten an, und nun, im ungewissen Licht der Gestirne, sind wir uns viel vertrauter. Lange sitze ich auf einer Kiste und rede ihm zu, während er vor mir auf und ab trabt, und einmal duldet er sogar einen Augenblick meine Hand auf dem nachtfeuchten Fell.
Hans, sage ich, sei nur ruhig, wir werden das schon in Ordnung bringen. Ich verstehe dich gut, mein Bruder, dein Leben ist Flucht, du brauchst die Freiheit des Flüchtigen. Aber nun wird es mit dem Winter ernst. Bald wird Schnee fallen, und du weißt noch gar nicht, wie das ist, Schnee und Kälte. Sieh her, du hast dein warmes Bett im Gartenhaus, Laub und Heu genug, du bist noch ein ganz junger Bock, bleib ein paar Wochen. Halte dich an den Hafer, damit du ein wenig Speck unter den Pelz bekommst, das wirst du brauchen, denn der Frühling ist weit. Und das Gatter im Zaun wollen wir offenlassen, du kannst dann immer einmal kommen, in der härtesten Zeit oder im Spätwinter, wenn der Schnee brüchig wird und deine Läufe wund reibt. Ja, das verspreche ich dir, du wirst immer eine Schüssel Körner im Gartenhaus finden, und wenn dir mein blauer Hafer schmeckt, so friß auch den in Gottes Namen.
Inzwischen gibt es freilich noch allerlei Abenteuer. Eifer-

sucht nistet sich im Hause ein. Zunächst, meint der Hausgenosse, müßte doch einmal ein richtiges Geheg' aufgestellt werden, von einem Fachmann natürlich. Hans bekommt dies und jenes, von zarten Händen gereicht, Rosinen und Äpfel, und ich hörte auch, daß es unfein sei, nachts um seine Gunst zu buhlen.

Ein anderes Mal raschelt es hinter mir, während ich am Schreibtisch arbeite, und ich traue meinen Augen nicht: Da schaut Hans durch das Fenster und knabbert an den Nelkenstöcken. Ach du lieber Gott, niemand ist im Hause, er ist mir um Hals und Leben anvertraut worden, aber das Gatter war nicht geschlossen, und nun steht er in seiner Unschuld draußen auf der Straße, allen Bauernkötern preisgegeben! Ich überlege blitzschnell; dann hole ich eine Tafel Schokolade aus dem Fach und pirsche mich hinaus. Schokolade ist immer ein zuverlässiges Lockmittel, das habe ich erprobt, wenn auch nicht bei Rehböcken.

Anfangs kümmert sich Hans wenig um meine flehentlichen Bitten und Gebärden; er freut sich seiner Schlauheit und läuft vor mir her die Gasse hinauf. Wie soll das enden, denke ich, vielleicht muß man dem heiligen Hubertus eine Kerze geloben. Der schickt dann auch wirklich eine singende Kinderschar aus der Schule. Hans stutzt plötzlich und kehrt um. Ich mache das Gatter weit auf und ziehe ihn am Faden meiner Herzensangst in den Gartn zurück.

So viel ist gewiß: Ich verdiene längst mein Brot nicht mehr. Statt auf die Stimme meines Innern zu horchen, stecke ich hundertmal den Kopf durch das Fenstergitter und sehe doch nur, daß Hans immer ungebärdiger wird, je mehr er zu Kräften kommt. Seit Schnee liegt, scharrt er die Pflanzen aus der Erde, und das ist nicht zu ertragen. Eine trostlose Wildnis, wo im Sommer Lilien blühen sollen, die blauen Türme des Rittersporns.

Nein, es wird Zeit. Eines Abends unternehme ich noch einen heimlichen Gang ins Freie, im Vorbeistreifen löse ich ein paar Latten. Schon am frühen Morgen bin ich wieder unterwegs. Ich finde sogleich die vertraute Spur im frischen Schnee; anfangs verirrt sie sich zwischen den Häu-

sern, aber dann entdecke ich sie bewegten Herzens auf den Feldern wieder, von hier weg läuft sie geradeaus dem Walde zu. Hasenfährten kreuzen sie, einmal schlüpft ein Wiesel vor mir in den Busch. Still ist der Wald, noch grün und saftig das Moos und Staudenzeug zwischen den Stämmen. Ich krieche durch das Unterholz, die frische Kälte brennt mir in den Lungen und weiter oben verliere ich die Spur im Jungwald einer Lichtung. Der Himmel bricht auf, der weite Himmel über den Wipfeln; bald wird die Sonne kommen, und das ist gut für den ersten Tag.
Daheim fülle ich eine große Schüssel mit Hafer, die stelle ich in das Gartenhaus. Dann nagle ich die zwei Latten verstohlen wieder fest, aber das Gatter öffne ich weit, und so soll es bleiben.

Erschienen 1936

Robert Neumann

Jagd auf einen Menschen

1897–1975

Die Bremse stöhnt an vier Radachsen und das lange Automobil schiebt sich eben noch ein paar Fuß weiter um die scheinwerfergrelle Ecke in die Nacht der Nebengasse herein. Dann steht es und zittert, Licht lischt, an die Scheibe klopft wieder klagend Straßendunkel und Regenstrich. An mir vorüber springen die beiden Geheimpolizisten durch den aufgestoßenen Wagenschlag hinaus in den klatschenden Pfützenspiegel des Vorstadtasphaltes, stehen einen Augenblick lang schaftstiefelig in ihrer mißmutigen Angespanntheit auf dem blankgewaschenen Gehsteig und schlagen sich dann in die Schwärze des nächsten Haustors. Ich folge, indes der Wagenlenker vorne den Pelzkragen hochgestellt und in sich selber versinkt. Das Fahrtier hat ausgeatmet, liegt tot – stellt sich tot. Eine trübe Straßenlaterne, regenbogenumrandet, flattert kaltes Gaslicht und Trostlosigkeit. Dahinter, rechts, links, stürzen verschiefte Gassenfronten dreißig Schritt nah in Nacht. Berlin, November.
Im Hausflur bei den zwein steht ein dritter. Ich werde vorgestellt. Ich heiße Herr Doktor. Ich bin der Herr von der fremden Presse, dem man es gestattet hat. Der Neue ist Herr Philipp – ein Mensch, grau in grau, angetan wie ein Arbeiter, kragenlos, ohne Schaftstiefel (also kein Polizist) und mit einem gelben Kindergesicht. An Stirn und Schläfe fehlt ein Stück Kopf und ist durch einen weißen Hautfetzen ersetzt. Er weiß zu berichten, daß »er« nicht im Haus ist. »Er« – das ist der Gesuchte, das Jagdwild, der Scheckbetrüger, Kassendieb, Messerheld und verwegene Ausbrecher – S., Josef S., von dem festgestellt ist, daß er im Haus Nummer elf, um die Ecke rechts, sich verkrochen hat. Man liegt seit heute morgens vor dem Tor auf der Lauer. Er kam

nicht, er ging nicht. Das Fenster droben steht offen, gähnt schwarz. »Waren Sie oben?« »Ja, vormittags. Die Bude ist leer. Jetzt zuerst in die Kneipe. Er kommt jede Nacht gegen eins.« »Es ist Zeit. Wir gehen hin.« »Drei Beamte sitzen schon dort. Vorsicht. Er schießt. Er hat zwei Revolver.«
Hinaus in die Regenböen. Zwischen Automobil und Laterne unter dem kleinen Vordach des versperrten Lebensmittelgeschäftes steht eine Prostituierte und glotzt herüber. Da wir vorbeigehen, zischt ihr Herr Philipp ein knappes Wort zu. Sie schrickt auf, geht, trippelt, läuft mit kurzen Schritten die Gasse hinunter, wirft sich um eine Ecke.
Gassen entlang, durch Regen, rechts, dann links gradeaus. Ganz plötzlich springt uns Musik an, ein vieltönig metallenes Klappern. Hinter einer niederen Glastür, vorhangverhangen, liegt Licht und Stimmengewirr. Auf der Scheibe hocken Emailbuchstaben, spärlich, windschief verschoben – stehengebliebene Zahnstümpfe eines zerstörten Gebisses.
»Wer hinein?« »Er wird schießen.« Herr Philipp will allein in die Kneipe; wir sollen warten. Dann zu mir: »Drei sind drinnen. Wenn Sie mitgehen wollen? Sie halten sich abseits; die Gefahr ist nicht groß.« Er schiebt sich breit durch die Tür. In fünf Minuten soll ich ihm folgen. Die Schaftstiefel stehen schon drüben in einem Haustor.
Los, langsamen Schrittes. Durch die aufgestoßene Tür schlägt eine Welle Geruches, Dunst, Lärm. Grelle Weiße, Azetylenlampenlicht, liegt breit auf einem kahl getünchten Mauergeviert. Papierwimpel schreien nüchterne Festlichkeit in den Raum. An mir vorüber mit Ruck und Schleifschritt, gezogen von Ecke zu Ecke, träg quellend und in sich wirbelnd in kleinen Wirbeln, schiebend, geschoben, treibt ein Trupp Tanzender. Der ganze Raum, jeder Mensch, jedes Weib, jedes Glas, jedes Licht ist Bewegung. Irgendwo in diesem Gewoge sitzt der Gesuchte. Sitzt in einer Falle und weiß es noch nicht. Hat zwei Revolver im Sack und lacht, tanzt, säuft Wein. Fühlt nicht, daß irgendwoher drei Augenpaare ihn anschaun, vier Augenpaare, irgendwoher, aus Ecken, oder durch die Türritze drüben,

oder aus der Vermummung eines dieser Tänzer hervor. Auch der mit dem halben Kindergesicht, Herr Philipp, ist untergetaucht im Gewirr und verschwunden. Tanz, Takt, Musik, Licht, Fahnen und Weindunst.
Plötzlich hockt nah vor mir in der Biegung des Tanzes, abgelöst hingesetzt über die Schulter einer Prostituierten ein sehr hartes Männergesicht mit abenteuerlich ausladendem Kinn. Das eine Aug steht scharf und wach an der Braue. Über dem andern liegt ein breites, neues, rötliches Pflaster, kürzlich erst hingesetzt offenbar, vor Stunden, vor einer halben Stunde – verstellt, macht unkenntlich. Hier ist einer vermummt. Hier ist einer wachsam. Jäger? Gejagter? Aber er ist schon wieder niedergetaucht, die Schwenkung des Tanzschritts hat an seiner Stelle das schmale, ausdruckslose Elendgesicht seiner Partnerin in die Helle gerückt. Andere Paare, Kulissen, werden durcheinandergeschoben. Einer, ein Dicker, rothalsig, hat seinen Rock abgelegt und tanzt mit einem scharfgesichtigen Weibsbild. Er speit mit einem musikzerfetzten Satz und prustenden Lachen das Wort »Moabit« in den Raum.
Dann ist es ein Großer, Breitbrüstiger, der mich ins Auge gefaßt hat und auf der Stelle sich wiegend und trippelnd zum Takt der Musik über den schmalen Rücken und Kopf der abgewandten Tänzerin her mir in das Gesicht starrt. In seinen Augen ist etwas Fortgerücktes, ungreifbar Abwegiges wie bei Menschen, die unmerklich schielen. Sein Riesenkörper steckt in einem schwarzen, prallen Sakko, das an den Ärmeln zu kurz ist. Er ist kragenlos, trägt eine blumige Wollweste und hat den steifen, schwarzen Rundhut aus der schwitzenden Stirne geschoben. Seine Hand, breit über den Rücken der Partnerin hingelegt, ist fleischrot und hat das plumpe Eigenleben eines grausamen Tieres. Ist er es? Die Tasche des prallen Anzugs ist von etwas Schwerem gebauscht. Er hat seinen Blick von mir endlich gelöst, hat sich abgewandt, und jählings herumgeschwenkt, ist seine Partnerin für einen Augenblick an meine Seite geraten. Ich sehe, daß das keine Frau ist, sondern ein hagerer, völlig bartloser Mensch mit einem grauen Gesicht, die langen

Haare aufgebürstet zu einer gelben Dirnenfrisur. Ein Weibermantel hängt ihm von den schmächtigen Schultern.
Er spricht! Spricht nah neben mir mit einer hohen, heisernen Frauenstimme zu dem Riesen hinauf, spricht geziert und sich windend in mühseligem Schriftdeutsch. »Sie müssen wissen«, kommt es zwischen den gemalten Lippen hervor, »Sie müssen weinen – ich bin gegen jede neue Bekanntschaft sehr skeptisch. In diesem Lokale . . .« Der andere lallt etwas mit belegter Stimme, geil, gierig, mühsam gebändigtes Raubtier. Dann wieder Musik, Zug, Schwenkung, Kulissen.
Plötzlich hat sich eine Gasse nach hinten gegen den Schanktisch geteilt; dort steht Herr Philipp, neben der Wirtin, einer Dicken, Fahlen mit beleidigten Zügen, steht dort lässig über die metallene Kante des niederen Aufbaus gelehnt, hat seine Faust in die Hosentasche geschoben und redet anscheinend sehr ruhig mit einem Menschen, der, grauhaarig, schlank, in ein dunkles Samtwams gekleidet, in seinem Aussehn die Mitte hält zwischen Tanzlehrer und verkommenem Diplomaten. Das ist er! Scheckfälscher! Vier, acht, elf Menschen stehen und horchen auf das Gespräch. Jetzt? Jetzt!
Aber da löst sich alles wieder in Gleichgültigkeit. Jener Schlanke setzt sich auf einen Sessel und raucht. Herr Philipp ist beiseite getreten, und ich sehe, daß er einem zuzwinkert, einem stillen Trinker, den ich bisher nicht beachtet habe. Der schiebt sich langsam zur verschlossenen Tür, die neben dem Schanktisch drei Stufen hoch nach der Seite führt, offenbar gegen den Hausflur. Herr Philipp ist inzwischen wieder unter die Tänzer geglitten. Einen Augenblick später sehe ich ihn drüben am Eingang. Unter dem schnelleren Takt des Klaviers haben die Tanzenden zu einem tollen Schleifen, Stampfen, Drehn sich erhitzt. Aber dazwischen, mittendurch und die Wände entlang, ist irgendeine planvolle Verschiebung – Blicke, Bewegungen, kleine Gebärden. An der Tür zur Gasse stehen vier große Männer in gespielter Gleichgültigkeit. Herr Philipp ist wieder verschwunden. Der Tanz wird schneller. Ein Weib singt,

lacht, kreischt. Ich habe mich in den Winkel rechts hinten geschoben und stehe plötzlich vor dem Klavier. Es spielt – und kein Mensch sitzt davor. Ein Orchestrion. Geisterhände rasen über die Tasten, drücken sie nieder, hüpfen, spielen Triller, Staccati, Kadenzen in grauenvoller Gespensterlebendigkeit.
Da fliegt drüben die Tür auf. Tanz stockt. Plötzlich Stille. Stille. Nur das Klavier hämmert weiter. Ein Gespenst spielt »Valencia«.
Es sind die beiden Schaftstiefel, die draußen gewartet haben. Ohne Erregung. Herr Philipp steht schon bei ihnen. Ich trete hinzu. »Es ist nichts. Kommen Sie. Schnell.« Wir sind draußen, wir laufen. Hinter uns spielt das Orchestrion sein Geklapper durch die offene Tür in den Regen heraus. Dann verlischt's an der Ecke.
Wir laufen. »Er war nicht in der Kneipe. Er ist zu Hause. Er muß sich im Abtritt versteckt haben, so oft jemand die Stiege hinaufgekommen ist. Wir haben die Jula abgefangen. Sie wollte zu ihm. Jetzt schnell, schnell.« Die Gasse. Das Haus. Zwei Wartende. »Sie sind schon voraus.« In den Flur. Taschenlampe. Über die Stiege. Neben mir knackt die Sicherung eines Revolvers. Hinter einem Türspalt Gezischel, Augen, ein Nachtgesicht. Weiter Stiegen. Im dritten Stockwerk eine offene Tür. Dunkle Küche, das Zimmer lampenhell. Ein Polizist, eine Frau – dünne Stahlkette um das Gelenk, Haar wirr, Tieraugen, gehetzt. Weißes Eisenbett in der Ecke, darüber ein Bild, Dreifarbendruck: Fürstenbegegnung. Daneben ein Blumenstilleben, aus einer Zeitschrift geschnitten, mit vier Reißnägeln festgemacht. Schmutz, Wanzenspuren. Kleiner Eisenofen, erloschen. Der Gamaschenmensch bückt sich, schaut im Kreis. Dann wütend: »Ausgebrochen!« Der Polizist: »Unmöglich. Alles bewacht.« Durch die Tür herein vom Flur ein Kleiner im Regenmantel. »Er muß auf dem Dachboden sein. Die Tür ist angelehnt.« Alle auf und hinaus. Nur der Polizist reißt die Frau zurück in die Küche. Sie heult auf.
Die Dachbodentür ist aus Eisen. Man umgeht sie von links. Schwarzer Spalt klafft. Man blendet das Licht ab. Revol-

ver. Drunten, halb auf der Stiege, gedrängte Gesichter, aus dem Schlaf gezerrt, blaß. Gezischel. Ruf ins Dunkel: »Sie – drinnen: heraus! Hände hoch!« Horchen. Stille. Noch einmal: »Heraus!«

Dann die Tür aufgerissen und Licht. Dachboden. Kein Mensch. Ein Kinderbett, umgekehrt, Füße nach oben, auf einem Koffer. Bildrahmen. Ein Trog. Zwei Eimer aus Blech. Ein Kasten mit geborstener Flanke. Ein großer Blumentopf mit dem Stumpf einer Palme. Drei Kisten. Waschtisch aus Eisen. Darauf eine offene Schachtel mit Dominosteinen, einem Blechleuchter und dem Kopf einer Puppe. Spinngewebe, grau, dichte Fetzen. Quer durch, schräg durch Schwärze und über den Boden kriechend, das Gesparre des Daches. Erschreckter Staub flirrt in Lichtkegeln. Hoch, hart, rotziegelig zwei Schächte: Kamin. Dunkel lauert dahinter. Ruf, noch einmal: »Heraus!« Und Schweigen. Jetzt langsam vor, geduckt ins Gerümpel. Sprung. Katzentritt, Revolver, Laterne.

Das Ende des Raumes: Gesparr. Also wieder genarrt? Rechts ein kleiner Verschlag, leichte Holztür, angelehnt. Auf und Licht.

In der Ecke links hinten hängt ein Ungewisses, schwarz Lastendes. Schwankt leise im Zugwind. Luft zerrt an Kleidern. Da beginnt sich's langsam zu drehen mit der Windung des Seils. Braunes Haar läßt ein Ohr frei. Es leuchtet im Licht der Blendlaterne, abgelöst, weiß aus der Schwärze. Das Ungewisse dreht sich weiter im Zugwind. Ein Gesicht taucht sehr langsam ins Licht, wird groß wie aufgehender Mond. Gesicht eines stillen Menschen mit geschlossenen Lidern. Ein kleiner Schnurrbart, gewichst und aufgezwirbelt, sitzt kokett auf der gelblichen Lippe.

Man hat einen Tag lang einen Toten belauert. Irgendwo drunten im Haus, in der finsteren Küche, heult eine Weiberstimme langgezogene Klagetöne durch die zerrissene Dunkelheit.

Geschrieben 1927

Alexander Lernet-Holenia

Maresi

1897–1976

Ein unglaublicher Zwischenfall ereignete sich vor zwanzig und einigen Jahren in einer der großen Straßen von Wien.
Als nämlich der Kutscher Matthias Loy, inmitten von Lastfuhrwerk und andrem starkem städtischem Verkehr, auf seinem von zwei Pferden gezogenen Frachtwagen den Getreidemarkt hinabfuhr, trat ganz unvermittelt ein offenbar den besseren Ständen angehöriger Mensch, vom Gehsteig her, an das Fahrzeug, das sich im Schritt weiterbewegte, heran und streckte das eine der beiden Pferde, eine alte, magere Fuchsstute, durch mehrere rasch nacheinander aus einer Repetierpistole abgefeuerte Schüsse zu Boden.
Indessen das Pferd, das zuerst nur in die Knie geknickt war, im Geschirr langsam weiter zusammensank, bäumte sich das andre entsetzt empor; und der Kutscher, nach einigen Augenblicken der Fassungslosigkeit, warf sich mit einem Wutgeheul vom Bock und fuhr dem Attentäter an den Hals. Dieser hatte die Pistole fallen lassen und stand nun bleich und aufrecht da, wobei er sich bloß obenhin der Angriffe des Kutschers und einiger rasch zusammengelaufener Chauffeure und Passanten erwehrte, die ihrer Empörung Luft machten, indem sie ihn immerzu anschrien und hin und her stießen. Zwei gleichfalls herbeieilenden Polizisten gelang es denn alsbald auch nur mehr mit Mühe, den Menschen vor der Wut der Leute zu retten, die sich um so mehr erbitterten, als der auf keine ihrer Fragen: warum er die Tollheit begangen habe, ein wildfremdes Pferd zu erschießen, und was ihm denn das arme Vieh getan, auch nur die geringste Antwort gab. Zerdroschen, ohne Hut und mit zerfetztem Rock, ward er schließlich fortgeführt, und das

Geheul der Menge verfolgte ihn. Er mochte zwei- oder dreiundvierzig Jahre alt sein und früher einmal ganz gut ausgesehen haben, jetzt aber war er abgemagert und vernachlässigt. Der Kutscher lief noch eine Strecke weit neben ihm her und beschimpfte ihn fortwährend. Er tat jedoch, als höre er ihn gar nicht. Auch auf dem Polizeikommissariat gab er nur unbefriedigende und mangelnde Auskünfte. Insbesondere sagte er, man werde den Grund, aus dem er das Pferd niedergeschossen, ja doch nicht verstehen; zudem konnte er kein Quartier angeben, wo er in letzter Zeit gewohnt; und weil auch, von einem der verirrten Geschosse, ein Mädchen an der Hand gestreift worden war, behielt man ihn in Haft. Erst als sein Fall vor Gericht verhandelt wurde, entschloß er sich zu ausführlichen Erklärungen.

Seine absurde Tat beschäftigte die Gemüter der Öffentlichkeit immer noch in solchem Maße, daß, als er vorgeführt ward, eine Menge Neugieriger sich im Saale drängte. Auf die einleitenden, formalen Fragen gab er an, er heiße Franz von Hübner, sei vierundvierzig Jahre alt, ledig und seit Monaten erwerbslos.
Der Richter, in den vor ihm liegenden Papieren blätternd, erklärte fürs erste, einen Franz von Hübner gäbe es nicht mehr, es gäbe nur noch einen Franz Hübner. Darnach verlas er den Tatbestand und richtete an den Angeklagten die Frage, ob er sich nun also zu einer Erklärung bequemen wolle, warum er das Pferd des Matthias Loy erschossen habe.
Hübner blickte zu Boden und schwieg noch immer.
»Nun?« fragte der Richter, schon ziemlich scharf.
Hübner sah auf und streifte den Loy, der als Zeuge dasaß, mit einem Blick.
»Weil«, sagte er schließlich, »der Kutscher das Pferd geschlagen hat.«
»Geschlagen?«
»Ja. Und dann war es doch auch schon alt.«
»So«, schrie der Richter, »weil er es geschlagen hat und weil es alt war, haben Sie es glattweg niedergeschossen?«

Und die Zuhörer brachen in empörte Rufe aus. Auch sprang der Kutscher auf und rief, es sei gar nicht wahr, daß er das Pferd geschlagen habe, bloß angetrieben habe er's hin und wieder mit der Peitsche, wie das ja gestattet sei; der Kerl aber, womit er Hübner meinte, habe ihn aus purer Bosheit um das wertvolle Tier gebracht. Doch fuhr der Richter dazwischen und befahl ihm zu schweigen, bis er gefragt werde; und das Publikum ward zur Ruhe verwiesen. Inzwischen sah der Angeklagte den Richter an, und als wieder Stille eingetreten war, sagte er: »Ich habe doch schon gesagt, daß man nicht verstehen wird, warum ich das Pferd getötet habe.«
Das zu beurteilen, schrie der Richter, stehe dem Gericht zu und nicht dem Angeklagten.
Hübner zuckte die Achseln. »Meinen Sie?« sagte er. »Nun, zunächst einmal war dieses Pferd überhaupt gar kein gewöhnliches Zugpferd, sondern eine Vollblutstute, mehr als zwanzig Jahre alt allerdings; und in dem Zustand, in dem die zuletzt war, konnte man ihr natürlich auch gar nicht mehr anmerken, was für ein schönes Pferd sie früher gewesen. Sie hieß Maresi, ihr Vater war Scherasmin, ein berühmter Hengst aus dem Lesczynskischen Gestüt, und ihre Mutter hieß Scheherazade.«
»So?« sagte der Richter. »Woher wollen Sie denn das alles wissen?«
»Das weiß ich deshalb«, sagte der Angeklagte, »und zwar sogar sehr genau, weil die Stute, früher einmal, mir gehört hat, und weil ich selber sie aufgezogen habe, auf meinem Gut, als ich noch eins hatte.«
Eine Bewegung ging durch den Saal.
»Dieses Gut«, fuhr Hübner fort, »hieß Sankt Marien. Ich hatte es nach meinem Vater übernommen. Ich war damals allerdings noch nicht zwanzig. Aber auch die kleine Vollblutzucht, die wir hatten, versuchte ich weiterzuführen. Ich besaß drei Zuchtstuten: Ayescha, Fatima und Scheherazade. Scheherazade erwartete ein Fohlen. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem es zur Welt kam. Meine Mutter, die damals noch lebte, hatte unsere näch-

sten Nachbarn zum Tee gebeten, einen Grafen und eine Gräfin Steinville. Sie brachten auch Blanka mit. Blanka war ihre kleine Tochter. Sie war damals fünf Jahre alt.«
Der Richter trommelte mit dem Bleistift auf den Tisch. »Gehört das hierher?« fragte er.
»Ja«, sagte Hübner kurz; und nach einem Moment fuhr er fort: »Es war im September. Wir tranken Tee in unserem kleinen Salon, dann traten Steinville und ich ans Fenster, das Fenster stand offen, wir zündeten uns Zigaretten an und sahen in den Hof hinab. Eben ward, unten, Scheherazade vorübergeführt. Ich hatte nämlich Befehl gegeben, daß die Stute vormittags und nachmittags aus dem Stalle zu holen und an der Hand je eine Stunde lang zu bewegen sei. Ich sagte dem Grafen, das Fohlen sei nun schon täglich zu erwarten. In diesem Moment hörten wir das Blasen von Trompeten.«
»Von was für Trompeten?« fragte der Richter.
»Es war eine Kavalleriedivision in der Nähe zusammengezogen worden und manövrierte schon seit dem frühen Morgen auf den abgeernteten Feldern. Der Schall der Trompeten kam erst nur von ferne her, dennoch wurde Scheherazade unruhig. Auf fast alle Pferde, auch wenn sie nicht im Heere gedient haben, wirkt der Klang von Trompeten und kriegerischer Musik. Auch Scheherazade begann zu tänzeln und sich um den Reitburschen, der sie am Halfter zurückhielt, zu drehen. Sie ließ sich jedoch wieder beruhigen. Als aber gleich darauf das Blasen, nun schon aus größerer Nähe, von neuem ertönte, versuchte sie vorne hochzugehen. Doch hing der Reitbursch am Halfter. Da tat sie zwei oder drei Sprünge und riß den Burschen um. Wir schrien in den Hof hinab, da schleifte die Stute den Burschen noch ein Stück weit mit, dann streifte sie, mit einer geschickten Bewegung, den Halfter ab und jagte um die Hausecke und in den Park hinein. Der Bursche sprang sogleich wieder auf und rannte ihr nach, konnte sie aber nicht einholen. Sie ging im Galopp durch den Park, und wir sahen noch, wie sie die Gartenmauer übersprang. Dann liefen auch wir die Treppe hinab und ihr nach.«

»Nun?« fragte der Richter. »Und?«
»Sie jagte den Regimentern nach, die, wie wir an den Signalen merkten, eben zur Attacke gegeneinander ansetzten. Als wir zur Gartenmauer kamen, sahen wir die Stute schon hinter der einen der beiden langen, glitzernden und klirrenden Reiterfronten, unter deren Hufen der Staub aufquoll, einherfegen und alsbald selber im Staube verschwinden. Man erzählte uns später, sie habe die Schwadronen sehr bald erreicht, sei mitten unter der Mannschaft, die mit ergriffenen Säbeln dahingaloppierte, hindurchgerast, habe schließlich auch die Offiziere überholt und erst angehalten, als man sich den feindlichen Reihen auf etwa hundert Schritte genähert hatte und als zum Halten geblasen ward. Da sah man Scheherazade, als der Staub verwehte, in der Nähe der Generale stehen, sie tänzelte und wieherte, und es begann ein Schimpfen und Lachen und Fragen, woher das fremde Pferd denn sei. In diesem Augenblick jedoch fing sie auch schon zu taumeln an, verfiel dann in eine Art Krampf und begann, ihrem Fohlen das Leben zu schenken . . .«
Ein Murmeln ging durch die Menge der Leute, die zuhörten.
»Zunächst«, sagte Hübner, »wußte man nicht, was da eigentlich vor sich ging, alsbald jedoch sprengten zwei oder drei Tierärzte aus den Regimentern heran, warfen sich von den Pferden und standen der Gebärenden bei. Als wir die Stute erreichten, waren die Regimenter schon in Kolonnen seitwärts abmarschiert, und das Fohlen war da. Es war ein sehr schönes Stutenfohlen. Auch Blanka kam nun über das Feld gerannt, sie war ihrer Mutter davongelaufen und außer sich vor Freude über das kleine Pferd. Sie schrie und lachte und streichelte es, wenngleich es noch ganz naß war, und wir alle waren glücklich, daß alles noch gut ausgegangen war. Auch gaben wir dem Fohlen gleich einen Namen. Zwar hatte ich, für den Fall, daß es eine Stute sein würde, beschlossen gehabt, es Sobeide zu nennen. Da es jedoch, wie die Tierärzte sagten, vor der Front des Dragonerregiments Maria Theresia zur Welt gekommen war, so nannten wir es Maresi.«

»Wie?« fragte der Richter.
»Maresi. Das ist der Kosename für Maria Theresia. – Die Stute führten wir nun langsam heim, und das Fohlen lief bereits mit. Es wollte auch schon von der Mutter trinken, und Blanka streichelte es immerzu, sie fragte mich tausend Dinge über Pferde, und ich mußte ihr alle Geschichten von Pferden erzählen, die ich wußte. Denn als ich ihr sagte, das Fohlen werde nun, weil sich das bei Vollblütern so gehöre, mit vollem Namen, das heißt mit seinem eigenen Namen und mit den beiden Namen seiner Eltern, Maresi von Scherasmin aus der Scheherazade heißen, wollte sie auch wissen, wer die Großeltern des Fohlens und wer seine Urgroßeltern gewesen seien; und ich erzählte ihr, das Vollblut stamme von angelsächsischen und arabischen Pferden, die Araber aber kämen von den berühmten Stuten des Propheten her, und alle Pferde überhaupt gingen auf die Wildpferde zurück, die klein und falb gewesen seien, mit feisten Hälsen und schwärzlichem Mähnenhaar, und von denen es auch heute noch in der Inneren Mongolei einige wenige gäbe. Aber auch von den großen Pferdeherden in Amerika erzählte ich ihr, aus denen die Indios ihre Pferde herausfingen, und daß die amerikanischen Pferde von verwilderten Pferden der Spanier abstammten, die vor langen Zeiten auf Befehl des Kaisers über das Meer gefahren wären, denn das Reich des Kaisers sei ehedem so groß gewesen, daß darin die Sonne nicht unterging.«
Da der Angeklagte jedoch nicht sogleich weitersprach, sondern seinen Erinnerungen nachzuhängen schien, so rief der Richter: »Weiter! Aber beschränken Sie sich auf das Notwendige.«
»Das Fohlen«, fuhr Hübner sohin fort, »blieb eine Zeitlang bei seiner Mutter, dann kam es auf die Weide. Als das Pferd zwei Jahre alt war, übergab ich es einem Trainer. Auf der Bahn erwies es sich zunächst als vorzüglich, versagte aber schon im nächsten Jahr in zwei Flachrennen, das heißt: während es auf kurze Strecken nichts erreichte, stand es lange Strecken sehr gut durch, auch sprang es ausgezeichnet, und so siegte es schließlich in mehreren Hin-

dernisrennen. Dann nahm ich es heim und ritt nun selbst auf diesem Pferde zwei oder drei Jahre lang fast alle Jagden, denn es war ein sehr ausdauerndes Jagdpferd. Als solches hatte es natürlich auch Chancen für Pardubitz, und ich siegte, im November 1913, mit Maresi in der Großen Pardubitzer Steeplechase.«
Aber weder der Richter noch die Zuhörer schienen eine rechte Vorstellung davon zu haben, daß die Große Pardubitzer das schwerste Hindernisrennen der Monarchie gewesen sei; und der Richter sagte bloß: »So? Und was geschah dann?«
»Dann«, sagte Hübner, »kam der Krieg, und ich rückte mit der Stute und zwei anderen Pferden zu meinem Regiment ein; und das Regiment ging sogleich ins Feld. Die Kavallerie kämpfte in den ersten Monaten des Krieges noch in farbigen Uniformen. Wir trugen rote Hosen und Stulpenhandschuhe, goldne Kartuschriemen und hohe Helme, mit funkelnden Reliefs, Löwen darstellend, zu beiden Seiten des Helmkammes, die Pelzröcke hatten wir um die Schultern gehängt, und die Goldschnüre der Pelze wanden wir uns um die Hälse, zum Schutz gegen Säbelhiebe. Die Regimenter sahen wurdervoll aus, und wir dachten, wir würden nun zu Pferde kämpfen. Aber dazu kam es natürlich gar nicht. Wo immer die farbigen Reiter sich zeigten, wurden sie vom Feuer der Russen zugedeckt, die, in ihren erdbraunen Uniformen, in unzähligen Schwärmen heranrückten, und wir mußten von den Pferden absitzen und zu Fuß kämpfen. Die Pferde bekamen wir oft monatelang nicht mehr zu Gesicht, zum letztenmal sahen wir sie während des Vormarsches im Jahre 1915, als wir die Russen durch ganz Polen zurücktrieben, aber auch da ritten wir nur während der Märsche, und dann begann überhaupt der Grabenkrieg. Die Pferde standen, Gott weiß wo, hinter der Front, und im übernächsten Frühjahr nahm man sie uns ganz weg. Sie hatten Geschütze und Trainfuhrwerke zu ziehen; und auch die Offizierspferde mußten verkauft werden, denn wir bekamen für sie kein Futter mehr zugewiesen. Ich verkaufte also auch Maresi, obgleich mir's sehr

leid um sie war. Gott weiß, was sie in den folgenden Jahren erlebt haben mag. Vielleicht ist sie einem Intendanten zugewiesen worden, der ein Dienstpferd brauchte, wenngleich er nicht reiten konnte, vielleicht ging sie im überladenen Train, vielleicht zog sie schwere Geschütze. Ich dachte oft an sie, und daß es kein Leben mehr für ein Pferd sei, wenn es Gas und Tanks gäbe, Traktoren und Motorbatterien. Vielleicht, dachte ich, ist sie überhaupt schon tot. Und ich dachte daran, wie lieblich ihr Schnauben gewesen war, wenn sie ihre Nüstern an meiner Hand gerieben hatte.«

Der Angeklagte machte eine Pause, während der es ganz still im Saal war.

»Nach dem Krieg«, fuhr er schließlich fort, »kehrte ich auf das Gut zurück. Aber meine Mutter war inzwischen gestorben, und die Wirtschaft war ganz vernachlässigt. Auch bei den Steinvilles sah es nicht viel besser aus. Sie hatten gleichfalls keine Arbeiter und keine Pferde mehr gehabt. Wir sagten uns, daß wir zunächst möglichst viele von den Pferden, die aus dem Felde zurückkamen, aufkaufen müßten. Denn überall auf den Straßen und in den Städten lösten damals die Trains und die Batterien sich auf; und Pferde bekam man auf einmal wieder für einButterbrot. In den Provinzstädten gab es sogar ganze Rudel von Pferden, die niemand mehr gehörten und die sich da tage- und wochenlang herumtrieben. Wir erwarben also so viele Pferde, als wir glaubten ernähren zu können, und brachten sie mit Mühe über den Winter hinweg. Denn wir mußten das Futter zu Phantasiepreisen kaufen. Im Frühjahr aber schickten wir sie auf die Weide, und alsbald begannen wir auch mit dem Anbau.

Steinvilles Sohn war im Kriege gefallen, und Blanka mochte, als ich sie wiedersah, vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein. Das erste, was sie mich damals fragte, war, wo Maresi sei. Ich antwortete, ich wisse es nicht, ich hätte das Pferd verkaufen müssen; und sie sagte, das sei schade, denn sie habe es sehr liebgehabt und könne sich noch genau an den Tag erinnern, an dem es zur Welt gekommen sei. Sie

sprach auch in der Folge immer wieder von dem Pferde, bis ich ihr versprach, mich umzusehen, ob es noch lebe. Vielleicht, sagte ich, werde sich ermitteln lassen, wohin es die Kommission, die es, 1917, übernommen, weitergegeben habe; und als ich bald darauf nach Wien kam, erkundigte ich mich im Kriegsministerium und bei den noch liquidierenden Kommanden nach dem Pferde. Doch war, da der Verkauf in Polen stattgefunden hatte, kein Dokument mehr darüber aufzutreiben. Ich schrieb zwar an Freunde in Polen und Ungarn und bat sie, sich der Sache anzunehmen. Allein es war von der Stute keine Spur mehr vorhanden, und wenn sie überhaupt noch am Leben war, konnte sie nun ebensogut in Istrien oder Rumänien sein, in Böhmen oder Kroatien oder in irgendeiner andern Gegend der auseinandergefallenen Monarchie. Zuletzt wandte ich mich dann auch noch an die Pferdehändler und beschrieb ihnen die Stute und ihre Brände, so gut ich konnte; und im Laufe der Zeit erschienen nun in der Tat alle möglichen Leute mit Pferden bei mir und wollten sie mir anhängen, indem sie behaupteten, eins davon sei das meine. Doch kam ich endlich auf sehr sonderbare Art wieder zu diesem Pferde.

Es tauchte nämlich, im zweiten Jahr nach dem Kriege, ganz plötzlich in einer Reitschule in Wien auf. Woher es die beiden Kerle, denen die Reitschule gehörte, eigentlich erworben hatten, war später nicht mehr festzustellen. Jedenfalls verwendeten sie es als Schulpferd. Leute, die im Kriege Geld gemacht hatten, begannen damals zu reiten, weil sie fanden, das gehöre zum guten Ton: und wenn sie, im Sommer, in die Kurorte reisten, so gingen die Reitschulen mit auf das Land und veranstalteten da Geländeritte, ist der Sommerfrischler doch auch sonst der Affe des Landbewohners. Jedenfalls kam Maresi auf solche Art, im Juli vor etwa zehn Jahren, in einen Badeort in der Nähe von Sankt Marien.

Die Leute, die in solchen Reitschulen ritten, war'n natürlich meist rechte Krippenreiter. Eines Tages nun, während eines Terrainrittes, warf Maresi ihren Kriegsgewinner ab

und ging durch. Nun ist die Intelligenz eines Pferdes eine sehr beschränkte, man sollte sich da keinen Täuschungen hingeben. Ein Pferd mag zwar ein paar große und heroische Instinkte haben, den Willen zum Sieg im Rennen vielleicht und die Freude am Kampf, aber die Charaktereigenschaften eines Pferdes lassen sich mit denen etwa eines Hundes natürlich gar nicht vergleichen. Immerhin merken Pferde sich wenigstens den Weg zum Stall und erinnern sich vielleicht auch an Gegenden, in denen sie schon einmal gewesen sind. Kurzum, als Maresi durchging, mochte die Landschaft ihr plötzlich bekannt vorgekommen sein, und sie galoppierte immer weiter. Jedenfalls, als ich, an jenem Tag, auf dem Hofe stand und wiederum mit einem Pferdehändler verhandelte, der mir irgendeine Fuchsstute für diejenige andrehen wollte, die ich suchte, hörte ich plötzlich aus dem Stall, in meinem Rücken, ein helles und schmetterndes Wiehern, über das ich mich wunderte, weil alle meine Pferde mit dem Einfahren der Ernte beschäftigt waren. Ich sprach zwar noch einige Worte mit dem Händler, da sich das Wiehern aber wiederholte, so traten wir, um nachzusehen, was denn los sei, in den Stall; und da kam mir Maresi, die hinter unserem Rücken in den Stall getrabt war, mit schleifendem Zügel und auf den Bauch gerutschtem Sattel, doch hocherhobenen Hauptes, entgegen, und ihr Wiehern klang heller als Silber.«

Ein Gemurmel setzte unter den Zuhörern ein und verriet, daß sie sich sentimental bewegt fühlten, etwa wie in einem Rührfilm. Doch zog Hübner die Brauen zusammen und sprach ziemlich schnell weiter: »Ich kaufte das Pferd den Besitzern der Reitschule natürlich sogleich ab. Als sie merkten, daß ich es durchaus haben wollte, verlangten sie zwar reichlich viel dafür, ich zahlte aber schließlich den Preis. Dann ritt ich auf Maresi zu den Steinvilles hinüber. Blanka war mehr als glücklich; und noch am gleichen Abend verlobte ich mich mit ihr.«

Bei diesen Worten stieg dem Angeklagten eine leichte Röte ins Gesicht. »Wir wollten«, fuhr er jedoch rasch fort, »heiraten, sobald Blanka zwanzig Jahre alt sein würde. Ich ging

also daran, meine Wirtschaft zu verbessern, um meiner Frau ein anständiges Leben bieten zu können. Ich schaffte zunächst neue landwirtschaftliche Maschinen an und ging im nächsten Jahr sogar auf Traktorenwirtschaft über. Die Zugpferde gab ich alle auf, nur Maresi behielt ich, um über die Felder reiten zu können, aber auch die Wagenpferde gab ich auf und kaufte mir einen amerikanischen Wagen.

Doch kam ich mit allen diesen Veränderungen schon in eine schlechte Zeit. Zunächst hatte ich eine Mißernte, und dann übernahm ich mich mit Krediten in eben dem Augenblick, in welchem die Inflation ein Ende fand. Ich war zu leichtsinnig gewesen, und es sollte sich zeigen, daß ich die Kredite nicht mehr würde zurückzahlen können.

Steinville hatte dem Ganzen mit Unbehagen zugesehen, er mochte ahnen, was sich da anbahnte, es kursierten von mir schon eine Menge Wechsel. Zudem fingen die Getreidepreise an zu fallen, teils wegen der ungarischen, rumänischen und der überseeischen Produktion, teils wegen der Überproduktion überhaupt, die durch die Einstellung von Maschinen in die meisten landwirtschaftlichen Betriebe entstanden war. Steinville selbst aber ging viel ruhiger in die Krise als ich. Er hatte in den letzten Jahren gut gewirtschaftet und war schuldenfrei. Auch war er vom Pferdebetrieb nicht abgegangen. Ich hingegen konnte bald nur mehr mit Mühe meine Schuldzinsen zahlen und meine Wechsel prolongieren lassen.

Wir sprachen von der Verschlechterung meiner Lage zwar nie direkt, als aber der Zeitpunkt heranrückte, zu dem Blanka und ich heiraten sollten, trafen die Steinvilles keine Vorbereitungen dazu, und der Termin der Hochzeit wurde stillschweigend verschoben. Blanka ging mit verweinten Augen umher, und ich selbst war nicht weniger unglücklich als sie. Doch wagte ich nicht, auf eine Eheschließung zu dringen. Denn meine Situation war eine so unsichere geworden und verschlechterte sich im Laufe der Zeit so sehr, daß ich es nicht mehr auf mich nehmen konnte, das Schicksal einer Frau an mein eigenes ungewisses Schicksal zu ket-

ten. Ich versuchte zwar, meine Lage dadurch zu bessern, daß ich verschiedene Grundstücke losschlug, wobei ich, den Steinvilles gegenüber, angab, sie seinen für meine Wirtschaft ohne jede Bedeutung; und ich verkaufte auch den ganzen Schmuck, den ich von meiner armen Mutter geerbt hatte. Aber das alles reichte nur zu Befriedigung der zudringlichsten Gläubiger hin. Zudem brachte mich am Ende auch noch Steinville selbst in die peinlichste Lage.
Er kaufte nämlich, vielleicht auf das Drängen seiner Tochter, vielleicht auch weil er selbst sich über meine Situation vergewissern wollte, mehrere meiner Wechsel auf, machte mir einen Besuch und verständigte mich dahingehend, daß er sie nun in seinem Besitze habe. In zwei Wochen seien sie zwar fällig, falls es mir aber unbequem sein werde, sie einzulösen, so könne man sie ja prolongieren; und überhaupt komme es ihm sehr gelegen, daß er, wie er sagte, durch Zufall in den Besitz der Wechsel gelangt sei. Denn daß nun er sie besitze, statt irgendeines Fremden, könne doch auch mir nur lieb sein.
Wahrscheinlich meinte er's wirklich so, wie er sagte; und wenn Blanka ihn gedrängt hatte, die Wechsel aufzukaufen, so hatte sie es gewiß nur getan, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen, indem sie annahm, ich könne meine Angelegenheiten mit ihrem Vater leichter als mit irgendwem anders ordnen. Dennoch traf mich Steinvilles Eröffnung wie ein Schlag. Ich wollte die Wechsel allerdings prolongieren lassen, aber natürlich nicht bei ihm; und da nun er sie besaß, war an ein Prolongieren nicht mehr zu denken. So blieb mir denn nichts übrig, als sie eben einzulösen. Denn einen wirklichenEinblick in meine Lage durfte ich ihm, wie ich glaubte, unter keine Umständen gestatten. Ich hätte sonst jede Hoffnung, Blanka schließlich doch noch heiraten zu können, aufgeben müssen.
Ich erhob mich somit und erklärte, so gefaßt ich konnte, daß ich die Wechsel selbstverständlich einlösen werde, wann immer er es wünsche; und die nächsten vierzehn Tage verbrachte ich damit, Geld aufzutreiben, von wo es nur möglich war. Ich mußte aber auch mehrere antike Bilder

verkaufen, die ich noch besaß, dann fast mein ganzes Silber und schließlich auch Maresi.
Ich bekam nicht mehr viel für sie. Sie war inzwischen alt geworden, und Pferde erzielten schlechte Preise. Aber daß man sie mir aus dem Stall führte, hätte mir dennoch das Herz gebrochen, wenn meine andern fortwährenden Sorgen mich das Pferd nicht sehr bald hätten vergessen lassen.
Als die Wechsel fällig waren, erschien Blanka statt des alten Steinville. Er fühle sich, sagte sie, nicht ganz wohl, sie fürchte, er könne ernstlich erkranken. Das Geld für die Wechsel wollte sie zuächst gar nicht nehmen. Das Ganze, sagte sie, sei ja doch nur eine Formalität. Vielleicht hatte sie Vollmachten bekommen, wie sie über die Sache hinweggehen solle, falls ich das Geld nicht besäße. Ich drängte ihr's aber dennoch auf. Dann gingen wir noch ein paar Minuten lang durch die Wirtschaft. Maresis Box stand leer. Ich sagte, das Pferd sei beim Tierarzt. Ehe Blanka in den Wagen stieg, brach sie auf einmal in Schluchzen aus. Ich tröstete sie, indem ich ihr das Haar streichelte, brachte aber kein Wort heraus. Was hätte ich ihr auch sagen sollen!
Von da an ging ich meinem Ruin sehr rasch entgegen, und einige Monate später schon sah ich, daß ich das Gut nicht mehr würde halten können. Das war vor zwei Jahren im Herbst. Was von mir an Wechseln noch lief, wurde protestiert, und nach Abwicklung der Formalitäten ward die Versteigerung von Sankt Marien auf Mitte November festgesetzt.
Ich sah die Steinvilles gar nicht mehr, es wäre mir unerträglich gewesen, mich ihnen jetzt noch unter die Augen zu wagen; und auch sie schienen meine Stimmung zu achten und zeigten sich nicht. Steinville, hieß es überdies, sei bettlägerig. Er war herzkrank geworden. Erst ein paar Tage vor der Versteigerung entschloß ich mich, ihn anzurufen und ihn um Hilfe zu bitten.
Blanka kam an den Apparat. Sie sagte mir, ihr Vater sei sehr krank, sie werde ihm jedoch meine Bitte sofort weitergeben. Auf die Frage, wie er sich fühle, sagte sie, es sei Wassersucht eingetreten, schon vor Wochen.

Am nächsten Tag brachte sein Verwalter mir einen Brief, in welchem er mir schrieb: wenn es ihm bei der Versteigerung möglich sein werde, das Gut zu erstehen, so könne ich darauf rechnen. Er habe schon einen Bevollmächtigten bestimmt.
Ich dankte ihm brieflich und wünschte ihm alles Gute.
Zwei Tage später war er tot.
Damit war auch ich verloren. Denn aus der Hinterlassenschaft, ehe sie nicht geregelt war (und das konnte Monate dauern), durften die Steinvilles nun kein Geld mehr ziehen; und überdies mußten sie gewiß auch hohe Erbschaftssteuern zahlen, so daß sie für mich kein Geld flüssig haben konnten.
Am Tage der Versteigerung verließ ich, frühmorgens, Sankt Marien in einem Mietwagen. Es hatte in der Nacht geschneit, nun zerschmolz der Schnee zu trüben Lachen, welche den Himmel spiegelten, der immer noch grau wie Asche war.
Als ich durch das Dorf fuhr, läuteten die Glocken. Man begrub eben Steinville. Ich ließ halten, stieg aus und stellte mich zu den Bauern und kleinen Leuten, die das Grab umgaben. Blanka und die Gräfin standen, in langen schwarzen Schleiern, in einer Gruppe von Verwandten. Ich hielt mich abseits und hoffte, daß mich niemand sehen werde. Als ich aber, noch vor Beendigung des Rituals, wieder in den Wagen steigen wollte, stand plötzlich Blanka neben mir.
Sie schlug den Schleier zurück, und ihre Augen waren so verweint, als sei auf zwei Saphire ein Tau von Blut gefallen. Sie hängte sich mir schluchzend an den Hals, und bat mich, sie jetzt nicht zu verlassen. Sie liebe mich, wie sie mich immer schon geliebt, und nun sie Erbin geworden sei, solle ich sie heiraten und das Gut führen.
Es wurde mir entsetzlich schwer, ihr zu sagen: ich könne das nicht tun. Ich sei nun niemand mehr und besäße nichts mehr, sie aber werde gewiß eine Ehe mit einem vermögenden jungen Menschen schließen können, zu dem sie besser passen werde als zu mir. Es sei genug, daß ich mein eigenes

Gut verloren, ich bräuchte nun nicht auch noch das ihre zugrunde zu richten.
Damit küßte ich sie, stieg rasch in den Wagen und befahl dem Kutscher: ›Fahr zu!‹ Blanka wollte mich zurückhalten und rief mir nach, aber ich brachte es nicht mehr übers Herz, mich auch nur noch *einmal* umzuwenden.
Am Abend war ich in Wien.
Um es kurz zu sagen, so versuchte ich mich, mit dem Rest des Geldes, das mir nach der Versteigerung des Gutes geblieben war, in verschiedenen Unternehmungen, doch verlor ich dabei auch noch diesen Rest. Dann nahm ich eine Stellung in einem Bauunternehmen an, verlor jedoch, als das Unternehmen sich auflöste, auch diese; und von da an fand ich überhaupt keine Stellung mehr. Als ich mein letztes Geld ausgegeben hatte, steckte ich meine Armeepistole zu mir, schrieb, in einem Kaffeehaus, noch ein paar Abschiedsbriefe und trat dann auf die Straße, um mich irgendwo in einem der Parks zu erschießen. In diesem Moment sah ich Maresi.
Ich erkannte sie sofort wieder, wenngleich sie ganz heruntergekommen aussah. Sie war noch mehr gealtert, mager und ganz verwahrlost. Sie ging, zusammen mit einem schlechten Grauschimmel, im Wagen dieses Kutschers da.«
Dabei zeigte der Angeklagte auf Matthias Loy. Alles sah auf den Kutscher, der sich auf einmal ziemlich unbehaglich zu fühlen und darüber nachzudenken schien, wie er sich aus der Situation ziehen könne.
»Ja, so gut wie bei Ihnen«, sagte er schließlich, »wo Sie nichts zu tun hatten, konnten die Pferde es bei mir natürlich nicht haben.«
»Der Wagen«, sagte Hübner, »war hochbeladen, die Pferde brachten ihn nur mit Mühe vorwärts, und dieser Mensch schlug sie immer mit der Peitsche.«
»Wer? rief Loy. »Ich?«
»Ja, Sie. Ich trat«, wendete der Angeklagte sich wieder an den Richter, »sofort zu Maresi hin, und indem ich neben dem Pferd herging und ihm die Mähnenzotten aus der

Stirn strich, wandte ich mich halb zurück und rief dem Kutscher zu, was ihm einfalle, die Pferde zu schlagen, sie zögen doch, so gut sie könnten. Er aber schrie mich an, was mich das angehe.«
»Es ist Sie ja auch«, rief der Kutscher, »nichts angegangen, und dann ist es auch gar nicht wahr, daß ich die Pferde geschlagen habe, bloß ein wenig angetrieben habe ich sie!«
Er solle schweigen, fuhr jedoch der Richter dazwischen, jetzt rede der Angeklagte.
»Ich sagte ihm«, fuhr Hübner fort, »daß es gemein sei, ein Pferd zu schlagen, noch dazu ein so altes und herabgekommenes. Er aber schrie, wer herabgekommen sei, seine Pferde vielleicht? Es sei eine Frechheit, das zu behaupten, und wenn ich nicht sofort abfahre, so werde er mit der Peitsche auch mir noch eins überziehen! Und damit schlug er auch schon wieder auf die Pferde ein.«
»Ah«, fuhr der Kutscher auf, »der Kerl soll sein Maul halten! Habe ich nicht schon gesagt, daß ich nicht wirklich zugeschlagen habe?« Und er fuhr fort zu schreien, er lasse sich nicht anschwärzen, bis dem Richter die Geduld riß. Er schrie ihn an, er werde ihn aus dem Saale werfen lassen, und als der andere drauf mit Flüchen antwortete, befahl der Richter mit kreischender Stimme, ihn sofort in Haft zu nehmen. Unter dem Applaus des Publikums ward der Kutscher aus dem Saale gestoßen; und der Angeklagte blickte ihm nach. Dann, als wieder Stille eingetreten war, wandte sich Hübner zum Richter zurück und fuhr fort:
»Ich stritt mit diesem Menschen weiter, bis wir an einem Polizisten vorbeikamen, an den ich mich wendete. Doch hatte der Kutscher inzwischen natürlich aufgehört die Pferde zu schlagen, so daß mir der Schutzmann nicht glaubte. Aber kaum waren wir ihm aus den Augen, so begann der Kerl schon wieder auf die Tiere einzuhauen. Ich glaube, er tat es nun schon weniger um sie zu quälen, als um mir selber eine Bosheit anzutun. Sobald ich das merkte, trat ich von den Pferden weg, ging aber auf dem Gehsteig neben dem Wagen her.
Vier Tage ging ich so neben dem Wagen. Ich vermochte

nicht, mich von meinem Pferde zu trennen und es seinem Schicksal zu überlassen. Ich begleitete es, bis es abends in den Stall gebracht wurde, ich übernachtete irgendwo auf einer Bank und war am Morgen schon wieder da, wenn der Wagen bespannt wurde. Ich mußte zusehen, wie die Pferde geschlagen wurden, aber immer, wenn ich bei einem Polizisten Anzeige gegen den Kutscher erstattete, benahm er sich so scheinheilig und schlau, daß man seinen Versicherungen mehr Glauben schenkte als den meinen. Bei einigen von den Wachleuten traf es sich, daß sie anderntags wiederum Dienst taten, wenn wir vorbeikamen; und wenn ich mich erneut an sie wendete, hielten sie mich für einen Querulanten und hörten mich gar nicht mehr an. Schließlich kam ich auf den Gedanken, dem Kutscher das Pferd abzukaufen. Das Geld dazu hätte ich vielleicht noch irgendwo auftreiben können. Viel war die Stute ja nicht mehr wert. Ich hätte zwar nicht gewußt, was ich dann mit ihr anfangen sollte, aber der Kerl verlangte ohnedies einen so unverschämten Preis, daß an den Kauf nicht zu denken war. So viel Geld hätte ich dafür nicht mehr entleihen können, billiger aber wollte er sie mir nicht geben; und nachdem ich ihn, Gott weiß wie lang, gebeten hatte, mir Maresi dennoch abzulassen, stieg er wieder auf den Bock, fuhr weiter und prügelte die Pferde. Da ging ich noch ein paar Stunden lang nebenher, um die ärgsten Mißhandlungen zu verhüten, schließlich aber sagte ich mir, helfen könne ich dem Pferd auf die Dauer ja doch nicht, auch sei es schon so alt, daß es keine Zukunft mehr habe, und so trat ich denn auf das Gespann zu, zog rasch die Pistole und schoß Maresi nieder.«

Es folgte eine gänzliche Stille. Dann fügte der Angeklagte noch hinzu:

»Ich war, schließlich, österreichischer Reiteroffizier, und ich weiß, daß es meine Pflicht war, zu tun, was ich getan habe. – In der Haft hat mich dann Blanka Steinville besucht. Ich habe sie gebeten, dem Kutscher das Pferd zu ersetzen; und sie hat mir's sogleich zugesagt. Ich gehe später, wenn ich wieder freigekommen sein werde, doch zu den

Steinvilles auf das Gut. Ich werde mein Leben nicht mehr wegzuwerfen versuchen. Denn letzten Endes hat mich die Stute, die ich getötet habe, ja doch davor bewahrt, mich selbst zu töten. Ich habe alle sieben Schüsse, die ich in der Waffe hatte, auf sie abgefeuert, denn als ich sah, wie langsam sie zu Boden ging, wollte ich ihren Todeskampf verkürzen, indem ich alle meine Patronen auf sie verschoß. So ist mir denn keine mehr für mich selbst geblieben; und das war vielleicht auch der eigentliche Sinn dessen, daß ich Maresi wiedergesehen habe. Wirklich erkannt wird sie mich ja gar nicht mehr haben, ein Pferd erkennt einen Menschen kaum wieder. Aber daß sie mir, hart vor meinem Tod, überhaupt noch einmal in den Weg gekommen ist, war ihrer Dienste schon genug. Es war alles, was sie für mich noch tun konnte, obwohl sie, in ihrem einfachen, dumpfen Tiergehirn, natürlich nicht ahnen konnte, was sie da tat. Aber wir alle wissen ja nicht, was für Aufträge es sind, die wir erfüllen.«
Der Richter erhob sich. Mit ein paar gemurmelten Worten sprach er den Angeklagten frei.

Erschienen 1936

Bertolt Brecht

Der Mantel des Ketzers

1898–1956

Giordano Bruno, der Mann aus Nola, den die römischen Inquisitionsbehörden im Jahre 1600 auf dem Scheiterhaufen wegen Ketzerei verbrennen ließen, gilt allgemein als ein großer Mann, nicht nur wegen seiner kühnen und seitdem als wahr erwiesenen Hypothesen über die Bewegungen der Gestirne, sondern auch wegen seiner mutigen Haltung gegenüber der Inquisition, der er sagte: »Ihr verkündet das Urteil gegen mich mit vielleicht größerer Furcht, als ich es anhöre.« Wenn man seine Schriften liest und dazu noch einen Blick in die Berichte von seinem öffentlichen Auftreten wirft, so fehlt einem tatsächlich nichts dazu, ihn einen großen Mann zu nennen. Und doch gibt es eine Geschichte, die unsere Achtung vor ihm vielleicht noch steigern kann.
Es ist die Geschichte von seinem Mantel.
Man muß wissen, wie er in die Hände der Inquisition fiel.
Ein Venetianer Patrizier, ein gewisser Mocenigo, lud den Gelehrten in sein Haus ein, damit er ihn in der Physik und der Gedächtniskunst unterrichte. Er bewirtete ihn ein paar Monate lang und bekam als Entgelt den ausbedungenen Unterricht. Aber an Stelle einer Unterweisung in schwarzer Magie, die er erhofft hatte, erhielt er nur eine solche in Physik. Er war darüber sehr unzufrieden, da ihm dies ja nichts nutzte. Die Kosten, die ihm sein Gast verursachte, reuten ihn. Mehrmals ermahnte er ihn ernstlich, ihm endlich die geheimen und lukrativen Kenntnisse auszuliefern, die ein so berühmter Mann doch wohl besitzen mußte, und als das nichts half, denunzierte er ihn brieflich der Inquisition. Er schrieb, dieser schlechte und undankbare Mensch

habe in seiner Gegenwart übel von Christus gesprochen, von den Mönchen gesagt, sie seien Esel und verdummten das Volk, und außerdem behauptet, es gebe, im Gegensatz zu dem, was in der Bibel stehe, nicht nur eine Sonne, sondern unzählige usw. usw. Er, Mocenigo, habe ihn deshalb in seiner Bodenkammer eingeschlossen und bitte, ihn schnellstens von Beamten abholen zu lassen.
Die Beamten kamen auch mitten in der Nacht von einem Sonntag auf einen Montag und holten den Gelehrten in den Kerker der Inquisition.
Das geschah am Montag, dem 25. Mai 1592, früh 3 Uhr, und von diesem Tag bis zu dem Tag, an dem er den Scheiterhaufen bestieg, dem 17. Februar 1600, kam der Nolaner nicht mehr aus den Kerkern heraus.
Während der acht Jahre, die der schreckliche Prozeß dauerte, kämpfte er ohne Ermattung um sein Leben, jedoch war der Kampf, den er im ersten Jahr in Venedig gegen seine Auslieferung nach Rom führte, vielleicht der verzweifeltste.
In diese Zeit fällt die Geschichte mit seinem Mantel.
Im Winter 1592 hatte er sich, damals noch in einem Hotel wohnend, von einem Schneider namens Gabriele Zunto einen dicken Mantel anmessen lassen. Als er verhaftet wurde, war das Kleidungsstück noch nicht bezahlt.
Auf die Kunde von der Verhaftung stürzte der Schneider zum Haus des Herrn Mocenigo in der Gegend von Sankt Samuel, um seine Rechnung vorzulegen. Es war zu spät. Ein Bedienter des Herrn Mocenigo wies ihm die Tür. »Wir haben für diesen Betrüger genug bezahlt«, schrie er so laut auf der Schwelle, daß einige Passanten sich umschauten. »Vielleicht laufen Sie ins Tribunal des Heiligen Offiziums und sagen dort, daß Sie mit diesem Ketzer zu tun haben.«
Der Schneider stand erschrocken auf der Straße. Ein Haufen von Gassenjungen hatte alles mit angehört, und einer von ihnen, ein pustelnübersäter, zerlumpter Knirps, warf einen Stein nach ihm. Es kam zwar eine ärmlich gekleidete Frau aus einer Tür und gab ihm eine Ohrfeige, aber Zunto,

ein alter Mann, fühlte deutlich, daß es gefährlich sei, einer zu sein, der »mit diesem Ketzer etwas zu tun hatte«. Er lief, sich scheu umsehend, um die Ecke und auf einem großen Umweg nach Hause. Seiner Frau erzählte er nichts von seinem Unglück, und sie wunderte sich eine Woche lang über sein niedergedrücktes Wesen.
Aber am ersten Juni entdeckte sie beim Ausschreiben der Rechnungen, daß da ein Mantel nicht bezahlt war von einem Mann, dessen Namen auf aller Lippen war, denn der Nolaner war das Stadtgespräch. Die fürchterlichsten Gerüchte über seine Schlechtigkeit liefen um. Er hatte nicht nur die Ehe in den Kot gezogen sowohl in Büchern als auch in Gesprächen, sondern auch Christus selber einen Scharlatan geheißen und die verrücktesten Sachen über die Sonne gesagt. Es paßte sehr gut dazu, daß er seinen Mantel nicht bezahlt hatte. Die gute Frau hatte nicht die geringste Lust, diesen Verlust zu tragen. Nach einem heftigen Zank mit ihrem Mann ging die Siebzigjährige in ihren Sonntagskleidern in das Gebäude des Heiligen Offiziums und verlangte mit bösem Gesicht die zweiunddreißig Scudi, die ihr der verhaftete Ketzer schuldete.
Der Beamte, mit dem sie sprach, schrieb ihre Forderung nieder und versprach, der Sache nachzugehen.
Zunto erhielt denn auch bald eine Vorladung, und zitternd und schlotternd meldete er sich in dem gefürchteten Gebäude. Zu seinem Erstaunen wurde er nicht ins Verhör genommen, sondern nur verständigt, daß bei der Reglung der finanziellen Angelegenheiten des Verhafteten seine Forderung berücksichtigt werden sollte. Allerdings deutete der Beamte an, viel werde dabei nicht herauskommen.
Der alte Mann war so froh, so billig wegzukommen, daß er sich untertänigst bedankte. Aber seine Frau war nicht zufriedengestellt. Es genügte, den Verlust wiedergutzumachen, nicht, daß ihr Mann auf seinen abendlichen Schoppen verzichtete und bis in die Nacht hinein nähte. Da waren Schulden beim Stoffhändler, die bezahlt werden mußten. Sie schrie in der Küche und auf dem Hof herum, daß es eine Schande sei, einen Verbrecher in Gewahrsam zu neh-

men, bevor er seine Schulden bezahlt habe. Sie werde, wenn nötig, bis zum Heiligen Vater nach Rom gehen, um ihre zweiunddreißig Scudi zu bekommen. »Er braucht keinen Mantel auf dem Scheiterhaufen«, schrie sie.
Sie erzählte, was ihnen passiert war, ihrem Beichtvater. Er riet ihr, zu verlangen, daß ihnen wenigstens der Mantel herausgegeben würde. Sie sah darin ein Eingeständnis von seiten einer kirchlichen Instanz, daß sie einen Anspruch hatte, und erklärte, mit dem Mantel, der sicher schon getragen und außerdem auf Maß gearbeitet sei, keineswegs zufrieden zu sein. Sie müsse Geld bekommen. Da sie dabei ein wenig laut wurde in ihrem Eifer, warf der Pater sie hinaus. Das brachte sie ein wenig zu Verstand, und einige Wochen verhielt sie sich ruhig. Aus dem Gebäude der Inquisition verlautete nichts mehr über den Fall des verhafteten Ketzers. Jedoch flüsterte man sich überall zu, daß die Verhöre ungeheuerliche Schandtaten zutage förderten. Die Alte horchte gierig herum nach all diesem Tratsch. Es war eine Tortur für sie, zu hören, daß die Sache des Ketzers so schlecht stand. Er würde nie mehr freikommen und seine Schulden bezahlen können. Sie schlief keine Nacht mehr, und im August, als die Hitze ihre Nerven vollends ruinierte, fing sie an, in den Geschäften, wo sie einkaufte, und den Kunden gegenüber, die zum Anprobieren kamen, ihre Beschwerde mit großer Zungengeläufigkeit vorzubringen. Sie deutete an, daß die Patres eine Sünde begingen, wenn sie die berechtigten Forderungen eines kleinen Handwerkers so gleichgültig abtaten. Die Steuern waren drückend, und das Brot hatte erst kürzlich wieder aufgeschlagen.
Eines Vormittags holte ein Beamter sie in das Gebäude des Heiligen Offiziums, und dort verwarnte man sie eindringlich, ihr böses Geschwätz aufzugeben. Man fragte sie, ob sie sich nicht schäme, wegen einiger Scudi ein sehr ernstes geistliches Verfahren im Mund herumzuziehen. Man gab ihr zu verstehen, daß man gegen Leute ihres Schlages allerlei Mittel besäße. Eine Zeitlang half das, wenn ihr auch bei dem Gedanken an die Redensart »wegen einiger Scudi« im Maul eines herausgefressenen Bruders jedesmal die Zorn-

röte ins Gesicht stieg. Aber im September hieß es, der Großinquisitor in Rom habe die Auslieferung des Nolaners verlangt. Man verhandle in der Signoria darüber.
Die Bürgerschaft besprach lebhaft dieses Auslieferungsgesuch, und die Stimmung war im allgemeinen dagegen. Die Zünfte wollten keine römischen Gerichte über sich wissen.
Die Alte war außer sich. Wollte man den Ketzer jetzt wirklich nach Rom gehen lassen, ohne daß er seine Schulden beglichen hatte? Das war der Gipfel. Sie hatte die unglaubliche Nachricht kaum gehört, als sie schon, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, einen besseren Rock anzulegen, in das Gebäude des Heiligen Offiziums lief.
Sie wurde diesmal von einem höheren Beamten empfangen, und dieser war merkwürdigerweise weit entgegenkommender zu ihr, als die vorigen Beamten gewesen waren. Er war beinahe so alt wie sie selber und hörte die Klage ruhig und aufmerksam an. Als sie fertig war, fragte er sie nach einer kleinen Pause, ob sie den Bruno sprechen wolle.
Sie stimmte sofort zu. Man beraumte eine Zusammenkunft auf den nächsten Tag an.
An diesem Vormittag trat ihr in einem winzigen Zimmer mit vergitterten Fenstern ein kleiner, magerer Mann mit schwachem dunklem Bart entgegen und fragte sie höflich nach ihrem Begehren.
Sie hatte ihn seinerzeit beim Anmessen gesehen und all die Zeit über sein Gesicht gut in Erinnerung gehabt, erkannte ihn aber jetzt nicht sogleich. Die Aufregungen der Verhöre mußten ihn verändert haben.
Sie sagte hastig: »Der Mantel. Sie haben ihn nicht bezahlt.«
Er sah sie einige Sekunden erstaunt an.
Dann entsann er sich, und mit leiser Stimme fragte er: »Was bin ich Ihnen schuldig?«
»Zweiunddreißig Scudi«, sagte sie, »Sie haben doch die Rechnung bekommen.«
Er drehte sich zu dem großen, dicken Beamten um, der die

Unterredung überwachte, und fragte ihn, ob er wisse, wieviel Geld zusammen mit seinen Habseligkeiten im Gebäude des Heiligen Offiziums abgegeben worden sei. Der Mann wußte es nicht, versprach jedoch, es festzustellen.
»Wie geht es Ihrem Mann?« fragte der Gefangene, sich wieder zu der Alten wendend, als sei damit die Angelegenheit in Fluß gebracht, so daß normale Beziehungen hergestellt und die Umstände eines gewöhnlichen Besuchs gegeben waren.
Und die Alte, von der Freundlichkeit des kleinen Mannes verwirrt, murmelte, es gehe ihm gut, und fügte sogar noch etwas von seinem Rheuma hinzu.
Sie ging auch erst zwei Tage später wieder in das Gebäude des Heiligen Offiziums, da es ihr schicklich erschien, dem Herrn Zeit zu seinen Erkundigungen zu lassen.
Tatsächlich erhielt sie die Erlaubnis, ihn noch einmal zu sprechen. Sie mußte in dem winzigen Zimmer mit dem vergitterten Fenster freilich mehr als eine Stunde warten, weil er beim Verhör war.
Er kam und schien sehr erschöpft. Da kein Stuhl vorhanden war lehnte er sich ein wenig an der Wand an. Jedoch sprach er sofort zur Sache.
Er sagte ihr mit sehr schwacher Stimme, daß er leider nicht imstande sei, den Mantel zu bezahlen. Bei seinen Habseligkeiten habe sich kein Geld vorgefunden. Dennoch brauche sie noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Er habe nachgedacht und sich erinnert, daß für ihn bei einem Mann, der in der Stadt Frankfurt Bücher von ihm gedruckt habe, noch Geld liegen müsse. An den wolle er schreiben, wenn man es ihm gestattete. Um die Erlaubnis wolle er schon morgen nachkommen. Heute sei es ihm beim Verhör vorgekommen, als ob keine besonders gute Stimmung herrsche. Da habe er nicht fragen und womöglich alles verderben wollen.
Die Alte sah ihn mit ihren scharfen Augen durchdringend an, während er sprach. Sie kannte die Ausflüchte und Vertröstungen säumiger Schuldner. Sie kümmerten sich den Teufel um ihre Verpflichtungen, und wenn man ihnen auf

den Leib rückte, taten sie, als setzten sie Himmel und Hölle in Bewegung.
»Wozu brauchen Sie einen Mantel, wenn Sie kein Geld hatten, ihn zu bezahlen?« fragte sie hart.
Der Gefangene nickte, um ihr zu zeigen, daß er ihrem Gedankengang folgte. Er antwortete:
»Ich habe immer verdient, mit Büchern und mit Lehren. So dachte ich, ich verdiene auch jetzt. Und den Mantel glaubte ich zu brauchen, weil ich glaubte, ich würde noch im Freien herumgehen.«
Das sagte er ohne jede Bitterkeit, sichtlich nur, um ihr die Antwort nicht schuldig zu bleiben.
Die Alte musterte ihn wieder von oben bis unten, voll Zorn, aber mit dem Gefühl, nicht an ihn heranzukommen, und ohne noch ein Wort zu sagen, wandte sie sich um und lief aus dem Zimmer.
»Wer wird einem Menschen, dem die Inquisition den Prozeß macht, noch Geld schicken?« äußerte sie böse zu ihrem Mann hin, als sie an diesem Abend im Bett lagen. Er war jetzt beruhigt über die Stellung der geistlichen Behörden zu ihm, mißbilligte aber doch die unermüdlichen Versuche seiner Frau, das Geld einzutreiben.
»Er hat wohl jetzt an anderes zu denken«, brummte er.
Sie sagte nichts mehr.
Die nächsten Monate vergingen, ohne daß in der leidigen Angelegenheit irgend etwas Neues geschah. Anfangs Januar hieß es, die Signoria trage sich mit dem Gedanken, dem Wunsch des Papstes nachzukommen und den Ketzer auszuliefern. Und dann kam eine neue Vorladung für die Zuntos in das Gebäude des Heiligen Offiziums.
Es war keine bestimmte Stunde genannt, und Frau Zunto ging an einem Nachmittag hin. Sie kam ungelegen. Der Gefangene erwartete den Besuch des Prokurators der Republik, der von der Signoria aufgefordert worden war, ein Gutachten über die Frage der Auslieferung auszuarbeiten. Sie wurde von dem höheren Beamten empfangen, der ihr einmal die erste Unterredung mit dem Nolaner verschafft hatte, und der Greis sagte ihr, der Gefangene habe ge-

wünscht, sie zu sprechen, sie solle aber überlegen, ob der Zeitpunkt günstig gewählt sei, da der Gefangene unmittelbar vor einer für ihn hochwichtigen Konferenz stehe.
Sie sagte kurz, man brauche ihn ja nur zu fragen.
Ein Beamter ging weg und kehrte mit dem Gefangenen zurück. Die Unterredung fand in Anwesenheit des höheren Beamten statt.
Bevor der Nolaner, der sie schon unter der Tür anlächelte, etwas sagen konnte, stieß der Alte hervor: »Warum führen Sie sich dann so auf, wenn Sie im Freien herumgehen wollen?«
Einen Augenblick schien der kleine Mann verdutzt. Er hatte dieses Vierteljahr sehr viele Fragen beantwortet und den Abschluß seiner letzten Unterredung mit der Frau des Schneiders kaum im Gedächtnis behalten.
»Es ist kein Geld für mich gekommen«, sagte er schließlich, »ich habe zweimal darum geschrieben, aber es ist nicht gekommen. Ich habe mir gedacht, ob ihr den Mantel zurücknehmen werdet.«
»Ich wußte ja, daß es dazu kommen würde«, sagte sie verächtlich. »Und er ist nach Maß gearbeitet und zu klein für die meisten.«
Der Nolaner sah gepeinigt auf die alte Frau. »Das habe ich nicht bedacht«, sagte er und wandte sich an den Geistlichen.
»Könnte man nicht alle meine Habseligkeiten verkaufen und das Geld diesen Leuten aushändigen?«
»Das wird nicht möglich sein«, mischte sich der Beamte, der ihn geholt hatte, der große Dicke, in das Gespräch. »Darauf erhebt Herr Mocenigo Anspruch. Sie haben zu lange auf seine Kosten gelebt.«
»Er hat mich eingeladen«, erwiderte der Nolaner müde.
Der Greis hob seine Hand. »Das gehört wirklich nicht hierher. Ich denke, daß der Mantel zurückgegeben werden soll.«
»Was sollen wir mit ihm anfangen?« sagte die Alte störrisch.
Der Greis wurde ein wenig rot im Gesicht. Er sagte langsam:

»Liebe Frau, ein wenig christliche Nachsicht würde Ihnen nicht schlecht anstehen. Der Angeklagte steht vor einer Unterredung, die für ihn Leben oder Tod bedeuten kann. Sie können kaum verlangen, daß er sich allzusehr für Ihren Mantel interessiert.«
Die Alte sah ihn unsicher an. Sie erinnerte sich plötzlich, wo sie stand. Sie erwog, ob sie nicht gehen sollte, da hörte sie hinter sich den Gefangenen mit leiser Stimme sagen:
»Ich meine, daß sie es verlangen kann.«
Und als sie sich zu ihm umwandte, sagte er noch: »Sie müssen das alles entschuldigen. Denken Sie auf keinen Fall, daß mir Ihr Verlust gleichgültig ist. Ich werde eine Eingabe in der Sache machen.«
Der große Dicke war auf einen Wink des Greises aus dem Zimmer gegangen. Jetzt kehrte er zurück und breitete die Arme aus und sagte: »Der Mantel ist überhaupt nicht mit eingeliefert worden. Der Mocenigo muß ihn zurückbehalten haben.«
Der Nolaner erschrak deutlich. Dann sagte er fest:
»Das ist nicht recht. Ich werde ihn verklagen.«
Der Greis schüttelte den Kopf.
»Beschäftigen Sie sich lieber mit dem Gespräch, das Sie in ein paar Minuten zu führen haben werden. Ich kann es nicht länger zulassen, daß hier wegen ein paar Scudi herumgestritten wird.«
Der Alten stieg das Blut in den Kopf. Sie hatte, während der Nolaner sprach, geschwiegen und maulend in eine Ekke des Zimmers geschaut. Aber jetzt riß ihr wieder die Geduld.
»Paar Scudi!« schrie sie. »Das ist ein Monatsverdienst! Sie können leicht Nachsicht üben. Sie trifft kein Verlust!«
In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener Mönch in die Tür. »Der Prokurator ist gekommen«, sagte er halblaut, verwundert auf die schreiende alte Frau schauend.
Der große Dicke faßte den Nolander am Ärmel und führte ihn hinaus. Der Gefangene blickte über die schmale Schulter zurück auf die Frau, bis er über die Schwelle geführt wurde. Sein mageres Gesicht war sehr blaß.

Die Alte ging verstört die Steintreppe des Gebäudes hinunter. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Schließlich tat der Mann, was er konnte.
Sie ging nicht in die Werkstätte, als eine Woche später der große Dicke den Mantel brachte. Aber sie horchte an der Tür, und da hörte sie den Beamten sagen: »Er hat tatsächlich noch die ganzen letzten Tage sich um den Mantel gekümmert. Zweimal machte er eine Eingabe, zwischen den Verhören und den Unterredungen mit den Stadtbehörden, und mehrere Male verlangte er eine Unterredung in dieser Sache mit dem Nuntius. Er hat es durchgesetzt. Der Mocenigo mußte den Mantel herausgeben. Übrigens hätte er ihn jetzt gut brauchen können, denn er wird ausgeliefert und soll noch diese Woche nach Rom abgehen.«
Das stimmte. Es war Ende Januar.

Erschienen 1937

Erich Maria Remarque

Im Westen nichts Neues

1898 – 1970

I

Wir zählen die Wochen nicht mehr. Es war Winter, als ich ankam, und bei den Einschlägen der Granaten wurden die gefrorenen Erdklumpen fast ebenso gefährlich wie die Splitter. Jetzt sind die Bäume wieder grün. Unser Leben wechselt zwischen Front und Baracken. Wir sind es teilweise schon gewohnt, der Krieg ist eine Todesursache wie Krebs und Tuberkulose, wie Grippe und Ruhr. Die Todesfälle sind nur viel häufiger, verschiedenartiger und grausamer.

Unsere Gedanken sind Lehm, sie werden geknetet vom Wechsel der Tage – sie sind gut, wenn wir Ruhe haben, und tot, wenn wir im Feuer liegen. Trichterfelder draußen und drinnen.

Alle sind so, nicht wir hier allein – was früher war, gilt nicht, und man weiß es auch wirklich nicht mehr. Die Unterschiede, die Bildung und Erziehung schufen, sind fast verwischt und kaum noch zu erkennen. Sie geben manchmal Vorteile im Ausnutzen einer Situation; aber sie bringen auch Nachteile mit sich, indem sie Hemmungen wachrufen, die erst überwunden werden müssen. Es ist, als ob wir früher einmal Geldstücke verschiedener Länder gewesen wären; man hat sie eingeschmolzen, und alle haben jetzt denselben Prägestempel. Will man Unterschiede erkennen, dann muß man schon genau das Material prüfen. Wir sind Soldaten und erst später auf eine sonderbare und verschämte Weise noch Einzelmenschen.

Es ist eine große Brüderschaft, die ein Schimmer von dem Kameradentum der Volkslieder, dem Solidaritätsgefühl

von Sträflingen und dem verzweifelten Einanderbeistehen von zum Tode Verurteilten seltsam vereinigt zu einer Stufe von Leben, das mitten in der Gefahr, aus der Anspannung und Verlassenheit des Todes sich abhebt und zu einem flüchtigen Mitnehmen der gewonnenen Stunden wird, auf gänzlich unpathetische Weise. Es ist heroisch und banal, wenn man es werten wollte – doch wer will das?
Es ist darin enthalten, wenn Tjaden bei einem gemeldeten feindlichen Angriff in rasender Hast seine Erbsensuppe mit Speck auslöffelt, weil er ja nicht weiß, ob er in einer Stunde noch lebt. Wir haben lange darüber diskutiert, ob es richtig sei oder nicht. Kat verwirft es, weil er sagt, man müsse mit einem Bauchschuß rechnen, der bei vollem Magen gefährlicher sei als bei leerem.
Solche Dinge sind Probleme für uns, sie sind uns ernst, und es kann auch nicht anders sein. Das Leben hier an der Grenze des Todes hat eine ungeheuer einfache Linie, es beschränkt sich auf das Notwendigste, alles andere liegt in dumpfem Schlaf – das ist unsere Primitivität und unsere Rettung. Wären wir differenzierter, wir wären längst irrsinnig, desertiert oder gefallen. Es ist wie eine Expedition im hohen Eise – jede Lebensäußerung darf nur der Daseinserhaltung dienen und ist zwangsläufig darauf eingestellt. Alles andere ist verbannt, weil es unnötig Kraft verzehren würde. Das ist die einzige Art, uns zu retten, und oft sitze ich vor mir selber wie vor einem Fremden, wenn der rätselhafte Widerschein des Früher in stillen Stunden wie ein matter Spiegel die Umrisse meines jetzigen Daseins außer mich stellt, und ich wundere mich dann darüber, wie das unnennbare Aktive, das sich Leben nennt, sich angepaßt hat selbst an diese Form. Alle anderen Äußerungen liegen im Winterschlaf, das Leben ist nur auf einer ständigen Lauer gegen die Bedrohung des Todes – es hat uns zu denkenden Tieren gemacht, um uns die Waffe des Instinktes zu geben –, es hat uns mit Stumpfheit durchsetzt, damit wir nicht zerbrechen vor dem Grauen, das uns bei klarem, bewußtem Denken überfallen würde – es hat in uns den Kameradschaftssinn geweckt, damit wir dem Abgrund der

Verlassenheit entgehen –, es hat uns die Gleichgültigkeit von Wilden verliehen, damit wir trotz allem jeden Moment des Positiven empfinden und als Reserve aufspeichern gegen den Ansturm des Nichts. So leben wir ein geschlossenes, hartes Dasein äußerster Oberfläche, und nur manchmal wirft ein Ereignis Funken. Dann aber schlägt überraschend eine Flamme schwerer und furchtbarer Sehnsucht durch.

Das sind die gefährlichen Augenblicke, die uns zeigen, daß die Anpassung doch nur künstlich ist, daß sie nicht einfach Ruhe ist, sondern schärfste Anspannung zur Ruhe. Wir unterscheiden uns äußerlich in der Lebensform kaum von Buschnegern; aber während diese stets so sein können, weil sie eben so sind und sich durch Anspannung ihrer Geisteskräfte höchstens fortentwickeln, ist es bei uns umgekehrt: unsere inneren Kräfte sind nicht auf Weiter- sondern auf Zurückentwicklung angespannt. Jene sind entspannt und selbstverständlich so, wir sind es äußerst angespannt und künstlich.

Und mit Schrecken empfindet man nachts, aus einem Traum aufwachend, überwältigt und preisgegeben der Bezauberung heranflutender Gesichter, wie dünn der Halt und die Grenze ist, die uns von der Dunkelheit trennt – wir sind kleine Flammen, notdürftig geschützt durch schwache Wände vor dem Sturm der Auflösung und der Sinnlosigkeit, in dem wir flackern und manchmal fast ertrinken. Dann wird das gedämpfte Brausen der Schlacht zu einem Ring, der uns einschließt, wir kriechen in uns zusammen und starren mit großen Augen in die Nacht. Tröstlich fühlen wir nur den Schlafatem der Kameraden, und so warten wir auf den Morgen.

Jeder Tag und jede Stunde, jede Granate und jeder Tote wetzen an diesem dünnen Halt, und die Jahre verschleißen ihn rasch. Ich sehe, wie er allmählich schon um mich herum niederbricht.

Da ist die dumme Geschichte mit Detering.

Er war einer von denen, die sich sehr für sich hielten. Sein

Unglück war, daß er in einem Garten einen Kirschbaum sah. Wir kamen gerade von der Front, und dieser Kirschbaum stand in der Nähe des neuen Quartiers an einer Wegbiegung überraschend in der Morgendämmerung vor uns. Er hatte keine Blätter, aber er war ein einziger weißer Blütenbusch.

Abends war Detering nicht zu sehen. Er kam schließlich an und hatte ein paar Zweige mit Kirschblüten in der Hand. Wir machten uns lustig und fragten, ob er auf Brautschau wolle. Er gab keine Antwort, sondern legte sich auf sein Bett. Nachts hörte ich ihn rumoren, er schien zu packen. Ich wittere Unheil und ging zu ihm. Er tat, als wäre nichts, und ich sagte ihm: »Mach keinen Unsinn, Detering.«

»Ach wo – ich kann nur nicht schlafen –«

»Weshalb hast du denn die Kirschzweige geholt?«

»Ich werde doch wohl noch Kirschzweige holen dürfen«, antwortet er verstockt – und nach einer Weile: »Zu Hause habe ich einen großen Obstgarten mit Kirschen. Wenn die blühen, sieht das vom Heuboden aus wie ein einziges Bettlaken, so weiß. Es ist jetzt die Zeit.«

»Vielleicht gibt's bald Urlaub. Es kann auch sein, daß du, als Landwirt, abkommandiert wirst.«

Er nickt, aber er ist abwesend. Wenn diese Bauern aufgerührt sind, haben sie einen sonderbaren Ausdruck, eine Mischung von Kuh und sehnsüchtigem Gott, halb blöde und halb hinreißend. Um ihn von seinen Gedanken abzubringen, verlange ich ein Stück Brot von ihm. Er gibt es mir ohne Einschränkung. Das ist verdächtig, denn er ist sonst knauserig. Deshalb bleibe ich wach. Es passiert nichts, er ist morgens wie sonst.

Wahrscheinlich hat er gemerkt, daß ich ihn beobachtet habe. – Am übernächsten Morgen ist er trotzdem fort. Ich sehe es, sage jedoch nichts, um ihm Zeit zu lassen, vielleicht kommt er durch. Nach Holland haben es schon verschiedene Leute geschafft.

Beim Appell aber fällt sein Fehlen auf. Nach einer Woche hören wir, daß er gefaßt ist von den Feldgendarmen, diesen verachteten Kommißpolizisten. Er hatte die Richtung

nach Deutschland genommen – das war natürlich aussichtslos –, und ebenso natürlich hatte er alles sehr dumm angefangen. Jeder hätte daraus wissen können, daß die Flucht nur Heimweh und momentane Verwirrung war. Doch was begreifen Kriegsgerichtsräte hundert Kilometer hinter der Linie davon? – Wir haben nichts mehr von Detering vernommen.

Aber auch auf andere Weise bricht es manchmal heraus, dieses Gefährliche, Gestaute – wie aus überhitzten Dampfkesseln. Da ist auch noch das Ende zu berichten das Berger fand.
Schon lange sind unsere Gräben zerschossen, und wir haben die elastische Front, so daß wir eigentlich keinen richtigen Stellungskrieg mehr führen. Wenn Angriff und Gegenangriff hin- und hergegangen sind, bleibt eine zerrissene Linie und ein erbitterter Kampf von Trichter zu Trichter. Die vordere Linie ist durchbrochen, und überall haben sich Gruppen festgesetzt, Trichternester, von denen aus gekämpft wird.
Wir sind in einem Trichter, seitlich sitzen Engländer, sie rollen die Flanke auf und gelangen hinter uns. Wir sind umzingelt. Es ist schwierig, sich zu erheben, Nebel und Rauch schwanken über uns hin, niemand würde erkennen, daß wir kapitulieren wollen, vielleicht wollen wir es auch gar nicht, das weiß man selbst nicht in solchen Momenten. Wir hören die Explosionen der Handgranaten herankommen. Unser Maschinengewehr bestreicht den vorderen Halbkreis. Das Kühlwasser verdampft, wir reichen die Kästen eilig herum, jeder pißt hinein, so haben wir wieder Wasser und können weiterfeuern. Aber hinter uns kracht es immer näher. In einigen Minuten sind wir verloren.
Da rast ein zweites Maschinengewehr auf kürzeste Entfernung los. Es steckt im Trichter neben uns, Berger hat es geholt, und nun setzt ein Gegenangriff von hinten ein, wir kommen frei und finden Verbindung nach rückwärts.
Als wir nachher in einigermaßen guter Deckung sind, erzählt einer von den Essenholern, daß ein paar hundert Schritte entfernt ein verwundeter Meldehund liege.

»Wo?« fragt Berger.
Der andere beschreibt es ihm. Berger geht los, um das Tier zu holen oder es zu erschießen. Noch vor einem halben Jahr hätte er sich nicht darum gekümmert, sondern wäre vernünftig gewesen. Wir versuchen, ihn zurückzuhalten. Doch als er ernsthaft geht, können wir nur sagen: »Verrückt!« und ihn laufen lassen. Denn diese Anfälle von Frontkoller werden gefährlich, wenn man den Mann nicht gleich zu Boden werfen und festhalten kann. Und Berger ist ein Meter achtzig groß, der kräftigste Mann der Kompagnie.

Er ist tatsächlich verrückt, denn er muß durch die Feuerwand; aber es ist dieser Blitz, der irgendwo über uns allen lauert, der in ihn eingeschlagen ist und ihn besessen macht. Bei andern ist es so, daß sie zu toben anfangen, daß sie wegrennen, ja einer war da, der sich mit Händen, Füßen und Mund immerfort in die Erde einzugraben versuchte.

Es wird natürlich auch viel simuliert mit solchen Sachen, aber das Simulieren ist ja eigentlich auch schon ein Zeichen. Berger, der den Hund erledigen will, wird mit einem Beckenschuß weggeholt, und einer der Leute, die es tun, kriegt sogar dabei noch eine Gewehrkugel in die Wade.

Müller ist tot. Man hat ihm aus nächster Nähe eine Leuchtkugel in den Magen geschossen. Er lebte noch eine halbe Stunde bei vollem Verstande und furchtbaren Schmerzen. Bevor er starb, übergab er mir seine Brieftasche und vermachte mir seine Stiefel – dieselben, die er damals von Kemmerich geerbt hat. Ich trage sie, denn sie passen mir gut. Nach mir wird Tjaden sie bekommen, ich habe sie ihm versprochen.

Wir haben Müller zwar begraben können, aber lange wird er wohl nicht ungestört bleiben. Unsere Linien werden zurückgenommen. Es gibt drüben zu viele frische englische und amerikanische Regimenter. Es gibt zu viel Corned beef und weißes Weizenmehl. Und zu viele neue Geschütze. Zu viel Flugzeuge.

Wir aber sind mager und ausgehungert. Unser Essen ist so

schlecht und mit so viel Ersatzmitteln gestreckt, daß wir krank davon werden. Die Fabrikbesitzer in Deutschland sind reiche Leute geworden – uns zerschrinnt die Ruhr die Därme. Die Latrinenstangen sind stets dicht gehockt voll – man sollte den Leuten zu Hause diese grauen, gelben, elenden, ergebenen Gesichter hier zeigen, diese verkrümmten Gestalten, denen die Kolik das Blut aus dem Leibe quetscht und die höchstens mit verzerrten, noch schmerzbebenden Lippen sich angrinsen: »Es hat gar keinen Zweck, die Hose wieder hochzuziehen –«
Unsere Artillerie ist ausgeschossen – sie hat zu wenig Munition –, und die Rohre sind so ausgeleiert, daß sie unsicher schießen und bis zu uns herüberstreuen. Wir haben zu wenig Pferde. Unsere frischen Truppen sind blutarme, erholungsbedürftige Knaben, die keinen Tornister tragen können, aber zu sterben wissen. Zu Tausenden. Sie verstehen nichts vom Kriege, sie gehen nur vor und lassen sich abschießen. Ein einziger Flieger knallte aus Spaß zwei Kompagnien von ihnen weg, ehe sie etwas von Deckung wußten, als sie frisch aus dem Zuge kamen.
»Deutschland muß bald leer sein«, sagt Kat.
Wir sind ohne Hoffnung, daß einmal ein Ende sein könnte. Wir denken überhaupt nicht so weit. Man kann einen Schuß bekommen und tot sein; man kann verletzt werden, dann ist das Lazarett die nächste Station. Ist man nicht amputiert, dann fällt man über kurz oder lang einem dieser Stabsärzte in die Hände, die, das Kriegsverdienstkreuz im Knopfloch, einem sagen: »Wie, das bißchen verkürzte Bein? An der Front brauchen Sie nicht zu laufen, wenn Sie Mut haben. Der Mann ist k. v. Wegtreten!«
Kat erzählt eine der Geschichten, die die ganze Front von den Vogesen bis Flandern entlanglaufen – von dem Stabsarzt, der Namen vorliest auf der Musterung und, wenn der Mann vortritt, ohne aufzusehen, sagt: »K. v. Wir brauchen Soldaten draußen.« Ein Mann mit Holzbein tritt vor, der Stabsarzt sagt wieder: k. v. – »Und da«, Kat erhebt die Stimme, »sagt der Mann zu ihm: Ein Holzbein habe ich schon; aber wenn ich jetzt hinausgehe und wenn man mir

den Kopf abschießt, dann lasse ich mir einen Holzkopf machen und werde Stabsarzt.« – Wir sind alle tief befriedigt über diese Antwort.

Es mag gute Ärzte geben, und viele sind es; doch einmal fällt bei den hundert Untersuchungen jeder Soldat einem dieser zahlreichen Heldengreifer in die Finger, die sich bemühen, auf ihrer Liste möglichst viel a. v. und g. v. in k. v. zu verwandeln.

Es gibt manche solcher Geschichten, die sind meistens noch viel bitterer. Aber sie haben trotzdem nichts mit Meuterei und Miesmachen zu tun; sie sind ehrlich und nennen die Dinge beim Namen; denn es besteht sehr viel Betrug, Ungerechtigkeit und Gemeinheit beim Kommiß. Ist es nicht viel, daß trotzdem Regiment auf Regiment in den immer aussichtsloser werdenden Kampf geht und daß Angriff auf Angriff erfolgt bei zurückweichender, zerbröckelnder Linie?

Die Tanks sind vom Gespött zu einer schweren Waffe geworden. Sie kommen, gepanzert, in langer Reihe gerollt und verkörpern uns mehr als anderes das Grauen des Krieges.

Die Geschütze, die uns das Trommelfeuer herüberschikken, sehen wir nicht, die angreifenden Linien der Gegner sind Menschen wie wir – aber die Tanks sind Maschinen, ihre Kettenbänder laufen endlos wie der Krieg, sie sind die Vernichtung, wenn sie fühllos in Trichter hineinrollen und wieder hochklettern, unaufhaltsam, eine Flotte brüllender, rauchspeiender Panzer, unverwundbare, Tote und Verwundete zerquetschende Stahltiere – – wir schrumpfen zusammen vor ihnen in unserer dünnen Haut, vor ihrer kolossalen Wucht werden unsere Arme zu Stohhalmen und unsere Handgranaten zu Streichhölzern.

Granaten, Gasschwaden und Tankflotillen – Zerstampfen, Zerfressen, Tod.

Ruhr, Grippe, Thyphus – Würgen, Verbrennen, Tod.

Graben, Lazarett, Massengrab – mehr Möglichkeiten gibt es nicht.

Bei einem Angriff fällt unser Kompagnieführer Bertinck. Er war einer dieser prachtvollen Frontoffiziere, die in jeder brenzlichen Situation vorne sind. Seit zwei Jahren war er bei uns, ohne daß er verwundet wurde, da mußte ja endlich etwas passieren. Wir sitzen in einem Loch und sind eingekreist. Mit den Pulverschwaden weht der Gestank von Öl oder Petroleum herüber. Zwei Mann mit einem Flammenwerfer werden entdeckt, einer trägt auf dem Rücken den Kasten, der andere hat in den Händen den Schlauch, aus dem das Feuer spritzt. Wenn sie so nahe herankommen, daß sie uns erreichen, sind wir erledigt, denn zurück können wir gerade jetzt nicht.

Wir nehmen sie unter Feuer. Doch sie arbeiten sich näher heran, und es wird schlimm. Bertinck liegt mit uns im Loch. Als er merkt, daß wir nicht treffen, weil wir bei dem scharfen Feuer zu sehr auf Deckung bedacht sein müssen, nimmt er ein Gewehr, kriecht aus dem Loch und zielt, liegend aufgestützt. Er schießt – im selben Moment schlägt eine Kugel bei ihm klatschend auf, er ist getroffen. Doch er bleibt liegen und zielt weiter – einmal setzt er ab und legt dann aufs neue an; endlich kracht der Schuß. Bertinck läßt das Gewehr fallen, sagt: »Gut« und rutscht zurück. Der hinterste der beiden Flammenwerfer ist verletzt, er fällt, der Schlauch rutscht dem andern weg, das Feuer spritzt nach allen Seiten, und der Mann brennt.

Bertinck hat einen Brustschuß. Nach einer Weile schmettert ihm ein Splitter das Kinn weg. Der gleiche Splitter hat noch die Kraft, Leer die Hüfte aufzureißen. Leer stöhnt und stemmt sich auf die Arme, er verblutet rasch, niemand kann ihm helfen. Wie ein leerlaufender Schlauch sackt er nach ein paar Minuten zusammen. Was nützt es ihm nun, daß er in der Schule ein so guter Mathematiker war.

Die Monate rücken weiter. Dieser Sommer 1918 ist der blutigste und der schwerste. Die Tage stehen wie Engel in Gold und Blau unfaßbar über dem Ring der Vernichtung. Jeder hier weiß, daß wir den Krieg verlieren. Es wird nicht viel darüber gesprochen, wir gehen zurück, wir werden

nicht wieder angreifen können nach dieser großen Offensive, wir haben keine Leute und keine Munition mehr.
Doch der Feldzug geht weiter – das Sterben geht weiter –
Sommer 1918 – Nie ist uns das Leben in seiner kargen Gestalt so begehrenswert erschienen wie jetzt – der rote Klatschmohn auf den Wiesen unserer Quartiere, die glatten Käfer an den Grashalmen, die warmen Abende in den halbdunklen, kühlen Zimmern, die schwarzen, geheimnisvollen Bäume der Dämmerung, die Sterne und das Fließen des Wassers, die Träume und der lange Schlaf – o Leben, Leben, Leben!
Sommer 1918 – Nie ist schweigend mehr ertragen worden als in dem Augenblick des Aufbruchs zur Front. Die wilden und aufpeitschenden Gerüchte von Waffenstillstand und Frieden sind aufgetaucht, sie verwirren die Herzen und machen den Aufbruch schwerer als jemals!
Sommer 1918 – Nie ist das Leben vorne bitterer und grauenvoller als in den Stunden des Feuers, wenn die bleichen Gesichter im Schmutz liegen und die Hände verkrampft sind zu einem einzigen: Nicht! Nicht! Nicht jetzt noch! Nicht jetzt noch im letzten Augenblick!
Sommer 1918 – Wind der Hoffnung, der über die verbrannten Felder streicht, rasendes Fieber der Ungeduld, der Enttäuschung, schmerzlichste Schauer des Todes, unfaßbare Frage: Warum? Warum macht man kein Ende? Und warum flattern diese Gerüchte vom Ende auf?

Es gibt so viele Flieger hier, und sie sind so sicher, daß sie auf einzelne Leute Jagd machen wie auf Hasen. Auf ein deutsches Flugzeug kommen mindestens fünf englische und amerikanische. Auf einen hungrigen, müden deutschen Soldaten im Graben kommen fünf kräftige, frische andere im gegnerischen. Auf ein deutsches Kommißbrot kommen fünfzig Büchsen Fleischkonserven drüben. Wir sind nicht geschlagen, denn wir sind als Soldaten besser und erfahrener; wir sind einfach von der vielfachen Übermacht zerdrückt und zurückgeschoben.
Einige Regenwochen liegen hinter uns – grauer Himmel,

graue zerfließende Erde, graues Sterben. Wenn wir hinausfahren, dringt uns bereits die Nässe durch die Mäntel und Kleider – und so bleibt es die Zeit vorne auch. Wir werden nicht trocken. Wer noch Stiefel trägt, bindet sie oben mit Sandsäcken zu, damit das Lehmwasser nicht so rasch hineinläuft. Die Gewehre verkrusten, die Uniformen verkrusten, alles ist fließend und aufgelöst, eine triefende, feuchte, ölige Masse Erde, in der die gelben Tümpel mit spiralig roten Blutlachen stehen und Tote, Verwundete und Überlebende langsam versinken.

Der Sturm peitscht über uns hin, der Splitterhagel reißt aus dem wirren Grau und Gelb die spitzen Kinderschreie der Getroffenen, und in den Nächten stöhnt das zerrissene Leben sich mühsam dem Schweigen zu.

Unsere Hände sind Erde, unsere Körper Lehm und unsere Augen Regentümpel. Wir wissen nicht, ob wir noch leben.

Dann stürzt die Hitze wie eine Qualle Feucht und Schwül in unsere Löcher, und an einem dieser Spätsommertage, beim Essenholen, fällt Kat um. Wir beide sind allein. Ich verbinde seine Wunde; das Schienbein scheint zerschmettert zu sein. Es ist ein Knochenschuß, und Kat stöhnt verzweifelt: »Jetzt noch – gerade jetzt noch –«

Ich tröste ihn. »Wer weiß, wie lange der Schlamassel noch dauert! Du bist erst mal gerettet –«

Die Wunde beginnt heftig durchzubluten. Kat kann nicht allein bleiben, damit ich eine Bahre zu holen versuche. Ich weiß auch nirgendwo eine Sanitätsstation in der Nähe.

Kat ist nicht sehr schwer; deshalb nehme ich ihn auf den Rücken und gehe zurück mit ihm zum Verbandplatz.

Zweimal machen wir Rast. Er hat starke Schmerzen durch den Transport. Wir sprechen nicht viel. Ich habe den Kragen meiner Jacke aufgemacht und atme heftig, ich schwitze, und mein Gesicht ist gedunsen von der Anstrengung des Tragens. Trotzdem dränge ich, daß wir weitergehen, denn das Terrain ist gefährlich.

»Geht's wieder, Kat?«

»Muß wohl, Paul.«

»Dann los.«
Ich richte ihn auf, er steht auf dem unverletzten Bein und hält sich an einem Baum fest. Dann fasse ich vorsichtig das verwundete Bein, er gibt sich einen Ruck, und ich nehme auch das Knie des gesunden Beines unter den Arm.
Unser Weg wird schwieriger. Manchmal pfeift eine Granate heran. Ich gehe, so schnell ich vermag, denn das Blut von Kats Wunde tropft zu Boden. Wir können uns nur schlecht schützen vor den Einschlägen, denn ehe wir Deckung nehmen, sind sie längst vorüber.
Um abzuwarten, legen wir uns in einen kleinen Trichter. Ich gebe Kat Tee aus meiner Feldflasche. Wir rauchen eine Zigarette. »Ja, Kat«, sage ich trübsinnig, »nun kommen wir doch noch auseinander.«
Er schweigt und sieht mich an.
»Weißt du noch, Kat, wie wir die Gans requirierten? Und wie du mich aus dem Schlamassel holtest, als ich noch ein kleiner Rekrut und zum erstenmal verwundet war? Damals habe ich noch geweint. Kat, es sind fast drei Jahre jetzt.«
Er nickt.
Die Angst vor dem Alleinsein steigt in mir auf. Wenn Kat abtransportiert ist, habe ich keinen Freund mehr hier.
»Kat, wir müssen uns auf jeden Fall wiedersehen, wenn wirklich Frieden ist, ehe du zurückkommst.«
»Glaubst du, daß ich mit dem Knochen da noch mal k. v. werde?« fragt er bitter.
»Du wirst ihn in Ruhe ausheilen. Das Gelenk ist ja in Ordnung. Vielleicht klappt es doch damit.«
»Gib mir noch eine Zigarette«, sagt er.
»Vielleicht können wir irgend etwas später zusammen machen, Kat.« – Ich bin sehr traurig, es ist unmöglich, daß Kat – Kat, mein Freund, Kat mit den Hängeschultern und dem dünnen, weichen Schnurrbart, Kat, den ich kenne auf eine andere Weise als jeden anderen Menschen, Kat, mit dem ich diese Jahre geteilt habe –, es ist unmöglich, daß ich Kat vielleicht nicht wiedersehen soll.
»Gib mir deine Adresse für zu Hause, Kat, auf jeden Fall. Und hier ist meine, ich schreibe sie dir auf.«

Den Zettel schiebe ich in meine Brusttasche. Wie verlassen ich schon bin, obschon er noch neben mir sitzt. Soll ich mir rasch in den Fuß schießen, um bei ihm bleiben zu können?
Kat gurgelt plötzlich und wird grün und gelb. »Wir wollen weiter«, stammelt er.
Ich springe auf, glühend, ihm zu helfen, ich nehme ihn hoch und setze mich in Lauf, einen gedehnten, langsamen Dauerlauf, damit sein Bein nicht zu sehr schlenkert.
Mein Hals ist trocken, es tanzt mir rot und schwarz vor den Augen, als ich, verbissen und ohne Gnade weiterstolpernd, endlich die Sanitätsstation erreiche.
Dort breche ich in die Knie, habe aber noch so viel Kraft nach der Seite umzufallen, wo Kats gesundes Bein ist. Langsam richte ich mich nach einigen Minuten wieder auf. Meine Beine und meine Hände zittern heftig, ich habe Mühe, meine Feldflasche zu finden, um einen Schluck zu nehmen. Die Lippen beben mir dabei. Aber ich lächele – Kat ist geborgen.
Nach einer Weile unterscheide ich den verworrenen Stimmenschwall, der sich in meinem Ohr fängt.
»Das hättest du dir sparen können«, sagt ein Sanitäter.
Ich sehe ihn verständnislos an.
Er zeigt auf Kat. »Er ist ja tot.«
Ich begreife ihn nicht. »Er hat einen Schienbeinschuß«, sage ich.
Der Sanitäter bleibt stehen. »Das auch –«
Ich drehe mich um. Meine Augen sind noch immer trübe, der Schweiß ist mir jetzt von neuem ausgebrochen, er läuft über die Lider. Ich wische ihn fort und sehe zu Kat hin. Er liegt still. »Ohnmächtig«, sage ich rasch.
Der Sanitäter pfeift leise: »Das kenne ich nun doch besser. Er ist tot. Darauf halte ich jede Wette.«
Ich schüttele den Kopf: »Ausgeschlossen! Vor zehn Minuten noch habe ich mit ihm gesprochen. Er ist ohnmächtig.«
Kats Hände sind warm, ich fasse ihn bei den Schultern, um ihn mit Tee abzureiben. Da fühle ich meine Finger naß

werden. Als ich sie hinter seinem Kopf hervorziehe, sind sie blutig. Der Sanitäter pfeift wieder durch die Zähne: »Siehst du –«
Kat hat, ohne daß ich es gemerkt habe, unterwegs einen Splitter in den Kopf bekommen. Nur ein kleines Loch ist da, es muß ein ganz geringer, verirrter Splitter gewesen sein. Aber er hat ausgereicht. Kat ist tot.
Ich stehe langsam auf.
»Willst du sein Soldbuch und seine Sachen mitnehmen?« fragt der Gefreite mich.
Ich nicke, und er gibt sie mir.
Der Sanitäter ist verwundert. »Ihr seid doch nicht verwandt?«
Nein, wir sind nicht verwandt. Nein, wir sind nicht verwandt.
Gehe ich? Habe ich noch Füße? Ich hebe die Augen, ich lasse sie herumgehen und drehe mich mit ihnen, einen Kreis, einen Kreis, bis ich innehalte. Es ist alles wie sonst. Nur der Landwehrmann Stanilaus Katczinsky ist gestorben.
Dann weiß ich nichts mehr.

2

Es ist Herbst. Von den alten Leuten sind nicht mehr viele da. Ich bin der letzte von den sieben Mann aus unserer Klasse hier.
Jeder spricht von Frieden und Waffenstillstand. Alle warten. Wenn es wieder eine Enttäuschung wird, dann werden sie zusammenbrechen, die Hoffnungen sind zu stark, sie lassen sich nicht mehr fortschaffen, ohne zu explodieren. Gibt es keinen Frieden, dann gibt es Revolution.
Ich habe vierzehn Tage Ruhe, weil ich etwas Gas geschluckt habe. In einem kleinen Garten sitze ich den ganzen Tag in der Sonne. Der Waffenstillstand kommt bald, ich glaube es jetzt auch. Dann werden wir nach Hause fahren.
Hier stocken meine Gedanken und sind nicht weiterzu-

bringen. Was mich mit Übermacht hinzieht und erwartet, sind Gefühle. Es ist Lebensgier, es ist Heimatgefühl, es ist das Blut, es ist der Rausch der Rettung. Aber es sind keine Ziele.
Wären wir 1916 heimgekommen, wir hätten aus dem Schmerz und der Stärke unserer Erlebnisse einen Sturm entfesselt. Wenn wir jetzt zurückkehren, sind wir müde, zerfallen, ausgebrannt, wurzellos und ohne Hoffnung. Wir werden uns nicht mehr zurechtfinden können.
Man wird uns auch nicht verstehen – denn vor uns wächst ein Geschlecht, das zwar die Jahre hier gemeinsam mit uns verbrachte, das aber Bett und Beruf hatte und jetzt zurückgeht in seine alten Positionen, in denen es den Krieg vergessen wird – und hinter uns wächst ein Geschlecht, ähnlich uns früher, das wird uns fremd sein und uns beiseite schieben. Wir sind überflüssig für uns selbst, wir werden wachsen, einige werden sich anpassen, andere sich fügen, und viele werden ratlos sein – die Jahre werden zerrinnen, und schließlich werden wir zugrunde gehen.
Aber vielleicht ist auch alles dieses, was ich denke, nur Schwermut und Bestürzung, die fortstäubt, wenn ich wieder unter den Pappeln stehe und dem Rauschen ihrer Blätter lausche. Es kann nicht sein, daß es fort ist, das Weiche, das unser Blut unruhig machte, das Ungewisse, Bestürzende, Kommende, die Tausend Gesichter der Zukunft, die Melodie aus Träumen und Büchern, das Rauschen und die Ahnung der Frauen, es kann nicht sein, daß es untergegangen ist in Trommelfeuer, Verzweiflung und Mannschaftsbordells.
Die Bäume hier leuchten bunt und golden, die Beeren der Ebereschen stehen rot im Laub, Landstraßen laufen weiß auf den Horizont zu, und die Kantinen summen wie Bienenstöcke von Friedensgerüchten.
Ich stehe auf.
Ich bin sehr ruhig. Mögen die Monate und Jahre kommen, sie nehmen mir nichts mehr, sie können mir nichts mehr nehmen. Ich bin so allein und so ohne Erwartung, daß ich ihnen entgegensehen kann ohne Furcht. Das Leben, das

mich durch diese Jahre trug, ist noch in meinen Händen und Augen. Ob ich es überwunden habe, weiß ich nicht. Aber so lange es da ist, wird es sich seinen Weg suchen, mag dieses, das in mir »Ich« sagt, wollen oder nicht.

Er fiel im Oktober 1918, an einem Tage, der so ruhig und still war an der ganzen Front, daß der Heeresbericht sich nur auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden.
Er war vornübergesunken und lag wie schlafend an der Erde. Als man ihn umdrehte, sah man, daß er sich nicht lange gequält haben konnte – sein Gesicht hatte einen so gefaßten Ausdruck, als wäre er beinahe zufrieden damit, daß es so gekommen war.

Erschienen 1929

Friedrich Georg Jünger

Der weiße Hase

1898 – 1977

Mein Urgroßvater, der ein hohes Alter erreichte, war ein Jäger eigener Art. Er jagte weder im Frühling noch im Sommer oder Herbst, im Winter aber nur bei Frost, Schnee und hellem Mondschein. Zu seinen Jagden zog er weder einen Jagdrock an, noch pfiff er seinem Hunde oder streifte hinaus in die verschneiten Felder und Wälder. Er saß im pelzgefütterten Hausrock in der Stube beim Fenster, an das er seinen hohen Arm- und Backenstuhl geschoben hatte, und sah in die stille Mondnacht hinaus. Neben ihm stand, ans Fensterbrett gelehnt, sein Gewehr, neben ihm auf einem kleinen Tisch ein Krug, unter dem ein Spiritusflämmchen brannte, dazu ein Glas, in das er hin und wieder den Glühwein füllte, den er sich im Krug warm hielt. Die Nacht war so hell, daß er das Amtsblatt hätte ohne Licht lesen können, aber er las nicht, sondern sah stumm auf das Feld vor dem Fenster und hing seinen Gedanken nach. Die große Kastenuhr tickte im Zimmer, und an der Wand hingen die Käfige mit den Dompfaffen, jeder mit einem Tuch verhangen, obwohl wegen der hellen Mondnacht kein Licht im Zimmer brannte. Mein Urgroßvater war ein Vogelliebhaber; er konnte ohne Vögel nicht leben. Die jungen Dompfaffen zog er selbst heran und pfiff ihnen ihre Stücke vor. Er verstand sich darauf und zog wahre Künstler heran, die so rein, weich und voll pfiffen, so flötend süß, daß niemand sich daran satt hören konnte. Sein Lieblingshähnchen – die Männchen singen voller und reiner als die Weibchen – pfiff den Jäger aus Kurpfalz mit einer Vollkommenheit, die jeden verwunderte, der es hörte. Vielleicht liebte er die Vögel so sehr, weil sie ihn an seine eigene Vogelseele erinnerten, die sich ins Blaue sehnte und in Wipfeln und Laub umher-

hüpfen wollte. Doch davon war wenig zu merken, und er ließ sie nicht heraus oder doch nur in den Pfiffen und zärtlichen Blicken, die er seinen Dompfaffen zuschickte. Wozu saß er da am Fenster? Das ist rasch gesagt. In den Mondnächten, in denen der Schnee so hart gefroren war, daß er unter dem Schritt knirschte, in denen das Holz vor Kälte knackte und platzte, kamen die Hasen ins Dorf, um an den jungen Obstbäumen zu nagen und am Kohl zu knabbern. Schattenhaft huschten sie über den Schnee, scheu, zögernd, in kurzen Sprüngen, verharrten, streckten die Lauscher scharf in die Höhe und setzten zu einem neuen Sprung an. Wer lebt bedrohter als ein Hase, und welches Tier des Feldes findet Sarg und Grab zuverlässiger in fremden Mägen? Aber der nackte Hunger trieb sie, und von allen Seiten hoppelten sie aus den kahlen Feldern auf das Dorf zu. Lautlos nahten sie. Das Kohlfeld meines Urgroßvaters, das am Rande des Dorfes lag, zog sie mächtig an. Dort stand der Grünkohl, der erst schmackhaft wird, wenn er streng durchgefroren ist, auf seinen Strünken wie ein kleiner Wald und spreizte seine dunkelgrünen Wedel wie ein Palmbaum, der an den Nordpol verschlagen ist. Er stand starr, regungslos und versteinert; man hätte ihn wie dürres Holz brechen können. Die Hasen witterten den Grünkohl und rückten näher und näher, der einsame Jäger aber wartete, bis sie auf Schußweite herangekommen waren. Bequemer als diese Jagd, die vom warmen Zimmer aus betrieben wurde, konnte keine andere sein. In dem großen, gelben Kachelofen krachte das Eichenholz, die Kastenuhr tickte, die Dompfaffen schliefen, und mein Urgroßvater griff langsam nach dem Gewehr, steckte es durch das Fenster und zielte. Ich sage, daß er es durch das Fenster steckte, denn er hatte, um der eisigen Winterluft keinen Einlaß zu geben, aus der rechten unteren Scheibe des Fensters ein Stück Glas herausschneiden und mit einem Scharnier wieder befestigen lassen. Dieses winzige Fensterchen öffnete er und steckte den Lauf des Gewehres hindurch. Er zielte sorgfältig, der Schuß krachte, und der Hase überschlug sich und rollte sich in dem unheilvollen Grünkohlwald zum letzten Schlummer zusammen.

Mancher Hase fand so sein Ende. Diese Art der Jagd glich dem Verfahren des Müllers, der in einem Zimmer seiner Wassermühle auf Forellen angelte und sie aus dem Mühlenwehr in sein Zimmer hineinzog, doch deutete sie nicht auf einen rüstigen, leidenschaftlichen Jäger. Ein solcher war mein Urgroßvater nicht, und nicht tief eingewurzelte Jagdlust, sondern seine Lust an gespicktem Hasen verlockte ihn zu seinen nächtlichen Zimmerjagden. Freilich, nicht sie allein, denn er aß zwar gern Hasenbraten, zu dem er sich Grünkohl reichen ließ, und pflegte zu sagen, daß eine Welt, in der der Kohl den Hasen herbeischaffe, gut geordnet sei, noch lieber aber saß er in der Nacht einige Stunden in seinem Stuhl, trank Glühwein, sah in die Nacht hinaus und machte sich seine Gedanken. Er war ein vielbeschäftigter Mann, der einige Stunden Ruhe und Einsamkeit brauchte. Gibt es denn etwas Schöneres als eine solche Winternacht? Im Dorfe regt sich nichts mehr; kein Wagen knarrt, keine Kuh brüllt, kein Hahn kräht. Tiefes Schweigen, lautlose Stille überall. Das ruhelose Leben schläft, als hätte es sich in Muscheln zurückgezogen; wie mit eisernen Armen hält der Frost es umfangen. Der Himmel ist mit hell glitzernden Sternen bedeckt, der Orion zieht über das Haus, der Mond scheint silberhell, der Schnee leuchtet weiß, und nicht nur weiß, denn solche Frostnächte sind zugleich voll kalten Blaus. Blaue Schatten liegen über dem Schnee, und alles scheint auf geheimnisvolle Weise weiter zu werden. Alles ist leicht, leer und zauberhaft. Ja, der Winter treibt Zauberei. Nachts, dachte mein Urgroßvater, wenn er so saß und vor sich hinsah, ist die Welt geräumiger und deshalb auch friedlicher. Er vergaß ganz, daß er selbst mit seinem Gewehr diesen Frieden störte; er spürte, daß seine Gedanken geräumiger und friedlicher wurden. Er regte keinen Finger und sah nach dem Kohl, den weißen Feldern und dem Himmel hin. Woran dachte er aber? An manches, das ihn tagsüber nicht beschäftigte. Denn bald hing er Erinnerungen nach, bald sann er hin und her, ob die Welt nicht ganz anders eingerichtet sein könnte, bald prüfte er den Stand der Sterne. Er dachte auch an seine Vögel,

die in den Bauern unter ihren Decken friedlich schliefen, und wünschte selbst ein Vogel zu sein. Er stellte sich vor, daß ihm Flügel wüchsen, daß er aus dem Haus hinausflatterte, in den Wald flog und dort andere Vögel traf und mit ihnen umherstrich. Er dachte ganz unnütze Dinge, und seine Überlegungen erheiterten ihn, mußten ihn auch erheitern, weil weniger Absicht und Zweck darin war als in seinen Tagesgedanken. Wo die Absichten und Zwecke enden, ist ein weites Feld für die Heiterkeit, ein Feld, auf dem alles Närrische Knospen ansetzt und zu sprießen beginnt. Das war die Zugabe zur Hasenjagd. Ganz still saß er da, und wer ihn jetzt betrachtet hätte, der hätte auch das Lächeln gesehen, das hin und wieder auf seinem Gesicht erschien. Die Lippen öffneten sich, und das Lächeln zog sich sternförmig um die scharfen Augen zusammen.
Manchen Winter hindurch hatte er seine Hasenjagd schon betrieben und manche stille, mondhelle Nacht versessen, ohne daß ihm ein besonderes Ereignis oder Abenteuer dabei zugestoßen wäre. Was sollte ihm auch am Fenster seines Zimmers in der Nacht geschehen? Abenteuer sind Begebenheiten, die den Abenteurern vorbehalten bleiben. Er aber war keiner, und auch seine Flugträume und Vogelliebhabereien machten ihn nicht dazu, denn dergleichen bewegt das Innere der seßhaften Männer und ist gut wie alles Leichte, das die Schwere und Zähigkeit des Haftens mildert. Wer hätte sich noch nicht gewünscht, ein Vogel zu sein und fortzufliegen? Das Vogelleben aber ist fremde Welt, und solche Wünsche sind heftig, weil wir keine Vögel sind. Auf Abenteuer war mein Urgroßvater nicht versessen. Indessen gibt es seltsame Geschicke, eigene und fremde, und nicht allen konnte er entgehen.
Die seltsamste Winternacht wohl, die er – im Jahre 1814 – verbrachte, war die, in der er den weißen Hasen sah. Er saß wieder in seinem Zimmer auf der Jagd und sah hinaus. Schnee war gefallen, die Nacht war eiskalt, die Sterne schimmerten, der Mond schien hell, und die Hasen rückten von allen Seiten in das Dorf ein. Schatten huschten über den Schnee, veränderten ihren Ort und schlichen sich

näher und näher an das Kohlfeld heran. Mein Urgroßvater lugte scharf hinaus, lugte noch schärfer und rieb sich die Augen, denn er sah etwas Merkwürdiges. Schneehasen, die im Winter bis auf die schwarzen Ohrenspitzen weiß sind, gibt es in den Alpen und im Norden; auf niedersächsischen Äckern laufen keine umher. Aber das, was sich da, fast unsichtbar auf dem weißen Schnee, sichtbarer zwischen den dunklen Strünken des Grünkohls bewegte, konnte nichts anderes als ein weißer Hase sein. Zunächst mochte mein Urgroßvater nicht daran glauben und hielt das Tier, das vorsichtig näher kam, für ein Wiesel, eine Katze oder ein Kaninchen, aber als es sich an einer Kohlstaude aufrichtete und sie zu benagen begann, erkannte er mit Gewißheit, daß es ein Hase war. Ein Albino wohl mit roten Augen, aber die Farbe der Augen war im Mondlicht nicht zu erkennen. Merkwürdig sah es aus, wie der weiße Hase auf zwei Füßen stand und den gefrorenen Kohl benagte. Er war nicht schwächer als andere Hasen und sah aus wie ein kräftiger, ausgewachsener Rammler, der auch einen harten Winter ohne Mühe hinter sich bringt. Weiße Tiere haben, zumal in der Nacht, etwas Wunderliches, und abergläubische Menschen werden durch sie leicht erschreckt. Jäger, die auf einen weißen Hirsch, auf ein weißes Reh das Gewehr nicht abdrücken, weil sie solche Tiere für Vorzeichen halten, deren Erlegen Unglück bringt, hat es immer gegeben. Aber mein Urgroßvater war nicht abergläubisch, und nachdem er den Hasen erkannt hatte, beschloß er sofort, ihn zu schießen und ausstopfen zu lassen. Eine so rare Beute wollte er sich nicht entgehen lassen. Er öffnete leise das Fensterchen, das er als Schießscharte benutzte, und steckte ebenso leise den Lauf des Gewehres hindurch. Aber als er damit fertig war und sich ans Zielen machte, war der weiße Hase im Grünkohl verschwunden. Was tat's, er würde sich sogleich wieder zeigen. Der Jäger blieb in Zielstellung und lugte scharf in das Feld hinein. Da schoß der weiße Hase mit einem Satz auf dem Kohl, und mit ihm zwei seiner dunklen Vettern. Die Tiere rannten in das Land hinein und verschwanden in der silbernen Einöde.

»Daß dich ...«, sagte mein Urgroßvater verdrießlich und verwundert zugleich. Was ging unter den Hasen vor? Er zog sein Gewehr herein und lauschte aus dem Fensterchen hinaus. Der Schnee knirschte, Schritte näherten sich, ein Schatten strich von den Scheunen her, wurde deutlicher und kam auf das Fenster zu, hinter dem der Jäger saß. Der verwunderte sich, daß in der späten Nacht noch jemand herumstrich, doch blieb er ruhig sitzen und wartete ab, was die Sache zu bedeuten hatte. Er erkannte jetzt, daß ein Mann herankam, ein Mann in hohen Stiefeln, mit einer Joppe bekleidet, in deren schrägen Taschen er die Hände hielt, eine runde Mütze auf dem Kopf, wie sie hier niemand trug, und ein Bündel an der Seite, das mit einem Strick über der Schulter befestigt war. Er trat dicht an das Fenster heran und lugte herein. Die beiden Männer starrten sich schweigend an, dann sagte der Fremde: »Jagst du immer noch auf Hasen, Johann?«
Mein Urgroßvater sah ihn scharf an, sah das magere, eingefallene, stoppelbärtige Gesicht und schwieg weiter. Er war immer ein schweigsamer Mann.
Der andere lächelte, doch war das Lächeln dünn und hatte nichts Herzhaftes. Dünn zog es sich über das Gesicht, das von der Kälte mitgenommen war, und mitgenommen sah alles an dem Fremden aus. »Kennst mich nicht mehr?« fragte er. Das alles war, der Zeit und den Umständen nach, weniger heimlich als unheimlich, doch dauerte das Unheimliche nicht lange, denn die Erkenntnis kam. Das fremde Gesicht wurde bekannt, wurde vertraut, und mein Urgroßvater flüsterte mehr, als daß er es laut sagte: »Bist du's, Konrad?«
»Immer noch.«
»Wo kommst du her?«
»Weit genug.«
»Willst du hereinkommen?«
»Nein. Was ist auf meinem Hof?«
»Was soll sein?« Wie mager und spitz das Gesicht war, das sich an die Scheibe preßte. Die Augen sahen scharf spähend herein, unruhig und erschöpft zugleich. Der Mann,

dem manches zugesetzt hatte, sah anders aus, als er früher ausgesehen hatte. Etwas Fremdes war an ihm, ein fremder Zug, wie er sich in der Ferne, unter fremden Leuten ansetzt, doch blieb für meinen Urgroßvater kein Zweifel, daß Konrad Mewes durch das Fenster hereinsah. Er war es, er war zurückgekehrt, war wieder da, nachdem er vor über zwei Jahren nach Rußland abmarschiert war.
»Harte Zeit, Konrad?« fragte mein Urgroßvater.
Der andere nickte und schlug mit der Hand durch die Luft. »Gut ist's, daß du hier sitzt«, sagte er. »Gut, daß etwas bleibt. Mich freut's, daß ich dich hier sehe.« Dann drehte er sich um und ging durch die Nacht davon. Die Kirchenuhr begann zu schlagen, schlug zwölfmal ihren Ton, der in der kalten Nacht kälter klang, und mein Urgroßvater rief dem Davongehenden durch die Schießscharte nach: »Bis morgen früh, Konrad.« Er sah ihm nach, wie er über den Schnee ging in der runden Mütze, mit den hohen Stiefeln und dem Bündel über der Schulter. Die Gestalt wurde zarter und zarter, löste sich auf und verschwand. Es war, als ob sie von der durchsichtigen Nacht aufgesogen und verschluckt würde. Der Urgroßvater stand auf, schüttelte den Kopf, ging im Zimmer hin und her und dachte nach. »Er sieht wie ein Geist aus«, murmelte er. Was ihn ergriff, war die Zartheit des Rückkehrers, den er als starken, festen Mann in Erinnerung hatte, aber auch das Fremdartige und der Zug von Trauer um die Augen und Lippen. Er sah noch einmal durch das Fenster in die weißen Felder hinaus. Die Jagd war zu Ende, und sorgsam entlud er das Gewehr und stellte es in den Schrank. Gern hätte er mit seiner Frau über den Rückkehrer gesprochen, aber die Frau war fort, war außer dem Haus und auf Besuch bei ihrer kranken Schwester. Er warf noch einen Blick auf seine Dompfaffen und beschloß, ins Bett zu gehen. Vor dem Einschlafen ging ihm manches durch den Kopf, das mit Konrad zusammenhing. So entsann er sich, daß er mit ihm vor Jahren einmal, nach einem Windbruch, im Wald gewesen war. Sie prüften den Schaden, und dabei stellte sich heraus, daß der Sturm nur in seinem Wald die Bäume entwurzelt hatte. »Du hast

Glück gehabt, Konrad«, sagte er, indem er die niedergeworfenen Bäume mißmutig betrachtete. Dabei, während er die tiefen Wurzellöcher besah, entdeckte er ein altes, verrostetes Gefäß. Er hob es auf und fand, daß es mit Münzen gefüllt war, mit alten Silberstücken und einigen goldenen. »Das ist mehr Glück«, sagte Konrad. Und in der Tat, der Erlös aus den Münzen hatte den Schaden überwogen. Warum dachte er daran? Fremd mutete ihn das Gesicht des Heimkehrers an. Er suchte nach Erinnerungen, um es vertrauter zu machen. Dann schlief er ein.

Am Morgen, als er aufstand, flog der Schnee in dichten Flocken. Er frühstückte, lauschte seinem Lieblingsdompfaff, der glockenrein den Jäger aus Kurpfalz pfiff, und merkte, daß er guter Laune war. Sogleich, nachdem er gefrühstückt hatte, zog er seinen Mantel an und ging über den Feldweg nach dem Meweshof. Weit brauchte er nicht zu gehen, nicht mehr als dreihundert Schritte. Die Flocken setzten sich ihm auf Mantel und Mütze, setzten sich zart auf die Brauen und schmolzen auf der Haut. Ein Schwarm Krähen flog durch das Gestöber auf das Dorf zu, ließ sich in den Pappeln nieder und spähte auf das Dorf hin. Die Luft war so rein, wie sie das nur bei Schneefällen ist. Schneeluft, die etwas Perlendes und Prickelndes hat. Schon tauchte der Hof im Schneetreiben auf. Vor dem Hofe hackte der Knecht Holz, die Hiebe schallten, und mein Urgroßvater nickte ihm, während er vorbeiging, einen Gruß zu und warf zugleich einen Blick auf das Holz, gutes, astfreies Eichenholz, von dem ein mächtiger Haufen schon zu Scheiten gespalten umherlag. Eigentlich war das Holz zu gut für die Scheite.

Der hackt und hackt auch, als wäre nichts geschehen, dachte mein Urgroßvater, nickte noch einmal anerkennend über den Fleiß des Knechtes und ging in den Hof hinein. Durch das große Flügeltor trat er auf die Tenne, von der nach rechts und links die Ställe und Gerätekammern abzweigten. Quer davor lagen die Küche und Wohnräume. Er ging über die Tenne, die sauber aufgeräumt war, lauschte auf die friedlichen Geräusche, die aus den Ställen

drangen, sah sich nach seiner Gewohnheit um und fand überall die Zeichen guter Ordnung. Das vermehrte seine gute Laune. Als er die Tür zur Küche öffnete, stand die Bäuerin darin, allein, und er rief ihr gleich zu: »Ist Konrad noch im Bett?« Sie stand mit dem Rücken gegen ihn am Herd, drehte sich jetzt um und starrte ihn an, eine feste, schöne Frau, aber das Gesicht war weiß und die Augen schreckensgroß.
»Was sagst du?« flüsterte sie.
»Ich fragte, ob dein Mann noch im Bette ist.«
»Mein Mann?«
»Ist er nicht hier?«
»Hier? Was schwatzt du denn? Wie könnte er hier sein?«
»Hör zu«, sagte mein Urgroßvater. »Er war gestern nacht Schlag Mitternacht bei mir am Fenster und sprach mit mir. Dann ging er zu dir.« Und er erzählte ihr haargenau, was in der Nacht am Fenster geschehen war.
Sie sah ihn erschreckt und ungläubig an, schüttelte den Kopf und rief dann den Knecht herein. »Karl«, rief sie, »komm her.« Der Knecht kam langsam vom Hof herein, die Axt noch in den Händen, eine schlanke, langschäftige Axt, die er hoch am Griff gefaßt hatte. Sehnig und kraftvoll stand er da, bedachtsam und ernst, hörte sich schweigend an, was geschehen war, schüttelte den Kopf und stellte die Axt auf den Boden. Er sah meinen Urgroßvater mit seinen blauen, scharfen Augen an und schüttelte noch einmal den Kopf. Zu dreien standen sie da in der Küche, der Kessel siedete auf dem Herd, in dem das Holz krachte; sie standen da und sahen sich stumm an. Mein Urgroßvater sammelte seine Gedanken, und während er das tat, sah er auf die Brust der Bäuerin, eine hohe, feste Brust, die unter dem Kleid von blauem Leinen heftig auf und nieder ging. Unsere Überlegungen gehen nicht nach der Schnur, vielmehr schnüren sie wie der Fuchs nach dem Geflügel, das vor die Augen kommt. Wir bedenken, was wir sehen, und so ging es auch meinem Urgroßvater, denn er stand wie träumend da und dachte: sie trägt kein Mieder. Braucht es auch nicht, fügte er hinzu. Er sah sie an und verwunderte

sich, daß er nicht längst bemerkt hatte, was er sah. Sie gefiel ihm, wie sie da stand. Er spürte die mächtige Bewegung ihres Körpers, und die Bewegung gefiel ihm. Der Atem kam und ging, die Brust hob und senkte sich, und er sah immer noch darauf hin, als wäre ihm ein Licht aufgegangen. Es gibt keine Frau, die über einen solchen Blick hinwegsieht, der er entgehen könnte. Sie wandte sich nicht ab, aber sie errötete und sagte: »Du hast mir einen Schreck eingejagt.«

Das ist eine seltsame Geschichte, dachte mein Urgroßvater. In seinem Kopfe begann sich ein Rad zu drehen, und er zweifelte an seinem Verstande. Der Augenblick kam, in dem ihm der weiße Hase zusetzte. Er sah ihn vor sich, wie er sich auf den Hinterbeinen aufrichtete. War er mondsüchtig, war er ein Träumer, der weiße Hasen und Geister umherspazieren sah? Als er den Hof verließ und wieder an dem Eichenholz vorüberkam, sagte er sich: so wahr das achtzigjährige Eichen sind, die im Ringelloh standen, der Mann war am Fenster. Fremd hatte er da in der Frostnacht gestanden. Hatte sich jemand einen Scherz mit ihm gemacht? War das gar nicht Konrad gewesen? Er dachte jedes Wort des kargen Gesprächs durch, schüttelte den Kopf und ging weiter. Der Schnee fiel immer noch in dicken Flocken, alle Spuren der Nacht lagen unerreichbar unter ihm begraben und verhüllt, der Feldweg selbst war kaum noch zu erkennen. Nur an den hohen, dürren Stauden von Beifuß und Rainfarn, die den Weg säumten, war zu sehen, wie er verlief. Ein Volk von Rebhühnern, das den Schnee unter den Stauden fortscharrte und an ihnen emporsprang, strich ab und schnurrte ins Feld hinein. Mein Urgroßvater verließ den Weg und bog nach dem kleinen Flusse ab; er ging ihn entlang und trat aufs Eis. Er hüpfte auf dem Eis, als ob er tanzte, lauschte und hörte nichts, kein Krachen und keinen Riß, denn das Eis war dick genug, um einen mit Steinen beladenen Wagen tragen zu können. Er ging bis zum Mühlenwehr, an dem ein Eisvogel vor ihm abstrich, sah dem grünblau funkelnden Vogel nach, sah den Müller aus der Mühle hervorkommen und sprach mit ihm. Er be-

trachtete aufmerksam das runde, schlaue Gesicht des Müllers, der weißbestäubt vor ihm stand, und hörte sich an, was er über das Wetter, über Eis und Schnee, Holz und Mahlgut sagte. Doch ließ er nichts von dem verlauten, was ihn beschäftigte. Er verließ den Müller, und da die Unruhe in ihm wuchs und die Bewegung ihm gut tat, ging er weiter und streifte bis ins Ringelloh. Er umging den Eichenwald erst, dann drang er in ihn ein und sah nach den Stellen, an denen Eichen geschlagen worden waren. Die Hiebstellen und Späne lagen unter dem Schnee, doch Astwerk und Zweige waren aufgeschichtet, und er fand den Schlag leicht. Indem er den Bestand prüfte, der an manchen Stellen ins Enge wuchs, sagte er sich, daß das Auslichten nicht ohne Sorgfalt und Kenntnis vorgenommen worden war. Ihm gefiel der Wald, der kahl und lautlos in der kalten Winterluft stand. Einige Häher, die nach Eicheln suchen mochten, trieben sich krächzend darin herum.
Nach dieser langen Wanderung kehrte er ins Haus zurück, aß zu Mittag und ließ sich in seinen Lehnstuhl nieder. »Ist Post da, Anna?« fragte er die Magd, die ihm den Kaffee hereinbrachte.
»Ja, ein Brief.«
»Warum liegt er nicht auf dem Tische?« sagte er ärgerlich. »Her damit.« Sie brachte die Post herein, die aus einem einzigen Brief bestand, dessen blaugrauer, steifer Umschlag schon von weitem nach etwas Dienstlichem roch. Er schnitt ihn mit seinem Messer sorgfältig auf, nahm die Einlage heraus, faltete sie auseinander und las, flüchtig über Stempel und Aufschriften hinweggehend, die folgenden Sätze.
»Zur Kenntnisnahme. Der Dragonerunteroffizier Konrad Mewes, Erste Eskadron, Zweite Schwadron des ehemaligen Königlich Westfälischen Dragonerregiments . . . vermißt auf dem Vormarsch in Rußland seit der Schlacht von Smolensk (17. August 1812) und seitdem nicht mehr gesehen, ist laut Aussage des Fahnenschmieds Wilmsen vom gleichen Regiment im Lazarett in Tula am 20. März 1813 gestorben. Da Mewes dort beheimatet ist, wird um scho-

nende Mitteilung an seine Angehörigen gebeten. Eine Verlassenschaft des Gestorbenen beim Regiment liegt nicht vor.«

Das war alles, und darunter die Unterschrift des Chefs der ersten Eskadron im jetzigen Königlich Hannoverschen Dragonerregiment . . . in . . .

»Kurios«, murmelte mein Urgroßvater vor sich hin, und tiefes Erstaunen ergriff ihn. Sein Erstaunen war so tief, daß es zunächst alle Gedanken lähmte und zum Stillstand brachte. Schon der Zeitpunkt, in dem der Brief eintraf, war erstaunlich. Daß zwei Behauptungen, zwei Tatsachen sich widersprechen, kommt oft vor, und ebensooft kümmern wir uns nicht einmal darum, dann nämlich, wenn beide unwichtig sind, also auch der Widerspruch keine Wichtigkeit hat. Irrtümer, Versehen, Täuschungen kommen tagtäglich vor und müssen vorkommen, denn das meiste sehen und hören wir nur halb, das wenigste so scharf, genau und deutlich, daß wir es deutlich wiedergeben können. Doch davon war hier nicht die Rede, darum ging es nicht. Man konnte einen Menschen nicht auf Griffweite vor sich sehen, der schon über zehn Monate in einem fremden Erdteil begraben lag, konnte auch nicht mit ihm sprechen. Auf diese Weise konnte man nur mit einem Gespenst umgehen, und an Gespenster glaubte mein Urgroßvater weder, noch glaubte er nicht an sie. Er wollte von ihnen einfach nichts wissen, und so wollte er auch nichts davon wissen, daß am Abend vorher ein Gespenst an sein Fenster gekommen war. Dann konnte auch der weiße Hase ein Gespenst gewesen sein. Ja, wenn er Stiefel angehabt und einen Hut aufgehabt hätte.

»Wer ist dieser Fahnenschmied Wilmsen?« rief er plötzlich laut und mißmutig aus. »Warum schreiben sie mir nicht, wo er wohnt? Warum kommt er nicht selbst, um uns Nachricht zu geben?« Er dachte nach, und seinem Gesicht war anzumerken, daß es sich mehr und mehr verfinsterte. Das Erstaunen wich, und düstere Gedanken stiegen in ihm auf. Endlich, nachdem er den Brief ein halbes dutzendmal gelesen hatte, stand er auf, zog seinen Mantel an und ging, von

scharfer Unruhe getrieben, wieder hinaus. Er streifte den ganzen Tag in den Feldern umher und suchte sie so genau ab, als ob er einen Ring oder eine Münze in ihnen verloren hätte. In der Dämmerung kam er nach Haus, aß zu Abend und sah im Atlas nach, wo Tula lag. Er nahm einen Zirkel und maß Entfernungen ab. Dann las er den Brief noch einmal, denn er hatte ihn weder abgegeben noch etwas über ihn verlauten lassen, legte sich ins Bett und schlief sogleich ein.

Am nächsten Morgen saß er wieder in seinem Lehnstuhl und dachte nach. Ihm kam zu Bewußtsein, daß er in eine wunderliche Lage geraten war. Die Zeit, die ihm eben noch sacht und unbemerkt vergangen war, begann ihn zu bedrängen, und zwar so unnachgiebig, daß er keinen ruhigen Augenblick mehr hatte. Weder die Hasenjagd noch seine Vögel verlockten ihn. Manches läßt sich vergessen und verschließen, er aber nahm wahr, daß er zu einem Entschluß kommen mußte und nicht darum herumkam, etwas zu tun. Warum, dachte er, kommt die Sache nur auf mich zu, den sie nichts angeht, warum bin ich der einzige, der ihr einen Anstoß geben muß? Darauf ließ sich rasch antworten, denn er war der einzige, der den Rückkehrer, als er in der Nacht das Dorf betrat, gesehen hatte. Hätten ihn andere gesehen und erkannt, dann wäre jedes Haus im Dorf davon voll gewesen und ein Geschwätz ohne Ende entstanden. Im Dorf aber regte sich nicht die leiseste Vermutung, und nicht einer der Leute, die im Haus ein und aus gingen, hatte den Mund über die Sache aufgetan. Bin ich wirklich der einzige? dachte er mißmutig und argwöhnisch. Was tut's? Jedenfalls bin ich der einzige, der darüber sprechen wird. Er mochte sich, als Phlegmatikus und großer Schweiger, wohl die Frage vorlegen, ob nicht auch er schweigen und alles als Augentäuschung und Winternachtsmärchen hinnehmen solle. Das aber ging, wie er jetzt wußte, nicht an. Vielleicht hatte er schon zu lange geschwiegen. Er stand auf, öffnete die Tür und rief hinaus: »Laßt den Schlitten anspannen.« Und gleich darauf fuhr er in einem einspännigen Schlitten, vor den ein wohlgenährter, eisen-

farbiger Schimmel gespannt war, die Straße hinunter. Immer noch fiel Schnee, der Schlitten glitt leicht über die Straße dahin, und die Glöckchen am Kummet läuteten hell in den Wintertag hinein. Die Haubenlerchen und Goldammern schwirrten um das Gefährt, aber trotz der Vögel, der Glöckchen und des weiß fallenden Schnees stimmte die Schlittenfahrt meinen Urgroßvater nicht fröhlich. Er mußte über eine Stunde fahren, bis er ein kleines, graues, viereckiges Haus erreichte, vor dem er abstieg. Nachdem er eine Decke über den Schimmel geworfen hatte, ging er hinein.

Der Gendarmeriewachtmeister Löwe, der wegen der Mähne seines roten Vollbarts an einen Löwen erinnern mochte, allerdings nur an einen zahmen und folgsamen, saß in grünen Filzpantoffeln auf dem Sofa und schien einen Schlummer beendet zu haben. An Dienst und Dienstgeschäfte dachte er im Augenblick nicht. Er langweilte sich wohl, war erfreut über den Besucher und hoffte zu einem Gespräch zu kommen. Ihm nun erzählte mein Urgroßvater, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte, von der Hasenjagd angefangen bis zu seinem Besuch auf dem Meweshof und seinen Streifzügen am Flusse und in den Feldern. Der Wachtmeister hörte ihn aufmerksam an, schwieg eine Zeit und sagte dann: »Ein weißer Hase ist ein wunderliches Ding.« Dabei blinzelte er listig, als wollte er sagen: solche weiße Hasen kenne ich gut, habe sie oft gesehen und oft von ihnen gehört. Das aber verdroß meinen Urgroßvater ungemein. Er beschloß, wie man sagt, Holz unterzulegen, und indem er den Gendarmen scharf ins Auge faßte, sagte er: »Als der alte Wallmoden die Konvention von Artlenburg unterzeichnete und das Land unter französischen Sequester gestellt wurde, was dachtet Ihr da, Wachtmeister? Seid Ihr damals nicht zu mir gekommen, als Ihr nicht mehr aus und ein wußtet?«

»Das sind alte Geschichten«, murmelte der Wachtmeister, »und niemand will mehr etwas von ihnen hören.«

»Versteht sich. Aber als Jérôme in Kassel saß und die Herren Jollivet, Siméon und Beugnot hier französische Depar-

tements einrichteten, kamt Ihr da nicht wieder? In welcher Sache kamt Ihr damals zu mir? Erinnert Ihr Euch noch?«
Auch das mochte keine angenehme Erinnerung sein, denn der Wachtmeister schwieg darauf. Dann fragte er: »Was wollt Ihr von mir?«
»Ich will Euch daran erinnern, daß wir hier bei keiner Kaffeestunde sind. Ich habe eine Anzeige vorgebracht und verlange, daß Ihr sie aufnehmt.«
»Eine Anzeige? Gegen wen denn?«
»Gegen Unbekannt. Ihr müßtet das längst gemerkt haben, Wachtmeister.«
»Was aber werft Ihr denn Unbekannt vor?« fragte der Wachtmeister, indem er listig und spöttisch lächelte. »Worauf lautet die Anzeige?«
»Auf Mordverdacht.«
»Schwerenot, das geht aufs Ganze. Und den weißen Hasen, sollen wir den dazunehmen?«
Aber meinem Urgroßvater riß jetzt, was selten bei ihm geschah, der Geduldsfaden. »Wenn Ihr nicht wißt, was Ihr tun sollt«, sagte er, »dann zieht die Uniform aus, es wird kein Verlust sein. Ihr sollt eine Anzeige wegen Mordverdachts gegen Unbekannt aufnehmen. Nehmt die Feder in die Hand und setzt Euch auf den Arsch, ich werde Euch die Anzeige diktieren. Nehmt Ihr sie nicht auf, dann werde ich sie dem Gericht einreichen, aber mit dem Zusatz, daß Ihr Euch geweigert habt, sie aufzunehmen. Ihr fragt noch? Setzt in die Anzeige, daß eine Haussuchung vorgenommen werden muß. Sache des Richters ist, sie anzuordnen.«
»Wozu die Aufregung«, sagte der Gendarm verdrießlich. »Diktiert Eure Anzeige, damit ich Ruhe bekomme.« Er holte Feder, Tinte und ein Blatt Papier herbei, und mein Urgroßvater diktierte ihm Wort für Wort die Anzeige. Doch ließ er den weißen Hasen fort, denn er merkte, daß auch das Glaubwürdige verliert, wenn es mit dem Seltenen, Ungewöhnlichen und Unwahrscheinlichen zusammengebracht wird. Er ließ sich das Protokoll vorlesen, unterzeichnete es und sagte beim Hinausgehen: »Die Sache eilt. Expediert sie heute noch.« Dann bestieg er seinen Schlitten

und fuhr zurück. Ihm war nicht wohl zumute. In was für eine Sache, dachte er, bin ich da hineingeraten? Und worauf wird sie hinausgehen? Zuletzt fällt alles auf mich zurück, und das geringste wird sein, daß sie mich für einen Narren halten, der nachts weiße Hasen sieht. Warum nicht gar weiße Mäuse? Er dachte an die Scherereien, die vom Gericht kommen würden, und der Gedanke daran konnte ihn nicht heiterer stimmen. Der Schimmel trabte die Straße entlang, und der Schnee fiel ohne Unterlaß.

Aber das Gericht arbeitete, schnell und zuverlässig; es nahm die Sache ernst und säumte nicht. Die Haussuchung wurde vom Richter angeordnet und der Gendarm angewiesen, sie unter Beiziehung zuverlässiger Zeugen vorzunehmen. Es ist, stand in dem Beschluß, »alles mit Genauigkeit und zweckmäßiger Gründlichkeit vorzunehmen und kein Mittel zu versäumen, das der Sache beikommen könnte«. Auch fügte der Richter hinzu, daß mein Urgroßvater als ortskundiger, geachteter Mann und Nachbar zu Rate zu ziehen sei.

Aber an der Haussuchung selbst nahm er, eben weil er Nachbar war, nicht teil. Schon der Gedanke, in der Nachbarschaft herumzustöbern, war ihm widrig. Er blieb im Hause. Und während der Gendarmeriewachtmeister Löwe mit zwei achtbaren Zeugen sich an die Arbeit machte, saß er in seinem Zimmer und wartete das Ergebnis ab. Es schneite nicht mehr. Der Morgen war kalt, klar und sonnig, ein schöner Rauhreifmorgen. Die Dompfaffen regten sich munter in ihren Käfigen und sangen. Langsam verging die Zeit, sehr langsam, aber das war gut, denn es deutete auf sorgsame Arbeit. Endlich regte es sich im Haus, und der Gendarm trat ins Zimmer.

»Was ist?« fragte mein Urgroßvater.

»Nichts. Wir haben nichts gefunden.«

»Erzählt. Wo habt Ihr gesucht?«

»Überall. Es ist kein Fleckchen da, das wir nicht durchstöbert hätten.«

»Zunächst das Haus.«

»Von der Tenne bis zum Dach. Die Truhen, Kästen und

Schränke. Jeden Raum, die Ställe und Schuppen, die Scheune. Mit Stangen haben wir das Heu und Stroh durchstochen. Keine Ratte wäre uns entgangen. Nichts.«
Mein Urgroßvater schwieg. Er sah die weißen, verschneiten Felder vor sich und murmelte: »Der Boden ist Stein und Bein gefroren.«
»Daran ist nicht zu denken«, sagte der Gendarm.
»Und auch an den Fluß nicht. Er hat drei Tiefe Stellen. Das Eis steht so dick, daß man es mit Kanonenkugeln zerschießen müßte.«
»Nichts«, sagte der Gendarm noch einmal.
Aber mein Urgroßvater dachte immer noch nach, und plötzlich sah er den Gendarmen scharf an und sagte: »Ihr habt etwas vergessen.«
»Was sollte das sein?« antwortete Löwe verdrießlich.
»Kommt mit. Ich will es Euch zeigen.«
Sie verließen das Haus und gingen auf den Meweshof zu. Was ist das? dachte mein Urgroßvater verwundert, als er den Hof vor sich sah und ein Raunen und Murmeln ihm entgegenkam. Die Nachricht von der Haussuchung war durch das Dorf gegangen, und am Eingang des Hofes stand, schwarz wie der Kohlenhügel im Schnee, ein Haufen von Menschen. Das ganze Dorf stand da versammelt und sah auf den Hof hin. Wie eine Mauer standen die Leute, in einer Zahl, die in Jahren nicht an der gleichen Stelle zusammenkam. Mein Urgroßvater kümmerte sich um die Leute nicht; er ging mit dem Gendarmen an den Hof heran, auf die Dungstätte zu, die breit, gut aufgeschichtet und mit einer Schneehaube gekrönt in der hellen Sonne lag. Vor der Dungstätte blieb er stehen und betrachtete sie.
»Die habt Ihr vergessen«, sagte er zu dem Gendarmen. »Laßt sie umschichten.« – »Was steht ihr da und gafft?« rief er den Leuten zu. »Bringt Forken her.«
Die Forken wurden gebracht, und die Leute begannen zu arbeiten. Nicht lange, denn der Tote wurde rasch gefunden. Steif wie ein Brett lag er da, hartgefroren. Mein Urgroßvater beugte sich mit dem Gendarmen über ihn, und während er die tiefe, klaffende Schädelwunde betrachtete,

eine Wunde, wie sie kein Dragonersäbel, wohl aber eine Axt schlägt, dachte er auch an die Axt, die leicht und blitzend durch eichene Kloben fuhr, gutes, achtzigjähriges Eichenholz aus dem Ringelloh. Mager, klein, eingeschrumpft war das Gesicht des Toten, fast wie ein Kindergesicht. Erschreckt sah es aus, und auch das Erschrecken war festgefroren. Kein friedliches Gesicht. Ein Hieb dazu, dachte mein Urgroßvater, und kein Hahn auf der ganzen Welt hätte danach gekräht. Während er so, über den Toten geneigt, dastand, hörte er hinter sich einen Schrei, der so schrill war, als ob Glas zerspränge. Es war der Anfang, denn gleich darauf erhob sich ein durchdringendes, scharfes Jammergeschrei, das ihm Schauer um Schauer über den Rücken trieb. Das kommt nicht aus dem Kopf, sondern aus dem Schoß, dachte er. Kein Mann hört dergleichen gern, noch weniger aber überhört er es. Er faßte den Gendarmen am Arm und flüsterte ihm zu: »Habt Ihr Handschellen da?«

»Ja.«

»Dann legt beide in Eisen und schafft sie hinter dem Hofe fort. Laßt Euch meinen Wagen anspannen und macht, daß die Kommission hierher kommt.«

»Was denn«, antwortete der Gendarm, »sollen wir sie nicht vor den Toten stellen, damit sie ein Geständnis ablegen?«

»Der Teufel hole Euch, wenn Ihr das tut. Wollt Ihr, daß sie mit den Forken erstochen oder mit Holzschuhen erschlagen werden? Macht, daß Ihr mit ihnen fortkommt, Mann.«

Der Wachtmeister machte sich davon, mein Urgroßvater aber rief den Leuten zu: »Was steht ihr herum und jammert? Kommt und seht ihn an.« Ihm lag daran, die Leute abzulenken und zu beschäftigen, und es gelang ihm. Er gehörte noch der strengeren Schule an, die jeden solchen Anblick, so ungut er sein mochte, für heilsam hielt, selbst für Kinder und Jungfrauen. Obwohl der Kummer an ihm zehrte, hatte er keine Zeit, sich ihm hinzugeben. Er suchte schon nach der Decke, die über den Toten geworfen wer-

den mußte. Er dachte an die Leichenwache, die einzurichten war, und an den Empfang der Kommission. Er dachte daran, daß das Vieh in dem leeren Hof gefüttert werden, daß der Hof einen Verwalter bekommen mußte. Ihm kam bei, daß die Frau ihr Erbrecht verwirkt hatte, und während er darüber nachsann, fiel ihm ein, daß der tote Konrad Mewes weder Bruder noch Schwester hatte, wohl aber einen Vetter, der in der Nachbarschaft wohnte. Nichts, dachte er, wird mir erspart bleiben, nicht einmal die Inventarisierung, denn wer macht sie hier, wenn nicht ich. Seine Überlegungen zeigten, daß er ein Mann der Ordnung und des Verstandes war. Wir brauchen uns hier nicht mit ihnen zu beschäftigen, brauchen auch nicht mehr auf die Hasenjagden einzugehen, die er noch manches Jahr hindurch fortsetzte. Nur den weißen Hasen wollen wir noch einmal erwähnen.

Das seltene Tier ließ sich zunächst nicht mehr sehen. Wer weiß, wo es sich umtrieb. In meinem Urgroßvater war eine gewisse Begier nach dem Hasen, und Ungeduld mischte sich darein, denn Hoffnung auf ein Wiedersehen konnte er sich nur machen, solange der Winter Frost und Schnee anhielt. Wenn das Tauwetter hereinbrach, würde kein Hase mehr in den Grünkohl kommen; sie zogen sich dann in die Wälder, Felder und Hecken zurück, in denen sie bessere Kost fanden als hartgefrorenen Kohl. Der Winter aber blieb beständig, und mein Urgroßvater ging mit Ausdauer auf die Hasenjagd. Nicht umsonst, denn eines Nachts, als er am Fenster saß, etliche Zeit nach den geschilderten Ereignissen, kam der weiße Hase wieder. Niemand sah, wie er sich aus den Feldern heranschlich; er war plötzlich da, er saß im Grünkohl, als mein Urgroßvater gar nicht an ihn dachte. Deutlich war zu erkennen, daß er kein Schneehase war, denn auch seine Ohrenspitzen waren weiß. Vom Schwanz bis ans Ende der Löffel war er so fleckenlos weiß wie der Schnee unter ihm und deshalb auch schwer zu sehen. Er saß da, machte Männchen, stand wieder auf zwei Füßen und nagte am Kohl. Er kam so nahe heran, daß sein scharfes Knabbern und Kraspeln in der lautlosen Winter-

nacht durch das Fenster zu hören war. Und es sah aus, als ob er dem Jäger zublinzelte. Aber mein Urgroßvater hatte alle Lust verloren, den Hasen zu schießen, und ließ das Gewehr am Fensterbrett stehen. »Geh, geh«, sagte er, »friß nur zu. Mir genügt's, daß ich dich gesehen habe.«

Erschienen 1960

Manfred Hausmann

Heute noch

geb. 1898

Nichts paßte zueinander: weder das Lila der Kreuzstreifen zum Dunkelblau des Mantels noch der funkelnagelneue braune Hut zu dem ebenso neuen giftgrünen Wollschal, weder die schwarzen Schuhe mit den Kreppsohlen zu den sandfarbenen Hosenbeinen noch alles miteinander zu dem jungen Mann, der sich in Bremen kurz nach zwanzig Uhr aus dem von Bremerhaven kommenden Zug schwang. Er setzte, während ein eisiger Windstoß einen Wirbel flimmernder Kristalle durch die Neondämmerung der hohen Bahnhofshalle trieb, seinen Koffer auf eine Bank, um den Mantel, den er nur mit dem untersten Knopf geschlossen hatte, zurechtzurucken und vollends zuzuknöpfen. Den grünen Schal ließ er nach wie vor lose vom Nacken herunterhängen.
Im Lautsprecher gab eine überdeutliche Frauenstimme den wenigen Reisenden, die der Treppe zustrebten, die nächsten Anschlüsse bekannt: »Eilzug nach Emden-Süd über Oldenburg–Ocholt–Leer, Abfahrt zwanzig Uhr sieben von Gleis zwo. Übergangsreisende wollen sich bitte beeilen. – Nord-Expreß nach Paris über Osnabrück–Essen–Köln–Aachen–Lüttich, Abfahrt zwanzig Uhr achtunddreißig von Gleis sieben. – Triebwagen nach Bremen–Vegesack, Abfahrt . . .«
Gleis sieben gehörte, wie der junge Mann im Weitergehen feststellte, zum Nachbarbahnsteig. Er stellte ferner fest, daß in dem Erfrischungshäuschen, das dort drüben aus Klinkersteinen erbaut war, eine Verkäuferin mit einem weißen Häubchen auf dem dunklen Haar das Schiebefenster öffnete und einen Kunden bediente. Nachdenklich schob er seine Zunge unter der Oberlippe hin und her, warf

einen Blick auf die Uhr, deren große Zeiger eben von der vierten auf die fünfte Minute sprang, und sah abermals nach dem Erfrischungshäuschen hinüber. Dann begab er sich durch die Unterführung auf den anderen Bahnsteig. Eine neue Wolke von Eiskristallen fegte über die Gleise. Außer dem Kunden vor dem Erfrischungshäuschen, einem Eisenbahner mit Mantel und Kappe, war niemand anwesend. Beim Näherkommen hörte der junge Mann, wie die Verkäuferin rief, sie habe es jetzt aber satt, Herrgott und alle Welt noch einmal! »Gehen Sie doch endlich Ihres Weges, und lassen Sie mich in Ruhe!« Sie riß das Schiebefenster herunter, daß es nur so knallte. Hätte der Eisenbahner seine Hand nicht schnell zurückgezogen, wäre sie zerquetscht worden.
»Die mag es ja tun«, lachte der junge Mann. Aber der Eisenbahner beachtete ihn nicht, sondern drückte sein gelbliches Gesicht an die Scheibe und starrte in den Seitenraum, wo sich die Verkäuferin neben einem kleinen Herd niederließ und eine Illustrierte zur Hand nahm. Nachdem er seine Lippen einmal und noch einmal aufgeblasen hatte, klopfte er mit Entschiedenheit an die Scheibe.
Die Verkäuferin rührte sich nicht.
»Schlechter Kundendienst in diesem Land«, sagte der junge Mann. Er ging um das Häuschen herum und vollführte mit seinen Fingern einen leisen Trommelwirbel auf dem anderen Fenster. Nach einem verstohlenen Aufblick kam die Verkäuferin herbei und schob das Fenster hoch: »Bitte?«
Eine weiche Linie schwang sich von ihrem Ohr bis zum festen Kinn, das ein wenig vorgerückt war. Dadurch erhielt der Mund etwas Trotziges und das ganze Gesicht etwas Verwirrendes, fast Wildes. Die düsterblauen Augen und die Falte auf der Nasenwurzel verstärkten das Verwirrende noch. Als sie ihn ansah, mußte der junge Mann erst einmal die Hand hinten auf seinen Hals legen und den Kopf hin und her drehen. »Guten Abend«, sagte er. »Mit dem Herrn da drüben haben Sie wohl nicht viel im Sinn?«
»Nein, gar nichts.«

»Das ist wenig. Haha. Soll ich mal einen Grog haben?«
»Von Rum?«
»Von doppeltem Rum. Ah, bei Ihnen ist es aber hübsch warm!« Er streckte seine Hand aus und befühlte die Luft, die um sie herum war. Dabei versuchte er, ihr Gesicht zu berühren: »Und hier ist es noch wärmer. Verzeihung!«
»Nicht frech werden!« Ohne das Einschenken zu unterbrechen, wehrte sie seine Hand mit dem Ellbogen ab. »Ich mag keine frechen Männer.«
»Das müßten meine Kumpels mal hören! Die sagen immer, Norre, sagen die, wenn du so beibleibst mit deiner Schüchternheit, dann kriegst du nie im Leben eine Braut. – Und wahrhaftig, es ist mir auch noch nie gelungen, eine zu kriegen.«
»Wer's glaubt!«
»Nee, wirklich. Die guten Menschen werden immer verkannt im Leben.«
»Wie heißen Sie übrigens? Norre?«
»Das fragen Sie mal! Ich bin auf den Namen Norbert getauft. Man sollte es nicht glauben. Norbert Schmitt, mit zwei T. Aber meine Kumpels rufen mich Norre. Klingt schon besser, finde ich. Oder sind Sie mehr für Norbert?«
Sie holte den Kessel vom Herd, goß heißes Wasser in das Grogglas und tat einen Strohhalm hinein, mit dem sie das Gemisch ein paarmal umrührte. »Ihre Eltern haben einen vornehmen Geschmack bewiesen. – Zum Wohl! – Norbert ist ein vornehmer Name.«
»Mein Vater lebt nicht mehr.« Er hob ihr das Glas entgegen: »Auf Ihr Wohl! Wie war Ihr werter Name doch gleich?«
»Tut nichts zur Sache«, sagte sie.
»Wenn ich Sie mit meinem Namen bekannt gemacht habe, können Sie mir Ihren doch auch anvertrauen.«
»Soll ich mich etwa jedem vorstellen, der hier ein Glas Grog verlangt?«
»Ich bin ja auch nicht jeder, ich bin Norre Schmitt. Oder wollen Sie das abstreiten?«

»Nein, nein.«
»Infolgedessen müssen Sie mir auch ihren werten Namen gestehen.«
»Gestehen ist gut. Ich heiße Schröder. Und was nun?«
»Und nun muß ich noch wissen, wie Sie vorn heißen.«
»Erna.«
»Auf Ihr schönstes Wohl, Fräulein Erna!«
»Danke. – Was ich übrigens sagen wollte . . .« Sie dämpfte ihre Stimme und wies mit dem Kopf nach hinten: »Ist er noch da?«
Norre spähte mit krauser Stirn an ihr vorbei: »Er glotzt immer noch durch die Scheibe wie ein Fisch durchs Aquarium. Was ist denn das für einer?«
»Ich werde nicht klug aus ihm.« Sie machte mit dem rechten Arm eine heranholende Bewegung und beugte sich vor. Ihr Haar streifte einen Augenblick seine Schläfe. »Jeden Monat fährt er zweimal oder dreimal in Richtung Osnabrück. Mit diesem Zug zwanzig Uhr achtunddreißig. Und dann kommt er meist schon eine halbe Stunde eher und redet mit mir.«
»Und was will er von Ihnen?«
»Och, der ist ja verrückt.« Sie stieß halb unwillig, halb selbstgefällig den Atem durch die Nase. »Was der sich denkt!«
Norre rührte mit dem Strohhalm in seinem Glas herum und trank es aus. »Bißchen verrückt bin ich aber auch«, sagte er mit einem jungenhaften Lächeln. »Noch einen, bitte! Erst doppelt und dann noch einen Daumen breit mehr. Verdammt kalt heute!« Er blies gegen seine Hände und lächelte sie mit den Augen an: »Bißchen verrückt bin ich auch. Müssen Sie mir schon erlauben.«
»Manche Menschen ziehen bei so einer Kälte Handschuhe an.« Sie griff nach der Flasche. »Im Radio haben sie gesagt, wir kriegten heute nacht über fünfzehn Grad.«
»Handschuhe? Mensch, Erna, wo sind meine Handschuhe?« Er suchte in seinen Manteltaschen herum.
»Tjajaja.«
»Habe ich natürlich im Zug liegenlassen. Na, Glück auf die

Reise! Wozu gibt es Handschuhläden in der Welt? – Vergessen Sie meinen Grog nicht!«
»Sie scheinen ja eine dicke Brieftasche zu haben.«
»Habe ich. – Geben Sie ruhig noch einen Schuß zu, weil ich es bin! So. Was kommt nun? Zucker. So. Und heißes Wasser. Nicht so viel! So.« Seine Hände umschlossen das Glas und führten es an seinen Mund: »Prost, Erna!«
»Prost, Seemann!«
Er unterbrach seinen Schluck. »Woher wissen Sie, daß ich zur See fahre?«
»Wenn der Hut eine halbe Nummer zu klein ist und der Mantel zwei Nummern zu groß, dann kann es sich nur um einen Seemann handeln, der sich landfein gemacht hat. Man muß direkt Mitleid mit euch haben.«
»Sie sind ja ein kluges Mädchen. Prost, kluges Mädchen!«
»Prost, armer Seemann!«
»Und nun fangen Sie mal ein bißchen mit dem Mitleid an!«
Wieder machte sie diese Bewegung des Heranholens: »Wissen Sie, an anderen Tagen kann er hier herumstehen, soviel er will, da stört es mich nicht. Sind ja Menschen genug in der Nähe. Na, es stört mich schon. Aber vorhin, als sich weit und breit keine Seele blicken ließ, bin ich beinahe gestorben vor Angst. Ich war richtig froh, als Sie plötzlich auftauchten.«
»Und was geben Sie mir dafür?«
»Ein Pfefferminzplätzchen.«
»Denn ich kann ja auch wieder weggehen.«
»So sind die Männer: immer gleich erpressen.«
»Ich bin nämlich auch ein bißchen verrückt.«
»Aber nicht so wie der. Der hat so etwas . . . Manchmal denke ich, er lauert nur darauf, daß er mir an die Kehle gehen kann. Sie müßten mal erleben, wie er mich ansieht, wenn er mit mir spricht, so von ganz nahem. Die Augen liegen ja so tief in seinem Kopf, wie bei einem Untier. Haben Sie den Film ›Der Mann aus Zelle siebenundzwanzig‹ gesehen?«
»Nee.«
»Sie interessieren sich wohl nur für Schundfilme? Jeden-

falls kommt darin einer vor, der auch solche Augen hat. Der Bauch kann sich einem zusammenziehen vor Unheimlichkeit. – Ist er noch da? Ich mag mich gar nicht umdrehen. Wie benimmt er sich denn jetzt?«
»Er kaut auf seinem Gummi herum und glotzt durch die Scheibe.«
»Nein, er kaut nicht, er mahlt nur mit seinem Unterkiefer. Das macht er immer so. Er steht da und sieht mich an und mahlt mit seinem Unterkiefer. Muß man sich das eigentlich gefallen lassen?«
»Wetten, daß er dann weggeht?«
»Wann?«
»Wenn Sie mir zum Beispiel einen Kuß geben.«
»Haben Sie eine Ahnung! Dann bringt er Sie um. Auf der Stelle. Sie und mich.«
»Wir könnten es ja mal versuchen.«
»Erzählen Sie mir lieber, was Sie so darstellen an Bord.«
»Ich bin Motorenwärter.«
»Was für ein Schiff?«
»›Katharina Wisser‹! Hat gestern nacht Grundberührung gehabt bei der Ausreise zwischen Robbensüdsteert und Wremer Loch. Die Brücke behauptet, ›Kathrinchen‹ sei aus dem Ruder gelaufen. Als ob die Brücke jemals schuld gehabt hätte! ›Kathrinchen‹ muß also ins Dock, und Norre Schmitt kann nach Lünen zu seiner Mutter fahren. Raten Sie mal, was ich ihr mitbringe?«
»Kleinen Walfisch.«
»Aber eine Handtasche aus echt ägyptischem Krokodil. In Port Said gekauft. Mit einem echten Portemonnaie drin.«
»Lünen? Wo liegt eigentlich Lünen?«
»Zwischen Münster und Dortmund. Eine großartige Stadt. Da haben sie neuerdings ein Rathaus gebaut, das höher emporragt als die Georgskirche.«
»Wissen Sie denn überhaupt, was das ist, eine Kirche?«
»Ich glaube, das ist so ein Ding mit einem Turm dran.«
»So habe ich es mir gedacht. Natürlich haben Sie auch keine Ahnung, welches Datum wir heute schreiben.«

»Den vierundzwanzigsten Dezember, bitte sehr.«
»Und was ist das für ein Tag?«
»Donnerstag.«
»Sie sind ein alter Heide.«
»Schön und gut, aber das hat ja alles nichts mit unserer Abmachung zu tun.«
»Abmachung?«
»Daß Sie mir . . . daß Sie mir was geben wollten.«
»Zwei Grogs, und schon betrunken.«
»Rein sachlich, Erna, nicht von wegen Liebe, sondern von wegen dem Untier. – Erna?«
»Wenn Sie von Lünen zurückkommen, sprechen wir noch einmal darüber.«
»Und jetzt nicht?«
Es dauerte ein paar Sekunden, ehe sie den Kopf schüttelte.
»Tja, Erna, dann muß ich hier mal eben zur Pfändung schreiten.«
Bevor sie begriff, was er damit meinte, hatte er schon vier, fünf Schokoladentafeln und zwei Pralinenpackungen an sich gerafft und war einen Schritt zurückgetreten.
»Geben Sie sofort die Sachen wieder her!« rief sie.
»Selbstverständlich.«
»Hören Sie, da verstehe ich keinen Spaß! Sofort!«
»Nur eben mal den Preis feststellen.« Er hielt die größere Schachtel ins Licht und tat so, als bemühe er sich, das Preiszettelchen zu entziffern. »Oh, die ist aber teuer!« Seine Augen sahen mit besorgtem Ausdruck zu ihr hinüber. »Hoffentlich können Sie den Betrag auch aufbringen: Sieben!«
»Sie sollen die Sachen hergeben!«
»Sieben.«
»Sonst rufe ich die Bahnpolizei.«
»Erst die Bezahlung, dann die Ware.«
Er drückte die geraubten Tafeln und Schachteln links gegen seine Brust, näherte sich mit der rechten Schulter dem Fenster und neigte ihr sein Gesicht entgegen. »Sechs tun es auch.« Aber als sie die Hände nach den Packungen ausstreckte, wich er zurück. Dann kam sein Gesicht wieder

näher und wich abermals zurück. Beim dritten Male schlug sie zu. Der braune Hut flog auf den Bahnsteig.
Erschrocken legte sie den linken Handrücken vor ihren Mund und starrte Norre mit dunklen Augen an.
»Hier«, sagte er in verändertem Tonfall und reichte ihr mit einer schlaffen Bewegung die Pralinenschachtel.
Da zog sie ihn hastig zu sich her, küßte ihn und stieß ihn wieder von sich.
Die Tafeln und Schachteln rutschten weg. Vergeblich bemühte er sich, sie festzuhalten, indem er seinen Körper gegen das Fensterbrett stemmte. Eine nach der anderen fiel hinab. Einen Augenblick gewahrte er das gelbliche Gesicht hinter der gegenüberliegenden Scheibe, die dunklen Augenhöhlen, den mahlenden Unterkiefer. Dann entfernte es sich und verging.
»Ich wollte Ihnen aber nicht weh tun«, sagte Erna.
»Hast du auch nicht, überhaupt nicht.« Er bückte sich nach seinem Hut, stülpte ihn auf den Hinterkopf und las die heruntergefallenen Dinge zusammen. Während er mit ungeschickten Händen versuchte, sie so wieder aufzubauen, wie sie gestanden hatten, nahm sie ihm den Hut ab und bürstete ihn mit dem Ärmel ihrer Strickjacke sauber.
Norre bedankte sich und sagte, jetzt habe er keine Lust mehr, nach Lünen zu reisen.
»Das will ich nicht noch einmal hören!« Ihr Zeigefinger fuhr drohend auf ihn zu. »Sie werden hübsch Ihre Mutter besuchen. Und wenn ich Sie eigenhändig in Ihr Abteil schubsen müßte.«
Im Lautsprecher rauschte und knackte es. Die Frauenstimme verkündete, der Nord-Expreß von Kopenhagen nach Paris, planmäßige Ankunft zwanzig Uhr fünfunddreißig, Abfahrt zwanzig Uhr achtunddreißig, habe Einfahrt auf Gleis sieben. »Der Zug fährt ohne Halt bis Osnabrück.«
»Gut.« Er legte seine Hand auf den drohenden Finger und drückte ihn hinunter. »Aber dann mußt du auch mit mir ausgehen, wenn ich zurückkomme.«
Ein Gepäckträger stellte zwei schweinslederne Koffer und einen karierten Campingbeutel auf den Bahnsteig und

winkte nach der Treppe hinüber, auf der ein Herr mit einer weißen Lammfellmütze sichtbar wurde.
»Hoffentlich denken Sie nichts Falsches von mir«, sagte Erna. »Ich habe auch das ... das Andere nicht gewollt. Das Eine nicht und das Andere nicht. Es kam nur so aus Erschrockenheit.«
»War trotzdem schön. Heute ist Donnerstag. Morgen nicht und übermorgen nicht. Aber dann, Sonntag.«
»O Gott«, flüsterte sie. »Da ist er ja wieder.«
Der Eisenbahner kam um die Ecke des Erfrischungshäuschens, den Blick auf den Boden gerichtet, und blieb neben Norre stehen.
»Dieser Platz ist besetzt«, sagte Norre und stieß ihn weg. Mit kauendem Munde ging der Eisenbahner um ihn herum und stellte sich auf die andere Seite.
»Gleichfalls besetzt.« Diesmal fiel Norres Stoß schon bedeutend kräftiger aus.
Der Eisenbahner taumelte, auf einem Bein hüpfend, zur Seite, fing sich und stellte sich wieder dorthin, wo er zuerst gestanden hatte. »Einen Korn«, sagte er und sah Erna an.
»Jetzt paß mal auf!« Norre faßte ihn mit der Linken vor die Brust, riß ihn zu sich her, stieß ihn von sich weg und riß ihn abermals heran. Beim zweiten Heranreißen wischte seine Rechte an dem kauenden Kinn entlang. Der Kopf flog nach links herum. »Wenn du dieser Dame noch ein einziges Mal lästig fällst«, die Kehrseite von Norres Faust streifte, zurückkommend, das Kinn von links, so daß der Kopf in die entgegengesetzte Richtung zuckte, »dann falle ich dir so lange lästig, bis du nur noch einen Pfannkuchen als Gesicht hast. Und nun setz dich dahin und putz dir die Nase!« Mit ausgestrecktem Arm schob er den Eisenbahner, der sich kaum wehrte, vor sich her und drückte ihn auf einen eisernen Papierkorb.
»Und das am Heiligen Abend«, sagte Erna.
»Er kann sich den Heiligen Abend an den Hut stecken.«
»Sie werden ihm doch nichts gebrochen haben?«
»Nee, der hat Gummiknochen. Merkt man gleich. Der

Korn kommt mir gerade recht. Auf nächsten Sonntag, Erna!«
Es sah so aus, als habe der Eisenbahner seine Absicht noch nicht aufgegeben. Er erhob sich, tappte auf die beiden zu, machte dann aber einen Bogen und ging weiter.
»Er weiß Bescheid«, sagte Erna. »Am Ende des Zuges läuft ein dänischer Wagen, der immer leer ist. Na, heute gibt es überall Platz. Da kommt der Zug.« Ein Lichterdreieck tauchte in der Dunkelheit auf, schwenkte zur Seite und schwebte nach Gleis sieben herüber. Langsam wuchtete die rote Diesellokomotive mit dem schwarzen Keil auf dem Bug in die Halle. Das unbewegte Gesicht des Lokomotivführers hoch oben hinter dem schrägen Fensterchen glitt vorüber. Irgendwo schrie eine Bremse auf. Der Zug stand.
»Bin gleich wieder da«, sagte Norre. Er stieg in den ersten besten Wagen.
Erna sah, wie er den Gang entlangeilte, eine Abteiltür öffnete, den Koffer ins Netz warf und Hut und Mantel ablegte.
»Behalten Sie doch um Himmels willen Ihren Mantel an!« rief sie. »Anbehalten!«
Aber er sprang schon aus dem Zug und war mit drei Sätzen wieder bei ihr.
»Bezahlen muß ich ja auch noch. Und dann kriege ich doch noch was zum Abschied. Du?«
»Drei Grogs, nein, zwei nur, zwei große Grogs macht . . .«
»Weil ich so brav nach Lünen fahre.«
Sie erhob ihre Stimme etwas: »Macht zweisechzig. Ein Korn dreißig. Und das ist schon alles.«
»Erna?«
»Zweineunzig zusammen.«
Er holte ein Fünfmarkstück aus seiner Rocktasche.
»Die Groschen laß nur! – Erna?«
»Einsteigen, bitte!« rief der Schaffner. Fast im gleichen Atemzug forderte auch die Stimme im Lautsprecher dazu auf.
»Komm!« drängte Norre.

»Soweit sind wir noch nicht. Da ist Ihr Geld.«
»Dann warte ich hier, bis wir soweit sind.« Er setzte seinen Ellbogen auf das Fensterbrett und stützte, in der Hüfte einknickend, sein Kinn auf den Handteller, als habe er beliebig viel Zeit.
»Und Ihre Sachen?« sagte Erna.
»Können meinethalben nach Paris reisen.«
Am Kopf des Bahnsteigs ertönte die Trillerpfeife des Fahrdienstleiters.
»Wollen Sie noch mit?« fragte der Schaffner.
Norres Hand winkte gleichmütig ab.
Erna sagte, er sei ein ganz schlechter Mensch.
»Du etwa nicht?« Sein aufgestütztes Gesicht sah lächelnd zu ihr empor: »Aber ich mag dich trotzdem leiden.«
»Weg!« Sie stieß seinen Arm vom Fensterbrett herunter.
Lautlos begann der Zug sich zu bewegen.
Norre richtete sich auf: »Erst . . . Du weißt ja.«
»Jetzt nicht. Aber Sonntag . . . vielleicht.«
Ein dunkelblauer Schlafwagen, dessen Fenster halb zugefroren waren, rollte vorüber, noch einer, ziemlich schnell schon, und noch einer.
»Auf ›vielleicht‹ kann ich mich nicht einlassen.«
»Also gut, also ja.«
Da begann Norre mit seitlichen Sprüngen zu laufen und rief, ob sie es auch ernst meine.
»Jaja. Ach, Sie kriegen ihn nicht mehr. – Nicht! Nicht!«
Der letzte Wagen dröhnte vorbei. Im Fenster der hinteren Tür zeichnete sich der Umriß des Eisenbahners ab.
»Zurückbleiben!« Der Fahrdienstleiter stellte sich Norre, der jetzt Ernst machte, mit ausgebreiteten Armen entgegen.
Aber Norre schlug einen Bogen und rannte mit hochgeworfenen Knien hinter den beiden Schlußlaternen her. Die aus dem Heizschlauch stömenden Dampffetzen glühten rot auf. Während er den Tritt, einen Metallrost, ins Auge faßte, der ein gutes Stück unter der Bahnsteigkante dahinglitt, nahm er schattenhaft war, daß der Eisenbahner sich auf dem Fenster beugte und wieder verschwand. Mit einer

letzten Anstrengung gelang es ihm, die senkrechte Griffstange zu erfassen. Die Beschleunigung des Zuges zwang seine Beine zu einem wilden Wirbel. Dann sprang er, wenige Meter vor dem Ende des Bahnsteigs, auf den Tritt hinunter, der nur mit einem Viertel seiner Breite über die leichtgewölbte Seitenwand des Wagens hinausragte, und flog, hintenüberhängend, mit dem Zuge dahin. Er wechselte den Griff, drehte sich um und winkte Erna zu. Als sie sah, daß ihm der Sprung gelungen war, lehnte sie sich noch etwas weiter auf ihrem Fenster heraus und erwiderte sein Winken mit schnellen Bewegungen.
Unter den Rädern entstand ein Gewirr von Schlägen, der Wagen wurde durch eine Weiche nach links und gleich darauf durch eine zweite noch einmal nach links geworfen. Norre mußte sich mit beiden Händen festhalten. Obwohl er nur noch die verkürzten Reihen der Bahnsteiglampen und die Dämmerung darunter erkennen konnte, winkte er wieder, bis sich ein abgestellter Zug dazwischenschob und den Bahnhof verdeckte.
»Junge, ist das eine Kälte!« sagte er vor sich hin und drückte den Griff herunter, um einzusteigen. Aber die Tür bewegte sich nicht. Er drückte noch einmal. Umsonst. Er drückte und ruckte mit aller Kraft. Aber die Tür blieb so fest mit dem Wagen verbunden, als habe sie sich nie öffnen lassen.
Zugeschlossen, dachte er, das ist ja allerhand. Hat natürlich der Eisenbahner gemacht, dieser Hundesohn. Ja, hier unterm Griff ist das Loch mit dem Vierkant innen. Ich kann ihn mit meinem kleinen Finger fühlen. Er besitzt sicher einen Schlüssel. Und da hat er das Fenster geöffnet und von außen zugeschlossen. Sicher. Dieser Hundesohn! Oder war die Tür schon verschlossen, als der Zug einlief? Kann ja vorkommen. Soll nicht, aber kann. Jedenfalls hänge ich hier und kriege einen kalten Hintern. Und nun?
Der Zug, der schon eine beträchtliche Geschwindigkeit erreicht hatte, überquerte eine erleuchtete Straße. Die Schlußlichter eines Kraftwagens trieben nach rechts und vergingen. Wie ein unaufhörlich flatterndes Gedonner

wetterte der Fahrtwind an Norres Ohren hin. Er war so schneidend, daß er im Nu durch die Kleidung drang. Als ob ich nackt sei, dachte Norre. Ich muß hinein, sonst geschieht ein Unglück. Er schob seine Hand um die abgerundete Ecke des Wagens und betastete die Rückwand, stieß aber, so weit sein Arm reichte, nur auf glattes, kaltes Metall. Es bestand keine Möglichkeit, über die Puffer nach der gegenüberliegenden Tür zu gelangen. Bei anderen Wagen war hinten eine Leiter zum Besteigen des Daches angebracht oder irgendein Griff, oder wenigstens ein Halter für die Schlußlaterne. Aber an diesem gab es nichts dergleichen. Es handelte sich um einen Wagen neuester Bauart, allenthalben abgerundet, nahtlos, windschlüpfig. Warum mußte er auch ausgerechnet an so einen geraten? Der Teufel sollte ihn holen.
Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als die Scheibe einzuschlagen. Aber womit? Und ob ich dann hineinkomme, ist auch noch die Frage. Wenn doch dieser verfluchte Tritt nicht so weit unter dem Wagen säße! Sowie ich versuche, mich am Fensterrahmen hochzuziehen, hänge ich in der Luft. Und wie soll ich dann hineinkommen? Es geht nicht, Kinder, es geht nicht! Aber was sonst? Vielleicht ist es mit einem ordentlichen Ruckzuck doch noch zu schaffen. Erst einmal die Scheibe einschlagen.
Er betrachtete das Fenster. Es bestand aus zwei mit Stahlrahmen eingefaßten Teilen. Die untere Hälfte war fest, die obere ließ sich an der Innenseite herunterschieben. Über beide Hälften zog sich eine graue Eisschicht im Bogen nach oben.
Viel Zeit habe ich nicht mehr, dachte er. Ich kann ja jetzt schon die Finger kaum noch bewegen. Und die Haut über meinen Backenknochen spannt sich, als wolle sie jeden Augenblick platzen. Soll ich die Scheibe mit der Faust einschlagen oder wie? Und wenn ich mir dabei eine Ader aufschlitze? Am besten mit einem Schuh. Warum habe ich mein finnisches Messer nicht mitgenommen? Aber wer denkt denn an so etwas? Komm her!
Er bückte sich ächzend und zog das linke Bein an.

Neben dem Zug breitete sich eine dunkle Fläche aus. Am Himmel glommen ein paar rote Punkte, wahrscheinlich die Warnlichter eines Schornsteins. Ganz in der Ferne flimmerten die Fensterzeilen eines Hochhauses. Wie durch Zauberei stand plötzlich ein grünes Licht über dem Bahndamm und wich still zurück.
Norres steife Finger zogen die Schnürbandschleife zu einem Knoten zusammen. »Spuck drauf!« sagte er, faßte den Schuh beim Hacken und riß ihn vom Fuß, wie er war. Als er die unbeschuhte Sohle wieder auf den Eisenrost stellte, hatte er ein Gefühl, als trete er auf ein Dutzend Rasiermesser. Die Kälte schnitt bis in sein Knie hinauf.
Meine Nase spüre ich schon nicht mehr. Ist wahrscheinlich schon erfroren. Ich müßte sie reiben, damit das Blut wieder in Gang kommt. Meine Ohren auch. Ach was, spuck auf die Ohren! Erst die Scheibe.
Er drückte den Schuh mit seinem Bauch gegen die Tür und schloß die Linke, die ihm kaum noch gehorchte, um die Spitze. Die Rechte umklammerte die Griffstange. Da pufften eine schwarze Masse heran und donnerte vorbei. Der Luftdruck, der ihn wie ein schwerer Hieb traft, hätte ihn herumgestoßen und auf den Bahndamm geschleudert, wenn seine Linke den Schuh nicht hätte fallen lassen und blindlings an den Türgriff gefahren wäre. Flirrend zuckten die Helligkeiten des Gegenzuges an seinen hochgezogenen Schultern vorbei. Abermals ein Puff. Ende. Häuserschatten, helle Fenstervierecke. Die beiden roten Schlußlichter entfernten sich schnell.
Um ein Haar wäre es schiefgegangen. Dann läge ich jetzt mit gebrochenem Genick auf dem Schotter, wenn es mich nicht überhaupt vor den anderen Zug geworfen hätte. Der Schuh ist im Eimer. Aber ich habe ja noch einen. Was stand da eben an dem Stellwerk? Bremen-Hemelingen? Immer noch Bremen? Scheint ja eine unendliche Stadt zu sein.
Er krümmte seinen Fuß zusammen und streifte den zweiten Schuh ab. Das Einschlagen der Scheibe war schwerer zu bewerkstelligen, als er gedacht hatte. Durch den Kreppabsatz wurde die Wucht des Schlages gedämpft, die ohne-

hin nicht bedeutend war, weil das Hintenüberhängen und die fortschreitende Erstarrung seinen Bewegungen die Kraft nahm. Er mußte ein paarmal ausholen, ehe es klirrte.
Wenn außer dem Hundesohn noch jemand im Wagen sitzt, wird er jetzt wohl merken, daß hier etwas los ist. Ich könnte ganz gut ein bißchen Hilfe gebrauchen.
Aber niemand kam. Er ging daran, die Glaszacken, die noch im Rahmen steckten, Stück für Stück herauszuschlagen. Seine Brust keuchte, dampfend kam der Atem aus seinem Munde. Unter dem Wagen begann es zu dröhnen, ein Gitterwerk schoß neben dem Zug hoch und zischte mit rhythmischen Geräuschen vorbei. Im Sternenlicht der Nacht schimmerte das breite Band eines Stromes herauf.
Muß die Weser sein, dachte er und hämmerte weiter. Hatte ich mir größer vorgestellt. Geh raus, verdammtes Sauding!
Norre bemerkte ihn erst, als sich der stählerne Rahmen der oberen Fensterhälfte langsam senkte. Der Eisenbahner, der wie ein Gespenst hinter den Eisblumen aufragte, ließ den Rahmen ein Stück hinab und schloß ihn dann seitlich mit seinem Vierkantschlüssel fest. Dadurch wurde das Türfenster dreifach vergittert: unten und oben durch die Kanten des halb herabgelassenen Fensters, in der Mitte durch die Oberkante der feststehenden unteren Fensterhälfte. Der Abstand von Stahlkante zu Stahlkante betrug zwei gute Handbreiten.
Norres Abwehr kam zu spät. Er war endgültig ausgesperrt. Mit unbewegten Augen sah der Eisenbahner auf ihn hinab. Statt zu kauen, drückte er jetzt die Unterlippe in kurzen Abständen gegen die wulstige Oberlippe, so daß sie wie ein breiter Schnabel vorsprang.
Voller Wut und Verzweiflung schleuderte Norre seinen Schuh gegen das Schnabelgesicht. Er war sich klar darüber, was die kleine Verschiebung des Fensters bedeutete. Der Schuh prallte gegen die Stahlkante und wurde vom Fahrtwind, der zum Sturm angeschwollen war, in die roten Dampfwirbel gefegt. Wieder trübte sich, wie vor kurzem

hinter der Scheibe des Erfrischungshäuschens, das gelbe Gesicht, schwankte zurück und verschwand.
Eine eisige Woge, eisiger noch als die sausende Kälte um ihn her, stieg vom Zwerchfell in Norres Brust hinaus. – Das kann doch nicht sein. Ich bin ja erst vierundzwanzig Jahre alt. Ich kann doch noch nicht . . . Er biß die Zähne aufeinander und stemmte seinen Handballen gegen den festgeschlossenen Rahmen, konnte ihn aber nicht von der Stelle rücken. Während seines letzten Urlaubs hatte er in einem überfüllten Zug auch an so einem halbgeöffneten Türfenster gestanden und sich bemüht, es herunterzuschieben, weil der Frau neben ihm schlecht geworden war. Aber gegen die Vierkantsperre hatte er nichts auszurichten vermocht. Nein, das Fenster mußte er aufgeben. Was kam sonst noch in Frage? Abspringen? Nicht daran zu denken! Wenn er bei dieser Kälte auf die Schottersteine schlug, brach er sich sämtliche Knochen im Leibe.
Der Zug hatte seine Geschwindigkeit noch gesteigert. Er klapperte und ratterte nicht mehr, sondern zog mit einem weichen Rauschen durch die Finsternis. Seitwärts erschien ein einzelnes Licht, hatte eine Weile Bestand und blieb zurück. Dann waren mehrere Lichter da. Auch sie versanken.
Aber vielleicht stand irgendwo ein Signal auf Halt. Oder der Zug mußte einmal seine Fahrt herabsetzen. Konnte man annehmen, daß er seine Geschwindigkeit bis Osnabrück unverändert beibehielt? Wie weit war es noch bis Osnabrück? Anderthalb Stunden? Zwei Stunden? Er wußte es nicht. Aber das wußte er, daß seine Kräfte nicht mehr lange vorhalten würden. Dies halbe Hängen und der Eiswind und alles, das konnte nicht mehr lange gut gehen.
In das Rauschen mischte sich ein hastiges Geklicker, Schienenstränge zweigten ab, fünf, sechs, viele. Güterwagen standen da, einzeln und in Reihen. Lampen flogen vorüber, ganze Ketten von Lampen. Wieder das Klickern. Ein halbkreisförmiger Lokomotivschuppen mit dem Gleisfächer und der Drehscheibe davor. Eine schwarze Inschrift auf weißem Grund: Bahnbetriebswerk Bremen-Kirchweyhe. Der Zug rauschte dahin.

Norre spähte nach vorn. Der Fahrtwind preßte die Tränen, die aus seinen zusammengekniffenen Augen quollen, über das Wangenjoch gegen die Ohren. Als er dort hinfaßte, knisterte es wie Eis. Auch sein Kinn knisterte. Er wagte nicht, die Ohren zu reiben, weil er fürchtete, sie brächen ab. War der helle Dunst, der sich links vorn zeigte, ein Bahnhof? Auf seiner Oberlippe saß ebenfalls Eis. Ein Bahnhof, ja. Er unterschied das Haus und die glatten Bahnsteige. Und da jagte der Zug auch schon hindurch. Ein paar Sekunden lang verdichtete sich das Rauschen zu einem scharfen Zischen. »Hilfe!« schrie Norre, so laut er konnte. Aber seine Stimme überschlug sich sofort. »Hüfäää!« Niemand ließ sich blicken. Gerassel, Geklicker. Vorbei. Kirchweyhe hieß der Bahnhof.
Die Telefondrähte sanken, stiegen in flachem Bogen an, schossen zu einem Mast empor und sanken wieder, stiegen an, schossen empor und sanken, stiegen und sanken, stiegen und sanken.
Wenn ich doch an so einen Draht herankönnte! Da gehen nun die Stimmen der Menschen hindurch. Sie erzählen sich was, sie lachen und husten und erzählen sich Witze, und ich hänge hier zwischen Leben und Tod. Ich hätte meinen Schuh gegen die Drähte werfen sollen. Vielleicht wäre dann eine Störung eingetreten, und sie hätten etwas gemerkt. Ach was, die merken nichts, die lachen und rauchen Zigarren, und ich muß erfrieren.
»Hundesohn!« schrie er plötzlich. »Dreimal kreuzverdammter Hundesohn! Du kannst mich doch nicht hier verrecken lassen wie ein Kilo Putzwolle!« Er schlug ein paarmal mit der Faust gegen die Wagenwand. »Mach auf, Hundesohn! Aufmachen! Au-ma-en!« Seine Worte waren nur noch ein Würgen und Röcheln.
Der kommt nicht. Niemand kommt. Lange halte ich das nicht mehr aus. Wenn ich bloß nicht so hintenüberhinge! Mein Kreuz bricht ab. Und die Füße, die Füße! Und müde bin ich auch.
Noch immer liefen mehrere Schienenstränge neben dem Zug her. Die Nacht wurde dunkler. Weit und breit war

kein Licht mehr zu sehen. Und dann bogen die Schienen auf die Hauptstrecke zu, eine nach der anderen, zuletzt waren nur noch zwei Gleise da.
Vorsichtig schob er seine rechte Hand hinter der Griffstange hindurch und bemühte sich, den Jackenaufschlag zu erfassen. Aber die Finger wollten sich nicht mehr schließen. Er drängte die Hand zwischen zwei Knöpfen an seinen Bauch. Vielleicht wurde sie in der Wärme wieder beweglich und konnte sich an den Gürtel krallen.
Der Zug fuhr in ein Schneegestöber hinein. Norres Haut merkte nichts, aber die Augen fühlten es. Und dann sah er auch die winzigen Kristalle in den Ärmelfalten. An jeder Schranke wirbelte etwas Schneestaub hinter dem Wagen hoch.
Mit großer Mühe gelang es ihm, seine Finger um den Gürtel zu legen. Am ehesten gehorchte noch der Daumen. Der kleine Finger blieb dagegen steif und gefühllos.
Beim Durchfahren von Syke rief er nicht mehr um Hilfe. Es hatte keinen Sinn. Der Bahnhof war menschenleer. Auf der Rampe neben dem Güterschuppen standen rote und grüne Landmaschinen. Woran hatte er doch gedacht, ehe der Zug durch Syke brauste? Er konnte sich nicht mehr darauf besinnen. Aber es war etwas Wichtiges gewesen. Womöglich schnürte die Griffstange sein Blut ab. Dann würde der Arm, an dem er hing, schneller erfrieren als die anderen Glieder. Wo liefen eigentlich die Adern entlang? Wo liefen . . . eigentlich . . .? Das Nachdenken fiel ihm so schwer.
Neben dem Bahndamm zogen sich Häuserschatten mit rötlichen und gelben Fenstervierecken hin. Hinter dem einen Fenster brannte noch ein Weihnachtsbaum. Die hatten es gut. Ach ja. Er war nicht imstande gewesen, die Bahnhofsuhr zu erkennen. Der Zug dröhnte jetzt durch einen Geländeeinschnitt. Das Schneien schien aufgehört zu haben. Die Adern liefen sicher in der Ellbogenbeuge entlang. Ach so, jetzt wußte er wieder, woran er vorhin gedacht hatte. Er streckte die linke Hand durch das eingeschlagene Fenster, um sie an der Wärme im Inneren des Wagens teil-

haben zu lassen. Das hätte er schon früher tun sollen. Aber er spürte keinen Unterschied zwischen außen und innen. War seine Hand schon tot? Erst die Hand und dann der Arm und dann das Herz.

Vor einiger Zeit hatte seine Hand in eine andere Wärme gestreckt. Erna mochte keine frechen Männer. In ihrer Bude war es aber wärmer gewesen als auf dem Bahnsteig. Hatte er eigentlich etwas Freches gesagt? Höchstens das mit der Kirche. Sie war richtig ärgerlich geworden. Ob sie wohl sonntags in die Kirche ging? In Lünen hieß die Kirche Georgskirche . . . in Lünen . . . in Lünen . . .

Der Zug fuhr und fuhr, er schmiegte sich schräg in die Kurven, richtete sich wieder auf und rauschte weiter. Und jedes Signal stand auf »Freie Fahrt«. Und oben glitzerten die Sterne.

Noch nie in seinem Leben war er so allein gewesen. Und kein Mensch konnte ihm helfen, wohin er seine Gedanken auch richtete, der Kapitän nicht und die Mutter nicht und die Sterne nicht da oben und Erna nicht und Kuli nicht, sein Macker am Backbordmotor, Kuli, der alte Finne mit einem blauen Blutschwamm an der Schläfe und grauen Haaren hinten am Nacken herunter, der es mit Besprechen von Krankheiten hatte und mit dem Zaubern. Aber auch er konnte ihm nicht helfen in dieser Mutterseelenverlassenheit. Ein Schluchzen stieg in ihm hoch, er verzog seinen Mund und weinte ein bißchen vor sich hin. Die Dinge und Gewalten, zwischen die er geraten war, hatten ihr hartes Gesetz und gingen gleichmütig ihren Gang: der Zug, der Eiswind, die stählerne Wand, das Fenster, die Nacht. Kein Erbarmen, wohin er sich auch wandte.

Gab es denn so etwas auf der Welt, daß die einen in der warmen Stube um den Weihnachtsbaum herumstanden und ein Lied sangen und der andere in der bitteren Winternacht an einem Eisenbahnwagen hing und sterben mußte, heute noch . . . ja ja ja . . . um den Weihnachtsbaum herum . . . ja ja . . . das war . . . warte mal . . . ach, das war schon lange her . . . da lebte sein Vater noch . . . er hatte noch nie einen so hohen Tannenbaum . . . und so viele Ker-

zen . . . bis unter das Gewölbe . . . heute noch . . . und die Orgel erklang, und er saß neben seinem Vater auf der Bank und versuchte, die Kerzen zu zählen . . . und da war auch ein großes Kreuz, im Dunkeln . . . da oben . . . und ein blutendes Gesicht, so schräg, das die Kerzen von unten her ein bißchen hell machten . . . und die Augen halb zu . . . siebenundvierzig, achtundvierzig, neunundvierzig Kerzen . . . einundfünfzig . . . als ob sie lebendig seien . . . die Augen . . . ach ja, heute noch . . . in einer Viertelstunde schon . . . oder noch eher . . . oder . . . oder . . . heute noch . . . heu . . .

Er schreckte hoch, weil sein rechtes Knie nach vorn geschnellt und sein Körper zusammengesackt war. Ein Glück, daß er den Arm hinter die Griffstange geschoben hatte! War er denn richtig eingeschlafen? Nur das nicht! Wenn er einschlief, wachte er nicht wieder auf. Und wenn er nicht einschlief? Er war so oder so verloren. Ob er wohl noch einmal zur Besinnung kam beim Herunterfallen im Schlaf? Eine hundertstel Sekunde, bevor er sich das Genick brach? Warum sagte es denn immerzu »Heute noch« in seinem Kopf? Die Augenlider waren so schwer, als hinge an jeder Wimper ein Gewicht. Es kostete ihn eine inständige Anstrengung, sie zu heben und in die Nacht hinauszusehen.

Unablässig floß der Lichtschein, der aus den Fenstern fiel, neben dem Wagen her, über Gebüsche, zugefrorene Gräben, Schilfstreifen, Zäune und kleine Schneewehen, auf und ab und immer weiter. Hinter dem eilenden Schein stand eine dumpfe Finsternis, über der ein Dämmern aus schwachem Sternenlicht webte.

Und morgen abend ist das alles noch genauso vorhanden wie jetzt, dachte er, und übermorgen auch und in vier Wochen immer noch. Und ich? Wo bin ich morgen? Wie sehe ich morgen aus? Nein, nicht morgen, heute noch . . . heute noch . . . Ich habe mir ja alles mögliche einfallen lassen. Aber doch nicht so etwas. Von Zeit zu Zeit stellt man sich ja vor, wie das Leben weitergehen soll. Die Hauptsache soll ja erst noch kommen. Der Tod ist weiter nicht im Spiel. Wer

denkt denn mit vierundzwanzig Jahren an den Tod? Ich jedenfalls nicht. Und mit einem Male sind vierundzwanzig Jahre alles, was einem bewilligt worden ist. Und dann Schluß. Heute noch.
Wieder quoll ein Weinen in ihm hoch. Vielleicht hätte ich das nicht sagen sollen, daß ich nicht wüßte, was eine Kirche ist. Früher bin ich sogar jeden Sonntag dringewesen, als ich konfirmiert wurde, ganz früher, in Lünen. Und Weihnachten auch. Hätte ich nicht sagen sollen. Ach was! Als ob der Hundesohn dann die Tür nicht abgeschlossen hätte! An der Kirche lag es nicht. Und woran sonst? Etwa am lieben Gott? Andere hatten auch nichts mit dem lieben Gott im Sinn. Zum Beispiel Kuli. Und der saß jetzt in Bremerhaven bei Mutti Schwarz und trank was Gutes. Oder an Erna? Oder an dem Hundesohn? Natürlich lag es an dem Hundesohn, an diesem Verbrecher. Was weiß der liebe Gott denn davon, wie elend einem zumute ist, wenn man sterben muß. Er braucht ja nicht zu sterben, er ja nicht. Beten hat auch keinen Zweck. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Wie hieß der Bahnhof eben? Hinter der Theke stand eine Frau und wischte ein Glas aus. Und nachher legt sie sich ins Bett und wird warm und pustet den Schlaf aus ihrer Nase heraus. Ein verdammter Quatsch: hilf dir selbst! Wie kann ich mir dann helfen, hö? Wie denn? Ist denn keiner da, der mich mal anfaßt? Nur mal anfaßt, daß ich nicht mehr so allein bin. Wenn ich noch ein Junge wäre, brächte ich es sicher fertig zu beten. Aber so nicht. Oder soll ich es einmal versuchen? Lieber Gott, wenn ich auch ein . . . wenn ich auch . . . ich auch ich . . . muß sterben, ich muß sterben, ich muß sterben . . .
Eine Brücke sang kurz auf, eine Schranke flog vorbei, ein Wirbel von Schneestaub, eine Birkenreihe. Womöglich war er schon gestorben? Oder was hatte das zu bedeuten? Warum war denn in seinem Kopf soviel Platz, so viel Nacht und graues, graues Nachtgeriesel? Und ganz in der Ferne eine verwischte Helligkeit, mehr ein Fleck, der sich heranbewegte ein Gesicht sozusagen. Es kam auf ihn zu. Und heute noch . . . oder vor vielen Jahren . . . oder doch heu-

te ... oder in Lünen, oben unter dem Gewölbe ... ein schräg nach vorn gesunkener Kopf und die Augen halb zu vor Schmerzen und der Mund offen ... und die harte Falte zwischen den Brauen, und die Zähne zu sehen und das Blut, das über die Stirn rann und an den Ohren herunter ... und er hing da ... und heute noch ... und keiner half ihm ... und er hing neben ihm, ganz nahe, und die schmerzenden Lider hoben sich ein wenig, und die Lippen bewegten sich, und er sah ihn an ... und heute noch ... und einer sah den anderen mit brechenden Augen an.
Hängt denn noch einer am Zug, dachte er. Ist denn alles ganz anders? Du? Was denn? Du auch? Mußt du auch sterben? Was sagst du? Was ist heute noch? »Wirst du mit mir ... mit mir ... mit ...«
Hinter Drebber wirbelte der Zug eine dichte Schneewolke aus dem vertrockneten Rainfarn auf, der neben den Gleisen stand. Dann war die Stelle leer, an der Norre gehangen hatte.

Der Streckenläufer, der ihn am anderen Morgen fand, erzählte, die Beine seien ja schrecklich verdreht gewesen, aber im Gesicht habe er eigentlich ganz zufrieden ausgesehen, wenn er mal so sagen solle.

Erschienen 1963

Elisabeth Langgässer

Die Bootstaufe

1899–1950

Ein junger Schlosser und sein Mädchen lagen am Altrhein, dicht bei der Schwedensäule, auf der sich ein steinerner Löwe bäumt und mit dem kurzen Schwert in der Klaue zum anderen Ufer droht. Hier hatte Gustav Adolf, Herbst 1631, den gelben Strom überschritten; vielleicht stand das Wasser sehr niedrig. Heute, dreihundert Jahre später, ein halbes dazu, denn es war Ende Mai, Herbst und Winter waren vergangen, die Zilla schon verblüht, ruhte das Liebespaar dort und betrachtete still sein Klepperboot, das es soeben aufgeschlagen, in das Wasser gesetzt und an einem Weidenstrunk festgemacht hatte.
Auch ihre Fahrräder lagen im Gras, es war noch nicht geheut, alles in vollem Saft: Butterblumen und Wiesenkerbel, Löwenzahn, wilde Möhre, so daß die Räder fast völlig verdeckt und nur hier und dort ein paar blitzende Nickelteile in der Mittagssonne zu sehen waren.
»Also ab morgen schaffst du wieder?« fragte das Mädchen so hin; es hatte sich einen Finger geklemmt, der noch wund vom Radieschenbündeln war – die ganze Nacht hindurch mußte sie mit der Mutter und einer Nachbarin »Markt« zurechtmachen, wie das die Leute nennen; hernach war die Mutter nach Frankfurt gefahren, einen Korb auf dem Kopf, zwei andere an den Armen: »Leg dich schlafen, Kätta; den Schorsch schickst du fort, wenn er kommt!« –
»Is recht!« Gut, und nun waren sie da.
»Dumme Frage«, sagte der Bursche.
»Wieso dumme Frage?«
»Weil du es weißt.«
»Was weißt?«
»Na, daß ich ab morgen schaffe.«

Sie schwiegen, und eine Hummel brummte, warf sich dann, plötzlich verstummt, auf eine Glockenblume; das Mädchen fing wieder an:
»Ich meine doch, weil du gesagt hast, du schaffst nur dreimal die Woche.« Er gab keine Antwort, sie dachte: na also – der Bursch sah gegen den Strom und die gebuckelten Weiden, an deren Wurzeln die schwache Randbewegung des trägen Wassers verriet, daß es sich fortbegab; gleich darauf schliefen beide . . .
Sie atmeten sanft und einig; dem Burschen aber träumte, er ginge über das Lager auf dem früheren Exerzierplatz der französischen Militärbesatzung, wo er in dem vergangenen Herbst: Oktober, November Rohre gelegt und im Februar, März, April die Baracken gesäubert hatte. Das Militär stak immer noch in den Wänden; es hatte zehn Jahre lang dort gehaust; so was läuft mit dem ersten Regen nicht ab, auch nicht mit dem übernächsten. Alles roch nach Desinfektion, an den Türen hingen die Fetzen der Abdichtungsstreifen herunter, ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen grinste: Achtung. Lebensgefahr! Die große Müllgrube auf dem Gelände faßte den Unrat nicht mehr, den sie hinunterschmissen, jetzt war er gerade dabei, eine Konservendose aus dem Gebüsch zu hacken – plötzlich zischte ein brütender Steinschmätzer aus der leeren Blechhülse vor, sein Schnabel war wild geöffnet, die schwarzen Augen starrten entsetzt auf den gleichfalls Erschrockenen. »Na, na, ich tu dir ja nichts«, sagte der Bursche im Traum; da wurde ihm selber etwas getan: die Federn, der Flaum verschwanden, wie das beim Träumen so geht, ein nacktes Schädelchen hüpfte auf knöchernen Beinen herauf und herunter, er dachte: Totenkopf, Vogelkopf, kotiger Topf, als wäre das alles ein Schüttelreim und im Grund ein und dasselbe. Das Tier sprang ihn an, er wehrte es ab, er schlug nach ihm, ein Insekt flog davon, im Blinzeln sah er die Hummel noch, und seine Ohren surrten; er setzte sich hastig auf und fuhr sich durch die Haare; gleichzeitig war ihm zumute, als habe er einen Grund, sich nachträglich zu erschrecken. Das ging vorbei wie gar nichts, für den Bruch-

teil einer Sekunde war sein halb erwachtes Gefühl eine Treppenstufe tiefer gefallen und hatte sich im Stolpern schon wieder eingeholt . . .
Das Mädchen schlief weiter; er sah herunter, es rollte sich etwas zusammen und atmete vor sich hin.
»Viehzeug –«, da war schon wieder ein Tier, noch keine Stechmücke, sondern ein Brummer, er jagte ihn weg und rauchte gelangweilt eine bissige Zigarette, um Bös mit Bös zu vertreiben; riß einen Grashalm ab und wedelte vor dem Gesicht seines Mädchens, dabei kitzelte er die Schläferin, sie warf sich ein paarmal herum und war bereits ärgerlich wach, bevor er es noch wußte.
»Na, Kätta – schon ausgeschlafen?« tat er dem Mädchen schön und nahm ihm die letzte Trägheit durch allerlei Scherzchen fort, so wie man einem Kind das Kissen unter dem Kopf herauszieht, um es ordentlich wach zu machen. Die Kätta wurde munter, sie waren jetzt beide ganz gegenwärtig, ihr Kopf, ihre Arme und Beine: alles war wieder da. Nur das Wasser schlief noch, die Wiese auch. Kein Lüftchen ging. Was da brauste, brummelte, sirrte, waren halb betäubte Insekten, die von dem Honiggrund einer Blüte nicht loskommen konnten.
Das Boot lag an dem Ufer, als läge es tausend Jahre schon so und hätte das Warten aufgegeben; es war nur noch leer, sonst nichts.
»Jetzt müssen wir es taufen«, sagte der Bursche lustig und patschte das Mädchen derb auf den kräftigen Oberarm. Eigentlich patschte er etwas andres; die Kätta empfand es auch so.
»Laß mich doch«, fauchte sie leicht gereizt, »immer bis du gleich grob.«
Er wollte etwas erwidern, besann sich und dachte an ihren Finger, den sie sich eingeklemmt hatte – aber was denn, er konnte doch nichts dafür.
»Wo ist die Flasche mit Selterswasser?« fragte sie halb versöhnt, weil er nicht widersprach.
»Da. Aber du kannst doch das Boot nicht taufen, bevor du den Namen hast.« Dummes Ding, jetzt reute es ihn, daß er so sanftmütig war.

»Der Name kommt schon beim Taufen«, sagte die Kätta patzig; sie wollte ihn ärgern, er merkte es; sie wußten beide nicht recht, warum.
»Ja – wie das Standesamt hinter dem Kind«, polterte er heraus.
»Vor oder hinter ist ganz egal – dann taufst du es eben um.«
»Getauft ist getauft –«
»Und gekauft ist gekauft«, murrte das Mädchen beleidigt, »das wolltest du bloß damit sagen.«
»Jawohl!« er hatte zwar nicht dran gedacht. Aber wenn sie es ihm schon unterschob ... »Bis jetzt gehört mir das Boot noch allein«, sagte er langsam und leise. »Und das war sauer verdient. Ihr Weibsbilder macht ein paarmal Markt und kauft eine Nähmaschine. Aber ich – zehn Jahre hab' ich gespart – –«; er hielt ein. Zehn Jahre Besatzungszeit. Er war noch ein Schulkind, die Kätta auch. Spitzkugeln hat er gelesen und dem Lumpensammler verkauft. Kaninchenlöcher holte er aus und tauschte die Hasen um Weißbrot ein, das er wieder verschacherte. Ein paarmal hatte er auch den Schrittmacher über die Grenze gespielt, als sie noch abgesperrt war. Immer kroch er in was hinein oder zwischen etwas hindurch; er glaubte wahrhaftig schon nicht mehr recht, daß er wohin gehörte.
»Du hast doch nicht nur für das Boot gespart?« fragte die Kätta in seine Gedanken und zog wieder Leine an.
»Egal. Für was Festes hab' ich gespart. Gleich nach der Inflation. Ob das ein Acker ist oder ein Haus oder ein Klepperboot –«, er sah hinüber, da lag es noch, es kam ihm fast wunderbar vor. »Jetzt muß der Name dazu.« Ihm war, als sei der das Seil, woran er es festbinden könnte.
»Nixe«, schlug das Mädchen vor.
»Heißt jedes.«
»Wasserfrosch – Molch – Salamander«, fuhr sie gedankenlos fort.
»Warum nicht Regenwurm?« höhnte der Bursche; »die Regenwürmer, die ich als Schulbub dem Surcouf fürs Angeln hertragen durfte, haben den Anfang zum Boot gemacht.«

»Das war doch nicht Surcouf, das war doch der Potage.«
»Der Surcouf!«
»Nein – der Potage.«
»Wieso der Potage?«
»Weil das Suppentopf heißt, wie er mir selber erzählte.«
»Und –?«
»Na, und da dachte ich eben, das gibt eine Würmersuppe.«
»Schlau warst du immer –«, sagte der Bursche wütend.
»Na, also«, schloß sie gelassen ab.
»Was: also?«
»Also Potage.«
»Wer heißt Potage?«
»Dein Klepperboot, Schorsch«, lachte die Kätta belustigt.
»Blödes Tier.« Er verstand keinen Spaß, wenn es um Braut oder Boot oder beides zusammen ging.
»Aber du gibst es jetzt wenigstens zu?« fragte das Mädchen drohend.
»Potage oder Surcouf ist ganz egal«, verstockte sich der Bursche.
»Ich weiß – wie das Haus und der Acker oder das Klepperboot. Dann ist also auch der Name egal, den es bekommen soll«, fing sie ihn an der Angel, die er selber geworfen hatte.
Er sah zu ihr hin; sie hatte die Beine im Sitzen angezogen und spannte den Rock darüber, lächelte bauernschlau. Nichts zugeben. Einfach nichts wissen, befahl sich der Bursche verzweifelt und starrte gegen das Ufer hin, wo der Potage ihn geohrfeigt hatte, als er am glitschigen Rand den Würmertopf in den Strom kippen ließ, er fühlt es noch wie heute. Es war mulmiges Wetter, der Fisch am Grund, sie saßen schon über zwei Stunden und hatten erst einen drekkigen Weißling und einen Schuh gefangen. Der Potage beschwor, daß dies Aalwetter sei, wenn die Schulbuben weiter unten nicht in den Fluß gespuckt hätten. Weiter unten, gut dreihundert Meter entfernt, trieb mit aufgespanntem Sackleinwandsegel ein altes Fischerboot. Der Schorsch mußte grinsen, weil ihm die Fabel von dem Wolf und dem Lamm einfiel, das beim Saufen das Wässerchen trübte. Er

beugte sich vor, um nach dem Kahn zu sehen, dabei glitt er und leerte den Würmertopf um, der andere riß den Angelstock hoch und schlug mit der flachen Hand dem Buben in das Gesicht. Das brannte – verflucht –, er sah noch Rot vor den Augen – – die Kätta, das fuchsige Mensch, lacht ihn wohl dafür aus. Ruhe. Sie kann ja nichts wissen. Er hat es keinem gesagt und zuletzt den Potage mit dem Surcouf, der nachher kam, verwechselt. Bah. War ja auch alles eins. Den Dreck macht immer der letzte weg. Der letzte? Das war er.
»Hör mal«, sagte der Bursche gequält, »es kann ja sein, daß du recht hast. Bei unsereinem, der auf dem Lager geschafft und sich da an den einen und dort an den andern erinnert hat, geht alles durcheinander. Gerade hab' ich davon geträumt.«
»Was denn«, frug sie gelangweilt. Hauptsache, daß er klein beigab; was er träumte – du lieber Gott.
»Ach, nichts. Gib mir auch einen Apfel.« Sie brach den Kohlapfel in zwei Stücke, den sie eben hervorgeholt hatte; er sah ihr zu, wie sie aß. Zum erstenmal fiel ihm auf, daß ihr Zahnfleisch am Oberkiefer sehr lang war, besonders wenn sie lachte, wie sie es jetzt wieder tat. Schön sah das nicht aus – es freute ihn heimlich, so etwas festzustellen.
»Erzähl doch!« sagte sie gönnerhaft. Sie hatte gewonnen, jawohl, und konnte sich etwas vergeben.
»Bäh – –!« machte er ihr ins Gesicht; das Mädchen zuckte verdutzt zurück und war jetzt dem Traumvogel ähnlich, der ihn angsterfüllt und gehässig aus der Blechdose angestarrt hatte. »Von einem Würmertopf hab' ich geträumt«, sagte er triumphierend, »einem leeren Würmertopf, Kättchen, in dem ein Totenkopf saß.«
»Wenn du mich dumm machen willst –«, fuhr sie ihn rasend an.
»Das hab' ich nicht nötig, Kättchen«, gab der Bursche gelassen zurück und spie den Grutzen aus. »Und wenn du mir eben nicht glauben willst, mußt du es bleibenlassen.«
Es war einen Augenblick still zwischen ihnen; die Stunde stockte, die Wiese selbst hatte ihr leises Lärmen gedanken-

voll aufgegeben; hätten die beiden sich jetzt nicht gerührt, so wären sie von der Erde und dem Altrhein mitgeträumt worden.
»Also wirklich ein Totenkopf?« fragte das Mädchen und schuckerte leis, wie man tut, wenn von so was die Rede ist; der Bursche rückte näher und streichelte ihr Bein.
»Hast du Angst?« frug er flüsternd; ihr Knie gab nach und duckte sich zärtlich in seine Hand. »Hier herum findest du so was noch oft«, sagte er männlich-belehrend: »Schädel und alte Waffen, na ja – und Münzen – und rote Krüge – –«; er war höher gekommen, sie wehrte ihn ab; prahlerisch fuhr er fort: »Es war halt immer Krieg hier im Land, das haben wir schon in der Schule gelernt, in der Heimatkunde beim Lehrer Schöll; mal hieß es Franzosen, mal Spanier, mal Schweden – davon steht die Säule auch hier.«
»Von den Franzosen?«
»Nein, von den Schweden«, zuckte er ärgerlich fort.
»So nenn es doch Schwedensäule!«
»Wen denn?«
»Das Boot.«
»Du bist wohl verrückt. Ein Boot ist keine Säule. Auch Gustav Adolf nenne ich's nicht«, schloß er kurz, als habe das Mädchen ihm diesen Vorschlag gemacht.
Sie blinzelte ihn von der Seite an. So gefiel er ihr, das war seine Art, einen anderen wegzubeißen. Den Gustav Adolf? Sie stieß ihm gegen den Arm; es war ihr, als müsse es scheppern, wie damals, als sie im Schädelkeller von Oppenheim einen Totenkopf neckte und bloß aus Großtuerei vor ihren Schulkameraden ihn wie auf dem Töpfermarkt angeklopft hatte: klong, klong, er war ja ganz sauber, seit ewig vom Fleisch gefallen . . .
»Also wirklich nicht Gustav Adolf?« sagte das Mädchen bedauernd. Es tat ihm nicht leid, es spielte bloß so, es rührte wieder was an, was war da schon dabei?
»Wenn ich sage: nein, ist es nein!« brauste der Bursche auf. »Aber du – du reitest ja immer auf dem herum, was ich nicht will!«
»Wer reitet?«

»Du!«
»Gelogen. Du hast doch angefangen.«
»Und du hast nicht losgelassen.«
»Wenn ich nachdenke, über das, was du willst, sagst du, ich lasse nicht los.«
Das traf ihn. Eigentlich hatte sie recht. Er war nur selber nicht los. »Laß gut sein, Kättchen«, lenkte er ein und riß eine Grasrispe ab. »Da – Hahn oder Henne?«
»Henne!«
Er zog mit zwei Fingern den Halm von unten nach oben durch: ein Sichelschwanz blieb stehn. »Hahn!« sagte er befriedigt.
»Nein, Henne!«
»Wieso denn?«
»Da steht doch ein Butzen –«
»Ein Schwanz!«
»Ein Butzen!«
»Ein Schwanz –«, jetzt gab er nicht nach. Noch einmal. Wieder ein Hahn. Und wieder und wieder ein Hahn. »Lauter Hähne –«, sagte er eitel.
»Lauter Männer, gespornt und gestiefelt«, äffte das Mädchen ihn nach.
Er hielt mißtrauisch ein. »Wieso denn?«
Sie zuckte die Achseln. »Nun so . . .«
»Was das heißt, will ich wissen!«
Sie sah erstaunt zu ihm auf, ihre Schulter hob sich glatt und prall von lauter Gegenwart aus der Bluse; was er wissen wollte, verstand sie nicht, doch fühlte sie dunkel an seiner Frage, daß ihr Blut ihm etwas verbarg. »Wieviel Soldaten, glaubst du, liegen in Oppenheim?« sprang sie ihn plötzlich an.
»Da liegen doch keine Soldaten mehr«, sagte er tief verwundert; was, zum Teufel, fiel ihr denn ein?
»So – liegen da keine Soldaten mehr?« verspottete ihn das Mädchen. »Ich dachte, du hättest doch selbst gesagt: aus dem Dreißigjährigen Krieg –«
»Ach, die Knochen meinst du? Ja so.« Er warf sich in die Brust und schnippte ein Steinchen fort.

»Ich meine die Knochen und auch die Köpfe«, sagte sie eigensinnig. »Alles, wie es zusammengehört.«
»Und jedem die Uniform«, lachte er forsch.
»Das Fleisch und die Haare«, spielte sie weiter. »Das blonde für die Schweden, das schwarze für die Spanier. Blond ist mir lieber –«, er war ganz dunkel; ein Rheinfranke: süß und hart wie eine Haselnuß.
»Und wenn du die Blonden gehabt hast«, sagte der Bursche grimmig, »kommt wieder ein Schwarzer dran.«
»Alle Blonden und alle Schwarzen«, gab sie ihm heftig drauf – warum war er so unverschämt?
Der Bursche hob jählings die Hand, um ihr ins Gesicht zu schlagen, sie zuckte nicht, sah ihn nur an. Seine Hand fiel herunter: ach was. Das Mädchen wandte kein Auge von ihm, er sagte widerwillig: »Ein paar tausend werden das wohl schon sein, die damals gefallen sind.«
»Von mir aus so viel, wie du willst«, gab sie kurz und verächtlich zurück.
»Ich denke, du hast mich gefragt, wieviel Männer in Oppenheim liegen –«
»So? Hab' ich dich das gefragt?« machte sie wegwerfend, gähnte und legte sich, beide Arme unter dem Nacken verschränkend, in die wispernde Wiese zurück. Ihre Augen, weit offen, finden den Himmel – sie waren hell und ein wenig gewölbt; weil sie das Licht jetzt ertragen mußten, ging der Blick daraus fort, und sie wurden starr: Medusenaugen, auch dann noch, als die den Kopf wieder drehte und sich das Liebespaar ungewollt, überraschend begegnete. Er starrte sie an und wünschte, sie zu hassen. Er konnte nicht. Wieso? Kätta. Das war nicht die Kätta. Das war was Fremdes, das kannte er nicht, das sah er zum erstenmal. Unsinn. Er rief sich zurück und wanderte mit dem Blick zu seinem Klepperboot. Ein Schlag durchfuhr ihn. Sein Boot ohne Namen – sein Mädchen, das ihm entschlüpfte: beides war ein und dasselbe. Das war nichts Festes; das schaukelte. Das schwamm ihm vor der Nase davon, wenn er's nicht halten konnte.
Festhalten! Anbinden!! schrie eine Stimme tief innen in seinem Blut.

Ein Käfer surrte. Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg. Er stutzte. Jetzt gab er es auf. Kriegskinder, er und die Kätta – das Boot aus dem Lagerkrieg. Nichts zu machen. Das ging nun mal hin und her: Krieg heute, Krieg gestern und morgen. Der blieb. Der haftete allem an und machte es ungewiß. Der war stärker als alles, der war zuerst und legte die Hand auf Mann oder Weib – – Gustav Adolf oder Philipp von Spanien: der Name war einerlei.
Es wollte ihn schaudern, ein leichter Wind bewegte die Uferbüsche, der Bursche fühlte sich plötzlich matt, besiegt in den Gelenken; das Mädchen blinzelte, setzte sich auf, erwachte aus seinem Hasenschlaf, strich die Haare glatt, zog den Rock herunter und sagte gelassen: »Nike!«
Er starrte es an.
»Jawohl. Das habe ich einmal auf einem Segelboot bei Ingelheim gelesen. Es war ein besonders feines Boot mit einem Herrn darin –«
»So, so, ein Segelboot«, sagte der Bursche; durch seine Gedanken zog wieder das graue, entfernte Sackleinwandsegel aus der Franzosenzeit.
Sie wiederholte: »Nike.«
»Nike. Was ist das?«
»Ich weiß nicht«, sagte das Mädchen störrisch. »Es ist auch einerlei.«
»Sag das noch einmal –!« drohte der Bursche.
»Nike.«
»Ich meine, du sollst es noch einmal sagen, daß dir das einerlei ist.«
»Was: einerlei?«
»Wie unser Boot heißt.«
»Ach so. Ich meine aber: es ist mir einerlei, was Nike bedeuten soll.«
»Wie kannst du«, brüllte er außer sich, »dem Boot einen Namen geben, den du nicht kennst, du Schneegans –«
Das Mädchen sprang auf die Füße, jetzt war es wirklich, als ob eine zornige Gans ihr Gefieder schreiend entfaltete: »Und doch soll es Nike heißen!« rief sie mit heller Stimme; er packte sie an den Handgelenken, sie wand sich und

zischte, sie war sehr kräftig, nur langsam ging sie zu Boden, er fragte: »Wie soll es heißen?«
»Nike!«
Verdammt. Sie war noch nicht unten. Er warf sie mit den Schultern ins Gras und wußte nicht, daß er schon schlug. Hierhin und dorthin. So. So, und so . . . »Schorsch!« schrie das Mädchen verzweifelt. Jetzt sah er Blut. Wo kam denn das her? Ihre Nase war ganz verschwollen, die Backe feurig rot . . .
Er nahm sein Taschentuch, wischte sie ab; zwei Arbeiter von der Knobloch-Au drüben gingen mit einem Pferd vorbei und blieben verwundert stehen.
»He«, rief der eine endlich, »was macht ihr beiden denn da?«
»Ach«, druckste der Bursche verlegen, »wir taufen unser Boot.«
Der Ältere grinste: »Das scheint mir so. Wie soll das Boot denn heißen?«
»Nike«, sagte das Mädchen rasch.
Der Bursche wiederholte: »Ja. Nixe soll es heißen.« Das hat er doch gleich gewollt.
»Dann ist das Nixe III oder IV«, meinte der Arbeiter, grüßte und ging mit dem Ackergaul weiter. Der Jüngere wartete noch, er wußte selbst nicht auf was.
»Och, wennschon –«, sagte der Bursche laut. »Hauptsache ist das Boot.«
»Und ein Mädchen am Sonntag drinnen«, meinte der andere zwinkernd, kam näher und roch nach Schnaps. »Wißt ihr – nur nicht den Namen vom Schatz«, sagte er dann vertraulich. »So was ändert sich jeden Sommer. Letztes Jahr«, prahlte er, »hab' ich mein Boot sogar zweimal und schließlich ›Seestern‹ getauft; das kann hernach jede sein.«

Erschienen 1932

Friedo Lampe

Zu Straßburg auf der Schanz

1899–1945

Am späten Nachmittag kam der Reiter an den Rand des Waldes, und er sah unter sich ein Tal liegen, das schwamm im milden Spätlicht, und das Tal öffnete sich weit und mit sanften Hängen zur Ebene hin, und die Ebene breitete sich in goldenem Dufte vor ihm aus. Ein kleiner Fluß mit braunem Wasser floß durch das Tal in die Ebene hinaus, und eine steinerne Brücke wölbte sich über den Fluß, und an seinem Ufer, in der Nähe der Brücke, lag eine alte hölzerne baufällige Mühle und wenige ärmliche strohgedeckte Hütten, ein paar breite Fischkutter lagen still mit gefalteten Segeln am Ufer, die braunen Flügel der Mühle standen auch still in der blauen Luft, am Mühlenteich saß ein Junge und angelte, Schwäne schwammen auf dem Mühlenteich, und der Nachmittagsschein lag golden auf der steinernen Brükke und dem Mühlenflügel und den herbstlichen Bäumen und Büschen. Hellblau und klar stand der Himmel über dem weiten Tal, gereinigt und erfrischt durch ein abziehendes Gewitter, mit langen silbergrauen Wolkenstreifen, und dort, wo der Himmel am hellsten war und am durchsichtigsten, auf der letzten Bergspitze, stand eine Burgruine dunkel-klar vorm kühlen Blau.
Der Reiter ritt langsam in das Tal hinunter, er hatte einen roten Mantel und einen großen schwarzen Hut, und ritt über die Brücke und auf die Mühle zu. Die Tür zur Mühle stand offen, der Reiter klopfte an die offene Tür, und als niemand sich meldete, trat er in einen kleinen Flur. Drei Türen gingen von dem Flur ab, an alle drei klopfte er, aber auch hier erschien niemand, da öffnete er vorsichtig die eine Tür und trat in die Stube. In der Stube war eine sanfte goldene Dämmerung, und mitten in der Stube stand ein

schwarzer Sarg, und darin lag ein junges Mädchen im weißen Hemd, wachsbleich und mit gefalteten Händen und schön gescheiteltem rabenschwarzen Haar. Unter die gefalteten Hände hatte man ihr einen dicken Strauß glühender Spätsommerblumen geschoben, Dahlien, Georginen, Astern und Rosen, und die dufteten süß und krank durchs Zimmer, und die Züge des jungen Mädchens waren so klar und friedlich und ernst, daß der Soldat stehenbleiben mußte und seinen Hut abnahm und sie anschaute, eine lange Zeit. Da fühlte er plötzlich, daß jemand hinter ihm stand in der offenen Tür, er wandte sich um, da stand ein älterer Mann im dunklen Feiertagsrock mit rundem blassem Gesicht. Der Soldat bat um Verzeihung, daß er einfach in die Wohnung gegangen war, er habe sich erkundigen wollen, in welcher Gegend er sich hier befinde, er sei von seinem Wege abgekommen. Leise nur wagte er zu sprechen in Gegenwart der Toten, und der Müller winkte ihm, mitzukommen, und sie gingen in die Küche. Hier bekam der Soldat ein Stück kaltes Fleisch und Kaffee und Brot, und während er am Tisch saß und aß, gab ihm der Müller Auskunft über Gegend und Weg. Erstaunt war der Müller, daß in nicht allzu weiter Ferne eine so große Schlacht stattgefunden habe, nichts hatten sie hier davon gemerkt. »Herzog Johanns Heer ist geschlagen«, sagte der Soldat, »und in alle Winde zerstreut. Nun will ich nach Hause, nach Utrecht, lange, lange bin ich fort gewesen, Vater und Mutter sind inzwischen gestorben, nun will ich wenigstens ihr Grab besuchen.« – »Auch wir wollen nach Utrecht, der Adrian und ich«, sagte der Müller, »wir wollen den Sarg den Fluß abwärts fahren, in Utrecht, wo alle meine Vorfahren auf dem Friedhof ruhen, soll auch meine Tochter begraben sein. Wenn Ihr mir eine Freundlichkeit erweisen wollt, so helft mir, den Sarg in das Schiff zu schaffen. Dann brauche ich nicht den Adrian um diesen Dienst bitten; er hat schon viel zu tragen, und diese Last würde ihm vielleicht allzu schwer auf die Schulter drücken – macht er sich doch im stillen bittere Vorwürfe, daß er stets so lange von seiner Braut fortgeblieben ist, es zog ihn mächtig hin zum Meer, und er ließ

sie viel allein und zögerte die Hochzeit immer wieder hinaus, konnte sich auch nicht entschließen, an Land zu bleiben bei mir hier in der Mühle, hätte ihn ja so gut brauchen können, und nun fürchtet er wohl, sie sei am Warten erkrankt; gebe Gott, daß er unrecht hat.«
Dann ging der Müller mit dem Soldaten zurück in die Stube. Die letzte Abendröte lag auf dem Gesicht der Toten und durchblutete es mit scheinhaftem Leben, und es war, als wenn sie gleich aufwachen müßte und dem Sarg entsteigen. Der Müller stand lange da und schaute sie an, es war still, und die Blumen dufteten immer stärker, süßer und ziehender, und um den Mund der Toten war ein bitteres zehrendes Lächeln, und draußen begann auf einmal eine Trompete zu erschallen in dem stillen Abendtal: ›Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an‹ – scharf und langgezogen, gräßlich klar und wehmütig. Und dann verblaßte die Abendröte auf dem Angesichte der Toten, die Sonne war hinter dem Berge untergegangen, im grauen Dämmer lag die Stube, und das Totenantlitz begann weiß daraus hervorzuglimmen. Da trat der Müller an den Sarg heran und schloß den Deckel leise und legte die Eisenriegel vor, und dann hoben sie den Sarg auf die Schulter und trugen ihn aus der Stube und aus der Haustür und durch den kleinen Garten, der um die Mühle war und wo dichtgedrängt die Blumen blühten, Dahlien, Astern, Georginen, Rosen, die das Mädchen in Händen gehalten hatte, das Pferd des Reiters stand noch immer festgebunden am Zaun und sah ruhig mit seinen runden braunen Augen zu seinem Herrn hinüber, der Junge saß angelnd am Mühlenteich, und das Gefieder der Schwäne schimmerte weich in der sanften Luft, und die Trompete spielte: ›Zu Straßburg auf der Schanz . . .‹ So trugen sie den Sarg über den Steg auf den breiten alten Fischkutter.
Adrian, der junge Fischer, stand unbeweglich am Mast und blickte mit seinen scharfen grauen Augen auf den herannahenden Sarg, als wollte er seine schwarzen Wände durchdringen, mager und verwittert war sein Gesicht und knochig-hager seine Gestalt, und sagte nur: »Nun hast du ihn

schon zugemacht«, und wischte sich mit der harten Hand über die Nase und schielte dabei mißtrauisch auf den Soldaten. »Ja, ja, laß man gut sein«, sagte der Müller und erklärte ihm kurz, wie es gekommen sei, daß der Soldat ihm beim Tragen geholfen habe. Sie stellten den Sarg aufs Hinterdeck, und Adrian legte eine graue Persenning darüber und band den Sarg mit Tauen an den Wanten fest. Aber auf einmal richtete er sich auf und hob drohend die Faust und sagte mit schneidender Stimme: »O wenn doch bloß diese verfluchte Trompete still sein wollte.« Aber die Trompete schallte fort, weit hallend durchs Tal, und Adrian zog das braune Segel hoch und machte das Boot klar zur Fahrt. Da verabschiedete sich der Soldat von den beiden und ging an Land und trat auf die alte steinerne Brücke, die sich über den Fluß wölbte. Ein stiller Wind wehte und blähte sanft das braune Segel, und der dunkle schwere Kahn glitt langsam den Fluß hinunter. Der Müller winkte noch einmal mit seinem schwarzen Hut, dann stieg er zur Kajüte hinab, und Adrian saß allein am Steuer, und vor der grauen Persenning stand der Sarg mit dem jungen Mädchen. »Auf Wiedersehen in Utrecht«, rief ihnen der Soldat flüsternd nach, »in Utrecht auf dem Friedhof.« Allmählich verschwand das Boot im Abenddämmer, Schatten und feuchte Nebel füllten das Tal, nur die Ruine da oben ragte noch dunkelklar im letzten Licht. Da ging der Soldat zurück zu seinem Pferd und stieg auf und ritt weiter, den Fluß entlang, der Ebene zu. Und lange noch klang ihm im Rücken der schneidende Ton der Trompete.

Erschienen 1946

Erich Kästner

Mama bringt die Wäsche

1899–1974

17. Januar 1944

Vorgestern nacht war nun also meine Wohnung an der Reihe. Ein paar Kanister »via airmail« eingeführten Phosphors aufs Dach, und es ging wie das Brezelbacken. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Dreitausend Bücher, acht Anzüge, einige Manuskripte, sämtliche Möbel, zwei Schreibmaschinen, Erinnerungen in jeder Größe und mancher Haarfarbe, die Koffer, die Hüte, die Leitzordner, die knochenharte Dauerwurst in der Speisekammer, die Zahnbürste, die Chrysanthemen in der Vase und das Telegramm auf dem Schreibtisch: »ankomme 16. früh anhalter bahnhof bringe weil paketsperre frische wäsche persönlich muttchen.« Wenigstens einer der Schreibmaschinen wollte ich das Leben retten. Leider sausten mir schon im dritten Stock brennende Balken entgegen. Der Klügere gibt nach.

Hinterher ist einem seltsam leicht zumute. Als habe sich das spezifische Gewicht verändert. Für solidere Naturen bestimmt ein abscheuliches Gefühl. Nicht an die Güter hänge dein Herz! Die Bücher werden mir am meisten fehlen. Einige Briefe. Ein paar Fotos. Sonst? Empfindungen wie: »Jetzt geh ich heim, leg mich auf die Couch, guck in den Kronleuchter, denk an fast gar nichts, lauf nicht ans Telefon und nicht an die Tür, wenn's läutet, bin so allein, daß die Tapete Gänsehaut kriegt . . .« Damit ist's aus. Für Jahrzehnte. Und dann die Bettwäsche, die Oberhemden, die gestickten Taschentücher, die Krawatten, die mir Mutter allweihnachtlich schenkte.

Die stolze Schenkfreude, die sich nach jeder großen Wäsche immer wieder neu hineingeplättet hat. Das ist nun mit-

verbrannt. Ich glaubte, dergleichen könne gar nicht verbrennen. Man muß, ehe man mitreden kann, alles erst am eignen Leib erfahren. Oder an der eigenen Leibwäsche. Na ja.
Den Schlüssel hab ich noch. Wohnung ohne Schlüssel ist ärgerlich. Schlüssel ohne Wohnung ist geradezu albern. Ich wollte die Dinger wegwerfen. In eine passende Ruine. Und ich bring's nicht fertig! Mir wär's, als würfe ich frisches Brot auf den Müll. Welch unsinnige Hemmung Schlüsseln gegenüber, die wohnungslos geworden sind! Trotzdem ist es so. Non scholae sed vitae discimus.
Wenn wenigstens die Mama nicht gekommen wäre! Seit den ersten Angriffen auf Berlin hatte ich ihre Besuche hintertrieben. Zuweilen mit wilden Ausreden. Wozu ihre Besorgnisse durch den Augenschein noch steigern? Ein paarmal war sie richtig böse geworden. Ich hatte es hingenommen. Und nun rückte sie mit dem Wäschekarton an! Ausgerechnet in dem Augenblick, in dem mir die Engländer die Wohnung gekündigt hatten. Die Stadt brannte noch. Das Verkehrsnetz war zerrissen. Die Feuerwehr stand unrasiert und übernächtig vor züngelnden Fassaden. In der Roscherstraße war kein Durchkommen. Möbel lehnten und lagen naß, schief und schmutzig im Rinnstein. An den Ekken wurden heißer Kaffee und Klappstullen verteilt.
Was half's? Ich zog also gestern im Morgengrauen zum Bahnhof Charlottenburg. Natürlich gesperrt. Zum Bahnhof Zoo. Gesperrt. Zu Fuß an den schimmelfarbigen Flaktürmen vorbei zum Bahnhof Tiergarten. Die Stadtbahn fuhr. Bis Lehrter Bahnhof. Alles aussteigen. Pendelverkehr bis Friedrichstraße. Umsteigen. Anhalter Bahnhof. Gesperrt. Wo kommen die Züge aus Dresden an? Am Görlitzer Bahnhof. Ankunftszeiten? Achselzucken. Als ich im Görlitzer Bahnhof einpassierte, war ich genau drei Stunden unterwegs. Der Schnellzug aus Dresden. Vielleicht gegen zehn Uhr. Vielleicht auch gegen elf. Ich stellte mich an die Sperre und wich nicht von der Stelle, bis, nach endlosem Warten, der Zug einlief. Er hatte, irgendwo bei Berlin, auf freier Strecke halten müssen.

Die Reisenden sahen blaß und nervös aus. Den Qualm über der Stadt hatten sie von weitem ausgiebig beobachten können. Ängstlich suchten ihre Augen nach den Angehörigen hinter der Sperre. Was alles war in der Neuzeit über Nacht möglich, wer weiß, schwerer Angriff auf die Reichshauptstadt, noch jetzt von den Bränden bonbonrosa angehauchte Rußwolken überm Dächermeer, die lächerlichen Luftschutzkeller, mit den Fenstern halb überm Gehsteig, die Gas- und Wasserröhren in Kopfhöhe, rasch tritt der Tod den Menschen an. Siemensstadt soll auch wieder drangewesen sein, und wenn Paula erst einmal schläft, kann man neben dem Bett Kanonenkugeln abschießen, sie hört nichts, dann das Kind anziehen, der Rucksack, der schwere Koffer, der verfluchte Krieg. Ley hat eine Bar im Bunker, wo hab' ich eigentlich die Fahrkarte. Mensch, gib gefälligst mit deiner dämlichen Kiste Obacht, und bitte, lieber Gott, laß ihnen nichts passiert sein . . .
Da entdeckte ich die Mama. Mit dem Wäschekarton an der Hand. Ich winkte. Sie sah unverwandt geradeaus. Ich rief. Winkte. Rief. Jetzt bemerkte sie mich. Lächelte nervös. Nickte mehrmals. Ging hastig auf die Sperre zu und hielt dem Beamten steif die Fahrkarte entgegen.

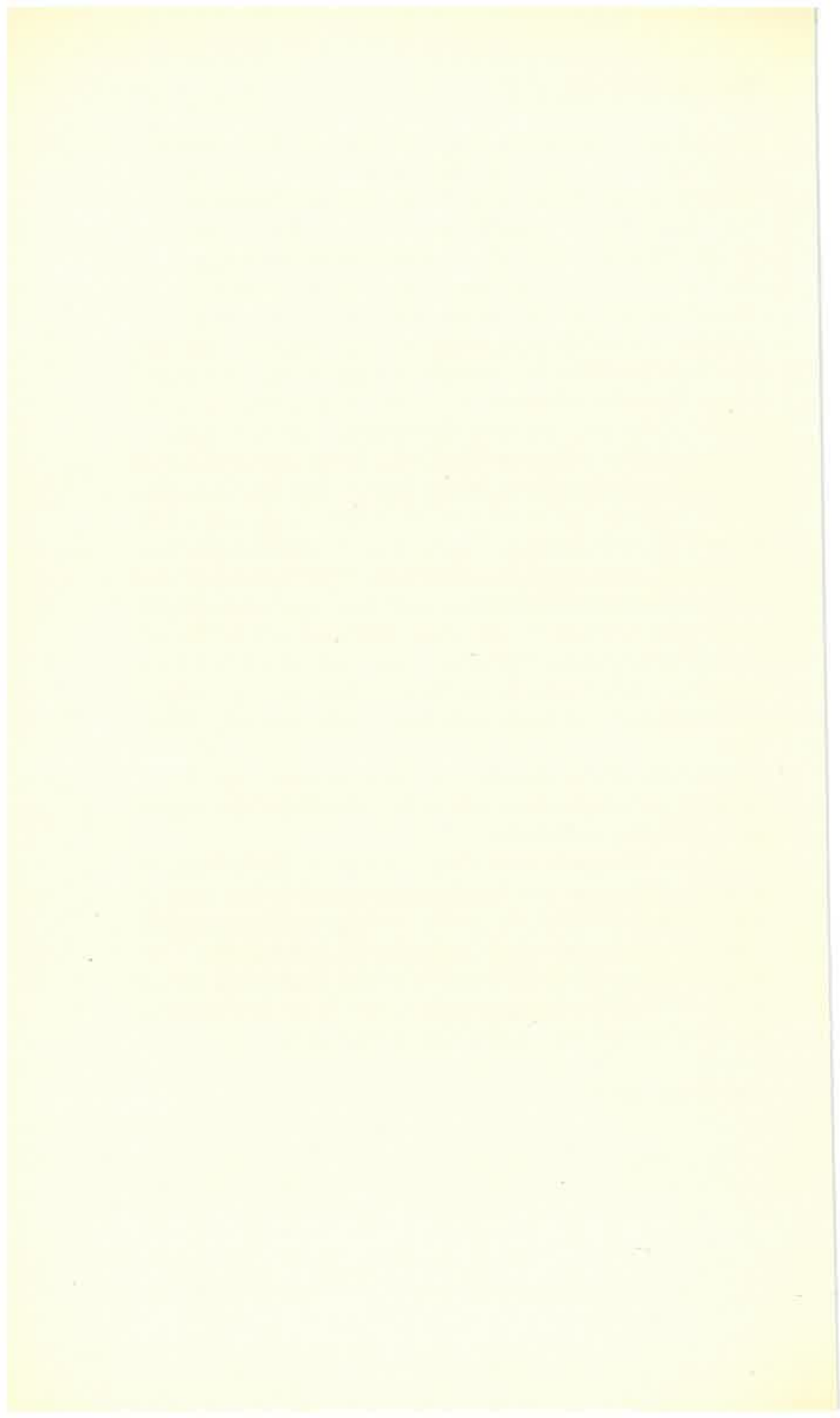
Noch während wir in der dröhnenden Bahnhofshalle standen, berichtete ich ihr, was geschehen war. Die Wohnung sei verbrannt. Das gesamte Gartenhaus. Das Vorderhaus. Die Seitengebäude. Auch andere Häuser in der Straße. In den Straßen ringsum. In anderen Vierteln. Berlin eigne sich heute ganz und gar nicht für Mütter über siebzig. »Weißt du was«, sagte ich, »wir bleiben hier in der Nähe, essen in einer Kneipe zu Mittag, unterhalten uns gemütlich – und mit dem ersten Nachmittagszug fährst du zurück. Es wird zeitig dunkel. Am Ende gibt's wieder Alarm. Vielleicht auch nicht; denn seit sie meine Wohnung erwischt haben, hat Berlin für sie enorm an Reiz eingebüßt. Trotzdem . . .« Ich lachte ziemlich künstlich.
Da fragte sie leise: »Die Teppiche auch?«
Mir verschlug's den Atem.

»Und das neue Plumeau?«
Ich erklärte ihr noch einmal und so behutsam, wie eine Bahnhofshalle es zuläßt, daß das Feuer keine Ausnahme gemacht habe. Die Teppiche seien fort, das neue Plumeau von Thiels aus der Prager Straße, das Klavier, auf dem ich als Kind die Dur- und Molltonarten geübt hätte, die Möbel aus den Deutschen Werkstätten, die Cottasche Goethe-Jubiläumsausgabe, das Zwiebelmuster, die dünnstieligen Weingläser, die Badewanne, die Tüllvorhänge, der Liegestuhl samt dem Balkon . . .
»Komm!« sagte sie, »ich muß die Wohnung sehen!« Es gelang ihr noch nicht, die vier Zimmer aus der Welt wegzudenken. Sie lief auf die Straße. War nicht zu halten. Wir fuhren. Stiegen aus. Stiegen um. U-Bahn. Stadtbahn. Ab Tiergarten pendelte ein Omnibus. An einer Station kam ich mit der einen Hand und dem Wäschekarton nicht ins Abteil. Der Rest war längst im Wagen. Die Leute rührten sich nicht. Ich mußte sehr laut werden, bis ich meine Hand und den Karton wieder hatte. Die Mama stand oder saß, je nachdem, und starrte ins Leere. Tränen liefen über ihr Gesicht wie über eine Maske.
Zwei Stunden dauerte es diesmal bis Charlottenburg. Vom Bahnhof aus steuerte sie den von früher her gewohnten Weg, kaum daß ich Schritt halten konnte. Der Zugang durch die Sybelstraße war abgeriegelt. Also Dahlmannstraße, Kurfürstendamm, Küstriner Straße. Über Stock und Stein, über Stock und Stein. Auch hier ging's plötzlich nicht weiter. Trümmer, Qualm, Feuerwehr, Einsturzgefahr, es hatte keinen Zweck. Noch ein paar Schritte. Aus. Die Räume überm Haustor waren heruntergesackt. Der Schutt versperrte den Blick in den Hof. Der Sargdeckel war zugeklappt. Die Mama blickte ratlos um sich. Dann packte sie meinen Arm und sagte: »Bring mich zurück.«

Wieder zwei Stunden Fahrt. Unheimliches Gedränge. Autobus, Stadtbahn, U-Bahn, aussteigen, pendeln, umsteigen. Meine Befürchtung, der Anblick solcher Ruinenfelder wie etwa des Hansaviertels werde ihr Herz meinethal-

ben mit neuer, stärkerer Angst erfüllen, erwies sich als unbegründet. Sie sah auch jetzt nicht links noch rechts. Wahrscheinlich schaute sie in den großen Wäscheschrank aus hellgrünem Schleiflack. In das Fach mit den Überschlaglaken, Bettüchern und Kopfkissenbezügen. In das Fach mit den sorgfältig gestapelten Oberhemden. In die Schachteln mit den exakt gefalteten Taschentüchern. Auf die säuberlich geschichteten Frottiertücher, Handtücher und Wischtücher. Da waren auch noch die zwei nagelneuen Kamelhaardecken. Von Salzmanns. Und der dunkelblaue Bademantel vom Geburtstag vor zwei Jahren. Und das Silber. Für zwölf Personen. Stück um Stück nacheinander gekauft. Mein Junge, wissen Sie, hat eine Aussteuer wie ein heiratsfähiges Mädchen. Und jedes Jahr schenk ich ihm etwas hinzu. Ja, selbstverdient, natürlich. Dreiundsiebzig werd ich im April. Aber wenn ich ihm nichts mehr schenken könnte, würde mir das Leben keinen Spaß mehr machen. Er sagt zwar jedesmal, nun müßte ich endlich mit Arbeiten aufhören. Doch das laß ich mir nicht nehmen. Schriftsteller ist er. Er darf aber nicht schreiben. Seine Bücher hat man verbrannt. Und nun die Wohnung . . .
Als der Schnellzug anruckte, dunkelte es bereits. Ich lief eine Weile nebenher und winkte. Sie biß sich auf die Lippen und versuchte zu lächeln.
Dann fuhr ich wieder nach Charlottenburg. Neun Stunden war ich insgesamt in Berlin herumgegondelt. Am Mantel fehlten zwei Knöpfe. Als ich am Stuttgarter Platz aus dem Omnibus kletterte, sagte jemand: »Es wird gleich Voralarm geben!« Da fing ich zu laufen an. Manchmal schlug mir der Wäschekarton gegen die Beine. In der Ferne heulte die erste Sirene. Das mußte Grunewald sein.

Erschienen 1958



Nachwort

»Und endlich fing er an, von ›Erlebtem‹ zu erzählen – darauf hatte ich gewartet; darauf warte ich immer; ich warte ja überhaupt auf nichts anderes.«

Arno Schmidt

Die zweite Klassik

– diese Bezeichnung drängte sich mir auf, als ich vor zwanzig Jahren, Herbst 1963, zum erstenmal mit dieser Sammlung siebzig Erzähler deutscher Sprache, die zumeist im dritten Drittel des 19. Jahrhunderts zur Welt gekommen waren, in den zwei Bänden: ›Die großen Meister‹ herausgegeben habe: Eduard Graf von Keyserling, Jahrgang 1855, und seine Zeitgenossen bis hin zu den 1899 geborenen Elisabeth Langgässer und Erich Kästner und ihren Jahrgängern.
Was ist ein Klassiker? Oder genauer: wann wird einer Versammlung eigenständiger Künstler der gleichen Epoche von ihrer Nachwelt die Bezeichnung »Klassik« zugestanden werden?
Als der Berliner Germanist Richard M. Meyer seine deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts als Neuerscheinung dem emeritierten Kollegen Theodor Mommsen zugesandt hatte, rügte in seinem Dankbrief der Nobelpreisträger: »Die mächtige Strenge welche von einem derartigen Gesamtwerk verlangt wird, ist nicht geübt, und es ist dem Literaturhistoriker nicht erlaubt, wie bei dem Herabkommen der Rekruten den Maßstab um einige Zoll tiefer zu nehmen . . . Daß wir sehr heruntergekommen sind in diesem ablaufenden Jahrhundert, ist gewiß genug . . .

Kellers Kleinkunst, Storms Verschwommenheit, Freytags Philistertum sollten und müßten in ihrer das wirklich Geleistete nicht aufhebenden, aber recht sehr einengenden Begrenzung aufgezeigt, der beinahe absolute Mangel der hohen Lyrik, des großen Dramas nicht übersprungen werden. Der Standard geht herunter, und man erinnert sich an die bitteren Worte Goethes von dem, was uns die größte Gesellschaft beut. Die wirklichen Ausnahmen: Mörikes Lyrik, Ludwigs, des leider zerdrückten Genies ›Makkabäer‹ kommen dadurch um ihr gutes Recht.«
Schroffer, vielleicht auch exakter ist nie charakterisiert worden, was dem poetischen Realismus, der in Deutschland das 19. Jahrhundert in seiner Mitte literarisch beherrscht hat, den Rang des Klassischen entzog – trotz imponierender einzelner Leistungen. Was damals dem einzigen Drama zugestoßen ist, dem nicht allein Mommsen den Rang unsrer klassischen Dramen zuerkannte, hat der Literarhistoriker Adolf Stern so beschrieben:» . . . war diese Tragödie schon die dritte Bearbeitung . . . Noch 1850 hatte Ludwig ein Trauerspiel ›Die Makkabäerin‹ geschaffen, das . . . in der Erfindung, dem dramatischen Aufbau wie in der Charakteristik von dem später veröffentlichten Makkabäer-Trauerspiel sehr wesentlich abwich. Das Hauptmotiv gab in dieser ersten Dichtung die jüdische Doppelehe ab; Judas hat zwei Frauen . . . die gewaltige und spannende Entwicklung des Verhältnisses der beiden Frauen zueinander wurde zum Mittelpunkt der Handlung . . . Devrient . . . nahm seiner Natur und Lebensauffassung nach den stärksten Anstoß an der unsern Sitten fremden Voraussetzung einer Doppelehe und drängte Ludwig zu einer Umarbeitung, die eine völlige Neudichtung werden mußte.«
Eine Tragödie für Ludwig, der in seiner ersten Fassung, dem Konflikt der beiden Frauen, »den Kern des ganzen Stücks« gesehen hatte, aber dem machtvollen Feigling Devrient ebenso parieren mußte – wie heute die Autoren abhängig sind von den Feiglingen auf den Kommandobrücken unserer Medien, sei es im Theater, sei es im Fern-

sehen! Devrient, einer jener Kunstbeamten, die damals ebenso wie heute und wie immer so viel besser von der Kunst lebten als jeder, der welche hervorbringt, hat also die von Mommsen geschätzte Tragödie noch bis zur Unkenntlichkeit zu demolieren verlangt – in Übereinstimmung mit dem uns heute kaum mehr vorstellbaren »sittlichen« Mief des späten Biedermeier, zu dem auch Stifter zum Beispiel sich ausdrücklich bekannt hat, als er die gescheiterte Revolution von 1848 auch noch verhöhnte: »Das Ideal der Freiheit ist auf lange vernichtet, wer sittlich frei ist, kann es auch staatlich sein, ja, ist es immer ...« Da der Staat, der soeben – geschrieben im März 1849 –, die Revolutionäre in Scharen umbrachte, dem Schulbeamten Stifter sein Gehalt garantierte – vermißte der eine andere Freiheit als die sittliche nicht, obgleich keiner sagen könnte, was das heißen soll: sittliche Freiheit! Was uns heute, den kümmerlichen Fragmenten nach zu schließen, die von Ludwigs vernichtetem Drama noch da sind, am aufregendsten erschiene, käme es auf die Bühne: das hat ihm ein damaliger Intendant zu vernichten befohlen, wenn Ludwig aufgeführt werden sollte ...

Grotesk: Devrient verlangte, den uns »modern« anmutenden Konflikt eines Mannes zwischen zwei Frauen – völlig zu streichen zugunsten des uninteressanten und nur üblichen Gekeife zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter! Das Kleinkarierte schlechthin, das die »moralische« Auffassung der ganzen, von Mommsen im Rückblick verächtlich betrachteten Epoche anhaftet und natürlich auch die Dichtung bestimmt hat, in der ein so kühnes Stück wie ›Stella‹ nicht mehr möglich gewesen wäre, wird durch diese makabre Posse zwischen Devrient und Ludwig, der ihm ebenso aus der Hand fressen mußte wie heutige Autoren den Intendanten, drastisch ausgemalt!

Und Mommsens Anspielung auf den Kummer Goethes – hoch aktuell auch heute wieder, da der Rückzug in die »Innerlichkeit« viele Autoren charakterisiert, sehr zum Unterschied zu den hier versammelten Dichtern unserer zweiten Klassik –, Mommsens Hinweis, daß auch Goethe vom Au-

tor verlangt hat, anzuerkennen, daß nunmehr die *Politik* das Schicksal sei, sie bezieht sich auf die zahllosen Warnungen Goethes an junge Autoren in den zwanziger Jahren. Immer wieder hat er die deutschen Poeten gewarnt, sich in ihren Produktionen nabelbeschauend auf sich selber zurückzuziehen, anstatt sich – wie die von ihm als vorbildlich gepriesenen französischen –, dem Staat, der Kirche, der Gesellschaft zu widmen. Diese Auffassung Goethes war identisch mit der des alten Mommsen, der ungefähr gleichzeitig mit seinem Brief über die deutsche Literatur seiner Zeit das berühmte Testament schrieb, das bis 1945 unterdrückt wurde: ». . . politischen Einfluß habe ich nie gehabt und nie erstrebt; aber in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten was in mir ist, bin ich stets ein animal politicum gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unsrer Nation . . .« So hat Goethe gewünscht, die deutschen Autoren sollten als Bürger schreiben und wirken, man lese nur, was er (14.III.30) über die politischen Gedichte Bérangers zu Eckermann sagt, man lese seine Antwort auf einen Geburtstagsgruß der Gesellschaft für ausländische Literatur 1829: »Die deutsche Poesie bringt. . .eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere; am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken . . . daß die französische Poesie und Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen . . .«
Doch wie man hier am Beispiel Ludwig gesehen hat; wie man es noch bekümmernder ablesen kann am gänzlichen Verschwinden der Dichter des Jungen Deutschland aus dem Kanon der zur Überlieferung »Zugelassenen« – man denke nur an das Unglück Gutzkows, in einem Land geboren zu sein, dessen Literatur-»Wissenschaftler« einem po-

litischen Autor stets die ästethische Qualifikation absprechen –, alle diese Beispiele belegen, daß weniger die deutschen Dichter politisch abstinent lebten im 19. Jahrhundert, als daß vielmehr auch damals Deutschlands Gelehrte nur jene Dichtungen als vorbildlich gepriesen haben, die – wie die Dramen Hebbels – Politik auf eine Weise transportierten, die keinem Machthaber mehr ein Auge ausschlägt, indem sie nämlich – so auch die Dramen Wagners – jede brisante Auseinandersetzung in den Mythos wegräumt; oder in Kostümen versteckt, die den Gewalthabern im Parkett jede Anspielung auf ihre eigenen Untaten ersparen. Nicht die Poeten – man kann das nur vermuten, denn sie wurden derart unterdrückt, daß sie heute vergessen sind –, nicht die Poeten mieden Gesellschaftskritik, sondern die Lehrstuhl-Machthaber mieden Dichter, die Gesellschaftskritiker waren. Um nicht bei ihren Brotherren, den Fürsten, anzuecken, denunzierten sie jene Literatur – »politisch Lied, ein garstig Lied« – als ästethisch und dichterisch unzureichend, die aufklärt: ein viele Autoren zum Tode verurteilendes schnödes Verfahren, das nur ausnahmsweise und oft erst nach zwei Menschenaltern – so von Georg Büchner, der *zufällig* dann wieder aufgetaucht ist aus fast völligem Vergessensein –, überstanden werden konnte . . .
Unvorstellbar, ja unappetitlich, was in Hirn und Herz solcher machtvollen »Gelehrten« vorgegangen sein muß, die noch 1900 ein so hinterwäldlerisch-reaktionäres, inhuman-aggressives, dem Herodot abgeschriebenes Drama wie »Gyges und sein Ring« als Meisterwerk priesen – ohne einmal über den Zaun nach Paris hinzusehen, um zu erschrecken beim Vergleich, was fast gleichzeitig *dort* an urbaner, welt- und menschenverbindender, an *neuer* und kühner Kunst entstanden ist: während Hebbel mit Mord und Selbstmord »gesühnt« sehen wollte, noch 1856, wenn eine Frau von einem anderen Mann als dem angetrauten »gesehen« werde – malte Manet (1863) sein »Frühstück im Freien« und revolutionierte, wobei er fast die eigene Existenz vernichtete, die Kunst schlechthin! So wie wir Deut-

schen in jenem Jahr 1856 nicht nur »Gyges und sein Ring« als Neuerscheinung priesen, sondern auch »Die Hosen des Herrn von Bredow« – die Franzosen jedoch vor Gericht die Neuerscheinung »Madame Bovary« freisprachen! Der Unterschied zwischen tumb und – klassisch!
Doch hüten wir uns vor der schon komisch elitären Strenge T. S. Eliots, der 1944 diese Frage interessant umkreiste, um zu dem Resultat zu kommen – nachdem er viele sehr brauchbare Unterscheidungsmerkmale zur Kennzeichnung des Klassikers als Person und des Klassischen als Epoche mitgeliefert hatte –, daß sogar Goethe zwar ein Klassiker gewesen sei, aber keiner ersten Ranges, weil ihm nicht wie Vergil auch Universalität zugesprochen werden könne. Als genüge es nicht, Leben und Geist *eines* Volkes in seinem Œuvre zu repräsentieren – um *alles* darin auszudrücken, was Menschen aller Völker verbindet; oder, genauer: was für Menschen aller Zeiten und Zonen Literatur verbindlich macht!
Wenn dagegen für Eliot das bedeutsamste Kriterium des Klassischen eine neue, reichere, reifere *Sprache* ist, die ein Autor oder die Autoren der gleichen Epoche schreiben und die sie radikal von ihren Vorgängern unterscheidet, obgleich diese Vorgänger geholfen haben müssen, die Grundlagen zu schaffen, auf denen Klassiker zur Vollendung aufsteigen können: so sind genau diese Kriterien und Voraussetzungen auch jene, die uns legitimieren, die Erzählungskunst eine klassische zu nennen, die von den Deutschschreibenden geschaffen wurde, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zur Welt gekommen sind; eine Kunst, die dann in dieser Vollendung mit ihnen auch wieder ausgestorben ist; was übrigens ebenfalls einem der von Eliot aufgestellten Kriterien entspricht. Tatsächlich schreibt ja heute – so viele Schüler Thomas Mann auch gehabt hat – keiner deutsch, dem noch zuzutrauen wäre, daß er das nuancenreiche Raffinement und die leitmotivisch durchwobenen, anspielungslustigen Zaubertricks der Sprache beherrschte, in der nicht nur ›Wälsungenblut‹, sondern auch die letzten – fünfzig Jahre später geschriebe-

nen – Kapitel des *Felix Krull* gedichtet sind. Oder, um nicht nur von Thomas Mann zu sprechen, wo wären heute die Humoristen, die Thoma, Kästner, Robert Neumann, Roda-Roda, Irmgard Keun, die ihren Witz – eine eigene Sprache für ihn findend –, nicht nur beiläufig in Erzählungen aufleuchten ließen, sondern Humor zum zentralen Thema ganzer, literarisch höchst beträchtlicher Bücher zu machen vermöchten; ich verweise nur auf Hermann Hesses Entzücken über Erich Kästners *Fabian!* Oder man denke an Friedrich Sieburgs Huldigung vor dem *absolut neuen*, in die Zukunft weisenden Stil des sehr alten Heinrich Mann, dessen Aussage – ›Ein Zeitalter wird besichtigt‹ –, mit ihrer fürchterlichen Verharmlosung Stalins freilich für Sieburg peinvoll war. Oder ich erinnere an einen der letzten Essays von Peter de Mendelssohn, in dem er ebenfalls die Einsicht ausspricht, daß große Epochen der Kunst wieder abbrechen; Mendelssohn formuliert diese – nichts als nur natürliche – Einsicht anläßlich Flakes *Fortunat:* »Morgenkühle und Abendblau vermischen sich zu einem einzigartigen Luftgespinst von betörender erotischer Ausstrahlung, in dem jede Kontur scharf ist, das ganze Bild aber, pastellweich entschwindend sich der Betastung durch die scharfsinnigen Fingerspitzen entzieht. Das gab es vor Flakes großen Sitten- und Bildungsromanen in Deutschland nur höchst selten; daß einer einen buntfarbigen Ideenteppich zu weben verstand; und das gibt es nach ihm wohl überhaupt nicht mehr.« Kasimir Edschmid, der starb, bevor er sein Versprechen einlösen konnte, über *Fortunat* zu schreiben, sagte: »Der einzige deutsche Roman vom Range von *Krieg und Frieden!*« Von welchem Autor heute könnte man sagen, er habe ein solches Epos gedichtet? Und das ist nicht nur in Deutschland so: auch in den USA, in England, in Frankreich, in Skandinavien – die slawischen Länder und Italien kenne ich nicht –, ist *den* zwei Generationen, die Hamsun, France, Gide, Kipling und die Hemingway, Giono, Huxley hervorgebracht haben, nichts literarisch Ebenbürtiges unter Erzählern nachgewachsen. Wo lebte heute ein Deutschschreibender, der wie 1937 Benn mit

Weinhaus Wolf eine bisher gar nicht vorstellbar gewesene *neue* literarische Form kreierte, den Geschichts-Essay von spenglerscher Grundhaltung in *erzählender* Prosa? Oder man denke an die erzählende Lyrik von Trakls ›Prosa‹, von Rilkes ›Cornett‹, die übrigens beide ebenso wie die bedeutendste Kriminal-Novelle der Epoche, wie Ricarda Huchs: ›Der letzte Sommer‹, für diese Sammlung ausgesucht worden waren, dann aber aus raum- und lizenzrechtlichen Gründen nicht aufgenommen werden durften: welcher Deutsche heute, der als Lyriker groß ist, schriebe »nebenbei« Prosa dieser Qualität? Oder wer hat die Brief-Form, die für ihre Attentats- und Terroristen-Geschichte Ricarda Huch schon 1931 gefunden hat, weiterentwickelt?
Das für den Druck geschriebene Tagebuch, also das Journal nicht als Neben- oder Nachlaß-Produkt, sondern als die »hauptamtliche« Tätigkeit eines Autors: wann wäre vor Harry Graf Kessler, der leider aus Raumgründen fehlt, vor Ernst Jünger, dem letzten lebenden Klassiker in diesen beiden Bänden –, wann wäre diese Form je so eindrucksvoll in der deutschen Literatur kultiviert worden, bevor Kessler und Jünger das Tagebuch zu ihrer spezifischen Lebensaufgabe gemacht haben?
Liest man ›Siebzig verweht‹, jene Journale, die Jünger erst mit seinem 70. Geburtstag zu schreiben begonnen hat, so möchte man die Definition: Klassisch ist das sprachlich und formal *Neue,* ergänzen oder einschränken durch den Zusatz: das Neue nur, wo es sogleich in Vollendung auftritt. Denn wer sollte nach Kenntnis von Jüngers Reisejournalen noch die Kühnheit haben, in absehbarer Zeit ebenfalls welche zu publizieren? Klassiker imitieren: es gibt nichts, das so sicher in eine Sackgasse führte!
Mag es heute, 1983, noch einzelne geben im deutschschreibenden Raum, denen vereinzelt – vereinzelt auch in *ihrem* Werk – erzählende Prosa jenes Niveaus glückt, das die hier Versammelten vor zwei Generationen und vor einer geschaffen haben – »gestiftet«, wie Thomas Mann das im Sinne von Gründer, von Stifter genannt hat –, so lebt doch heute keiner, der eine Erzählung vorzuweisen hätte, die

das oberste, das unabdingbare aller Kriterien erfüllt, das vorausgesetzt werden muß, um einen Dichter – oder auch Generationen von Dichtern – Klassiker zu nennen: sprachlich und formal *neu* zu sein! So neu, so – im Wortsinn – »unerhört« und allein ihm (oder ihr: seiner Generation) »eigentümlich«, wie im Jahr 1900 *Leutnant Gustl,* wie zwei Jahre später ›Tonio Kröger‹ und wie 1910 Heinrich Manns ›Auferstehung‹ neu und unerhört und unverwechselbares Eigentum ihrer Schöpfer gewesen waren, also Pionierleistungen, an die niemand auch nur hätte denken können, ehe sie dagewesen sind! Denn nicht nur Vollender – daher ihre Schüler immer Epigonen werden –, sind die Klassiker, sondern auch Breschenbrecher: in der bildenden Kunst und in der Musik nicht anders als in Architektur und Dichtung. Hier war es der ›Jugendstil‹.
Dieses Neue tritt in die Welt, wenn die Sprache der Vorgänger einem neuen Lebensgefühl so wenig mehr »entspricht« im Wortsinn – wie neuen Inhalten, die erstmals Gegenstand der Kunst werden sollen. Das war um 1900 so, als noch der letzte Meister des »poetischen Realismus, als der letzte Schüler Jean Pauls noch produktiv war: Wilhelm Raabe. Seine Sprache, unter seiner Feder letztmals geeignet, *seine* Weltsicht, *seine* Geschichten zu artikulieren, war abgebraucht, erstarrt, formelfest, fülsel-voll, nicht mehr lebendig. Goethe hat durchleuchtet, was da vorgeht, was immer wieder der Sprache, die Meister geschaffen und deren Gesellen strapaziert haben, zwei Generationen lang, was der Sprache zustößt, wie sie *entleert* und zahnlos wird, ehe eine neue Generation sich eine neue schafft: »Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.«
So war das im deutschschreibenden Raum, ehe »die Brüder

Mann kamen und phosphoreszierten«, wie Benn mehrfach ihnen den Dank seiner Generation abstattete. So objektiv-neidlos preist nur der Repräsentant einer *anderen* Gattung die Prosa-Meister der eigenen Generation. So objektiv-neidlos hat denn auch der Prosa-Meister Robert Musil dem maßgebenden *Lyriker* seiner Epoche, Rilke, bei dessen Totenfeier 1927 den Dank seiner Generation für eine neue Sprache im Gedicht abgestattet: »Dieser große Lyriker hat nichts getan, als daß er das deutsche Gedicht zum ersten Mal vollkommen gemacht hat.« (Mit George und Hofmannsthal)

Natürlich meinte Musil »zum ersten Mal« in *dieser*, in seiner Zeit: er wußte sehr wohl, daß frühere Epochen vollkommene deutsche Gedichte ejakuliert hatten – Rilke aber hatte die ersten in einer vollkommen *neuen* Sprache geschrieben, in der Sprache der zweiten Klassik.

Sich vorzustellen, daß nur fünfzehn Jahre zwischen dem ›Schimmelreiter‹ liegen, mit dem Storm »die Novelle, wie er sie verstand, als epische Schwester des Dramas, auf einen seither nicht wieder erreichten Gipfel führte«, so schrieb Thomas Mann 1930 – und zwischen ›Tonio Kröger‹, dessen »erotische Ironie . . . eine Mischung« ergeben hatte aus »scheinbar heterogenen Elementen: aus Wehmut und Kritik, Innigkeit und Skepsis, Storm und Nietzsche, Stimmung und Intellektualismus«! Welten scheinen die beiden Autoren zu trennen – so revolutionär *anders* in jedem Sinne als ›Schimmelreiter‹ ist ›Tonio Kröger‹, obgleich beide Dichter doch auch der gleichen Landschaft und Lebenssphäre entstammten. Nur wenn man sich vorstellt, daß Fontane *Buddenbrooks* noch hätte lesen können, wäre er nur zwei Jahre älter geworden, und tatsächlich rief seine Tochter aus: »Ach, hätte Papa das noch lesen können!« – nur dann kann man ermessen, wie genial neu die Mittel des Fünfundzwanzigjährigen waren, der den Familienroman veröffentlichte! Im Hinblick auf die eigene Leistung als Fünfundzwanzigjähriger hat denn auch Thomas Mann zeitlebens gern das Goethe-Wort zitiert: »Wer mit fünfundzwanzig den Werther macht, der ist eben keine

Katze!« *Er* hatte mit nur fünfundzwanzig *Buddenbrooks* gemacht – den Familiennamen hat er aus *Effi Briest* – und das ist wahrhaftig die genialste *epische* Arbeit eines so jungen Menschen in der Weltliteratur!
Die Revolution, die das bedeutet hat, können wir heute nur noch ablesen an altmodischen Literaturgeschichten: da ist mißbilligend von Kälte und Trockenheit die Rede und auch vom Mangel an Liebe, mit dem Thomas Mann im letzten Teil lexikon-sachlich anhob: »Mit dem Typhus ist es folgendermaßen bestellt«. Sehr unsicher wird da erwogen von Deutschen, die noch nie zuvor ein solches Deutsch in einem erzählenden Text gelesen hatten, ob man Thomas Mann »das Prädikat« zuerkennen dürfe, ein Dichter zu sein. Manns nordische Nüchternheit, auch seine naturwissenschaftliche Gründlichkeit und herbe Unverschwärmtheit schienen gar nicht zum Bilde des Poeten zu passen, das in Deutschland landläufig war. Noch Gerhart Hauptmann mußte bei der Verleihung des Nobelpreises an Thomas Mann 1929, wofür er ein gutes Wort eingelegt hatte, seine Gattin beruhigen: doch, doch – Thomas Mann sei ein Dichter, nicht »nur« ein Schriftsteller ... der Geigerin ging nicht ein, daß seit Stendhal die Literatur sachlich sein konnte wie die Sprache des Code civil. Aber nicht eigentlich Sachlichkeit trennte vom »poetischen Realismus« der Vorangegangenen die Moderne – sondern eine neue Gewissenhaftigkeit gebenüber dem Wort, die in dieser Strenge erst Flaubert in die Welt gesetzt hat, mit dem Roman *Madame Bovary,* der fortan Maßstab überhaupt des Romans wurde und schon 1856 erschien, als wir Deutschen noch *Die Hosen des Herrn von Bredow* als Neuerscheinung herausbrachten ...
Ein Jahr vor diesen beiden Romanen, die man nur deshalb im gleichen Satz nennt, um zu verdeutlichen, wie weit seiner Epoche der Franzose vorangegangen war, wurde 1855 Eduard von Keyserling geboren, der vom Freund und Generationsgenossen Flauberts, von Turgenjew, durchaus schon in diese neue Pariser Schule der strengsten Verpflichtung gegenüber der Sprache genommen worden war

und daher keineswegs nur zufällig und etwa aufgrund seines Geburtsjahres zur Galionsfigur dieser Sammlung wurde. Keyserling schrieb keine Essays; ich weiß nicht, ob je seine Briefe gedruckt wurden – so ist es nicht leicht auszumachen, in welchem Maß er sich bewußt war, daß auch er schon ein Meisterschüler Flauberts gewesen ist, über dessen Revolutionierung des Romans Flauberts berühmtester Schüler unter Deutschen, Heinrich Mann 1921 schrieb: »Flaubert dachte an nichts als die Kunst seines Wortes; sie war Ausgang und Ziel. In der Mitte lag der Stoff, Gebirge menschlicher Tatsachen, belachenswerter, beweinenswerter, die ganze wirre Welt auch des eigenen Herzens. Aber die Welt war urbar zu machen, das Gebirge zu behauen, bis endlich in einer Schönheit, die von den Qualen oder Verzückungen des Meisters nichts mehr ahnen ließ, der Tempel dastehen sollte – der Tempel ohne Gott, die Form an sich.«

Vierzig Jahre nach *Madame Bovary* erschien *Effi Briest;* es scheint, daß Fontane viel mehr als von Flaubert von Zola gelernt hatte, dem er in wichtigen Briefen als einem Meister huldigt – aber Zola ist ja weniger Artist als Flaubert, was nicht heißen soll, daß nicht auch ihm, wie schon zuvor den »poetischen Realisten« ebenfalls Kunstwerke ersten Ranges geglückt sind. Natürlich ist *Effi Briest* ein Roman, der ebenso wie *Wahlverwandtschaften* zur Weltliteratur zählt, und auch ›*Schimmelreiter*‹ hat die Wucht von ›*Michael Kohlhaas*‹ und kann sich sehen lassen neben Mérimées oder Tolstois beeindruckendsten Erzählungen.

Dennoch ist erst von den hier versammelten Erzählern bewußt der Rubikon überschritten worden, der aus dem deutschen Provinzialismus herausführte ins Europäische; was ganz ohne Dünkel festgestellt sei: auch in der Provinz finden sich sehr bedeutende Meisterwerke – eben wurden zwei genannt. Ja, viele haben den spezifisch provinziellen Humus nötig, um zu werden, was sie sind: so war Fontanes Gespött über Storms »Husumerei« oder über dessen »Provinzialsimpelei« – auch Fontanes Mark Brandenburg war schließlich eine Provinz – ganz unsachlich: der Neid auf

den Lyriker Storm hat immer Fontanes Urteil eingetrübt, und was an ganz großen Gedichten und unerhört tragischen Novellen – man denke nur an ›*Hans und Heinz Kirch*‹ – aus der Enge der Provinz kam, das konnte aus der Weltstadt *nicht* kommen; es kam aus derselben Quelle, aus der Storm – der zeitweise ein politischer Flüchtling, ein Heimatvertriebener war – seine Gedichte schuf, für die Thomas Mann die Formel fand: »Heimweh als Transzendenz, das Heimatmysterium«. Der Westfriese Jaspers, engster Landsmann Storms, schrieb als Psychiater seine Doktorarbeit über »*Heimweh und Verbrechen*«. Und es ist sehr lächerlich, in der Kunst den Provinzialismus an Inhalten erkennen zu wollen! Denn allein an formaler oder sprachlicher Unzulänglichkeit ist er abzulesen. Wieviele auch noch der Impressionisten holten in jenen Jahren ihre genialsten Wirkungen aus Sujets, die sie in der Provinz *aufgesucht* hatten. Nicht anders als Maupassant.
Aber das Artistische, das laut Benn erst die »tragischen Brüder Mann« nach Deutschland brachten und womit sie dem deutschen Roman endlich wieder zur Weltgeltung verholfen haben, erstmals seit E. T. A. Hoffmann in Paris ein vielgelesener Autor gewesen war – das Artistische als Ergebnis der Schule Flauberts hat Thomas Mann keineswegs für seinen Bruder und sich allein in Anspruch genommen. Sondern er hat 1918, beim Tode Keyserlings, dem 20 Jahre älteren die Reverenz erwiesen, festzuhalten, daß Keyserling – wie auch hier in unserer Anthologie – zeitlich an der Spitze *der* Deutschschreibenden gestanden hat, die ein neues Gewissen gegenüber der Prosa, ein Sprachgefühl, das erst mit dem Fin de siècle heraufgekommen war, in ihre Erzählungen eingebracht haben. Obgleich natürlich auch der Balte Keyserling nicht denkbar gewesen ist, ohne daß er seine Lehrjahre beim Dichter des *Stechlin* durchlaufen hat, der mit diesem seinem letzten Roman – Fontane las die Korrekturfahnen zum *Stechlin*, als er starb – die Kunst der Causerie und der Dialogführung auf eine seither im Deutschen nicht wieder erreichte Höhe gebracht hat.

Davon hat auch Keyserling profitiert. Und da Fontane *der* Deutsche war, von dem Thomas Mann sicherlich nicht weniger profitiert hat als von den Russen – wie gleicht das erste Kapitel der *Buddenbrooks* dem ersten von *Krieg und Frieden* – so ist hier die Klage Hofmannsthals über die deutsche Traditionslosigkeit, sein Vorwurf, jede Generation bilde sich ein, von vorn anfangen zu müssen – einmal gegenstandslos. Wie Mann, so kam auch Keyserling durch Fontanes Schule zu sich selber, »und doch sind die Unterschiede der Generationen deutlich«, schrieb er in seinem Nekrolog auf den Dichter von ›Beate und Mareile‹ und ›Schwüle Tage‹: »Es fehlt die gesunde Furchtlosigkeit vor dem Langweiligen, die der Erzählkunst von 1860 noch eignete. Keyserlings Werk ist schmaler, graziler, später, wählerischer, es hat nervöseren Puls; der Blick auf das Leben ist kälter geworden, die Ironie geistiger, das Wort präziser, der Gesamthabitus ungemütlicher, künstlerischer und weltläufiger – man spürt die Europäisierung der deutschen Prosa seit 1900.«

Europäisierung: ist das am wenigsten hämische Wort, das sich anbietet, um die Überwindung des poetisch-realistischen deutschen Provinzialismus zu kennzeichnen. Benn hat das viel unfreundlicher gesagt, als er Fontane – »dieser Autor hat Sicherheit, Kontur und Überlegenheit, er wird mit seinem Thema fertig, er ist innerhalb der deutschen Romaninferiorität eine große Leuchte« – dennoch den europäischen Rang absprach: ». . . aber das Pläsierliche, das das ganze epische Œuvre durchspinnt, vielmehr: trägt und bindet, entzieht ihm den Rang . . . dies gleiche Pläsierliche, das zum Beispiel bei Thomas Mann, zu dem verwandtschaftliche Beziehungen bestehen und der seinerseits ein großes Attachement für den Märker bekundet, den Rang nicht mindert, flüchtig betrachtet wohl darum, weil bei diesem fühlbar umfassend hinter allem das Unpläsierliche steht, dem Fontane durchgehends causierend und vielfach redensartlich sich entzieht.« Benn kannte offenbar die radikal politische Gesellschaftskritik noch nicht, die der sozialdemokratisch gesonnene alte Fontane heimlich in sei-

nen Briefen übte. Interessant, wie auch der Herausgeber der *Süddeutschen Monatshefte,* wie Josef Hofmiller ganz genau hier die Grenzen Fontanes gegenüber Thomas Mann absteckt – und damit (weshalb das hier so aufschlußreich ist) gegenüber dem *neuen,* dem was klassisch wurde in unserer Literatur. Statt klassisch – universell gesagt: ist man wieder bei dem, was Thomas Mann die Europäisierung unserer Erzählungskunst nannte. Hofmiller über Fontane, eine Notiz aus dem Nachlaß, die Benn nicht kannte: »Seine Bücher haben doch etwas Gefälliges: sie sind zu liebenwürdig, weil er selbst zu liebenswürdig war. Das Leben ist nicht so liebenswürdig. Es ist brutaler. Fontane ist niemals brutal . . . der Verfasser der *Buddenbrooks* hingegen hat diese Grausamkeit des großen Erzählers.« Hofmiller hatte 1910 über *Buddenbrooks* geschrieben: »Der Gleichmut, mit dem Angenehmes und Unangenehmes geschildert wird, die Gelassenheit, mit der die Hand dieses Autors Bild um Bild vom finanziellen, körperlichen, seelischen Verfalle malt, haben etwas zugleich Grausames und künstlerisch Befriedigendes. Wir haben zu diesem Schriftsteller das Vertrauen, er unterschlage uns weniger vom Leben als andere . . . der Trieb nach Vollständigkeit ist einer der Grundtriebe auch beim künstlerischen Genuß . . . Indiskretion ist die Vorbedingung der künstlerischen Mitteilung bis ins höchste Musikalische hinein . . . Geschichten mit starkem Wirklichkeitsgehalt werden am Ort der Ereignisse meist als peinlich empfunden. Was aber kümmern uns . . . gewisse Lübecker Verstimmungen?«
Benn und Hofmiller haben hier sehr genau beschrieben, was jene Dichter, die der deutschen Sprache ihre zweite Klassik geschenkt haben, unterscheidet von den Vorgängern, die dazu die Basis lieferten. Allenfalls nachzutragen bleibt ein ästhetisches Grundgesetz, das 1926 Thomas Mann für sich und seine Generationsgenossen – zwar nicht erst fand; gefunden hatte er es zu Anbeginn. Aber formulierte; und auch dieses Grundgesetz der Erzähler seiner Generation hat entscheidend beigetragen, ins Klassische zu erheben, was sie geleistet haben – auch geleistet an Ab-

grenzung gegenüber den poetischen Realisten vor ihnen: »Alles Detail ist langweilig ohne ideelle Transparenz. Kunst ist Leben im Licht des Gedankens.«
Und warum sind wir Heutigen kaum noch fähig, das unbedingt Neue, den radikalen Bruch zwischen der Erzählungskunst des Jahres 1880 und der des Jahres 1900, als *Buddenbrooks,* als *Leutnant Gustl* erschienen sind, in seiner ganzen Tiefe zu begreifen?
Weil heute selbst Thomas Manns »gehässigste Kritiker einen andern Stil schreiben würden, wenn sie ihn nie gelesen hätten«, wie Ludwig Reiners in seiner *Stilkunst* festhält, um zu überliefern, was wir durch Carossa, durch Rilke, durch Benn noch erhärten werden, die ebenfalls das unvorhersehbar *Neue,* als das damals sensationell Epoche Machende, überliefern. Reiners schreibt: »Die deutsche Literatur besitzt aber einen Schriftsteller – und er ist einer ihrer größten –, dessen ganzes Werk von einer tiefsinnigen Ironie durchwaltet ist . . . ein kunstreicher Orgelspieler der Stilkunst, der alle Register der deutschen Sprache gezogen und seinem erstaunten Instrument immer neue und verblüffende Tonabstufungen entlockt hat. Bewundernd und gelehrig lauschte Deutschland, und nichts gleicht dem erzieherischen Einfluß, den dieser oberste Zauberkünstler auf die deutsche Prosa ausgeübt hat . . . Wenn das Deutsche mit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts nicht in selbstzufriedener Behaglichkeit erstarrt ist . . ., so haben wir das Friedrich Nietzsche, Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal zu verdanken. Die unauffällige Eleganz der Hofmannsthalschen Prosa hat keine Nachfolger gefunden; sie gehört zu den unausgeschöpften Schätzen der Zukunft. Aber von Nietzsche und Thomas Mann kann man sagen, daß viele deutsche Schriftsteller heute anders schreiben würden, wenn diese beiden Männer nie gelebt hätten.«
Nur natürlich, daß auch Reiners das *sprachlich* Neue als jenes Revolutionäre herausstellt, das Epoche macht und hier sogar zur Geburt einer neuen Klassik führte. Sprache als jene Wirkung, auch politische Wirkung, die Wieland zu ar-

tikulieren versuchte anläßlich der frühen Gedichte Goethes, des *Götz*, des *Werther* – Wirkung *und auch Erschrekken!* Und wie der Jüngling, so hatte noch der *sechzigjährige* Goethe diese revolutionäre Macht in seiner Sprache, als er *Wahlverwandtschaften* publizierte. Ein Musiker, Zelter aus Berlin, schreibt ihm: ». . . eine Schreibart, welche wie das klare Element beschaffen ist, dessen flinke Bewohner durcheinander schwimmen, blinkend, oder dunkelnd auf- und abfahren, ohne sich zu verirren oder zu verlieren. Man könnte zum Poeten werden über eine solche Prosa, und ich möchte des Teufels werden, daß ich keine solche Zeile schreiben kann . . .« Wieland hatte, als Goethe erst mit seinen Schriften, dann als Person wie ein Komet in Weimar eingefallen war, in Reimen gefragt: wer sonst könne

»aus der Seelen innersten Tiefen
mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen«?

Liest man, wie auf Rilke, auf Carossa, auf Benn die Sprache der Brüder Mann gewirkt hat, so weiß man, daß Reiners nicht übertrieb, wenn er festhielt: »Bewundernd und gelehrig lauschte Deutschland«. Carossa bestätigt, daß man ihn *telegrafisch* informierte, wenn von Thomas Mann eine neue Arbeit in S. Fischers *Rundschau* zu lesen war! Und wenn Thomas Mann über des jungen Goethe Wirkung ohne Beispiel schrieb, so sprach er auch von seiner: »Man macht sich heute kaum eine Vorstellung davon, welche Sensation, welchen geistigen Jubel zu jener Zeit des Genie-Frühlings, des seelisch-formalen Sturmes und Dranges ein Gedicht erregte wie ›Willkomm und Abschied‹«.

»Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!«

Wie neu, wie kühn, wie wundervoll frei, melodiös und bildhaft das war, wie von dem Sturm und Stoß dieser Rhythmen der Puder von den rationalistischen Perücken flog! Ende des Zitats!

Es war nicht anders 1900 mit seiner und seines Bruders Prosa! Noch lebte zehn Jahre lang Wilhelm Raabe – doch

Heinrich Mann begann schon eine Novelle mit der hinschlagenden Wut einer dramatischen Exposition: »Kaum daß man inmitten einer angstvollen Stille den Galopp von Hufen gehört hatte, und Don Rocco Ascani stürzte schon selbst in den Gartensaal. Donna Carla schrie auf, wie sie ihn sah. Er brachte hervor: ›Es ist aus. Der Herzog hat unterzeichnet. Die Sbirren sind unterwegs‹ . . .« Benn kommentierte das eine Generation später, er beschrieb mehrfach die Pioniertat Heinrich Manns, der »den Speer dort aufnahm, wo Flaubert ihn liegen ließ, und der das Phänomen der Kunst in ein anderes Volk und in ein verwandeltes Zeitalter brachte . . . die Kunst nach Deutschland . . . Da kamen um 1900 die Brüder Mann und phosphoreszierten. Lehrten eine literarische Generation das Gefährliche, das Rauschnahe, den Verfall . . . brachten die Artistik, ein für Deutschland nie wieder zum Erlöschen zu bringendes Phänomen. Ahnen hatten sie hierzulande nur einen . . . Nietzsche: die Delikatesse in allen fünf Kunstsinnen . . . Der Einbruch der Artistik, die neue Kunst! Vom Westen den Geist: Fanatismus des Ausdrucks, analytischen Instinkt . . . vom Norden die Eruptivität des großen Stoffs, die dunklen, tragischen Träume . . .« Gottfried Benn hat – wenig bekannt – noch 1950, nachdem in der BRD die hochnasig-abfälligen Nekrologe auf Heinrich Mann gedruckt worden waren, in einer Notiz, die erst sein Nachlaß ans Licht brachte, festgehalten, erneuert: Heinrich Mann *bleibe* »der Meister, der uns alle schuf«! Und er nahm als Eideshelfer Rilke zu Hilfe, der 1907 in einem Brief geschrieben hatte, ungetrübt durch Neid, weil er als Lyriker einen Epiker feierte, ohne Konkurrenzgefühle zu empfinden: »Eine solch wunderbare Fülle, eine solche Sättigung mit Leben, das sich ganz in Sprache ergießt, ist wohl bislang im Deutschen nicht dagewesen.
Wie muß es die Jungen, die sich von der Natur befreien möchten, entzücken, wenn sie in den Büchern von Heinrich Mann alles finden, was seit langem, ja, seit immer gesehen worden ist! Wann hat dieser große Künstler seine Lehrzeit gehabt? Er übertrifft darin noch Flaubert. Wäh-

rend dieser etwas vom Sammler an sich hat, ist Heinrich Mann ein Verschwender.
Wer anders hätte je Landschaften so glänzend entworfen, um sie dann ganz einfach in den Blutkreislauf einer Handlung einfließen zu lassen? Das ist für mich das größte Wunder: daß einer zugleich Schöpfer von Formen und Schöpfer des Stromes sein kann, der sie ihm entführt.«
Daß der Dichter des *Malte Laurids Brigge* selber eine originale Prosa geschaffen hat, deren Neuheit nicht geringer war als jene, die den Erzählungen Heinrich Manns eignet, erweist nur nachhaltiger die Zuständigkeit seines Urteils.
Und so ist es mit Carossa, der vom Besuch eines Münchner Kunsthändlers erzählt: »In Barlach sah er den größten Plastiker des Zeitalters; welchen Schriftsteller er aber vor allen schätzte, das bekannte er, indem er, auf eine Reihe von Bänden zeigte, die alle den Namen Thomas Mann trugen . . . und so begann ich die kurze Erzählung zu lesen, die ›Gladius Dei‹ betitelt ist. Schon die ersten Seiten ließen mich ein Element spüren, das mir fehlte, das ich brauchte, ein erfrischend nördliches Corrigens zu meiner süddeutschen Art, auf das ich immer zurückgreifen würde. Die Kühle, die Feinheit und Schärfe des außerordentlichen Prosaisten, der unbestechliche Blick, der nichts unbesehen hinnimmt, die neue Beleuchtung oder Beschattung, die das Alltäglichste durch eine grausam genaue Beschreibung erfuhr, dieses Schlag um Schlag ins Schwarze Treffen, dazu der weltmännisch überlegene, mutwillige Tonfall, – dies alles empfand ich wie ein Gegenmittel für meine oft allzu dämmrige Empfindungswelt und für die Scheu vor übergroßer Deutlichkeit.
. . . In Thomas Manns Darstellung wirkte etwas dämonisch Radikales, das zur Nachahmung reizte; mir war, als hätte ich nie eine so funkelnde Richtigkeit der Bezeichnung erlebt, nie einen so unbarmherzigen Willen, die Züge, die jeder gern verbirgt, ans Licht zu kehren. Kaum wagte ich zu der plaudernden Gesellschaft hinüberzuschauen, so verlockend nahte mir der Zwang, die einzelnen Perso-

nen in einem Abstand zu sehen, wo sie möglicherweise komisch geworden wären. Um so befreiender war es, als ich, zu Ende lesend, erkannte, daß der Künstler einer höheren Absicht folgte, wenn er seinen Herrn Blütenzweig so zeichnete, daß einen das Lachen schüttelte; denn desto wahrer und schauerlicher tönte nun der Schwall der Mahnungen, Drohungen und schrecklichen Verkündigungen, die Hieronymus, der finstere Savonarola-Verwandte, dem schnüffelnden Kunsthändler hindonnerte, während gewitterfahle Wolken die Stadt überlagern. Sagen wir uns heut all diese Flüche vor, so klingen sie wie echte Prophetieen, und es schaudert uns, wenn wir erfahren, daß sie schon im Jahre 1903 aufgeschrieben wurden.
Das Buch schließend, sah ich dem Berserker ins Gesicht; zwischen ihm und dem rasenden Hieronymus irrten die Gedanken hin und her, Unheils-Ahnung schwebte in der Luft. Mit einem deutlichen Fiebergefühl kehrte ich zu den Freunden zurück und verabschiedete mich bald. Auf dem Heimweg fielen mir die Aufzeichnungen Doktor Bürgers ein, die immer noch in ihrer Mappe lagen; ich sagte mir, daß ich sie anders geschrieben hätte, wenn mir Thomas Manns Erzählung früher begegnet wäre. Das Blasse, Vorläufige, Unausgeführte meiner Szenen und Personen stand mir peinigend vor Augen; ich nahm mir vor, das Ganze umzuformen und bei mehreren Figuren gewisse Züge schärfer, eindringlicher, humoristischer herauszuarbeiten; aber schon der erste Anlauf gab mir zu erkennen, daß man die Kunstmittel eines Meisters nicht einfach übernehmen kann.«
Ich kenne keinen anderen Beleg, der noch heute, achtzig Jahre später, so einleuchtend das *Originale* der Prosa Thomas Manns ausweist, abgesehen davon, daß die Ehrlichkeit, mit der hier der nur drei Jahre jüngere Carossa sein Bemühen schildert, das Genie zu kopieren, weil er empfindet, daß für Prosaisten ein neues Zeitalter angebrochen ist, zusätzlich bestätigt, daß die Brüder Mann eine zweite Klassik eingeleitet hatten ... *sie,* wie Benn sagt, sie zuerst.

Es gibt offenbar Epochen, in denen es nicht mehr erlaubt ist, nicht mehr möglich, noch weiterzuschreiben, als hätten bestimmte Persönlichkeiten gar nicht gelebt und allen späteren neue Muster aufgezwungen. Ein solcher Einschnitt, auch in der bildenden Kunst markierbar, bezeichnet mehr als nur einen persönlichen Stil – er kennzeichnet ein Jahrhundertereignis. Hier das unserer zweiten Klassik.

II

Niemals habe ich mich während der immer hoch vergnüglichen Lektüre zu dieser Auswahl der anmaßenden Hoffnung überlassen können, die André Gide beschwingte, als er die Einleitung schrieb zu seiner noch heute wunderbaren, aber auch freilich – wie könnte es anders sein – lückenhaften Anthologie der französischen Poesie in der Bibliothèque de la Pléiade: Gide verglich seine Arbeitsweise mit der eines Galerie-Direktors, der bedeutende Bilder dadurch in neues oder überhaupt ins Licht rückt, daß er überflüssige Bestände seiner Sammlung, die bisher die wertvolleren beschattet hätten, wegräumt in die Abstellkammer. Diese Methode, der wir vorsätzlich *nicht* nachkommen wollten, hatte Gide nicht selber gefunden – sondern übernommen von Hofmannsthal, der in der Vorrede zu seinem *Deutschen Lesebuch* die Illusion pflegte, was gut, was entbehrlich sei, das wisse er besser als jene seiner Vorgänger, die weniger radikal entschieden hatten, welche Autoren zu tilgen seien aus der Liste der überliefernswerten. Doch mache keiner aus der Not, wenn sie nur eine Geld- oder Platz-Not ist, eine Tugend! Redlicher ist das Eingeständnis, daß ganz irdische Dinge wie Papier, wie Druck und Binden ihren Preis haben, der nicht ins Unerschwingliche eskalieren durfte, wenn Verleger und Herausgeber tatsächlich wollen, daß für Leser erreichbar bleibt, was man für sie auslas . . .
Geschlossenheit darf nicht vorgetäuscht werden, im Gegenteil: die »Gesetze« allein der Lotterie haben endlich

festgelegt, auf Kosten *welcher* Autoren die etwa fünfhundert »zu viel« ausgelesenen Seiten eingespart wurden; und vielleicht ist das Lotterie-System, wenn denn literarische Gerechtigkeit absolut unmöglich gewahrt werden kann, noch das am wenigsten unanständige! Denn wäre es nicht Hochstapelei, ja Denunziation, hier zu behaupten, *literarische* Gesichtspunkte hätten uns berechtigt, etwa Hermann Kesten oder den im KZ ermordeten Rec-Malleczewen oder Döblin oder den enthaupteten Adam Kuckhoff oder den vor einigen Jahren in Berlin verhungerten August Scholtis, die bestimmt alle in einer ergänzenden Sammlung großer autobiographischer Texte, die ich vorbereite, zu Wort kommen werden, als Erzähler draußen zu lassen? Oder aus anderen als aus Umfanggründen abermals den schon bei der ersten Auswahl nur unter Schmerzen ausgeschiedenen ›Patriot‹ von Alfred Neumann »hinauszuwerfen«, um es so drastisch zu sagen, wie wir unsere Verfahrensweise selbst als ungerecht empfinden! Wie sonst auch, außer durch Platznot, wäre zu begründen, daß wir auf Feuchtwangers ›Panzerkreuzer Potemkin‹ verzichten, weil Feuchtwanger immerhin noch im Bewußtsein und auch auf dem Markt ist als vielgelesener Erzähler. So wie niemand mehr weiß, daß Vicki Baum Erzählungen schrieb oder Emil Ludwig. Wenn ›Jape im Warenhaus‹ und ›Voltaire‹ gestrichen wurden – 1963 waren sie in der Sammlung –, so deshalb, weil von beiden Autoren aus deren Autobiographien ein Auszug in einer neuen vorbereiteten Sammlung erscheinen wird. (Es sei daran erinnert, wie sehr zum Beispiel Sieburg, der selber als Biograph seine vermutlich haltbarsten Bücher schrieb, Emil Ludwig – zugunsten von Stefan Zweig – für unterschätzt hielt; auch ist es interessant, daß Ludwigs Biographien für absolut authentisch erklärt wurden von kritischen Lesern, die persönlich noch die von Ludwig Porträtierten intim gekannt hatten: so die Baronin Spitzemberg, die in ihr berühmtes Tagebuch eintrug, Ludwigs Bismarck-Bildnis entspreche ihren zahllosen persönlichen Eindrücken von Bismarck und ihren langen Gesprächen mit ihm. –) Auch werden wir wiederum

unserem Vorsatz untreu, keine Romankapitel zu berücksichtigen, weil mit noch so herrschender Platz-»Angst« nicht motiviert werden könnte, erstens den zeitlebens international meistgelesenen deutschschreibenden Erzähler dieses hier vorgestellten Dreivierteljahrhunderts, Erich Maria Remarque, draußen zu lassen, obgleich er keine Novellen schrieb; zweitens wurden deshalb in einigen Fällen – Carossa, Musil, Bronnen, Friedrich Schnack, Schickele, – Kapitel aus Lebensberichten, Romanen, Tierbüchern deshalb ausgewählt, weil deren Rang und Schönheit, wie es uns scheint, kaum von einer selbständigen Erzählung im Werk dieser Autoren wieder erreicht wurde.
Noch einige Details – um uns wieder herauszureden mit der leider sachlichen Feststellung: nur ein Narr gibt mehr, als er hat – als er Platz hat! Wer empört ist, die unter Hitler im Reich verbliebenen und die christlichen Erzähler unterrepräsentiert zu finden, der teilt nur die Empörung des Herausgebers, sei aber immerhin auf Frank Thieß und Werner Bergengruen hingewiesen. Eine andere Entschuldigung, Ponten, Winnig, Brehm, Molo und wie viele andere hier gar nicht zu nennende »aus-geschieden« (was für ein Wort!) zu haben: gibt es nicht. Doch verweise ich mit Nachdruck – und gewiß nicht deshalb, weil ich die Ehre hatte, das Vorwort zu schreiben – auf die viele Überraschungen bringende Anthologie hin: *Fazit. Erzähler einer Generation,* die Herbert Reinoss 1971 im Herbig-Verlag herausbrachte: sie fand bei weitem den Widerhall nicht, der den darin – in manchen Fällen: letztmals – gedruckten Dichtern zu wünschen gewesen wäre. Auch möge jener, der hier nicht genug findet, sein Interesse an den Repräsentanten der Zweiten Klassik zu befriedigen, Marcel Reich-Ranickis fünf Erzähler-Sammlungen im Piper-Verlag lesen, die bis zu Paul Heyse und Isolde Kurz zurückgehen – und die vorangehen bis in die unmittelbare *Gegenwart,* um den Titel jener zwei Bände zu nennen, in denen ich deutschschreibende Erzähler der Jahrgänge 1900 bis 1960 im Kiepenheuer & Witsch-Verlag vorgestellt habe.
Auch wollten wir einen nur deutschen Aspekt stärker be-

rücksichtigen: Repräsentanten jener Provinzen aufzunehmen, die Kolonien von Auslandsdeutschen gewesen oder dem Reich durch seine Kriege als Wohngebiete zahlloser Deutscher verjuxt worden sind wie das Baltikum, Bessarabien, Böhmen. Obgleich zwar mit Keyserling, Thieß und Bergengruen die Balten hervorragend vertreten sind, fehlen doch Vegesack, Taube, Finckenstein. Und so ist es mit Autoren aus Böhmen wie Urzidil, Pleyer; mit Rumänien-Deutschen wie Zillich.
Also, wie gesagt, das war ein uns legitimer Gesichtspunkt, wenn auch nie der allein ausschlaggebende: daß Verschollenen manchmal Vortritt nicht nur vor Lebenden zukäme, das ist selbstverständlich, sondern auch noch vor heute höchst »lebendigen« Toten, wie etwa dem jetzt vermutlich überschätzten Robert Walser. Oder wie vor Klabund, der zwar nicht überschätzt wird, der aber als Novellist – so original und knapp und ironisch und in fremde Epochen einfühlungsfähig er auch als Romancier war – nicht den gleichen Anspruch auf Einlaß in eine so raumbegrenzte Anthologie hat, wie er als Lyriker hätte, als der er ohne Zweifel unentbehrlich wäre. Und was für Klabund als Lyriker – das gilt für Sternheim, für Kaiser, für Hermann Bahr als Dramatiker: daß sie heute als Dramatiker *da* sind, vitaler als viele, die leben, tröstet über unseren Verzicht, sie auch noch als Erzähler hier einzustücken. Obgleich wir es als Unrecht empfinden, abermals Bahr (1863–1934), *den* Eisbrecher für die literarische Moderne in Österreich, der er als bedeutender Essayist gewesen ist, hier übergehen zu müssen aus Platzgründen. Seine Erzählung ›Lenke‹, die schon ausgewählt war, jene Liebesgeschichte, die sich zum Entsetzen des Erzählers zum Schluß als »eigentlich gar keine« enthüllt: wie nahe kommt sie unserem heutigen Empfinden! Von Bahr fehlt seit Jahrzehnten jedes Buch auf dem Markt; gesammelte Werke erschienen nie. Das Reclamheft *Das Konzert* ist greifbar – sonst nichts. Doch hat Gustav Mankers Inszenierung der *Wienerinnen* im Wiener Volkstheater 1978 vor immer ausverkauftem Haus bewiesen, eine wie lustige Lebendigkeit noch immer die

Menschen im Leibe haben, die dieser Dichter vor achtzig Jahren schuf, wie unverstaubt sie sind, wie unmittelbar sie ansprechen sogar dort, wo keineswegs mehr Problem ist, was sie problematisiert hatte! Da aber der so viel beträchtlichere Bahr ebenso wie Alfred Polgar wiederum ausgeschlossen werden mußte, wie hätten dann seine Zeit- und Weggenossen aus dem verschwundenen k. u. k.-Imperium, zum Beispiel Peter Altenberg, Gustav Meyrink und andere aufgenommen werden dürfen!
Wie schmerzlich auch, verzichten zu müssen auf jene genuinen Erzähler, die weder als Lyriker noch als Stückeschreiber mehr leben oder je gelebt haben, etwa auf den Nobelpreisträger Spitteler oder auch auf Stucken, Stehr, Bruno Frank – und wen noch alles!
Immerhin, über allen Verlusten sei nicht zu vergessen, daß diese zwei Bände – und jeder einzelne ihrer Käufer! – einen eindrucksvollen Beitrag leisten, anzugehen gegen die wahrhaft schnöde Neigung der Deutschen, die einmal Otto Flake in dem Satz zusammenfaßte: »Die Deutschen stehen nicht zu ihren Erzählern«! Flake läßt das in seinem 1946 spielenden Roman, *Schloß Ortenau,* jemanden äußern – und indem wir daran erinnern, kehren wir zurück zur Galionsfigur dieser Sammlung:
»Er reichte mir ein Buch. Es enthielt ein paar der kleinen Romane von Eduard von Keyserling. ›Vor 1914 las man ihn, heute ist er vergessen‹, sagte ich; ›die Deutschen stehen nicht zu ihren Erzählern. Weil die baltische Welt zerschlagen wurde, glauben sie, Keyserling sei abgetan. Ich erinnere mich, daß Sie von Leseabenden im Winter sprachen – der Winter naht, wir könnten mit Keyserling beginnen‹.«

Basel, Sommer 1983 Rolf Hochhuth

Quellenverzeichnis

Der Abdruck der Erzählungen dieses Bandes erfolgte mit freundlicher Genehmigung der folgenden Verlage und Erben:

Gottfried Benn, *Weinhaus Wolf* – aus: *Gesammelte Werke,* Bd. 2, Wiesbaden und München, Verlagsgemeinschaft Klett / Cotta, Stuttgart

Werner Bergengruen, *Das Tempelchen* – Copyright 1950 by Peter Schifferli, Verlags AG Die Arche, Zürich

Bertolt Brecht, *Der Mantel des Ketzers* – aus: *Gesammelte Werke,* 1967, Suhrkamp Verlag, Frankfurt / Main

Hermann Broch, *Die Heimkehr des Vergil* – aus: *Barbara und andere Novellen,* 1973, st 151, Suhrkamp Verlag, Frankfurt / Main

Max Brod, *Ein Junge vom Lande* – Ilse Ester Hoffe, Tel Aviv

Arnolt Bronnen, *Die Ermordung des Aisop* – Erben Bronnen

Carl J. Burckhardt, *Schlangengeschichte* – aus: *Wolfsjagd, Erzählungen,* 1970, Peter Schifferli, Verlags AG Die Arche, Zürich

Kasimir Edschmid, *Das Pestschiff* – Paul Zsolnay Verlag, Wien

Hans Fallada, *Mensch auf der Flucht* – aus: *Gesammelte Erzählungen,* Copyright 1967 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Leonhard Frank, *New Yorker Liebesgeschichte* – Nymphenburger Verlagshandlung GmbH, München

Manfred Hausmann, *Heute noch* – aus: *Nacht der Nächte,* 1980, Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins GmbH, Neukirchen-Vluyn

Georg Heym, *Der fünfte Oktober* – aus: *Dichtungen und Schriften, Bd. II*

Meinrad Inglin, *Begräbnis eines Schirmflickers* – Atlantis Verlag, Zürich

Hans Henny Jahnn, *Ragna und Nils* – aus: *Dreizehn nicht*

geheure Geschichten in *Werke und Tagebücher in sieben Bänden,* Copyright 1974, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Oskar Jellinek, *Valnocha, der Koch* – Paul Zsolnay Verlag, Wien
Ernst Jünger, *Die Eberjagd* – aus: *Sämtliche Werke,* Bd. 15, 1978, Verlagsgemeinschaft Klett / Cotta, Stuttgart
Friedrich Georg Jünger, *Der weiße Hase* – aus: *Erzählungen in drei Bänden,* 1978, Verlagsgemeinschaft Klett / Cotta, Stuttgart
Franz Kafka, *Ein Landarzt* – aus: *Erzählungen,* Copyright 1935 by Schocken Books Inc. New York, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt / Main
Erich Kästner, *Mamma bringt die Wäsche* – aus: *Der tägliche Kram,* Atrium Verlag, Zürich
Elisabeth Langgässer, *Die Bootstaufe* – aus: *Ausgewählte Erzählungen,* Copyright 1979 by Claassen Verlag, Düsseldorf
Friedo Lampe, *Zu Straßburg auf der Schanz* – aus: *Das Gesamtwerk,* Copyright 1955 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Alexander Lernet-Holenia, *Maresi* – Paul Zsolnay Verlag, Wien
Robert Musil, *Der alte Herr bekommt endlich Ruhe* – aus: *Der Mann ohne Eigenschaften* in *Gesammelte Werke,* Bd. III, Copyright 1978 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Robert Neumann, *Jagd auf einen Menschen*
Sigismund v. Radecki, *Mein Zeuge ist Don Gasparro* – aus: *Bekenntnisse einer Tintenseele. Geschichten und Erinnerungen,* herausgegeben von Ruth Weilandt-Mattaeus, Verlag F. H. Kerle, Freiburg, Heidelberg 1980
Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues* – aus: *Im Westen nichts Neues,* 1959, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Ludwig Renn, *Schlachtfeld* – Aufbau Verlag, Berlin
Joseph Roth, *Seine K. und K. apostolische Majestät* – *Werke,* Bd. 3, Copyright 1976 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Gustav Sack, *Eva* – aus: *Gesammelte Werke,* 1920
René Schickele, *Die Gletscherspalte* – aus: *Das Erbe am Rhein (Maria Capponi)* in *Werke,* Bd. 1, 1959, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Anton Schnack, *Der Bootsmaat Nikifor Begitschew* – mit Genehmigung des Autors
Friedrich Schnack, *Die Falter des Homer* – Bertelsmann Verlag GmbH, München
Ina Seidel, *Zwei Kinder, die ich gekannt* – aus: *Die alte Dame und der Schmetterling,* Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
Frank Thieß, *Ein Besuch* – aus: *Tropische Dämmerung,* Paul Zsolnay Verlag, Wien
Ernst Toller, *Der Eiserne Gustav* – aus: *Gesammelte Werke,* Copyright by Sidney Kaufmann, Carl Hanser Verlag, München
Kurt Tucholsky, *Ein Ehepaar erzählt einen Witz* – aus: *Gesammelte Werke,* Bd. III, Copyright 1978 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Karl Heinrich Waggerl, *Hans* – Insel Verlag, Frankfurt / Main
Josef Weinheber, *Das Verhältnis* – aus: *Sämtliche Werke,* Bd. IV, Otto Müller Verlag, Salzburg
Franz Werfel, *Die arge Legende vom gerissenen Galgenstrick* – aus: *Gesammelte Werke. Erzählungen aus zwei Welten,* Bd. III, Copyright 1955 by Alma Mahler-Werfel. S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt / Main
Ernst Wiechert, *Chuchollek* – aus: *Gesamtwerk,* Albert Langen–Georg Müller Verlag, München
Friedrich Wolf, *Lichter überm Graben* – aus: *Gesammelte Werke,* Bd. 13, 1963, Aufbau Verlag, Berlin
Carl Zuckmayer, *Eine Liebesgeschichte* – Copyright 1934 by S. Fischer Verlag AG, Berlin
Arnold Zweig, *Was der Mensch braucht* – aus: *Ausgewählte Werke in Einzelausgaben,* Bd. 12, 1961, Aufbau Verlag, Berlin